This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Sammlung
Historischer Bildnisse.

Sammlung hiſtoriſcher Bildniſſe. 12°.

Erſte Serie.

Vollſtändig broſchirt *M.* 12.; einzeln geb. in Leinwand *M.* 22.; geb. in 3 Leinwandbänden mit Goldpreſſung *M.* 15.

I. Philipp Howard, Graf von Arundel, und Marc-Anton Bragadino, von A. F. Rio. Zweite Auflage. (114 S.) 90 *Pf.*

II. Lioba und die frommen angelſächſiſchen Frauen, von Karl Zell. Zweite, umgearbeitete Auflage. (VI u. 69 S.) 60 *Pf.*

III. Tilly im dreißigjährigen Kriege. Nach Onno Klopp bearbeitet von Franz Keym. Mit Tilly's Bildniß. Zweite Auflage. (VIII u. 163 S.) *M.* 1.20.

IV. Prinz Eugen von Savoyen. Nach Arneth bearbeitet von Franz Keym. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. (IV u. 234 S.) *M.* 1.50.

V. Karl der Große. Heinrich I. von Sachſen und die heilige Mathilde. Otto der Große. Die letzten Ottonen und Heinrich der Heilige. (172 S.) *M.* 1.20.

VI. Die heilige Eliſabeth, von Alban Stolz. Illuſtrirt. (VIII u. 263 S.) *M.* 1.25.

VII. Friedrich Leopold, Graf von Stolberg. Amalia, Fürſtin von Gallitzin. (150 S.) *M.* 1.20.

VIII. Die heilige Hedwig, Herzogin von Schleſien und Polen. Von F. Becker. (201 S.) *M.* 1.50.

IX. Friedrich von Spee. Von J. B. M. Diel S. J. Mit einem Titelbild. (120 S.) *M.* 1.20.

X. Papſt Sixtus [redacted] Werke des Barons von Hübner bear[redacted] 182 S.) *M.* 1.50.

Sammlung

historischer Bildnisse.

V

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1871.

Karl der Große.

Heinrich I. von Sachsen und die heilige Mathilde.

Otto der Große.

Die letzten Ottonen und Heinrich der Heilige.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1871.

Bei den vorliegenden Bildniſſen ſind größere Geſchichtswerke von Gieſebrecht, Weiß, Kieſel, Waitz, Jahrbücher von Hirſch und Ranke benutzt. Bei Karl dem Großen außerdem eine Broſchüre von Profeſſor Janſſen, und bei Heinrich I. „ein Stück deutſcher Geſchichte“ von L. Clarus.

J. V.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

Karl der Große.

Erstes Kapitel.

„Was in der Zeiten Bildersaal
Jemals ist trefflich gewesen,
Das wird immer Einer einmal
Wieder auffrischen und lesen."

Wohl mit Recht lassen sich diese Goethe'schen Worte auf den großen Reichthum von Büchern und Schriften anwenden, womit das deutsche Volk die Erinnerung an den großen Kaiser Karl wach zu halten sucht. Fast könnte es überflüssig erscheinen, diese Zahl von Schriften zu vermehren; aber ein Bild wahrer Größe kann überhaupt nicht oft genug betrachtet werden, schon wegen des sittlichen Einflusses, den es zu allen Zeiten auf den Beschauer üben muß.

Das mächtige Geschlecht der Merovinger, dessen gewaltiger Ahnherr Chlodwig dereinst das fränkische Reich begründet hatte, ging im 8. Jahrhundert einem gänzlichen Verfall entgegen. Schon unter den letzten Herrschern war die Gewalt über Krieg und Frieden, über innere und äußere Staatseinrichtungen ganz an die sogen. Hausmeier übergegangen. Diese waren zuerst Verwalter, wurden aber unter den letzten Merovingern bald unumschränkte Gebieter. Man ließ dem schwachsinnigen Childerich III. noch eine Zeit lang das Vergnügen auf dem Thron zu sitzen, und erlaubte ihm mit seinem lang herabwallenden Lockenhaar und Bart, woran nach alter Sitte nie ein Scheer-

messer kommen durfte, das Schattenbild eines Fürsten vorzustellen. Er durfte in prächtiger Kleidung den fremden Gesandten die Antwort ertheilen, die ihm die Hausmeier vorgesagt hatten, und fuhr bei öffentlichen Aufzügen auf seinem Schild, der auf einem von Ochsen gezogenen Wagen ruhte, nach seiner Pfalz. So nannte man damals die Hofburgen der Könige. Es war diese Art zu reisen ein altherkömmlicher Gebrauch der Merovinger und durchaus kein Schimpf, den die Hausmeier dem Könige anthaten. Papst Zacharias und sein Nachfolger Stephan II. erreichten es indessen im Verein mit der Macht der Verhältnisse, daß dieß Schattenspiel aufhörte. Am 3. Mai 752 schor man dem König Childerich die Locken — dieß war das sichtbare Zeichen seiner Entsetzung — und brachte ihn in ein Kloster. Darauf wurde Pipin der Kleine feierlich auf den Thron erhoben. Das Volk machte keinen Einspruch gegen die neue Herrscherfamilie. Es war ja längst an Dienstbarkeit gegen dieselbe gewöhnt, und die Ahnen Pipin des Kleinen, Pipin von Heristal und Karl Martell, hatten sich durch ihre Thaten bereits die hohe Achtung des Volkes erworben. Pipin der Kleine, der zuerst mit seinem Bruder Karlmann das Reich verwaltete, wurde, als dieser bald darauf in ein Kloster trat, von der fränkischen Geistlichkeit feierlich zum Könige gesalbt. Später, als Papst Stephan nach Soissons kam, um die Hülfe Pipins gegen die Longobarden zu beanspruchen, fand eine zweite Salbung der ganzen königlichen Familie statt. Dieß ist in sofern von Wichtigkeit, als sich der Gebrauch christlicher Herrscher, sich von den Päpsten salben zu lassen, seit jener Zeit mehr und mehr befestigt hat und sie seitdem als „Herrn von Gottes Gnaden" erscheinen. Pipin der Kleine war trotz seiner unansehnlichen Gestalt ein

Mann von ungeheurer Körperkraft, und die Chroniken sind voll von sagenhaften Erzählungen, wie er die wildesten Thiere bändigte, und welche Wunder er mit seinem Schwerte verrichtete.

Nach seinem Tode, welcher im Jahre 768 eintrat, sollte das fränkische Reich unter seine beiden Söhne Karl und Karlmann getheilt werden. Man wollte jedoch nicht wie früher die Länder in eine östliche und westliche, sondern in eine nördliche und südliche Hälfte theilen, damit nicht die verschiedenen Nationalitäten, sondern nur die Herrschaften getrennt würden. Karl erhielt das größte Stück von Aquitanien, das heutige nördliche Frankreich und die westlichen Theile des Reichs, welche sich bis nach dem heutigen Thüringen und der Maingegend erstreckten. Karlmann hingegen bekam die Provence, Burgundien, die Länder, welche sich von den Pyrenäen bis an die baierischen Marken hinzogen.

Von der ersten Jugend Karls des Großen haben sich fast keine Nachrichten erhalten. Man weiß nicht einmal bestimmt sein Geburtsjahr anzugeben, da sich für die Jahre 742 und 747 fast gleiche Belege aufbringen lassen. Auch über den Ort seiner Geburt ist man völlig im Unklaren. Fast zum erstenmal geschieht eine etwas ausführlichere Erwähnung Karls bei dem Besuche Papst Stephans II., bei welcher Gelegenheit die ganze Familie Pipins zu St. Denis gesalbt wurde. Beide Brüder erscheinen von dem Jahre 761 an mehrfach in Begleitung ihres Vaters bei Feldzügen; besonders wird Karls Waffengewandtheit bei einem Zuge gegen den Herzog Waifar von Aquitanien gerühmt. Ein Biograph erzählt auch, daß Karl sehr sorgfältig erzogen und in allem Wissen gründlich unterrichtet worden sei. Dieß kann aber doch nur

sehr wenig gewesen sein, wenn man sieht, mit welch' bewunderungswürdiger Ausdauer Karl in späteren Jahren sich bemühte zu lernen und mit welch' regem Interesse er alles verfolgte, was zu seiner weitern geistigen Ausbildung führen konnte. Manche behaupten, er habe erst im Alter schreiben gelernt. Dieß dürfte jedoch auf dem Mißverständniß einer Stelle des Alcuin beruhen, der mit „Schreiben" wohl mehr das damals sehr übliche Malen von Initialen im Sinn gehabt hat. Karl war von hoher Gestalt und sein Aeußeres flößte Jedem Achtung ein. Neben ungewöhnlicher Körperkraft besaß er große geistige Lebendigkeit und freundliches Wesen gegen Alle, die sich bittend in seine Nähe wagten. Vielleicht lag aber dennoch das größte Geheimniß des ungeheueren Einflusses, den er auf seine Zeit und Mitmenschen ausübte, in dem Totaleindruck seiner Persönlichkeit. Was er wollte, das that er, unbekümmert um Hindernisse. In einer Zeit voll socialer Schwankungen, wo jeder nach Gewalt strebt, wo keine staatlichen Einrichtungen fest stehen, muß der Geist eines Herrschers, der mit kräftigem Entschluß unverrückt die Bahn verfolgt, die er sich einmal vorgezeichnet, sich dem großen Ganzen mittheilen. Die Aufrühreriſchen werden niedergeworfen, die Unzufriedenen bei Seite gesetzt, die Thatkräftigen aber werden gefügige Werkzeuge in der starken Hand, welche die Völker bändigt. Einen festen Rückhalt besaß Karl in seiner aufrichtigen Frömmigkeit. Er verlor nie seine Gelassenheit, weder im Glück noch im Unglück. Karlmann hingegen wird als eine mittelmäßig begabte Natur geschildert und das Einvernehmen der beiden Brüder wurde nur durch die Bemühungen ihrer Mutter Bertha aufrecht erhalten.

Schon während der Thronbesteigung Karls und

Karlmanns erhob sich in dem scheinbar unterworfenen Aquitanien neuer Aufruhr. Der greise Humold wollte seines Sohnes Waifar Tod rächen, entfloh aus dem Kloster, wo er über zwanzig Jahre in Gefangenschaft gewesen und erhob von Neuem den Kampf, um das alte Herzogthum wieder herzustellen. Mit der ihm eigenen Schnelligkeit begab sich Karl sofort nach der rebellischen Provinz seines Reiches, zwang Hunold zur Flucht und verfolgte ihn nach Waskonien, wo derselbe Zuflucht bei dem Herzog Lupus gefunden hatte. Karl stellte Lupus die Wahl, ob er den Flüchtling ausliefern, oder sein Land der Zerstörung preisgeben wolle. Lupus übergab nebst dem Flüchtling sich und sein ganzes Land der Gnade Karls. Dieser war zufrieden, daß man seine Oberherrschaft anerkannte und legte zur Befestigung seiner Macht das feste Schloß Fronsac an der Dordogne an. Wahrscheinlich würde jetzt ein Krieg mit Karlmann nicht aufzuhalten gewesen sein, weil dieser Karls Aufforderung zur Hülfe gegen Aquitanien nicht nachgekommen war. Der Tod trat aber dazwischen; Karlmann starb unerwartet im Jahre 771 und die weiten Länder des fränkischen Reiches vereinigten sich unter dem Scepter seines größten Herrschers. Karlmann hinterließ eine Wittwe mit zwei Söhnen, welche sich zu dem Longobarden-König Desiderius flüchteten. Weder Karl noch das Volk wollte die Erbberechtigung der Söhne Karlmanns anerkennen.

Desiderius nahm die entthronte Königin auf und freute sich eine Gelegenheit zu haben, eine Beleidigung, die ihm von Karl war zugefügt worden, rächen zu können. Karl hatte nämlich auf das Betreiben seiner Mutter die Tochter des Longobarden-Königs geheirathet, dieselbe aber schon nach einem Jahre, man weiß nicht genau, aus

welchen Gründen, zurückgeschickt. Einige behaupten, der Papst habe diese Verbindung nicht gewollt, weil Karl bereits mit einer gewissen Imiltrude verheirathet gewesen sei; Andere wollen den Grund nur in der Abneigung des Papstes gegen das treulose Volk der Longobarden sehen. Gewiß ist aber, daß Karl sich im Jahre 772 mit Hildegard, der Tochter eines alten schwäbischen Geschlechtes verehelichte und mit ihr in glücklicher Ehe lebte.

Der Widerwille der Päpste gegen die Longobarden lag in den fortwährenden Kriegen und Bedrückungen, womit dieß Volk und seine Herrscher Rom bedrängten, und es in seinen Rechten zu schmälern suchten. Schon Pipin hatte dem Papste Stephan gegen den Longobarden Aistulph beigestanden; er hatte dem Papst die Länderstriche am adriatischen Meere von Comachio bis Ancona durch eine Schenkung überwiesen, aber Stephan und die folgenden Päpste bedurften immer von Neuem die Unterstützung des Königs, um sich in ihrem Besitz vor den Uebergriffen der Longobarden zu schützen.

Wohl selten hat ein König solche Herrschergaben besessen, wie Karl der Große, aber selten ist auch ein Herrscher-Genie zu geeigneterer Zeit geboren worden und zur Entwicklung seiner Gaben gekommen.

Das griechische Kaiserreich hatte sich überlebt, der Papst bedurfte einer starken weltlichen Macht, um sich in seinen Ansprüchen zu halten; ebenso nöthig war aber die geistliche Gewalt des Papstes dem neuen Königthum; denn nur durch das Band der Kirche konnte Karl die widerstrebenden Elemente seines großen Reiches einigen. Eine Haupt-Lebensfrage lag, wie es Karl von Anfang an richtig erkannte, in der Unterwerfung des mächtigen Sachsenvolkes. Schon die Merovinger waren mit den Sachsen wegen

der Grenzen ihres Reiches in feindliche Berührungen gekommen; Karls Vorgänger hatten in stetem Streit mit ihnen gelebt, die Sachsen aber waren ein wildes, unbändiges Volk, ganz von dem Geiste jener alten Germanen erfüllt, welche einst die Römer in Schrecken gesetzt hatten. Sie ließen in trotziger Freiheit keinerlei Herrschaft über sich aufkommen, und lebten wie in Urzeiten unter selbstgewählten Gaufürsten oder Herzögen.

Im Jahre 752 wurde der Krieg gegen die Sachsen zu Worms beschlossen. Christliche Glaubensboten hatten schon unter Pipin versucht die Sachsen zu bekehren; diese aber fürchteten sich vor der neuen Lehre, „welche durch ihr Blendwerk die Geister entfremde, die Sinne berücke und die heimische Sitte untergrabe." Sie ermordeten die Priester, verbrannten die Kirchen und huldigten von Neuem ihren Göttern. Karl überzeugte sich mehr und mehr von der Nothwendigkeit, dieß wilde Volk zu unterjochen. Er zog mit seinem Heere aus, eroberte die Eresburg an der Diemel und zerstörte die Irminsul, die gewaltige Eiche, welche nach dem Glauben der Sachsen das All trug. Panischer Schrecken verbreitete sich über diese That; die meisten Gaue gelobten Unterwerfung und die Sachsen wagten sich den Franken in keiner offenen Schlacht zu stellen. Karl drang bis zur Weser vor, wurde aber in seinem Eroberungszuge durch Nachrichten aus Rom aufgehalten, welche seine Anwesenheit daselbst dringend nothwendig erscheinen ließen.

Zweites Kapitel.

Desiderius wollte die Zeit benutzen, wo Karl mit den Sachsenkriegen beschäftigt war, um sich mit dem Papste zum

Vortheil der Söhne Karlmann's zu verbinden. Hadrian I., welcher seit 772 den päpstlichen Stuhl einnahm, wollte aber von diesen Vorschlägen nichts hören und schickte, als Desiderius ihn hierauf hart bedrängte, Gesandte zu Karl, der auch ungesäumt über die Alpen zu seiner Hülfe herbeizog. Bei dem Herannahen des gewaltigen Heeres der Deutschen unterwarf sich der größte Theil der Lombardei freiwillig, nur Pavia und Verona schloßen ihre Thore.

Desiderius bestieg mit einem fränkischen Fürsten, Otker, der mit Karlmann's Wittwe zu ihm geflohen war, den höchsten Thurm der Stadt, wo man das Land weit überschauen konnte. Er fragte den Fürsten, als sich die Heeresmassen heranwälzten: „Ist Karl etwa unter diesen?" „O nein, noch nicht," sagte Otker. Nun rückte der Landsturm der Frankenlande herbei, und Desiderius meinte Karl unter diesen Schaaren zu finden. „Auch unter diesen ist er nicht," antwortete Otker auf des Königs Frage. Es folgten die glänzenden Schaaren der Bischöfe, Aebte und der niederen Geistlichkeit, und Desiderius rief geängstigt: „Sage, was sollen wir beginnen, wenn noch immer mehr herankommen?" Otker aber gedachte vergangener Zeiten, wo er die Größe und Macht Karl's in der Nähe kennen gelernt hatte. Immer neue Schaaren wälzten sich heran, es erhob sich im Westen wie eine finstere Wolke, die den lichten Tag in Schatten verwandelte. Jetzt kam auch der König selbst, der eiserne Karl, das Haupt mit einem Eisenhelm, die Arme mit Eisenschienen, die Brust mit einem Eisenpanzer bedeckt. Hoch in der Linken hielt er die mächtige Eisenlanze, während die Rechte für das Schwert bereit war. „Sein Schild schien ganz von Eisen und sein kampflustiges Roß war eisern von Farbe und Muth. Alle, die ihm voranzogen, alle, die ihm zur Seite

gingen oder ihm folgten, ja das ganze unermeßlich große Heer war wie er in Eisen gehüllt; von Eisen starrten ringsum alle Felder und alle Pfade." Ueberwältigt von dem Anblick rief Otker: „Siehe, da kommt er, nach welchem du so viel gefragt", und Desiderius rief verzweifelt: „Laß uns niedersteigen und flüchten unter die Erde vor dem Zorne eines solchen Feindes."

Der Krieg in Italien wurde ohne viel Blutvergießen rasch zu Ende geführt, und Desiderius in ein Kloster geschickt, um sein vielbewegtes Leben zu schließen. Das Reich der Longobarden, welches über zweihundert Jahre bestanden, endete nicht in rühmlichem Kampf, sondern durch Feigheit und Charakterlosigkeit seiner Herrscher. Karl wollte Ostern 774 in Rom verbringen und der Papst ging dem mächtigsten Herrscher Europa's in feierlichem Zuge entgegen, um ihm die Würde eines Patricius von Rom anzutragen. Papst und König gelobten sich in der St. Peterskirche über dem Grabe des Apostelfürsten stete Freundschaft und feste Treue, während der Lobgesang: „Benedictus qui venit in nomine Domini" die weiten Hallen erfüllte. Karl bestätigte und vermehrte die Schenkungen, welche sein Vater dem Papste gemacht hatte.

Die Ruhe in Italien war aber noch nicht hergestellt. Schon im Jahre 776 mußte Karl dem Papste zu Hülfe eilen, weil der Sohn des Desiderius, Adelgis, von Bayern unterstützt, einen neuen Aufruhr veranlaßt hatte. Als die unruhigen Köpfe gebändigt waren, führte Karl in der Lombardei fränkisches Kriegs- und Rechtswesen ein, soweit es sich für die Landesverhältnisse eignete. „Er hatte in dem Bewußtsein eines christlichen Herrschers eine gewisse Ehrfurcht vor dem nationalen Recht der ihm unterworfenen Völker, wollte nicht in allen Theilen der Mo-

narchie gleiche Gesetzes- und Verwaltungsformen einführen, sondern strebte immer nur nach der geistigen Einheit, die ihm nur die Kirche in gleichem Glauben und einem für alle Nationen gleichen Sittengesetz geben konnte." Neben allen Kriegen, die Karl's Gegenwart bald im Norden bald im Süden seiner großen Monarchie beanspruchten, riefen die Sachsen doch immer wieder sein Hauptaugenmerk auf sich. Mehrmals hatte er sie unterworfen, sie hatten ihm Treue und Annahme des Christenthums gelobt; Bonifacius, Willibrord, Lebuin und andere Apostel der Deutschen hatten Karl's Bemühungen vorgearbeitet, aber es lebte eine trotzige, wilde Naturkraft in dem Sachsenvolke und drei Jahrzehnte hindurch dauerte das Ringen und Kämpfen, bis das Heidenthum in Deutschland gebrochen, und der Sieg des Christenthums entschieden war.

Während Karl in Italien war, standen die Sachsen von Neuem auf, eroberten die Eresburg und vergaßen alle gezwungenen Eide. Wie im Fluge kehrte Karl nach Deutschland zurück um die Meineidigen zu züchtigen. Unzählige Sachsen kamen ihm bis zu den Quellen der Lippe entgegen und versprachen alles, was er verlangte. Karl legte Zwingburgen an und feierte Weihnachten des Jahres 776 in seinem Stammschloß Heristal an der Maas. Er traute aber den Sachsen keineswegs; hatten sie doch jedesmal, wenn er die Grenzen verlassen, ihre Schwüre vergessen und seine Verordnungen umgeworfen. Im Frühjahr 777 war Karl zu Ostern in Nymwegen, begab sich aber von dort mit ansehnlicher Macht nach Paderborn, um im Lande der Sachsen selbst ein Maifeld, wie man damals die Reichstage nannte, abzuhalten. Viele Sachsen waren gekommen, Adelige und Freie brachten dem Könige ihre Huldigungen dar, der alte Trotz schien gebrochen und

freiwillig ließ sich eine Menge taufen. Nur Wittekind, der mächtigste unter den Sachsenherzögen, wollte sich nicht vor dem Franken beugen und floh zu dem Dänenkönig Sigfried.

Auf dem Reichstage zu Paderborn erschienen unerwartete Gäste aus Spanien. Die Sarazenen, welche ehemals gedroht hatten, dem Islam blutigen Eingang in Europa zu verschaffen, hatten sich untereinander entzweit. Abderhaman gründete ein neues Kalifat zu Cordova, und Ibnularabi, der sich ihm gegenüber nicht zu halten vermochte, ließ Karl, dessen Ruhm die Welt erfüllte, um Hülfe bitten. Karl und die fränkischen Großen versprachen mit Freuden ihren Beistand zu einem Kriegszug, der, neben dem Vortheil, der dem Christenthum daraus erwachsen konnte, so viel Aussicht auf Ruhm bot. Siegend drang Karl 778 bis zum Ebro vor und nahm Geißeln der muhamedanischen Befehlshaber mit sich. Der Feldzug sollte jedoch nicht ganz so glänzend zu Ende geführt werden, wie er begonnen. Das wilde Volk der Basken hatte in den Thälern und Abhängen der Pyrenäen einen Hinterhalt gelegt und überfiel die Nachhut des fränkischen Heeres. Die Franken waren der Gegend unkundig, zwischen den Bergen eingeengt, und konnten sich des Angriffs nicht erwehren. Viele Grafen und Herren mußten hier ihr Leben lassen; besonders hat sich die Sage des Helden Roland bemächtigt, der die Nachhut des Heeres befehligt haben soll: Alle Tapfern fallen um ihn herum, er allein bleibt übrig im Thale von Roncesvalles, und sein scharfes Schwert verheert die Reihen der Feinde. Hinter einem Wall von Leichen sinkt er zuletzt zu Tode verwundet zusammen, bläst mit letzter Kraftanstrengung in sein gewaltiges Elfenbeinhorn, das sagenberühmte Olifant, damit

Karl seine Noth in der Ferne gewahr werde. Dieser eilt herbei, aber zu spät. Roland hat so furchtbar geblasen, daß seine Adern gesprungen sind. Er zerbricht sein Heldenschwert, legt aber noch, umgeben von den Seinigen, die Beichte ab und stirbt.

Die Kunde von der Niederlage der Franken verbreitete sich mit Windesschnelle in Sachsen. Wittekind kehrte zurück, die Kirchen wurden zerstört, die Priester erschlagen und in wilder Kampfeslust ergossen sich die sächsischen Heereshaufen bis Köln, ließen Deutz in Flammen aufgehen und verwüsteten die Rheingegend bis Coblenz. Karl schickte ein Heer von Alemannen und Franken, welches die Sachsen zurückdrängte, aber erst seine persönliche Erscheinung in den Jahren 779 und 780 brachte die Sachsen zur Unterwerfung. Der König war durch seine Erfahrungen gewarnt, er führte jetzt im Sachsenlande fränkische Gerichtsbarkeit ein, wie er es früher auch in der Lombardei gethan hatte, er wollte dem kriegerischen Geist des Volkes nach einer anderen Seite Nahrung geben, und zum ersten Male sollten die Sachsen ihm Heeresfolge in einem Zuge gegen die Sorben leisten, welche zwischen Saale und Elbe wohnten. Ehe aber der Zug dorthin zur Ausführung kam, ging Karl noch einmal mit seiner Familie nach Rom, wo Papst Hadrian den zweiten Sohn des Königs, Pipin, zum König von Italien salbte. Auch der dreijährige Ludwig wurde zum König von Aquitanien gesalbt, und die achtjährige Rothrude mit dem griechischen Thronfolger verlobt. In Sachsen hatte es aber nur der kurzen Abwesenheit Karls bedurft, um die bereits mit so viel Blut erkämpfte Unterwerfung zu nichte zu machen. Wittekind rief in begeisterten Worten das Volk noch einmal zum Kampf um die altgermanische Freiheit auf; zu gleicher

Zeit erhoben sich die Sorben, und die Befehlshaber, welche Karls Heer gegen dieselben führten, wandten sich zurück, um zuerst gegen die Sachsen zu kämpfen. Der Angriff wurde aber übereilt und die Franken erlitten am Berge Süntel an der Weser eine vollständige Niederlage. Karl eilte unaufhaltsam nach Sachsen und wieder scheint die Gewalt seiner persönlichen Erscheinung den Widerstand gebrochen zu haben. Wittekind flüchtete, aber Karl faßte jetzt mit furchtbarem Ernste sein Ziel in's Auge. Er verlangte Auslieferung der Schuldigen und ließ an einem Tage 4500 Sachsen bei Verden enthaupten, eine That, die sich zwar, vom Standpunkt jener Zeit beurtheilt, einigermaßen entschuldigen läßt, die aber dennoch für alle Zeiten einen dunklen Schatten auf Karls ruhmvolles Leben werfen wird. Die Sachsen hatten den König allerdings auf das Aeußerste gereizt. In dumpfer Verzweiflung und betäubt von dem furchtbaren Schlage verhielten sie sich jetzt für's Erste ruhig, bald aber erhob sich das ganze Land in äußerster Wuth der Rache und Verzweiflung, um im letzten Todeskampf um die Freiheit, wenn nicht zu siegen, doch zu sterben. Karl traf umfassende Rüstungen, wurde jedoch durch den Tod seiner innigstgeliebten Gemahlin Hildegard aufgehalten, welche am 30. April 783 in ihrem 26. Jahre starb. Die Annalen erzählen viel von der Frömmigkeit und Mildthätigkeit, sowie der großen Schönheit dieser Königin und man kann wohl mit Recht annehmen, daß unter den Frauen Karls des Großen sie es war, die seinem Herzen am nächsten gestanden. Der Aufstand in Sachsen brach aber so schnell aus, daß Karl kaum Zeit fand seine Rüstungen ganz zu beendigen. Zum ersten Male stellten sich die Sachsen ihm in offener Schlacht entgegen. Bei Detmold wurde der Sieg Karls nicht

ganz entschieden, wenigstens sind die Berichte darüber auffallend kurz; desto gewaltiger und furchtbarer war aber der blutige Sieg an der Hase bei Osnabrück, wo das Sachsenthum den Todesstoß erlitt. Die Blüthe des Volks lag in zahllosen Leichen, die todesmuthige Kraft war gebrochen, und Todesstille herrschte Jahre lang in den von Menschen verödeten Landen. Karl hatte zwar bis zu seinen letzten Lebensjahren noch mit kleinen Auflehnungen der Sachsen zu thun; es waren aber nur mehr einzelne Gaue, die sich erhoben. Das Sachsenvolk im großen Ganzen war besiegt, und in den letzten Regierungsjahren gelang es dem Kaiser durch Verpflanzung und Vermischung sächsischer Stämme mit den Obotriten, Wilzen und anderen Völkern, deren gänzliche Vereinigung mit Deutschland herbeizuführen.

Nach Worms zurückgekehrt, verheirathete sich Karl noch in demselben Jahre mit Fastrada, der Tochter eines fränkischen Grafen. Sie wird als ein böses Weib geschildert, welches auf Karl einen schlimmen Einfluß übte. Einige Monate nach dem Tode seiner Gemahlin Hildegard hatte Karl auch seine Mutter verloren. Mit ihr hatte der König stets im besten Einverständniß gelebt, nur über Karls Trennung von der Tochter des Desiderius war eine kurze Spannung entstanden. Zwei Jahre gingen noch darüber hin, ehe Wittekind sich zur Unterwerfung entschließen konnte. Endlich, als Karl ihm Verzeihung zusagte, erschien er zu Attigny, unterwarf sich und nahm die Taufe an. In der Verbreitung des Christenthums verfuhr Karl mit unerbittlicher Strenge. Die Taufe wurde mit Todesstrafe erzwungen, und Todesstrafe stand auf Ausübung heidnischer Gebräuche, wie Verehrung der Quellen, Bäume und Haine, sowie auf dem geringsten Widerstand gegen einen christlichen Priester.

Drittes Kapitel.

Gleichzeitig mit den Sachsenkriegen nahmen eine Menge anderer Kämpfe Karls Thätigkeit in Anspruch. Bald waren es die Italiener, die sich unter dem Herzog von Benevent erhoben, bald machten ihm die Baiern zu schaffen, die sich unter ihrem Herzog Thassilo nur schwer zur Unterwerfung entschließen konnten. Es ging aber dem Geschlecht der Agilolfinger in Baiern wie den Longobarden: Vor der siegenden Erscheinung Karls des Großen mußte jeder Widerstand brechen. Dieselbe Erfahrung machten auch später noch die Dänen und Böhmen. Nach der Unterwerfung der Sachsen kämpften nur die Avaren, ein wildes Volk, welches in dem heutigen Ungarn wohnte, in einem acht Jahre lang dauernden Krieg noch um seine Unabhängigkeit. Aus diesen Feldzügen, die wegen der Kriegsgewandtheit und Schlagfertigkeit der Avaren den Franken manches Opfer kosteten, haben sich manche Sagen erhalten. Es wird von einem Kriegsmann Karls erzählt, der aus dem Thurgau gebürtig und ein Riese gewesen sei. Einherr war sein Name und vor seinem Schwerte fielen die Avaren nieder wie Gras. Als ihn bei seiner Rückkehr gute Freunde und Nachbarn fragten, was er im Lande der Avaren ausgerichtet habe, brummte er voll Unmuth und Zorn: „Was soll ich viel von diesen Fröschlein sagen! Ich trug ihrer sieben oder acht am Spieße über die Schulter, weiß nicht, was sie quakten; war der Mühe nicht werth, daß der Kaiser so viel Kriegsvolk gegen diese Kröten und Würmlein zusammengebracht; ich hätte mich nicht damit abgemüht.“ Trotz dieser Reden des Riesen muß der Kampf ein sehr blutiger gewesen

sein, denn Pannonien war nach seinem Abschluß von Menschen verödet und der gesammte Adel des Volks war gefallen. Die Franken hatten unermeßliche Schätze gefunden und eroberten alles, was die Avaren seit zwei Jahrhunderten aus fast allen Ländern des westlichen Europa zusammengetragen hatten. Karl selbst hatte nur im Anfang persönlichen Antheil an den Kämpfen genommen; die spätere Ausführung des Krieges überließ er seinen Söhnen und den Großen des Reichs.

In den Jahren 786 und 792 brachen Verschwörungen gegen das Leben Karls aus. Der Grund davon ist nach den Berichten hauptsächlich darin zu suchen, daß der König unter dem Einflusse seiner stolzen und grausamen Gemahlin Fastrada nicht milde regiert hatte. Die Nachrichten hierüber sind aber etwas dunkel, und man weiß nicht genau, wie viel davon zu halten ist. Fastrada starb im Jahre 794, und Karl vermählte sich mit einer Schwäbin Liutgard, die aber schon im Jahre 800 ebenfalls starb. Ein höchst schmerzlicher Verlust traf Karl 795 durch den Tod des Papstes Hadrian. Dieser war dem König stets ein naheſtehender Freund gewesen, und die lateinische Grabschrift in Versen, welche Karl auf den Tod des Papstes verfaßte, ist an dem Haupteingang zum Vatican bis auf den heutigen Tag aufbewahrt. Leo III. folgte Hadrian auf dem päpstlichen Stuhl und sandte gleich nach seiner Erhebung die Schlüssel zum Grabe des heiligen Petrus und die Fahne der Stadt Rom nebst andern Geschenken an den König Karl. In dem Antwortschreiben, welches dieser durch den Gelehrten Angilbert dem Papste mit reichen Schätzen aus der Avarenbeute zuschickte, spricht sich das tiefe Pflichtgefühl des Königs gegen die Kirche und seine ächte Frömmigkeit aus: „So wie ich mit Eurem

seligen Vorgänger einen Bund heiliger Vaterschaft eingegangen bin", schreibt der König, „so wünsche ich auch mit Eurer Heiligkeit einen unverbrüchlichen Bund derselben Treue und Liebe zu schließen. Mir liegt ob, mit Hülfe der göttlichen Barmherzigkeit die heilige Kirche Christi überall gegen jeden Einfall der Heiden und jede Verwüstung der Ungläubigen mit den Waffen nach Außen zu vertheidigen, und im Innern durch Bekenntniß des katholischen Glaubens zu befestigen. Euch liegt ob, heiliger Vater, wie Moses die Hände zu Gott zu erheben und meinen Kriegsdienst durch Gebet zu unterstützen."

Wie von selbst gingen alle Pflichten und Ehren, die früher dem byzantinischen Kaiserthum zugefallen waren, jetzt auf Karl über. Beherrschte er doch alle die Länder, die einst das weströmische Reich gebildet; der Papst hatte sich seit geraumer Zeit gewöhnt in Karl den Schirmherrn der Kirche zu erblicken und mit raschen Schritten ging das Kaiserthum im Osten seinem Verfall entgegen. Die grausame Kaiserin Irene hatte auf die verruchteste Weise, durch Blendung ihres eigenen Sohnes, die Herrschaft in Constantinopel an sich gerissen und „nach allen Traditionen der Vorzeit durfte nie ein Weib den kaiserlichen Namen tragen." Rom war nicht mehr wie früher die weltumfassende Kaiserstadt, aber an den riesigen Ruinen hing der Zauber vergangener Größe, und dankbar sahen die Deutschen auf den Mittelpunkt des Christenthums, von wo aus sie ihr edelstes Gut, ihre Religion, erhalten hatten. Leo III. hatte gleich in den ersten Jahren seines Pontificats schwere Kämpfe zu bestehen. Als Sitz weltlicher Macht wurde das Papstthum Gegenstand herrschsüchtiger Bestrebungen, und Verwandte des verstorbenen Papstes überfielen Leo bei einer Procession, um ihn aus dem

Wege zu räumen. Wie durch ein Wunder wurde der Papst gerettet und begab sich selbst nach Deutschland, um die Hülfe Karls nachzusuchen. In feierlichem Zuge ging der König dem Papst entgegen und feierte dessen Anwesenheit mit allen erdenklichen Ehren. Wahrscheinlich würde Karl, außer dem reichen Gefolge, welches er zur Rückreise des hl. Vaters aufbot, selbst Leo nach Rom begleitet haben, wenn nicht spanische Angelegenheiten, sächsische und nordische Kriegsveranlassungen seine Anwesenheit in Deutschland verlangt hätten. Im Jahre 800 aber trat der König eine Rundreise durch seine weiten Länder an und kam im November nach Rom. Der Papst erwartete ihn an den Stufen der St. Peterskirche, und am Weihnachtstage nach der Messe trat Leo vor Ertheilung des Segens zu Karl, goß heiliges Oel auf sein Haupt und setzte ihm unter lautem Jubelgesang des Volkes eine kostbare Krone auf. „Dem erhabenen, frommen Karl, dem von Gott gekrönten, großen und friedebringenden, römischen Kaiser Leben und Sieg", so schallte es in den hohen Hallen des Doms. Karl trat in Begleitung seiner Söhne und Töchter an den Hochaltar und schwur einen feierlichen Eid vor Gott, die heilige römische Kirche mit seiner ganzen Kraft und Macht zu beschützen und zu vertheidigen.

Der von Alcuin zuerst ausgesprochene Gedanke, daß alle Gewalt von Gott in zwei Strahlen auf seine zwei obersten Lehensträger, den Papst und Kaiser ausgehe, fand so zum erstenmal seine Verwirklichung. Die religiöse Weihe des Kaiserthums war die Gründung der christlichen Staatenfamilie und „am Weihnachtstage 800 schlug die Vorsehung ein Blatt in der Weltgeschichte um".

Karl erfaßte seine Stellung als Statthalter Gottes

im demüthigsten, christlichen Sinne. Die geistlichen Rechte, die ihm durch das Kaiserthum zu Theil wurden, suchte er auf die gewissenhafteste Weise zu benutzen, indem er mehr noch wie früher darauf hinwirkte, die Geistlichkeit mit dem Bewußtsein der Bedeutung ihres hohen Berufes zu erfüllen. Sie sollten nicht mehr an der Heeresfolge Theil nehmen, sollten nicht mehr auf die Jagd gehen, sondern sich auf das Studium der Kirchenväter, auf Erhaltung und Pflege der Wissenschaften beschränken. Besonders legte er ihnen das Wohl der ihnen anvertrauten Seelen an's Herz, und mit einer Mischung von väterlich rathendem und gebieterisch vorschreibendem Tone suchte er in jedem seiner Unterthanen den Begriff sittlicher Pflicht zu wecken. Des großen Kaisers Ideal eines christlichen Staates lag in der Idee einer allgemeinen Volksbildung; sein weiter Blick erkannte die weltumfassende Bedeutung des Christenthums, welches allein fähig war, diese Bildung zu bewerkstelligen. Freilich fanden in dem engen Zusammenwirken von Papst und Kaiser mancherlei Uebergriffe der Gewalten nach beiden Seiten statt; die kirchlichen Synoden und politischen Reichstage wurden gleichzeitig abgehalten; wenn aber Karl wußte, daß über kirchliche Dinge bereits ein Ausspruch des Papstes vorhanden sei, stand er mit seinem Urtheil zurück. Alle Gelehrsamkeit lag aber zu jener Zeit bei der Geistlichkeit, und diese zu bilden und zu Zucht und Ordnung zurückzuführen, machte sich Karl, wie schon erwähnt, zur besondern Aufgabe. Er war es, der zuerst wieder den Gedanken an Gründung von Erzbisthümern hervorrief, um eine Aufsicht über die Bischöfe und höhere Geistlichkeit zu haben. Wenn er seinen ursprünglichen Plan auch nicht in Sachsen erreichte, so gründete er nach und nach doch acht Bisthümer:

Münſter und Osnabrück, Paderborn und Minden, Hildesheim, Verden, Bremen und Halberſtadt.

Ein reiches, bedeutungsvolles Leben theilte ſich der Kirche durch die zahlreichen Synoden mit, in deren Verlauf die geiſtliche und wiſſenſchaftliche Umbildung des Welt- und Ordens-Klerus geregelt wurde. Der Kaiſer ſchickte alljährlich Sendboten aus, einen Geiſtlichen und einen Laien, welche die Länder bereiſen mußten und folgende Anweiſung hatten: „Sie ſollen mit aller Sorgfalt in den ihnen überwieſenen Provinzen auf die mangelhaften Geſetze achten und dem Kaiſer darüber Bericht erſtatten; ſie ſollen ſorgfältig erforſchen, ob ſich Jemand über erlittenes Unrecht zu beſchweren habe, und ſo gewiß ſie in der Gnade Gottes zu beharren und dem Kaiſer die geſchworene Treue zu halten entſchloſſen ſind, einem Jeden, den Kirchen, Armen, Wittwen und Waiſen, gleichwie dem ganzen Volke den Schutz der Geſetze und volle Gerechtigkeit angedeihen laſſen.“ Die Schäden und mangelhaften Einrichtungen, welche dieſe Boten entdeckten, wurden ſpäter im Rathe des Kaiſers der ſorgfältigſten Prüfung unterzogen. Bedeutende Männer, wie der greiſe Alcuin, Peter von Piſa, Adalhard, Angilbert und vor Allen der ehrwürdige und einfache Einhard nahmen Theil an dieſen Berathungen. Dem Letztern, der den größten Theil ſeines Lebens in der Nähe des Kaiſers zubrachte, verdankt die Nachwelt hauptſächlich die Nachrichten über Karls des Großen Leben und Wirken. Unter dem Beiſtande dieſer Männer entwarf Karl die erſte deutſche Geſetz-Sammlung, ein Unternehmen, in deſſen Großartigkeit der Ruhm des großen deutſchen Kaiſers ſich für alle Zeiten befeſtigt hat. „Ein Rieſenſchritt in der Entwicklung des deutſchen Geiſtes geſchah durch dieſe Geſetzgebung, und man glaube nicht,

daß sie, weil ein erster, darum ein roher, ungefüger Versuch war. Keinen Trieb germanischen Wesens hat der Kaiser verkommen lassen, jeden aber in Zucht genommen, veredelt, an die rechte Stelle gebracht und so fähig gemacht, herrlichere Blüthen und nützlichere Frucht zu zeitigen als bisher."

„Welten umfasset sein Geist, zum Weltherrn ward er geboren,
Ja, an dem trefflichen Mann hat Gott sich göttlich bewährt."

Dieselbe väterliche Sorgfalt, womit Karl die Bildung von Schulen und das Leben der Geistlichkeit überwachte, verwandte er auch auf die Anstalten, womit er das Wohl des freien Volkes und der dienenden Stände zu heben suchte. Die Rechte des Adels und der Beamten über das Volk wurden gesetzlich geordnet, ebenso die Kriegsverpflichtung der Vasallen mit dem Heerbann des Volkes mehr in Einklang gebracht. Durch eine Menge neuer Handelsstraßen, Anlagen von Dörfern und Städten erleichterte und hob Karl den Verkehr, wenn er auch die Ausführung manches großen Gedankens nicht selbst erleben sollte. Den Plan einer steinernen Brücke bei Mainz konnte er nicht ausführen, und die hölzerne, welche er errichtet hatte, brannte im Jahr vor seinem Tode ab. Die Anlage des Kanals zwischen Rednitz und Altmühl, vermittelst dessen er eine Verbindung von Rhein und Donau, und durch diese beiden Ströme der Nordsee und des schwarzen Meeres erzielen wollte, mußte er aufgeben, aber die bedeutendsten Verkehrslinien des Mittelalters verdanken Karl ihre Entstehung.

Gleichzeitig mit den Reichstagen, die an verschiedenen Orten gehalten wurden, ließ der Kaiser Handelsmessen einrichten. Die Sachsen brachten Zinn und Blei aus England, die Juden kostbare Schmucksachen; die Gallier

waren damals schon berühmt wegen ihrer Manufacturen, und die Römer wegen ihrer kostbaren Tuche und Stoffe, sowie den seltenen Specereien.

Alle diese Culturbeförderungen, welche eine schnellere und schönere Entwicklung der Völker zum Ziele hatten, fanden ihren Ausgangspunkt im Christenthum. „Die religiöse Glaubenskraft, die den Kaiser durchdrang und sein ganzes Zeitalter erfüllte, war die Seele jeder andern schöpferischen Kraft, die Seele, wie des politischen, so auch des wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens, die auch das Profane und Heidnische sich dienstbar machte und Alles zur Verherrlichung des Einen und Höchsten verwandte." In der Erreichung dieses Zieles erkannte Karl den weltgeschichtlichen Beruf der Deutschen, und nur hierin konnte er die verschiedenen Nationen seines Reiches einigen.

Drittes Kapitel.

In allen Orten, wo Kaiser Karl sich längere Zeit aufgehalten, pulsirte das Leben, welches sein Riesengeist hervorgerufen, Jahrhunderte lang fort in den mächtigen Gebilden, die sich in Baukunst, Malerei und Dichtung der Nachwelt erhalten haben. Worms, Paderborn, Ingelheim, Nymwegen, Düren und ganz besonders Aachen, der Lieblingsaufenthalt des großen Kaisers, waren die Stätten, die er am meisten schmückte. Karl schuf die erste Marienkirche in Deutschland, den herrlichen Dom zu Aachen, und alles Schöne und Erhabene, welches der Kaiser in Italien, Gallien und Spanien gesehen hatte, mußte sich in dem Plane vereinigen, den er im Verein mit seinem lieben Einhard zu dem Dome entwarf. Dieser erzählte

wie der Kaiser das Aachener Münster schmückte „mit Gold und Silber und eisernen Gittern und Thüren.“ Die Säulen und den Marmor ließ er von Ravenna kommen, alle heiligen Gefäße waren von Gold oder Silber, und die priesterlichen Gewänder schaffte er so zahlreich an, daß beim Gottesdienste nicht einmal die Thürsteher in ihrer gewöhnlichen Kleidung zu ministriren brauchten. Bei allen kirchlichen Festen hielt der Kaiser auf große Ordnung. Er selbst besuchte täglich die Kirche, zur Messe oder Hora, sang auch im Chor gern selbst mit und führte den gregorianischen Kirchengesang ein, trotz aller Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten. Besondere Gesangschulen, die er zu Metz und Soissons in's Leben gerufen, besuchte er selbst, um sich von den Fortschritten zu überzeugen. Von allen Schulen aber, die er gegründet, war ihm doch die Academie zu Aachen die liebste. Hier wurden die Studien von Karl und seinen Gelehrten mit heiligem Ernst betrieben und dafür gesorgt, daß der reiche Sagen- und Liederschatz des deutschen Volkes durch Aufzeichnung der Nachwelt erhalten bleibe. Leider sind diese kostbaren Dokumente im Strome der Zeit untergegangen, aber der poetische Zug des deutschen Volkes ist geblieben, und wohl nie hat eine Erscheinung in der Geschichte so reichen Stoff zu Sagen und Liedern geboten, wie der große Kaiser Karl selbst. Auch seine Vorliebe für Aachen fand ihre Erklärung in dem sinnigen Märchen von der Schlange. Es wird darin erzählt, wie der Kaiser einst eine Glocke mit einem Seil daran befestigen ließ, auf daß Jeder, der Recht suche, daran läuten könne. So tönte denn die Glocke einmal als Karl bei Tische saß, und die Diener fanden endlich eine große Schlange, die an dem Seile zog. Karl aber wollte den Thieren wie den Menschen Recht schaffen

und ging zur Glocke. Der Wurm verneigte sich und führte den Kaiser zu seinem Nest, wo eine große Kröte auf seinen Eiern saß. Karl verdammte die Kröte zum Feuer, und einige Tage später erschien die Schlange an der kaiserlichen Tafel, verneigte sich tief, hob dann den Deckel eines Glases auf und warf einen kostbaren Edelstein hinein. Der Stein aber besaß die Wunderkraft den Kaiser immer anzuziehen, und als er ihn seiner Gemahlin schenkte, konnte er sich niemals von ihr trennen. Die Kaiserin nahm beim Sterben den Stein in den Mund, und Karl ließ sie wieder aus dem Grabe holen und führte den Leichnam achtzehn Jahre lang mit sich herum. Ein Höfling aber hatte etwas von der Sache gemerkt und nahm den Stein aus dem Munde der todten Kaiserin. Die Liebe des Kaisers ging nun auf den Höfling über, und dieser warf einst, als es ihm lästig wurde, daß der Kaiser sich niemals von ihm trennte, den Stein in die heiße Quelle zu Aachen. Von jener Zeit an, sagt das Märchen, mußte der Kaiser die Stadt Aachen immer besonders lieben.

Der Kaiser hatte allerdings eine große Vorliebe für die Aachener Quellen, und am liebsten badete er in großer Gesellschaft. Seine Söhne, Freunde, oft auch ein Theil des Gefolges mußten dabei sein. Gleichwie den Palast zu Aachen, von dessen Pracht die fremden Gesandten nicht genug erzählen konnten, schmückte der Kaiser auch die Kirche und Pfalz zu Ingelheim. In der Kirche daselbst war in fortlaufenden Bildern das alte und neue Testament, von dem ersten Menschenpaare bis zur Himmelfahrt Christi dargestellt; in der Burg aber konnte man die Weltbegebenheiten von Ninus und Cyrus an, bis auf die Thaten Karl Martell's und Pipin's, der ruhmreichen Ahnen des

Kaiſers, verfolgen. Ein Bild ſtellte ſogar den Kaiſer Karl ſelbſt dar, wie er die Sachſen bändigte und ſeinen Geſetzen unterwarf. Karl brachte auf ſeinen Pfalzen, Landhäuſern und Höfen die Landwirthſchaft zu einer bis dahin nicht erſtrebten Höhe. Die berühmten Rheingauer Weine, Niersteiner, Johannisberger, Rüdesheimer verdanken ihm ihre Entſtehung und Pflege. Auch mußten Handwerker jeder Art auf jeder Pfalz ſein, und alle Gewerbthätigkeit fand bei dem Kaiſer lebhafte Anerkennung. Wie Karl in Allem der Erſte und Größte ſeines und vieler ſpäteren Jahrhunderte war, ſo war er auch der beſte Landwirth; es iſt wunderbar, wie derſelbe Herrſcher, der faſt jedes Jahr ſeiner Regierung in Krieg verwickelt war, noch Zeit fand zu beſtimmen, was auf ſeinen Meiereien gezogen, und wie viel davon verkauft werden ſolle. Die Rechnungen darüber mußten an beſtimmten Tagen eingereicht werden, ebenſo genaue Berichte über das Verhalten der Beamten und der dienenden Leute. Dieſe Einnahmen und Alles, was mit der „Kammer“ zuſammenhing, war der beſondern Aufſicht der Kaiſerin übergeben, der ein Kämmerer zur Seite ſtand. Hieraus läßt ſich der bedeutende Einfluß erklären, den die Frauen unter den Karolingern einnahmen.

Der Ruhm des großen deutſchen Kaiſers drang in die weiteſte Ferne, und von allen Seiten erſchienen Geſandte, um die Freundſchaft des großen Franken für ihre Gebieter nachzuſuchen. Sogar der Türke Harun al Raſchid bezeigte dem chriſtlichen Kaiſer Karl ſeine Verehrung in einer Menge koſtbarer und ſeltener Geſchenke, die er mit einer großen Geſandtſchaft nach Aachen ſchickte. Karl erwies den Geſandten viele Ehren und ſandte einige Jahre ſpäter reiche Gegengeſchenke. Ebenſo kamen und gingen

Gesandtschaften der Griechen, Araber und anderer Völker. Einhard sagt in seiner Beschreibung der persönlichen Erscheinung Karl des Großen, daß derselbe von großem und kräftigem Körperbau gewesen sei. „Er hatte ein lebhaftes, durchdringendes Auge, eine etwas lange Nase, schöne, weiße Haare und ein freundliches, heiteres Gesicht. Sein Gang war fest, seine Haltung männlich, aber seine Stimme paßte nicht recht zu seiner übrigen Erscheinung; sie war zu hell." Mit großer Klarheit und Redegewandtheit wußte der Kaiser seine Wünsche und Befehle auszudrücken. Wie er deutschem Wesen immer besonders seine Aufmerksamkeit schenkte, so hatte er sich auch der Erhaltung und Bildung der deutschen Sprache gewidmet, ja, er hatte sogar angefangen eine deutsche Grammatik zu verfertigen. Den Monaten und Winden gab er deutsche Namen, die sich zum Theil bis heute erhalten haben. Der Kaiser erfreute sich bis auf die vier letzten Jahre seines Lebens einer ausgezeichneten Gesundheit, die er durch fortwährende Leibesübungen, wie Jagen, Reiten und Schwimmen immer mehr befestigte. Er war mäßig im Essen, mehr aber noch im Trinken. Kein Laster war ihm mehr verhaßt wie Trunksucht, und überall strafte er dieselbe auf das strengste. Von allen Speisen war ihm der Braten das liebste Gericht, und die Jäger mußten ihm denselben am Spieße zur Tafel bringen. Oft klagte er, daß ihm das Fasten beschwerlich falle, aber er unterließ es dennoch nicht. In den letzten Jahren seines Lebens hatte er häufig Fieberanfälle, die er dann stets mit Hunger curiren wollte. Die Aerzte haßte er, weil sie ihm den Braten verboten und statt dessen gesottenes Fleisch anriethen. Nach Tisch legte der Kaiser Kleidung und Schuhe ab und schlief mehrere Stunden. Sein Schlaf in der Nacht war deß-

halb unterbrochen und unregelmäßig, aber dann hatte er immer ein Buch oder eine Schreibtafel zur Hand, um auch diese Stunden zu benutzen. Große Vorliebe hatte er für die Schriften des hl. Augustinus, besonders für diejenigen, welche vom „Staate Gottes" handeln. Einst rief er in hoher Bewunderung aus: „Oh, daß ich doch zwölf so gelehrte Geistliche hätte, wie Augustinus oder Hieronymus." Alcuin aber rief unwillig: „Der Herr des Himmels und der Erde hat ihrer nicht mehr als zwei gehabt und du willst deren zwölf besitzen."

Alle Aufträge, welche der Kaiser an einzelne Beamten zu ertheilen hatte, alle laufenden Geschäfte des Tages erledigte er während des Ankleidens in der Morgenstunde. Sehr oft ließ er auch, wenn ein Urtheil zu sprechen war, die streitenden Parteien zu sich in's Schlafzimmer kommen und entschied den Streit auf der Stelle. Karl trug stets fränkische Kleidung. Ein leinenes Hemd und eben solche Beinkleider, die kunstvoll verziert und mit langen, seidenen Schnüren kreuzweise umwunden waren, dann ein Wamms und im Winter einen Rock von Otterfellen oder Hermelin. Als Ueberwurf trug er einen meergrünen Mantel und nie erschien er ohne sein Schwert, dessen Griff und Wehrgehenk von Gold oder Silber war. Auch die Schuhe waren reich mit Gold verziert. Wenn aber fremde Gesandte an seinen Hof kamen, wie dies besonders in den letzten Jahren seiner Regierung der Fall war, dann war sein Rock golddurchwirkt, die Schuhe strahlten von Diamanten, der Mantel wurde von goldenen Spangen gehalten und auf dem Kopf trug er ein Diadem von Gold und Edelsteinen. Ebenso erschienen bei solchen Gelegenheiten die Kaiserin mit ihren Töchtern, welche durch ihre wunderbare Schönheit berühmt waren, in großer Pracht

„so daß man weder den Kaiser noch die Kaiserin mit vollem Auge anschauen konnte.“ Karl liebte seine Kinder über die Maßen und achtete sehr darauf, daß sowohl die Töchter als die Söhne eine sorgfältige Erziehung bekamen. Zuerst wurden sie von Alcuin und Anderen in der Wissenschaft unterrichtet, dann aber mußten die Söhne reiten und kämpfen lernen, die Töchter aber sich mit Wollenarbeit und der Spindel beschäftigen, damit sie nicht in Müßiggang erschlafften. Der Kaiser speiste nur in Gesellschaft seiner Kinder, auch auf allen seinen Reisen mußten sie ihn begleiten. Dann ritten seine Söhne neben ihm, die Töchter aber folgten im hintersten Zuge, von der kaiserlichen Leibgarde bewacht. Mit großem Kummer sah der Kaiser mehrere seiner Kinder vor sich sterben. Sein ältester Sohn, Karl, der zur Nachfolge bestimmt war und dessen thatkräftiges Wesen am meisten Aehnlichkeit mit dem großen Vater hatte, starb plötzlich in December 811. Auch Rothrud und der hoffnungsvolle König von Italien, Pipin, waren einem frühzeitigen Tode bestimmt. Von allen Söhnen war dem Kaiser nur Ludwig geblieben, der in Aquitanien lebte. Karl fühlte, daß das Ende seiner Tage herannahe. Die Jagd freute ihn nicht mehr und heftige Gichtschmerzen warfen ihn darnieder. Das Volk wollte in allerhand räthselhaften Himmelszeichen, sowie in scheinbarem Wanken und Knarren der prächtigen Pfalz zu Aachen Vorbedeutungen von des großen Kaisers Lebensende sehen. Karl berief im Gefühle seines Sinkens den letzten Reichstag nach Aachen, und so kamen denn die Bischöfe, Aebte, Grafen, Priester und Mannen aus allen Landen, um den sterbenden Kaiser noch einmal zu sehen. Zum letzten Male legte Karl mit eindringlichen Worten seinen Unterthanen die Pflicht an's Herz, die Gesetze zur

Ehre Gottes und des christlichen Volkes zu halten, betete dann mit seinem Sohne Ludwig und fragte das Volk, ob es die Krone auf Ludwig übertragen wolle. „Das ist Gottes Wille," lautete die einstimmige Antwort, und so wurde denn Ludwig im November 813 feierlich gekrönt. Hierauf ordnete der Kaiser alle Geschäfte des Reiches und seines Hauses. Er vergaß Niemanden in seinem letzten Willen, und wie er schon in früheren Jahren sich als „ersten Pfleger der Armen" betrachtet hatte, ja sogar Geld nach Syrien, Aegypten und Afrika, nach Jerusalem, Alexandrien und Karthago geschickt hatte, um dürftige Christen zu unterstützen, so erhielten auch in seinem Testament die Armen einen großen Theil seiner Güter.

Im Winter 813—814 hatte der Kaiser einen erneuten Fieberanfall, der einen so bedenklichen Anschein hatte, daß Karl seinen Hofcaplan Hillibald verlangte. Mit großer Andacht empfing er von ihm die heiligen Sakramente und am 28. Januar 814 erlosch das Leben eines der bedeutendsten Fürsten, die je die Erde getragen.

In dem Dom, den der Kaiser so sehr geliebt, wurde er unter dem Jammer des gesammten Volkes bestattet. Man balsamirte den Leichnam ein, und ließ ihn dann auf goldenem Sessel aufrecht sitzend, das Evangelienbuch auf dem Schoß, in kaiserlichem Mantel und Diadem, mit der goldenen Pilgertasche und dem Schwert umgürtet, hinab in die Kaisergruft, welche mit kostbaren Spezereien gefüllt war.

Auf dem dunklen Hintergrund, den die verworrenen Zeiten vor und nach der Erscheinung Karl des Großen in der Geschichte bilden, leuchtet seine gewaltige Persönlichkeit in unnahbarer Größe. Die katholische Kirche hat ihn unter ihre Heiligen aufgenommen, und immer und

immer wieder gedenkt das deutsche Volk seines größten Kaisers. Sage und Dichtung sorgen dafür, daß sein Bild lebendig bleibt bei allen Generationen, bis der große Kaiser dereinst bei der höchsten Noth des deutschen Volkes auferstehen wird, um alle Feinde Deutschlands zu erschlagen.

Heinrich I. von Sachsen

und

die heilige Mathilde.

Erstes Kapitel.

Die eigentlich nationale Entwicklung des deutschen Volkes konnte nur stattfinden, indem das Reich Karl des Großen scheinbar verfiel. So wie er es bei seinem Tode hinterlassen, hätte es nur weiter bestehen können, wenn die folgenden Kaiser Männer von dem Geiste und der hohen Begabung Karls gewesen wären. Aber nur in weiten Zwischenräumen begegnen wir in der Geschichte solchen gewaltigen Persönlichkeiten, und die nächstfolgende Zeit muß im Vergleich zu Karl des Großen Regierung den Charakter der Zerstörung tragen. Die Wirkung einer kräftigen, einsichtsvollen Thätigkeit zeigt sich aber am entschiedensten, wenn selbst Zeiten heftiger Stürme, wie sie unter Karls Söhnen und Enkeln das deutsche Reich heimsuchten, nicht im Stande sind, die Keime staatlicher und kirchlicher Ordnung zu vernichten. Im Stillen keimt die Saat des großen Geistes ihrer Entwicklung entgegen und späte Geschlechter erfreuen sich an den Früchten, die langsam aber sicher aus den Thaten eines wahrhaft großen Mannes reifen.

Die deutsche Nation hat nicht wie die Geschichte anderer Völker regelmäßiges Wachsthum, dann Blüthe und später Untergang; bei ihr scheint mehrmals gerade nach der Erscheinung bedeutender Herrscher ein Verfall einzutreten; immer aber hebt sich deutsche Ausdauer mit erneuter

Lebensfähigkeit nach solchen Zeiten der Erschlaffung empor, und gerade die ersten Regungen deutschen Volksbewußtseins haben sich in den verworrenen Zeiten von Karl des Großen Sohne, Ludwig dem Frommen, geltend gemacht. Ludwig erkannte selbst seine Unfähigkeit, das große Reich seines Vaters zu regieren und erhob seinen zwar herrschsüchtigen aber nicht charakterfesten Sohn Lothar zum Mitregenten. Die nächste Umgebung des Kaisers, sowie die beiden jüngern Brüder, Ludwig der Deutsche und Pipin, später auch der nachgeborene Lieblingssohn des Kaisers, Karl der Kahle, lagen in fortwährendem Streite. Die Geschichte bietet aus jener Zeit nur unerquickliche Schauspiele von Kriegen der Söhne gegen den Vater und als dieser 840 gestorben war, der Brüder gegeneinander.

Unter all' diesen Wirren regte sich aber ein dunkles Gefühl der Zusammengehörigkeit deutscher Stämme, das Wort „Deutsch" tritt um diese Zeit in den Sprachgebrauch und gerade die norddeutschen, früher so feindlichen Stämme der Sachsen und Franken treten in nähere Beziehungen. Auf dem Vertrage zu Verdun, 843, trennten sich die Nationalitäten entschiedener. Der zweite Sohn Ludwig des Frommen erhielt bei der Theilung die eigentlich deutschen Länder, welche auf dem Vertrag von Mersen 870 noch vervollständigt wurden. Ebenso gestaltete sich die fränkischromanische Nation im Westfrankenreiche jetzt auch in festerem Verbande und die Deutschen wie die Franzosen sehen deßhalb mit Recht in der Theilung von Verdun die Geburtsstunde ihrer „Nationalität." Immer tiefer sinken die Karolinger in der folgenden Zeit, die fast nur von Gewaltthaten und Sünden der deutschen Herrscher berichtet. Fremde Völkerschaften, besonders die Normannen benutzen die Verwirrung, um räuberische Einfälle zu machen.

Eine kurze Zeit lang vereinigten sich noch einmal die Länder Karl des Großen unter seinem unwürdigen Urenkel Karl dem Dicken, aber schon vor dessen Tode wählten sich die deutschen Stämme einen fähigeren Herrscher in Arnulf. Dieser besiegte die Normannen und kämpfte gegen die Böhmen, Mähren und Obotriten. Die Macht der immer selbstständiger werdenden Herzöge und Grafen des deutschen Reichs konnte er aber nicht erfolgreich bekämpfen. Das Emporkommen der herzoglichen Gewalten zeigte sich am entschiedensten als nach dem Tode Arnulfs 900 dessen Sohn „Ludwig das Kind" zum Könige gewählt wurde. Ein Kind konnte nicht regieren und der Erzbischof Hatto von Mainz, der die Erziehung Ludwigs und die Regierungsgeschäfte während dessen Minderjährigkeit leitete, hielt sich nicht frei von den Parteikämpfen, welche die großen herzoglichen Geschlechter unter einander entzweiten. Eine lange Zeit dauernder Kampf der Babenberger und Konradiner zieht durch diese Jahre; in Schwaben, Franken, Böhmen, Mähren und Sachsen übten die Herzöge fast königliche Gewalt, und mit dem Tode Ludwig des Kindes 711 war das letzte Band mit den Karolingern gelöst. Da die Einfälle der Dänen, Slaven und Ungarn gebieterisch die Nothwendigkeit eines gemeinsamen Oberhauptes zeigten, blieb den Deutschen nichts übrig, als sich unter den Herzögen den machtvollsten zum Könige zu wählen. Aller Augen richteten sich auf Otto den Erlauchten von Sachsen, der durch seine Milde und Einsicht Alle überstrahlte. Wohl wäre kein deutscher Mann der Krone würdiger gewesen, als Otto, der Vater des spätern Königs, Heinrich I. Die Last des Alters bewog ihn jedoch die Krone abzulehnen und die Wahl auf den jugendfrischen, fränkischen Herzog Konrad zu richten.

Aber auch diesem gelang es nicht die widerstrebenden Gewalten der Zeit zu einigen. Der alte Herzog Otto von Sachsen stand dem jungen Könige mit seinen Erfahrungen treu zur Seite, als aber nach Otto's Tode dessen allgemein beliebter und thatkräftiger Sohn Heinrich die herzogliche Würde erbte, mochte es dem Könige bei einem so selbständigen, mächtigen Vasallen wohl unheimlich werden. Er bestätigte nicht alle Lehen, die Otto gehabt und Heinrich beanspruchen konnte. Der Letztere berieth sich mit seinen Sachsen, welche wünschten, daß ihr Herzog mit Gewalt dasjenige nehme, was der König ihm vorenthalte. Die Sage berichtet, wie hierauf Konrad sich bemüht habe, Heinrich durch Verrath aus dem Wege zu räumen, wie er gewünscht, Heinrich mit kostbaren Geschenken zu ehren, um denselben sicher in eine Falle zu locken. Der Goldschmied aber, der eine kostbare Kette zu diesem Zweck angefertigt hatte, schöpfte aus dem Benehmen des Erzbischofs Hatto von Mainz Verdacht. Er warnte Heinrich, der sich nun auf keine weiteren Einladungen einlassen wollte, sondern zuerst seine Waffen gegen den Erzbischof Hatto wandte; dieser starb aber bald darauf und Heinrich eroberte des Erzbischofs Besitzungen und vertheilte sie unter seine Mannen. Konrad war durch erfolglose Kämpfe in Lothringen verhindert, selbst thätigen Antheil an den Kämpfen gegen Heinrich zu nehmen. Er schickte seinen Bruder Eberhard mit wohlausgerüsteter Macht gegen die im Kampf mit den Sachsen so oft schon bedeutungsvoll erwähnte Eresburg, wo Heinrich Hof hielt. Eberhard spottete, daß die Sachsen wohl hinter ihren festen Mauern nicht hervorkommen wollten, aber kaum war das Wort aus seinem Munde, als die Sachsen sich mit solchem Heldenmuth auf das heranrückende Heer warfen, daß Eber-

hard mit den Wenigen, die von den Sachsenschwertern verschont geblieben waren, die Flucht ergreifen mußte. König Konrad faßte nun seine ganze Streitmacht zusammen und zog selbst gegen die Burg Grona, nicht weit von Göttingen. Hier wurde Heinrich nur durch die Geistesgegenwart seines treuen Freundes Thietmar aus einer sehr mißlichen Lage gerettet. Er hatte nämlich nur wenige Begleiter bei sich. Der König hatte ihn mit seinem Heere ringsum eingeschlossen, und Gesandte an ihn abgeschickt, welche ihn auffordern sollten, sich freiwillig zu ergeben. In diesem Falle wollte der König ihn als Freund aufnehmen. Eben wollte Heinrich nothgedrungen sich in seine Lage ergeben, als Graf Thietmar eintrat und meldete, daß er dem Herzog neue Schaaren zuführe. „Wie viel ungefähr?“ fragte Heinrich mit neuem Muth, und schnell besonnen antwortete der Graf: „Bei dreißigtausend,“ obschon er in Wahrheit nur fünf Mann bei sich hatte. Heinrich entließ die Gesandten und am andern Morgen hatten die Franken, wie die Sage erzählt, das Feld geräumt. Bald darauf trat aber eine wirkliche Versöhnung zwischen dem König und Heinrich ein und Beide kämpften vereinigt gegen die alten Feinde der Deutschen, die Ungarn. Auch gegen den Baiern-Herzog Arnulf mußte der König ziehen und verwundet und krank kehrte er aus diesem Kriege nach Hause. Er fühlte, daß er nicht die Macht besitze dieses Streben der stolzen Herzoge nach Unabhängigkeit zu bändigen, besaß aber die Geistesgröße seinen früheren Feind als den höher Begabten über sich anzuerkennen. Auf seinem Sterbebett ließ sich König Konrad von seinem Bruder Eberhard versprechen, daß derselbe keine Ansprüche auf die Krone erheben und die Reichsinsignien dem Sachsen-Herzog Heinrich überbringen wolle. „Er

hat das Glück und die rechte Sinnesart", sagte der König im Sterben, „und die Zukunft des Reiches liegt bei den Sachsen." So stehen am Eingange der Geschichte des deutschen Reiches zwei Männer beieinander, die der Krone entsagten: Otto der Erlauchte und Konrad I. Keine andere Geschichte hat Gleiches aufzuweisen.

Eberhard überbrachte treu seinem Versprechen den letzten Willen seines Bruders dem Sachsen-Herzog Heinrich, den er der Sage nach beim Vogelherde traf. Wie erzählt wird, besann sich der Herzog eine Weile, ehe er seine sorglose Unabhängigkeit mit dem gefährlichen Besitz einer Krone vertauschte, gab aber den Bitten Eberhards und der Großen nach und wurde zu Fritzlar in Hessen einstimmig zum deutschen König gewählt.

Es war eine bedeutungsvolle Thatsache, daß mit der Wahl Heinrichs die Herrschaft von den Franken auf die Sachsen überging, daß jene stolzen Ritter, denen die Unterwerfung Sachsens so viel Blut und Arbeit gekostet hatte, sich jetzt freiwillig diesem Stamme beugten, den sie so lange eifersüchtig beherrscht hatten. Sachsen war derjenige Stamm, der sich dem Blute, der Sprache und Sitte nach am reinsten deutsch erhalten hatte. Heinrich war ein frei gewählter König und wohl mit Recht nennt man ihn den „Gründer des deutschen Reiches."

Als nach der Wahl der Erzbischof Heriger von Mainz nach alter Sitte den neugewählten König salben und krönen wollte, da trat dieser einen Schritt zurück und sagte: „Mir ist es genug, daß ich zum Könige erwählt worden bin und diesen Namen führe, das hat ja kein Sachse vor mir erreicht. Gottes Gnade und eurer Liebe danke ich es. Aber nun sei es genug. Salbung und Krönung sei einem Bessern vorbehalten; ich bin so großer

Ehre nicht würdig." Es war dieß eine kluge Bescheidenheit Heinrichs. Das Volk nahm mit großem Jubel diese Rede seines Königs auf und „Heil und Segen dem König Heinrich", rief es aus tausend Kehlen von nah und fern. Sonst war jedoch der neue König in allen Dingen ein treuer Sohn der Kirche und von einer wahren Frömmigkeit. Leider hat sich unter seinen Zeitgenossen Keiner gefunden, der eine ausführliche Schilderung der Persönlichkeit Heinrich I. der Nachwelt bewahrt hätte. Die Nachrichten über ihn sind sehr dürftig und bestehen fast nur in den Aufzeichnungen Wittekinds, der den Rest seines thatenreichen Lebens als frommer Mönch zu Corvey verlebte. Nach seinem Tode setzten die Mönche des Klosters unter seinem Namen die Berichte über Sachsen fort; oft gehen aber Sagen und historische Erzählungen bunt durcheinander und es ist schwer zu unterscheiden, wo die Grenze der Wahrheit ist. Besonders fehlen irgend welche genaue Nachrichten über Heinrichs erste Jugend. Man weiß, daß er der dritte Sohn Otto des Erlauchten und einer Enkelin Ludwig des Frommen war. Zwei ältere Brüder Thankmar und Ludolf waren früh gestorben und Heinrich, der um das Jahr 876 geboren wurde, zeichnete sich früh durch seine Klugheit und Frömmigkeit aus, sowie seinen Eifer für Alles, was das Wohl des sächsischen Volkes fördern konnte. Otto schickte diesen seinen Sohn in Krieg gegen die Dalemincier aus, einen slavischen Stamm, der an der Elbe wohnte. Heinrich kehrte als Sieger zurück, konnte aber nicht verhindern, daß die Dalemincier die Ungarn zur Hülfe holten und mit ihnen vereint in Sachsen einfielen. Ein Jahr später finden wir Heinrich auf einer Reise nach Kloster Herford. Die Folgen dieser Reise, seine Vermählung mit der hl. Mathilde sind zu wichtig

um schnell darüber hinzugehen. Zugleich mag ein Blick auf die Jugendjahre und Erziehung der spätern Königin, sowie auf die große Bedeutung der damaligen Klöster für das Verständniß der Zeit von Nutzen sein.

Zweites Kapitel.

An den lieblichen Ufern der Werra in der heutigen Grafschaft Ravensberg bestand schon zu Ende des achten Jahrhunderts „dat hillige Hervede" als „ältestes Frauenstift auf sächsischer Erde." Ein sächsischer Graf, Walder mit Namen, hatte in frommer Begeisterung gelobt der heiligen Jungfrau auf seinem Hof Oldenhervorte ein Frauenstift zu gründen. Von England holte er sich Reliquien zu der kleinen Kirche und baute neben dem Gotteshaus ein Stift für vierzehn adlige Jungfrauen. Kaiser Ludwig der Fromme erhob dasselbe 815 zur kaiserlichen, frei weltlichen Abtei Herford, versicherte das Stift seines besondern Schutzes und gewährte ihm reiche Schenkungen und Privilegien. Unter der Leitung frommer und kluger Aebtissinnen blühte die Abtei bald so auf, daß Fürsten und Grafen wetteiferten, ihre Töchter demselben zuzuführen. Eine Großtante Heinrichs scheint sich als Aebtissin des Klosters ganz besonders durch Klugheit und gute Werke ausgezeichnet zu haben, und ihr, die zugleich die Großmutter der späteren Heiligen war, übergaben die Eltern der heiligen Mathilde in frühen Jahren ihr einziges Töchterlein „nicht zur Aufnahme in die Zahl der Schwestern, sondern um durch Buch und Werk zu allem Nützlichen erzogen zu werden."

Mathildens Vater war der mächtige Sachsenfürst Dietrich, der mit seiner Gemahlin Reinhilde die Burg Engern,

seines großen Ahnherrn Wittekind Sitz, bewohnte. Der Name, den Dietrich seiner Tochter gab, bestand aus den altdeutschen Wörtern: Maht (Macht) und Hilde (Handkraft, Heldenkraft), und wohl hat die Trägerin desselben ihrem Namen Ehre gemacht.

Zwei Biographen haben sich nicht gar lange nach dem Tode der Heiligen, der erste um 980, der zweite um 1010, die Aufgabe gestellt, ihr Leben der Nachwelt zu überliefern.

Sehr früh zeigte Mathilde eine große Frömmigkeit; das Gefühl der steten Nähe Gottes verließ sie nie, weder bei den kindlichen Spielen in den weiten Gängen und Gärten der Abtei, noch bei ihren Beschäftigungen mit Büchern und Handarbeit, worin sie es bald allen ihren Altersgenossinnen zuvorthat. Der ältere Biograph sagt von ihr: „Schön war sie von Angesicht, lieblich in ihrer Kindlichkeit, werkthätig, sittsam, demuthsvoll, freigebig und, zumal bei solcher Jugend, durch Gunst der himmlischen Gnade so hoher Lobsprüche werth, daß Nichts darüber ging."

Die glückliche Entwicklung des hochbegabten Kindes wurde neben der Gnade Gottes durch die günstigste Umgebung gefördert. Der hohe, in den Wissenschaften wohl bewanderte Geist der Großmutter wachte mit liebevoller Sorgfalt über jeden Schritt der Enkelin, und fand sich in dem Gedeihen der glänzenden Gaben des Kindes reichlich belohnt für alle Mühen. Streifte auch der Blick desselben manchmal mit ahnungsvoller Seele über die Klostermauern hinweg an den dunkelbewaldeten Bergen empor, oder lauschte es dem Plätschern und Sprudeln der Quellen und Flüßchen jener anmuthigen, wasserreichen Gegend, so liebte und sah dieß Kind doch nur Gott in allen Reizen der Natur, und keine Sehnsucht nach der

Welt störte die himmlische Poesie seiner Jugendjahre. Im Zusammenleben mit Andern machte Mathilde früh manche Erfahrungen, die ihr im spätern Leben zu Gute kamen. Keine Andere war wie sie bereit, den eigenen Willen dem ihrer Gespielinnen aufzuopfern, und der Ernst, womit sie in jungen Jahren schon den eigentlich weiblichen Beruf des Dienens und Duldens erfaßte, ließ die großartige Selbstlosigkeit ihrer edlen Natur erkennen.

Aber so abgeschlossen sie von der Welt lebte, der Ruf ihrer Bildung, Anmuth und Liebenswürdigkeit drang doch durch alle Gauen des Sachsenlandes. Auch Otto der Erlauchte, Heinrichs Vater, hörte davon und beschloß, die Jungfrau, im Fall sie durch ihre persönliche Erscheinung ihren Ruf rechtfertige, an sein Haus zu ziehen und sie mit seinem Sohne Heinrich zu vermählen.

Wie vorsichtig und sittig man bei diesem Verlöbniß verfuhr, zeigt die genaue Erzählung ihres Biographen am besten. Sie berichtet folgendermaßen:

„Da aber der Ruf von Mathildens löblicher Tugend sich verbreitete, gelangte er auch zu den Ohren des erlauchten Herzogs Otto, welcher sogleich seinen Grafen Thietmar, Heinrichs Erzieher, absandte, um zu erkunden, ob die Jungfrau so schön und rühmlich sei, wie die Sage ging. Seines Herrn Befehle gehorsam, machte dieser sich eilig auf den Weg nach Kloster Herford. Er trat sogleich in das Zimmer der ältern Damen, welche auf Befehl der Aebtissin den Dienst der Jungfrau besorgten. Mit ihrer Hilfe kam er heimlich in's Kloster und sah sich sorgfältig die schöne fürstliche, überaus löbliche Jungfrau an. Nachdem er in der Stille und vorsichtig Jegliches, was er wünschte, erforscht und in Betracht gezogen, meldete er erfreut Alles, was er wahrgenommen hatte. Am

folgenden Tage beschloß Herzog Otto, es solle nun auch sein Sohn Heinrich sich in Gesellschaft des Grafen Thietmar, seines Lehrers, nach Herford begeben, um durch vorsichtige Einnahme des Augenscheins die Ueberzeugung zu gewinnen, ob die leiblichen und moralischen Eigenschaften der Jungfrau auch ihm zusagten. Er erwählte also nicht wenige junge Leute von edelm Geschlechte und zierlich von Aeußerm, damit sie den jungen Heinrich begleiteten, um in desto stattlicherm Aufzuge an dem bestimmten Orte zu erscheinen. Als sie dem Kloster nahe gekommen waren, schlugen sie im freien Felde ein Lager auf und es gingen erst Wenige von ihnen, unter dem Scheine zu beten, in die Kapelle. Hier erblickten sie die Jungfrau, wie sie saß und das Psalmenbuch in der Hand hielt, in ehrbarster Haltung und andächtiger Anbetung. Heinrich aber, von Liebe zu der ausgezeichneten Jungfrau ergriffen, verbot seinen Gesellen, irgendwo zu verrathen, weßhalb sie hierher gekommen. Unverzüglich kehrte er zum Lager zurück, wo die übrigen jungen Leute verweilten. Hier legte er fürstlichen Schmuck und ein königliches Gewand an und kam mit großem Gefolge von Neuem zur Kirche. Er begehrte, daß ihm Gelegenheit gegeben werde, mit der Aebtissin zu reden. Diese kam zum Vorschein und empfing ihn und alle seine Gefährten mit Freuden. Nach gegenseitigem Begrüßen führte sie den jungen Heinrich auf ihr Zimmer und hatte mit ihm eine lange, freundschaftliche Unterhaltung. Der treffliche junge Mann faßte sich inzwischen ein Herz und fing an, allmählig die Rede auf die Jungfrau zu bringen. Er stellte Fragen nach ihrem Alter und ihrer äußern Erscheinung. Zuletzt begehrte er auch die Erlaubniß, sie sehen zu dürfen. Auf den Befehl der Aebtissin herbeigerufen, erschien sie jungfräulich einherschreitend und in

der Haltung ächter Scham, mit heiterer Stirn. Ihr schön anzuschauendes Antlitz war den Lilien an Weiße, an blühender Farbe den Rosen vergleichbar. Als sie der treffliche Jüngling in solcher Schöne sah, verlangte er, unvermögend, die Liebe seines Herzens länger zu verbergen, mit dringendem Ersuchen, daß ihm die Jungfrau verlobt werde. Auf dieses schlug die Aebtissin die Augen nieder und stockte schwankenden Sinnes lange mit der Antwort. Als aber der junge Herr je länger, je beharrlicher auf der gethanen Bitte bestand, antwortete die ehrwürdige Frau endlich mit folgenden Worten: „Es steht uns nicht zu, sie ohne Anhörung und Zustimmung ihrer Eltern Jemanden zu vermählen. Es ziemt sich vielmehr, daß sie ohne Verletzung des Vertrauens denen zurückgegeben wird, von denen sie unserer Obhut anempfohlen worden. Auch sind wir im Zweifel, ob sie jene nicht schon einem andern Gemahle zur Ehe bestimmt haben; denn schon sehr viele durch Geburt und Schönheit ausgezeichnete Männer haben sie begehrt. Obwohl es uns unbekannt ist, welchen darunter sie sich zum Schwiegersohne erwählen möchten, wollen wir doch der Erfüllung Eures Wunsches förderlich sein und wenn es Gottes Wille ist, unseres Theils die Vermählung nicht aufhalten, weil die Hoheit Euers Geschlechts uns vielfach zu Ohren gekommen ist; auch hat es nicht geringen Theil an meiner Förderung dieses Ehebündnisses, daß ihr selbst zu mir gereist seid.“ Ohne weitere Zögerung, nachdem nur die Ausschmückung schicklich zubereitet worden, welche sich zur Verlobung der Jungfrau geziemte, führte Heinrich den folgenden Tag die verehrungswürdige Jungfrau mit sich in das Sachsenland. Hierauf ward sie von dem Grafen Thietmar und den übrigen Rittern durch Städte des trefflichen Herzogs Otto

umhergeführt. Zu Wallhausen wurde alsdann mit großen Ehren, wie sie denen geziemten, die dereinst über sehr viele Völker zu gebieten haben sollten, ein Hochzeitsmahl gehalten. Heinrich aber übergab seiner tugendsamen Gemahlin Alles, was zu dieser Stadt gehört, unter Zustimmung seines Vaters, des ehrwürdigen Herzogs Otto, welcher sie wie eine Tochter bis an sein Lebensende liebte. Nachdem seit diesem drei Jahre verflossen waren, unterlag der ehrwürdige Mann dem zeitlichen Tode und Heinrich gelangte zur Ehre der herzoglichen Würde."

Was in diesem Bericht unklar scheint, ist der Widerspruch, der in der Antwort der Aebtissin liegt. Mathildens Eltern wohnten doch nur wenige Stunden von Herford entfernt und so war es ein Leichtes die erforderliche Erlaubniß zu dieser Ehe in einem Tage einzuholen. Daß Heinrichs persönliche Erscheinung etwas ungemein Einnehmendes hatte, bezeugen alle Geschichtschreiber seiner Zeit. Der Mönch Wittekind von Corvey erwähnt neben der „äußern, glänzenden Erscheinung", daß er an Kampfesmuth und Kraft Alle übertraf und von allen Kämpfern gefürchtet war. Derselbe meldet ferner: „Ein so gewaltiger Jäger war er, daß er jedes Mal vierzig, auch mehr Stück Wild an einem Tage erlegt haben soll." Wenn man bedenkt, daß man damals weder Pulver noch Blei zum Schießen hatte, erscheint diese Angabe allerdings fast unglaublich. Aber auch seine Bildung wird gerühmt. Seine oft gepriesene Redegewandtheit, womit er jederzeit seine reiflich überlegten Ansichten im Rathe der Fürsten durchzusetzen verstand, soll er sich in sehr jungen Jahren bei einer Reise nach Rom erworben haben. Diese Reise soll er großentheils zu Fuß und als Buße für ein begangenes Unrecht in's Werk gesetzt, dann aber durch eifriges Studium

nach allen Richtungen ausgebeutet haben. Heinrich blieb seiner heitern, lebhaften Natur im Umgange mit seiner Familie und Freunden immer treu, vergaß jedoch nie seiner Würde. Seine Gemahlin hatte er in persönlichem Verkehr so zu fesseln gewußt, daß ihr nach seinem Tode keinerlei Unterhaltung mehr genügte.

Viertes Kapitel.

Auf einem schroffen Sandsteinfelsen an den Abhängen des Harzgebirges lag Heinrichs und Mathildens Lieblingsaufenthalt Quedlinburg. Das Dorf Quitlingen, einige Häuser, welche damals am Fuße des Schloßberges lagen, wurde durch Heinrichs Bemühen und die günstige Lage inmitten einer fruchtbaren, reizvollen Gegend die spätere, gewerbreiche Stadt Quedlinburg. Vom Schlosse selbst genoß man die herrlichste Aussicht. Zwischen Feld und Wald, Hügel und Thal streifte der Blick den größten Theil des Harzgaues. An den hervortretenden Höhen hingen in kühnem Bau Burgen und Klöster; unten schlängelte sich in unzähligen Windungen die Bode, an deren Ufern sich größere und kleinere Dörfer zeigten. Malerisch zerstreute Seen und Teiche, die damals reichen Fischfang boten, sind später in grüne Saatfelder und Wiesen verwandelt worden. Zu Heinrichs Zeit bot die Gegend jedoch reichlich Gelegenheit zu jeder Art von Jagdvergnügen und auch dies mag wohl ein Grund gewesen sein, warum er so gern dort weilte. Heinrich's Beiname „der Vogelsteller" hat mitunter zu der irrigen Vermuthung Anlaß gegeben, als habe er zu viel Zeit mit der Jagd und ähnlichen Vergnügungen verloren. Dazu war er jedoch zu gewissenhaft. Er war eine durchaus klare, be-

sonnene Natur, von kräftigem, männlichen Wesen, innerlich wie äußerlich ein deutscher Mann. Man darf ihn nicht mit großen Welteroberern vergleichen, denn seine Größe liegt in stillem Wirken und in geschickter Benutzung gegebener Umstände und Kräfte. Ein solches segenreiches Wirken im Kleinen befördert das Wohl der Menschheit im Großen, aber man spricht weniger davon, als von großen Siegen, die dem Ehrgeiz des Einzelnen schmeicheln und der Nachwelt einen berühmten Namen hinterlassen.

Auch Mathilde hielt sich mit Vorliebe in Quedlinburg auf, und bald fühlten dessen Bewohner den Segen ihrer Nähe. Für jede Noth wußte sie Linderung, jede Schwierigkeit zertheilte sich vor ihrem klaren Blick.

Sie liebte Heinrich mit der ganzen Kraft ihrer Seele und einer innigen, ächt weiblichen Hingebung. Bei ihrer tiefen Frömmigkeit aber verwandelte sich diese irdische Liebe im Lauf ihrer Ehe immer mehr in demüthiges Dankesgefühl gegen Gott, der sie mit so viel Glück überschüttete. Oft stahl sie sich mitten in der Nacht von der Seite ihres Gemahls weg, um in der einsamen Kirche Gott für Seine Liebe zu ihr zu danken; sie hatte von ihren frühesten Jahren diesen innigen Verkehr mit Gott gepflegt und war gewohnt sich über jede Regung ihres Herzens mit Ihm zu unterhalten. Dies konnte sie auch in ihrer Ehe nicht entbehren, und Heinrich, der ihr zeitweiliges Verschwinden wohl merkte, that als wisse er nichts davon. Er hatte ein felsenfestes Vertrauen in seine Gemahlin und lebte in der festen Ueberzeugung, daß sie Nichts thun könne, was ihnen nicht Beiden zum Nutzen gereichen werde. Sehr traurig machte es ihn, wenn er Mathildens Bitten nicht immer willfahren konnte, wenn ein Vergehen bestraft werden mußte, weil die Aufrecht-

haltung der Ordnung und Sitte es verlangte. Gewöhnlich verließ aber Heinrich bei solchen Gelegenheiten das Gericht und überließ den Räthen die Entscheidung. Diese richtig zu treffen war in den meisten Fällen sehr schwer. Die Gesetze Karl des Großen waren theils untergegangen theils verändert, die Lehensherren hatten eine gewaltige Macht erlangt, welche sich unter den schwachen Nachkommen des großen Kaisers naturgemäß entwickelt und befestigt hatte, jetzt aber für den König bei allen Einrichtungen ein schwer zu besiegendes Hinderniß war. So lange waren die Menschen an Selbsthülfe gewöhnt, daß der Begriff einer rechtlichen Entscheidung nur schwer Eingang finden konnte. Der Schwache, der sein Hab und Gut gegen die räuberischen Einfälle der umherziehenden Horden nicht vertheidigen konnte, war unter den Schutz seines mächtigern Nachbars geflüchtet, hatte ihm bestimmte Abgaben versprochen, und dafür Hülfe in seiner Bedrängniß gefunden. Später war er dann freilich oft in schlimmer Lage. Die Ansprüche seines Schutzherrn steigerten sich, ruhigere Zeiten und das sorgsame Ordnung schaffende Walten des Königs schienen den Schutz der mächtigen Herren weniger nöthig zu machen, und außerdem waren die sogenannten „Unfreien" durchaus nicht geachtet und befanden sich in sehr gedrückter Stellung. Nun hätten sie wohl gern das lästige Band, welches sie an den Schutzherrn knüpft, wieder zerrissen, aber die bestehenden Verhältnisse ließen sich einstweilen nicht ändern; Heinrich bedurfte zu den vielfachen Kriegen mit den Ungarn dringend die Hülfe der großen und kleinen Herren und freien Bauern, und so mögen wohl viele Fälle am Gericht vorgekommen sein, wo Heinrich, der immer zur Milde geneigt war, der Stimme seines Herzens nicht folgen durfte, und wo die

sanfte Königin Mathilde sich über die Leiden des Volkes tief betrübte. Wie gern gab sie Alles hin, um den Armen zu helfen, wie schwer wurde ihr oft die königliche Pracht, die sie umgab! Oeffentlich trug sie die ihrem Range gebührenden Edelsteine und kostbaren Gewänder, aber in den Räumen, welche sie zu Quedlinburg mit ihrem geliebten Gemahl bewohnte, herrschte die größte, fast klösterliche Einfachheit. Sie ertrug die ihrer Stellung angemessene Bedienung, aber mit wahrer Herzensfreude mischte sie sich unter Arme und Hilfsbedürftige jeden Ranges und Standes und war glücklich, wenn sie mit eigenen Händen dienen und helfen konnte.

Fünf herrliche, begabte Kinder waren der Segen dieser Ehe. Der spätere Otto der Große und Gerberge, der als Herzogin von Lothringen, dann als Königin von Frankreich ein bewegtes Leben bestimmt war, kamen noch vor der Thronbesteigung Heinrichs zur Welt; ebenso Hedwig, die spätere Herzogin von Francien. Heinrich, der Liebling Mathildens, wurde als Königssohn geboren, mehrere Jahre später ebenso Bruno.

Fünftes Kapitel.

Als Heinrich die Regierung antrat, besaß er eigentlich nur unumschränkte Gewalt über Franken und Sachsen. In Franken aber ließ er dem Herzog Eberhard alle Freiheiten und Rechte, die früher dessen Familie gehabt hatte. Es herrschte zwischen Eberhard und Heinrich bis an des Letztern Ende eine treue Freundschaft, die nie durch irgend eine Art von Eifersucht gestört wurde. Die andern deutschen Herzöge, besonders die von Schwaben und Bayern zeigten hingegen wenig Lust sich dem neuen Könige zu unter-

werfen, und so mußte es denn Heinrichs erste und wichtigste Aufgabe sein, diese sich lösenden Glieder wieder fester an das Reich zu fesseln. Im ersten Jahre seiner Regierung hielt ihn ein verheerender Einfall der Ungarn ab seinen Plan auszuführen, aber im Jahre 920 wandte er sich, von einem Vasallenheer begleitet, nach Schwaben. Hier herrschte Herzog Burkard in unumschränkter Gewalt, führte selbstständige Kriege und hatte sich in denselben einen gefürchteten Namen erworben. Wider Erwarten ließ sich aber der stolze Herzog auf keinen Kampf mit dem König ein. Die Geistlichkeit in seinem Lande sehnte sich nach der Königsherrschaft, und Burkard, der wohl fühlen mochte, daß er auf die Dauer Heinrich's Gewalt doch nicht widerstehen könne, beugte den stolzen Sinn und übergab sich, seine Burgen und sein Land dem Könige. Heinrich verfuhr sehr vorsichtig mit dem an selbstständiges Handeln gewöhnten Herzog. Er ließ demselben so viel Gewalt, als irgend möglich, und behielt sich nur das Königsgut und das Recht der Besetzung der Bisthümer vor. Sein Plan ging darauf hin, die einzelnen Herzöge bei ihren Stämmen in großem Ansehen zu erhalten. Dieselben sollten auf ihren besondern Landtagen Recht sprechen und die Fehden schlichten, aber wie der Herzog über seinem Stamm, so sollte der König über allen Herzögen und Stämmen stehen, und als oberster Schirmherr der Kirche, als letzte Zuflucht der Bedrängten und Gewaltleidenden angesehen werden. Die Hauptstütze der königlichen Gewalt blieb Heinrich in seinen getreuen Sachsen und auch den Thüringern, die mit besonderer Liebe an ihm hingen. In den Erinnerungen der Sachsen lebte der König, hatte er Kriege zu führen, so waren sie es, auf deren Kraft er baute; die andern deutschen Herzöge

behandelte er mehr als Bundesgenossen, die er durch Freundlichkeit und Wohlwollen in der Treue gegen das Reich zu erhalten suchte.

Nachdem Schwaben unterworfen war, wandte sich Heinrich zunächst nach Bayern, dessen stolzer Herzog Arnulf sich vielleicht selbst Hoffnung auf die Königskrone gemacht hatte. Arnulf war aber in seinem Lande nicht allgemein beliebt. Er hatte auf seine fürstliche Gewalt trotzend sich willkürliche Eingriffe in die Güter und Einkünfte der Kirchen erlaubt, um sich aus diesen Mitteln ein Heer aufzustellen. Die also bedrängte Geistlichkeit rief Heinrich zu Hülfe und bei Regensburg standen im Jahre 921 die Bayern und Franken sich kampfgerüstet gegenüber. Heinrich wünschte dringend unnöthiges Blutvergießen zu vermeiden und bot Arnulf eine Zusammenkunft an. Dieser meinte es sei auf einen Zweikampf zwischen ihm und dem Könige abgesehen, schickte sein Heer in die Stadt zurück und ging in voller Rüstung dem König entgegen. Heinrich aber erschien ohne irgend welche Waffen und ein Geschichtsschreiber erzählt, wie der König den Bayernherzog anredete: „Was widerstrebst du Gottes Gebot", fragte er ihn, „Gottes Wille ist es, daß mich das Volk zum Könige erwählt hat. Hätte das Volk dich auf den Thron erhoben, Niemand hätte dies lieber gesehen als ich. Weßhalb willst du nun um deines Ehrgeizes willen das Blut so vieler Christen vergießen?" Diese Worte machten Eindruck auf Arnulf; er ging um sich mit den Seinen zu berathen, und wurde Heinrichs Vasall, als dieser sich bereit erklärte dem Herzog auf Lebenszeit Hoheitsrechte und die Besetzung der Bisthümer in Bayern zu überlassen. Arnulf nannte sich „Herzog von Gottes Gnaden" und schaltete in seinem Lande nach Gefallen. Heinrich aber

freute sich über den Frieden und das Wohlergehen, dessen sich die Bayern unter der Regierung des thatkräftigen Arnulf erfreuten. Nun fehlte nur noch Lothringen, um das deutsche Reich wieder so herzustellen, wie es Ludwig der Deutsche bei der Verduner Theilung erhalten hatte. Lothringen gehörte augenblicklich dem westlichen Frankenreiche, aber die Unbeständigkeit der Großen dieses Landes war fast sprichwörtlich geworden. Bald dienten sie den deutschen, bald den französischen Herrschern, dann wieder fielen sie von Beiden ab und gehorchten nur ihrer eigenen Willkür. Der um diese Zeit regierende Herzog war Giselbert, ein ächtes Kind seines Stammes. Er war ein Mann von gewaltigen Kräften, aber ehrgeizig, wetterwendisch und hinterlistig. „Seine Augen rollten ihm so unstät im Kopfe, daß Niemand die Farben derselben unterscheiden konnte, seine Sprache war abgebrochen, die Fragen verlockend, die Antworten unklar und doppelsinnig.“ Heinrich wußte, daß er es hier mit einem gefährlichen Gegner aufzunehmen hatte und verhielt sich in einer mehr abwartenden Stellung, bis die Verhältnisse sich seinen Plänen günstiger gestalten würden. Schon unter der Regierung Konrads hatte Giselbert, dessen streitsüchtige Natur ein friedliches Uebereinkommen mit seinem König, Karl dem Einfältigen, nicht zuließ, Hülfe und Unterstützung bei Heinrich gesucht. Dieser hatte bewirkt, daß der rebellische Herzog zurückkehren durfte, und bei den darauf folgenden Streitigkeiten und Empörungen der fränkischen Vasallen war Heinrich oft vermittelnd dazwischen getreten. Als sich aber Karl einen neuen Anhang geschaffen und die Würde seines Hauses durch siegreiche Kämpfe wieder herstellen wollte, mußte der Frankenkönig im Jahre 920 eine empfindliche Niederlage von Heinrich und den deutschen

Großen erleiden. Karl gab aber den Kampf nicht auf, Heinrich bot die Hand zum Frieden. Bei Bonn hatten die beiden Könige eine Zusammenkunft auf einem Schiffe im Rhein, während die beiderseitigen Heere auf den Ufern lagerten. Am 7. November 921 wurde der Bund geschlossen, wo der letzte Karolinger den Sachsen Heinrich als König der Ostfranken feierlichst anerkannte. Bald kam nun aber auch die Zeit, wo Lothringen an Deutschland zurückkommen sollte. Die Wirren in Frankreich nahmen in unbeschreiblicher Weise zu. Die großen Vasallen, gegen welche Karl der Einfältige sein Ansehen nicht behaupten konnte, erhoben in dem Grafen Robert von Paris einen Gegenkönig. Es kam bei Soissons zu einem furchtbaren Kampfe, in welchem Graf Robert den Tod erlitt. Seine siegreichen Anhänger erhoben aber sofort dessen Schwiegersohn, den Herzog Rudolf von Burgund, zum Könige. Karl wurde gefangen und endete sein trauriges Leben im Kerker. Die Großen wollten sich nicht unter dem Scepter Rudolf's beugen und Lothringen unterwarf sich größtentheils freiwillig dem deutschen König Heinrich. Rudolf versuchte Widerstand und es kam ein Friede von einigen Jahren durch Unterhandlungen zu Stande. Nach Ablauf dieser Zeit war dem veränderlichen Herzog Giselbert seine Anhänglichkeit an Heinrich halb vergangen und der Letztere mußte ihn auf der Veste Zülpich belagern, die sich aber bald ergab. Wie die Sage erzählt, kam Giselbert durch den Verrath eines seiner Unterthanen, der eine große Verehrung für Heinrich gefaßt hatte, in des Letzteren Gewalt. Bei näherer Bekanntschaft entdeckte der König jedoch bei dem leidenschaftlichen jungen Mann auch bessere Charakterseiten, suchte durch Liebe und Güte auf ihn einzuwirken und gab ihm sogar im Jahre

928 seine Tochter Gerberga zum Weibe. Lothringen kam wieder ganz zu Deutschland und Heinrich ließ Giselbert in vollem Besitz der herzoglichen Gewalt.

So hatte nun Heinrich fast ohne Blutvergießen dasjenige erreicht, wonach Konrad mit so viel ausdauernder Kraft und so wenig Erfolg während seiner ganzen Regierungszeit gestrebt hatte. Die fünf Herzogthümer, Franken, Sachsen, Baiern und Lothringen waren wieder unter einem Scepter vereinigt und diesen großen Erfolg verdankte Deutschland nur der edeln Persönlichkeit Heinrichs, der stets große Ziele im Auge behielt und nie Kleines und anscheinend Unwesentliches übersah. Dieselbe klare Erkenntniß, die ihm bei Beurtheilung eigener Kraft zu Statten kam, diente ihm bei Andern und nur so war es ihm möglich in maßvoller Benutzung der Gegenwart, die Ereignisse der Zukunft vorzubereiten.

In das Zusammenleben der königlichen Eltern und deren Kinder fiel ein tiefer Schatten, als Mathilde sich einer ungerechtfertigten Vorliebe für ihren zweiten Sohn Heinrich nicht enthalten konnte. Es scheint diese Ungerechtigkeit fast die einzige Sünde der Heiligen gewesen zu sein, und bei ihrer sonstigen Reinheit und Strenge gegen sich selbst ist anzunehmen, daß sie eifrig gegen diese Schwäche gekämpft hat. Wie der Verlauf ihres Lebens zeigt, hat sie dieselbe auch schwer gebüßt und ein großer Theil der Schuld an der spätern Zwietracht der Brüder ist ihr nicht abzunehmen. Sie liebte in Heinrich das verjüngte Ebenbild ihres Gemahls, und es eignete, wie erzählt wird, demselben eine solche Schönheit, daß ihm zu selbiger Zeit kaum ein Mann verglichen werden konnte. Otto zeigte früh den geborenen Herrscher, er war nicht freundlich im Umgang, sondern ernsten und geschlossenen

Wesens. Es fehlte nicht an fortwährenden kleinen Reibungen unter den Brüdern und sie gaben bereits als Knaben ein trauriges Vorspiel von dem großen Drama des Bruderstreites, welches unter Otto's Herrschaft Deutschlands Gauen verwüstete und das kaum geschlungene Band zwischen König und Vasallen wieder zu zerreißen drohte.

Von den Töchtern Heinrichs und Mathildens wird ebenfalls große Schönheit und reiche Begabung gerühmt. Bruno, vielleicht die Perle von all' ihren Kindern, wurde in sehr früher Jugend einem Kloster zur Erziehung übergeben. Sein Eifer für die Studien war grenzenlos; schon als Kind entwickelte er eine unglaubliche Arbeitskraft, die er zum Nutzen seiner Mitmenschen ausbeutete, so lange er lebte. Innige, hingebende Liebe zu Gott und dessen Geschöpfen leuchtet aus jeder Aeußerung seines Lebens, welches nur ein einziger Act der selbstlosesten Aufopferung zu sein scheint. Er war eben ein ächter Sohn seiner Mutter. Auch sie war allem Müßiggang von Herzen feind. In früher Morgenstunde holte sie sich Kraft zur Arbeit des Tages beim Gebet. Dann aber war sie unermüdlich im Sorgen und Schaffen für Andere. Durch ihr eigenes Beispiel zeigte sie, was sie von Andern verlangte, welche an der Spitze der Klöster und Stiftungen standen, die unter ihrer Aufsicht in's Leben traten. Sie unterrichtete selbst ihre Diener und Mägde in Handarbeiten und besonders auch im Lesen, welches damals noch eine seltene Kunst war. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen", sagte sie öfters, und ging auch selbst nicht eher zu Tisch, bis sie mit eigenen Händen etwas gearbeitet hatte.

Dasselbe Jahr 928, wo Bruno das Licht der Welt erblickte, führte Gerberge an der Hand Herzog Giselberts

aus dem väterlichen Hause und brachte die herrliche Editha als Braut Otto's in das Sachsenland. Schnell fand sich das englische Königskind in deutsche Sitte und Art. Editha war bald ein Herz und eine Seele mit Mathilde, deren Neigungen und Lebensansichten ganz die ihrigen waren. Auch Heinrich liebte die neue Tochter wie sein eigenes Kind und Otto wußte selbst kaum, wie viel des Guten er der stillen Einwirkung seiner Gemahlin verdankte. Mit Mathilden vereinigt fand Editha ihre höchste Lust in der Sorge für Klöster und geistliche Stiftungen. Es waren Pflanzstätten christlichen Lebens, welche die Sachsen allmählig zu höherer Bildung und feineren Sitten führten, und groß ist das Verdienst, welches sich diese edlen Frauen erwarben, indem sie mitten in einer vielbewegten Zeit die Menschen von roher Kraft und tiefer Unwissenheit zum Bewußtsein ihrer höheren Bestimmung führten. Langsam kam der Erfolg ihrer Mühen; nicht alle Nonnen und Mönche behielten die Kraft der Entsagung, welche den ersten Entschluß begleitet hatte; Viele suchten auch weltlichen Vortheil und Rang, der mit der damaligen Stellung der Klöster mehr als jetzt zusammenhing. Dann aber traten menschliche Schwächen hervor. Demuth wurde zur Herrschsucht, Armuth zum Stolz. Daneben entfalteten sich bei Andern die herrlichsten Blüthen der von der Welt ganz abgeschiedenen und in und für Gott ringenden Seelen. In den Klöstern fand die Unschuld Rettung, jede Noth Erleichterung, jedes gequälte Herz Trost. Und welche Schätze der Wissenschaft wurden für die Nachwelt gesammelt! Wie mühten sich Mönche, wie Wittekind von Corvey und Nonnen, wie die von Gandersheim, um das Leben und die Thaten der großen Männer und Frauen ihrer Zeit zu verherrlichen! Heute noch danken wir ihrer Arbeit

die Kenntniß der Geschichte ihrer Zeit, und segnen das Andenken der edlen Königinnen, welche milde und würdig die Keime der deutschen Bildung pflegten. In der heutigen aufgeklärten, überbildeten Zeit ist es nicht ganz leicht, sich vollständig in jene Tage zurückzuversetzen; die Menschen hatten keine Bücher, woraus sie lernten; Einer erzählte dem Andern was er wußte und die Gebildeten mühten sich mit mangelhaftem Schreibmaterial die Erlebnisse aufzuzeichnen und dieselben den enfernten Verwandten und Freunden mitzutheilen. Boten trugen die Briefe und kämpften mit allen Schwierigkeiten ungebahnter Wege und räuberischer Anfälle sich umhertreibenden Gesindels. Aber was ihnen an erleichternden Verkehrsmitteln abging, das ersetzten sie durch körperliche Kraft und zähe Ausdauer im Ertragen von Witterungseinflüssen und Strapatzen. Es ist wunderbar, wie schnell sich trotz dieser Verhältnisse die Nachrichten verbreiteten, wie viel der Einzelne leisten konnte und wie schnell Wissenschaft und Kunst Eingang fanden.

Mathilde schaute prophetischen Blicks den Segen, welcher den Sachsen aus der Erweckung und Verbreitung christlicher Sitten erblühen würde. Im Laufe späterer Zeiten gestaltete sich jedoch Manches anders wie sie es gewollt. Nicht Alles blieb gut, was sie gut angelegt hatte, aber die Schuld späterer Zeiten und Geschlechter kann ihre Verdienste nicht schmälern.

Sechstes Kapitel.

Es war ein großes Glück für Heinrich, daß die Erbfeinde der Deutschen, die Ungarn, seine Lande in den letzten Jahren mit ihren Einfällen verschont hatten. Kaum

aber hatte der König das schwierige Werk der Vereinigung der Herzogthümer zu Stande gebracht als im Jahre 924 diese wilden Horden ihre ganze Kraft gegen Sachsen wendeten. Die Schriftsteller jener Zeit geben trostlose Schilderungen der entsetzlichen Noth. Sie beschreiben die Ungarn wie wilde Thiere, „die rohes Fleisch essen und Blut trinken und die Herzen der Gefangenen als kräftigendes Nahrungsmittel verschlingen.“ Nicht in geschlossenen Heeren zogen die Ungarn aus, sondern sie lauerten in kleinen Haufen in den Wäldern, brachen unerwartet hervor, und der vom Feuerschein geröthete Himmel zeigte, welchen Weg diese entsetzlichen Schaaren zogen. Nichts war ihnen heilig, Mann und Weib, Alt und Jung wurde in toller Mordlust erwürgt, Burgen und Kirchen zerstört und Wittekind sagt: „Es ist besser hievon zu schweigen als durch Worte das Leid noch zu steigern.“

Es gelang Heinrich nicht irgend einen entscheidenden Sieg zu gewinnen, aber das Glück, das ihn so oft begünstigte, verließ ihn auch jetzt nicht. Durch einen Zufall machten Heinrichs Mannen einen vornehmen Ungarn zum Gefangenen. Sein Volk, welches sehr an demselben hing, schickte Gesandte, die große Schätze boten um die Freilassung ihres Befehlshabers zu erlangen. Heinrich aber brauchte die Schätze nicht, wohl aber den Frieden, und nur um diesen Preis wollte er den Ungarn freilassen. Mit Widerstreben entschlossen sich die Feinde in diese Bedingung einzugehen. Heinrich erreichte nur einen Frieden auf neun Jahre und selbst diesen nur für Sachsen und Thüringen. Außerdem mußte er sich verpflichten jährlich einen Tribut in Form von Geschenken an die Ungarn zu bezahlen. Es mag verächtlich erscheinen, wenn ein großes kampffähiges Volk sich von einem andern Volke den Frieden

mit Geschenken erkaufen muß, aber es blieb Heinrich unter den Verhältnissen, wie sie damals in Deutschland waren, kein anderes Mittel. Schon unter den letzten Herrschern waren die früheren Kriegsverordnungen, wonach jeder freie Sachse nach vollendetem dreizehnten Jahr verpflichtet war, die Waffen zu tragen, in gänzlichen Verfall gerathen. Nur mit Androhung der Todesstrafe konnte Heinrich den Heerbann zusammenbringen, und dann waren dies Schaaren, die von Kriegsführung kein Verständniß hatten. Der Adel lebte freilich fast nur unter den Waffen, denn zahlreiche Fehden unter den Vasallen gaben fortwährend Veranlassungen zu Kämpfen. Aber persönlicher Muth und List gab bei solchen Gelegenheiten mehr den Ausschlag als kräftiges Zusammenwirken der Massen. Auch den Kriegsdienst zu Pferd hatten die Deutschen ganz verlernt, und konnten deßhalb den Ungarn, die ihre kleinen, leichten Rosse mit unglaublicher Gewandtheit tummelten, nicht beikommen. Vom ersten Augenblicke an, wo Ruhe herrschte, ging nun Heinrich planmäßig an sein Werk. Er wollte vor Allem seine Stammesgenossen, die Sachsen, an geordnetes Leben gewöhnen und mußte deßhalb Städte gründen; er wollte sie in alter Weise ihren Feinden furchtbar machen und mußte deßhalb die Heerführung von Grund aus verbessern.

Es war nicht leicht diese Pläne bei den an freies Umherstreifen gewöhnten Sachsen auszuführen, aber wenn Heinrichs durchdringendes Auge eine Nothwendigkeit erkannt hatte, so mußten sich Mittel und Wege zur Ausführung finden. Die Burgen der adeligen Herren und die Königspfalzen wurden besonders in den Grenzgegenden stärker befestigt, von den Kriegsleuten wurde immer der neunte Mann ausgehoben, um in den neu anzule-

genden befestigten Plätzen zu wohnen, und um die Sachsen allmählig von dem Gedanken abzubringen, als sei das Leben an geschlossenen Orten eine Einkerkerung, befahl Heinrich, daß alle Kaufhandlungen, Gerichtstage und Gelage nur hinter Stadtmauern gehalten werden durften. Tag und Nacht wurde gebaut und befestigt, und aus seinen Schöpfungen entstanden im Laufe der Zeit blühende Städte, dort, wo früher ödes Land oder einsame, halb verfallene Hütten gestanden hatten. So verdanken Quedlinburg, Goslar, Merseburg dem Könige Heinrich ihre Entstehung.

Derselbe Erfolg, welcher Heinrich's Bemühungen beim Städtebau krönte, wurde auch bald seinem Streben nach einer geordneten Heeresmacht zu Theil. Es kam ihm sehr zu Statten, daß die schon in der Mitte des neunten Jahrhunderts entstandenen Turniere mehr und mehr Anklang fanden. Der Egoismus des Vasallen schwand vor dem Ehrgefühl des Ritters, und um den Lohn, welchen schöne Frauenhände dem tapfersten Streiter bereit hielten, zu erlangen, war keine Aufgabe zu schwer. In der Auswahl der niederen Reiterei und des Fußvolkes war Heinrich nicht wählerisch, wenn die Leute nur tapfer waren. Er erließ oft Dieben und Räubern ihre Strafe und erlaubte ihnen sich in der Vorstadt von Merseburg anzusiedeln, wo er ihnen Aecker und Waffen schenkte. Sie mußten geloben gegen ihre Landsleute Frieden zu halten, gegen ihre Feinde, die Wenden, sollten sie aber auf Raub ausziehen, so oft sie wollten. Diese Merseburger Schaar stellte in dem späteren Kriege gegen die Böhmen 1000 Mann. Heinrich scheute keine Mühe bei seinen Einrichtungen, und bald war aus dem Volksheere ein stattliches Reiterheer geworden. Vier Jahre waren darüber hingegangen und Wittekind sagt von dieser Zeit: „Meine Zunge

kann nicht aussagen, mit welcher Umsicht und Wachsamkeit Heinrich damals Alles gethan hat, was zum Schutze des Vaterlandes diente."

Um nun die gewonnenen Kräfte in kleineren Kämpfen zu erproben, bot sich bald eine gute Gelegenheit. Die Slaven und Wenden beunruhigten häufig die Grenzen des Reiches, und so beschloß Heinrich in den Jahren 927, 929 einen Einfall in deren Lande. Zuerst wandte er sich gegen die Heveller, welche an der Hard und Spree wohnten, und drang in raschem Siegeszuge bis zu deren Hauptstadt Brennaburg, dem heutigen Brandenburg vor. Mitten im Winter schlug Heinrich auf dem Eise der Havel sein Lager auf und zwang die Stadt sich zu ergeben. Weiter richtete nun der König sein Heer gegen die Dalemincier, die er schon als Jüngling bekämpft hatte und jetzt besiegte, dann gegen die mächtigen, den Wenden stammverwandte Böhmen. Der damalige Böhmen-Herzog Wenzel huldigte und unterwarf sich dem deutschen König, welcher ihm sein Land als Lehen zurückgab. Bei diesem Kriege hatten auch die Bayern unter Arnulf Heeresfolge geleistet, und seit jener Zeit zahlen die Böhmenfürsten dem deutschen König Tribut. Während aber Heinrich dort beschäftigt war, erhob sich noch einmal das ganze Volk der Wenden wie ein Mann und fiel in Sachsen ein. Unter den widrigsten Verhältnissen kam es zu einer furchtbaren Schlacht, wo die Sachsen einen entschiedenen Sieg errangen.

Nun gingen aber die neun Friedensjahre mit den Ungarn zu Ende und es mußte sich zeigen, welchen Erfolg Heinrichs Anstrengungen haben sollten. Wie gewöhnlich schickten die Ungarn ihre Gesandten um den schuldigen Tribut zu fordern. Dieselben wurden von den Sachsen mit leerem Säckel nach Hause geschickt, und zorn-

entbrannt fielen die Ungarn mit gewaltigem Heere in Thüringen ein. Bei ihrem Zuge forderten sie die Dalemincier, ihre frühere Bundesgenossen, zum Beistand auf. Diese aber kannten Heinrichs Rüstungen und warfen den ungarischen Boten einen räudigen Hund hin. Das arme Thüringen litt schrecklich im Winter 932—933 unter den Einfällen dieser Feinde. Heinrich wußte, daß er die Ungarn nicht besiegen könne, so lange sie vereinigt waren. Was er aber voraussah, geschah: Die Ungarn trennten sich in verschiedenen Haufen, und Heinrich griff nun mit seinen Getreuen die vereinzelten Haufen herzhaft an. Es kam zur Schlacht, wo die Führer der Feinde fielen. Hunger und Winterfrost rafften außerdem große Massen dahin. Während der Zeit hatte aber der andere, größere Theil des Ungarnheeres eine Burg überfallen, wo eine Schwester des Königs wohnte. Unzweifelhaft würden die Ungarn die großen Schätze, die auf dieser Burg verwahrt sein sollten, geraubt und die Burg dem Boden gleich gemacht haben, wenn nicht die Nachricht von der gänzlichen Niederlage der Ihrigen und dem Herannahen Heinrichs mit mächtiger Kriegsschaar zu ihnen gedrungen wäre. Panischer Schrecken bemächtigte sich der Feinde; in der Nacht färbte sich der Himmel von den großen Feuerzeichen, welche sie errichteten um ihre zerstreuten Schaaren zur Flucht zu sammeln. Heinrich aber war bereits in nächster Nähe und bei dem Dorfe Riade (vielleicht das heutige Rietheburg an der Unstrut) trafen die Heeresmassen zusammen. Heinrich selbst war überall thätig, bald bei den Ersten, dann bei den Letzten des Heeres. Er schickte thüringisches Fußvolk voraus, um die Ungarn zu reizen, welche vor einem Reiterheere schwer zum Stehen zu bringen waren. Die Ungarn kamen durch diese List

ziemlich nahe heran, jagten aber beim Anblick des gewappneten Reiterheeres in so toller Flucht davon, daß trotz der eifrigsten Verfolgung wenig Gefangene gemacht wurden. Das ganze Lager der Feinde aber mit allen Schätzen fiel in der Sachsen Hände, und so lange Heinrich regierte, hat man keinen Ungarn mehr auf deutschem Boden gesehen. Das deutsche Volk kannte in seiner Verehrung Heinrichs keine Grenzen und endloser Jubel herrschte in den deutschen Landen über die Befreiung von diesen furchtbaren Feinden. Heinrich aber gab demüthigen Sinnes, wie er war, Gott die Ehre und verwendete den Tribut, den er bisher an die Ungarn gezahlt hatte, zur Unterstützung der Armen.

Jetzt blieb Heinrich noch eine letzte Waffenthat übrig. Er wollte die Dänen für den heimtückischen Einfall züchtigen, den sie unter „Gorm, dem Alten" in Sachsen und Friesland gemacht hatten. Er drang bis Jütland vor, Gorm bat um Frieden, und Heinrich stellte die alten Grenzen des Reichs zwischen Eider, Treene und Schlei wieder her, welche später die Mark Schleswig genannt wurde.

Aber mit der Eroberung des Landes war der König nicht zufrieden. Er sorgte, daß überall tüchtige Geistliche hingeschickt wurden, die das Christenthum verbreiten sollten. Zu solchen Bestrebungen wurde sein Eifer immer von Neuem durch die fromme Königin Mathilde angefacht, und selten findet sich bei Geschichtschreibern eine solche Einstimmigkeit des Lobes wie über diese Königin. Sie schaffte dem König dasselbe Glück im Innern seines Hauses, was ihm von Außen durch seine glänzenden Erfolge zu Theil wurde.

Heinrich erkannte den Schatz, welchen er an seiner Gemahlin hatte, in hohem Grade an; er wollte zur Zeit

als er seine ältesten Kinder versorgte, auch seiner Gemahlin ein Witthum sichern und ihr durch reiche Schenkungen seine Liebe auch vor dem ganzen Volke bezeugen. In Quedlinburg wollte er eine neue Kirche und ein Kloster bauen, und hier, wo er im Leben so gerne geweilt, sollte auch seine und Mathildens Ruhestätte sein. Ein Aktenstück, wie die Urkunde der Quedlinburger Stiftung, gibt zugleich Licht über die damaligen Zeitverhältnisse und wir lassen sie deßhalb nach der Uebersetzung folgen.

„Im Namen der heiligen, untheilbaren Dreifaltigkeit. Heinrich, von Gottes Gnaden König. Zu wissen allen unsern Getreuen den gegenwärtigen und künftigen! Weil wir durch Gottes Barmherzigkeit zur Königswürde erhoben, allen ringsum wohnenden Getreuen ein billiger und getreuer Herr sein und in unserer ganzen Regierung Gott vor Augen haben wollen, so hat es uns auch gefallen, unser Haus mit Gottes Hilfe gehörig zu bestellen; weßhalb wir auf gesetzmäßige Weise unter dem Beistande unserer Getreuen mit Zustimmung und Einwilligung unseres Sohnes Otto und auf Ansuchen der Bischöfe, Fürsten und Grafen, unserer geliebtesten Gemahlin Mathilde mit vermögender Hand geben und schenken, was wir gegenwärtig an eigenem Erbgute haben, an den nachbenannten Orten. Diese nämlich sind: Quitlingaburg, Palithi, Nordhuse, Grona, Judersteti mit den Burgen und Allem, was zu den genannten Orten gehört, welche wir überlassen als Eigenthum, mit Leuten, Knechten, Leibeigenen beiderlei Geschlechts, Gebäuden, bebauten und unbebauten Ländereien, Wiesen, Feldern, Wäldern, Gewässern und Wasserläufen, Wegen und Umwegen, Ausgängen und Eingängen, Gefundenem und noch zu Findendem. Und daß Alle es wissen, auf solche Art und Weise: wenn sie

uns überleben und in der Ehrbarkeit des Wittwenstandes verharren wird, geben wir alsdann, ihr zu überlassen, die genannten Orte, damit sie im freien, ungestörten vollen Besitze alle Einkünfte, die sie in jenen Orten findet, ihre ganze Lebenszeit ruhig genießen. Auch das innere Gesinde, das im Hause dient, mit allem Hausrath und dem daselbst sich findenden Vieh bestimmen wir für immer ihr zum freien Besitze. Und damit unsere Schenkung fest und unwandelbar bleibe, haben wir sie durch unsere Handschrift befestigt und durch unsern Siegelring sie bekräftigen lassen." —

Wie unrecht Otto und sein Bruder Heinrich handelten, als sie später diesen Besitz ihrer Mutter streitig machen wollten, ist aus dieser mit so viel umständlicher Präcision gefaßten Urkunde deutlich zu ersehen.

Heinrichs Ansehen nach außen war durch seine glänzenden Siege gegen die gefürchteten Ungarn und Slaven ebenso gestiegen, wie die Verehrung seiner eigenen Unterthanen zunahm. König Rudolf von Burgund suchte sich Freundschaft durch Uebersendung der heiligen Lanze zu erwerben, König Karl sandte ihm ebenso die kostbare Reliquie der Hand des hl. Dionysius, und Heinrich nahm, nach Wittekinds Erzählung, das göttliche Geschenk mit den Ausdrücken der tiefsten Dankbarkeit an.

Nach der Beendigung seiner Kriege dachte Heinrich ernstlich an eine Römerfahrt und an eine Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums, die aber, da er zu früh vom Tode ereilt wurde, erst seinem Sohne Otto gelang.

Im Jahre 935 bekam der König einen Schlaganfall, von dem er sich zwar wieder erholte, der ihm aber doch eine ernste Mahnung zu sein schien, seine irdischen Angelegenheiten zu ordnen. Vor Allem lag ihm die Nach-

folge des Reichs am Herzen und so berief er denn im Jahr 936 die Großen zu einem Reichstage nach Erfurt. Dem König selbst schien Otto der geeignetste Nachfolger. Er sah in dem hochstrebenden energischen Geist seines Sohnes die Fähigkeiten eines bedeutenden Herrschers. Die Reichsversammlung stimmte nach reiflicher Ueberlegung der Wahl Heinrichs bei und erklärte sich einstimmig für Otto.

Bald nachher ging Heinrich nach Memleben, wo ihn ein zweiter Schlaganfall traf. Der König rief, als er das Herannahen des Todes fühlte, seine treue Gemahlin zu sich und sprach lange leise mit ihr. Gegen das Ende aber erhob er seine Stimme und sagte so laut, daß es die Umstehenden hören konnten: „Mein treues, geliebtes Weib, ich danke dem Herrn Christus, daß ich vor dir von der Welt scheide. Keiner gewann je ein so frommes, in jeder Tugend erprobtes Weib, wie ich. Du hast mich oft im Zorn besänftigt, mir zu allen Zeiten nützlichen Rath gegeben, mich wenn ich irrte auf den Pfad der Gerechtigkeit zurückgeführt. Du hast mich fleißig ermahnt, mich derer anzunehmen, die Gewalt erlitten: hab Dank für dies Alles! Ich empfehle Gott und der Fürbitte seiner Auserwählten dich und unsere Kinder, wie auch meine Seele, die nun diesen Leib verlassen muß.“ Mathilde dankte nun ihrerseits in Thränen ihrem Gemahl für alle Liebe, die er ihr bewiesen, und ging, während Heinrich im Sterben lag, in die Burgkirche, um für seine fliehende Seele zu beten. Ein Priester, Adalbag, hatte, obschon es bereits hoch am Tage war, noch nichts zu sich genommen und las gleich nach dem Tode des Königs eine hl. Messe.

Heinrich war beinahe sechzig Jahre alt geworden als er am zweiten Juli 936 zu besserem Leben einging.

Der Samen, den er ausgestreut, ist herrlich aufgegangen und wohl sind die Worte Wittekinds wahr, der von ihm sagt: „Heinrich war zu seiner Zeit der größte König Europa's. Er stand an geistigen und körperlichen Gaben Keinem nach, doch hinterließ er einen Sohn, größer noch als er, und diesem Sohn hinterließ er ein großes weites Reich, das er nicht von seinen Vätern ererbt, sondern selbst gegründet und allein Gottes Gnade zu verdanken hatte."

Mathilde ergab sich in ihrem großen Schmerz dem Willen Gottes und suchte noch mehr als sonst ihren Trost in mildthätigen Werken. Besonders lag es ihr am Herzen, Quedlinburg mit seinem Stift und seiner Kirche auszubauen und Alles im Sinne ihres Gemahls einzurichten. Die irdischen Ueberreste Heinrichs ruhen unter einfacher Marmorplatte in schwach erhelltem Raume des Münsters. Giesebrecht sagt davon: Kein Sonnenstrahl dringt zu diesem Königsgrabe, und wer es sieht, meint wohl, dem großen deutschen Fürsten gezieme ein stattlicheres Denkmal am hellen Tageslicht. Und doch möchte alle Kunst kein passenderes Monument dem Manne errichten, der das Große gerne im Stillen vollführte und unter dessen Tugenden vielleicht die Schlichtheit die größte war."

Eine eigentliche, freie, weltliche Aebtissin des Klosters Quedlinburg findet sich erst viele Jahre später in der gleichnamigen Enkelin Mathildens. Es war die älteste Tochter aus zweiter Ehe Kaiser Otto des Großen, und Otto scheint derselben bereits in ihren ersten Kinderjahren die damals sehr wichtige Stelle einer Aebtissin zu Quedlinburg zugedacht zu haben. Aus dem Jahr 956 findet sich eine Urkunde, durch welche er dem Stifte sechs Ortschaften sammt Allem, was dazu gehörte, „zum Unterhalte und zur Bekleidung seiner geliebtesten Tochter Ma-

thilde" schenkte. Das Stift hatte zu jener Zeit weitausgebreitete Besitzungen, worüber die Aebtissin landesherrliche Rechte besaß. Sie stand unmittelbar unter dem Kaiser, saß auf der rheinischen Prälatenbank, hatte aber auch nicht unbedeutende Verpflichtungen.

Nach dem Tode ihres Gemahls litt Mathilde viel unter den Streitigkeiten ihrer Söhne, welche sich an die Thronbesteigung Otto's knüpften. Wohl hätte sie selbst gern ihren Liebling Heinrich auf dem Thron gesehen, aber der Wille ihres verstorbenen Gemahls war ihr heilig, und sie bemühte sich, den Frieden unter den Brüdern herzustellen. Ihre Anstrengungen waren jedoch vergeblich. Heinrich ließ sich in seiner Herrschbegierde zu offenem Verrath gegen Otto hinreißen, und als nach blutigem Kampf die Eintracht der Brüder hergestellt war, wandten sich beide vereint gegen ihre erhabene Mutter. Dieß war das höchste Leid, was die edle Königin erleben konnte. Besonders schmerzte es sie, daß Heinrich, dem sie immer das Beste und Schönste, was sie hatte, gegeben, ihr jetzt unter dem Vorwande, sie verschwende die Hinterlassenschaft ihres Gemahls, all ihren Besitz entreißen wollte. Es waren Boten zu Otto gedrungen, welche Mathilden nachsagten, sie häufe unermeßliches Geld zusammen und habe die Fülle der königlichen Zinseinnahmen durchaus erschöpft. Otto und Heinrich forderten in heftigem Zorn Alles zurück, was die Heilige an Arme und Klöster geschenkt habe. Nach allen Richtungen hin sendeten sie Späher, welche Mathildens mit Geschenken beladene Boten an Arme ausplündern und heimsenden sollten. Mathilde duldete still und ergeben diese harte Prüfung, die ihr als gerechte Strafe für ihre übergroße Liebe zu Heinrich erschien. Sie gab Alles auf, was ihr Gemahl ihr zum

Witthum eingeräumt hatte und begab sich in ein Kloster nach Engern. Den Schleier nahm sie jedoch nur zeitweilig. Sie wußte wohl, daß sie sich nicht für immer in ein Kloster einschließen dürfe und noch wichtige Zwecke für Gott in der Welt erfüllen müsse, aber der Ort ihres Aufenthalts machte ihr auch wenig Unterschied. Sie lebte mitten in der Welt ein klösterliches Leben und entzog sich im Kloster keiner weltlichen Sorge. Mit wahrhaft großartiger Geduld ertrug sie diese schwere Zeit. Einst sagte sie: „Wäre dem Heile der Menschen etwas nützlicher als Leiden, so hätte es uns Christus sicher gezeigt. Er sagt aber nur: „Wer mir folgen will, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach."

Die beiden Biographen Mathildens melden von den folgenden Jahren 940—44 besonderes Waffenunglück und sonstige Plagen des Königs Otto. Die Geschichte weiß jedoch hiervon Nichts, und gerade diese Jahre werden im Gegensatz zu den vorhergehenden Streitigkeiten als Zeiten ungestörten Friedens geschildert. Da aber beide Lebensbeschreibungen in der Erwähnung dieser unglücklichen Kriege übereinstimmen, müssen es wohl Ereignisse gewesen sein, die für die deutsche Geschichte weniger wichtig waren und deßhalb vergessen worden sind. Was den König Otto zu dieser Zeit bekümmert haben mag, war eine schwere Krankheit seiner Tochter Luitgarde. Auch Heinrich war von einer schlimmen Krankheit befallen, und das Volk, sowie die fromme Königin Editha sah diese Leiden als eine gerechte Strafe für das Benehmen der königlichen Söhne gegen ihre Mutter an. Priester und Fürsten kamen zu Editha und baten um ihre Vermittlung, daß Otto sich mit seiner Mutter aussöhnen möge. Diese faßte sich ein Herz, und als Otto einst allein in seinem

Gemache weilte, ging sie zu ihm und sagte: „Unser Herr wolle sich nicht betrüben, daß er durch göttliche Geißel gezüchtigt wird. Eure heilige Mutter muß zurückgerufen werden. Sie muß, wie es sich gebührt, im Reiche den Platz obenan einnehmen, und wir hoffen, alle Eure Angelegenheiten werden gedeihen und auf die frühere Stufe des Glücks zurückkehren.“ Otto, der auch selbst wohl Gewissensbisse empfand, ward von den einfachen Worten seiner Gemahlin tief ergriffen und berief die Ersten des Reichs, um sie mit demüthigen Bitten an seine Mutter zu senden. Gern wolle er der Heiligen allen Besitz zurückerstatten und selbst jede noch so harte Strafe erdulden, wenn sie ihn wieder in Liebe aufnehmen wolle. Mathilde übergab freudig alle Leiden der Vergessenheit und trat sofort die Reise zu ihrem reuigen Sohn an. Auch Heinrich hatte sich Otto angeschlossen, und Editha begleitete ihren Gemahl, als er seiner Mutter entgegenreiste. Otto und Heinrich warfen sich vor Mathilden zur Erde und klagten, wie alles Glück in Folge ihrer Sünden von ihnen gewichen sei, und wie sie keine Ruhe finden könnten, bis Mathilde sie wieder in Gnaden aufgenommen. Mathilde konnte sich bei dem Flehen ihrer Söhne der Thränen nicht enthalten und sagte in ihrer großen Demuth: „Wenn ich es nicht durch meine Sünden verdient hätte, wäre mir von Eurer Seite nichts Widerwärtiges begegnet. Gott wolle Euch vergeben.“ Alles, was die Heilige besessen, und viel mehr noch überließ ihr jetzt Otto mit Freuden, und fortan herrschte das innigste Einverständniß in der königlichen Familie.

Editha starb bald nach der feierlichen Versöhnung, und Otto mußte denselben Kummer, den er seiner Mutter bereitet hatte, in der Empörung seines eigenen Sohnes

erleben. Die Verhältnisse des deutschen Reiches nahmen die ganze Riesenkraft Otto's in Anspruch. Die Zeit drängte zur Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums, und Otto unternahm kaum einen wichtigen Schritt, ohne sich mit Mathilde zu berathen, deren klarer Verstand sich in den verwickeltsten Verhältnissen zurecht fand. Manche nehmen bestimmt an, daß der Plan einer Vermählung Otto's mit Adelheid, der jungen verwittweten Königin von Italien, und zu der Wiederherstellung des Reiches Karls des Großen durch Mathilde in Otto geweckt worden sei. Wenn aber auch Staatsklugheit diese Verbindung ins Leben rief, so fand doch Mathilde später im Verkehr mit der ihr sehr gleichgesinnten Adelheid auch reiche Nahrung für ihr Herz und einen lieben Ersatz für die so früh dahingeschiedene Editha. Auch den Kindern Editha's war ein früher Tod bestimmt und so vereinigte denn Mathilde all ihre Liebe und Sorge auf Adelheids älteste Tochter Mathilde, die ihr ganz anvertraut wurde.

Ein schweres Leid traf die Heilige durch den frühen Tod ihres Lieblingssohnes Heinrich. Im Jahr 955 starb er in den Jahren der besten Manneskraft. Die Quellen berichten, daß er sich längere Zeit unwohl gefühlt und unter zunehmenden Leiden zu seiner Mutter nach Pölde gereist sei, um sich von ihr pflegen zu lassen. Mathilde habe liebreich für ihn gesorgt und ihn ermahnt Reue über seine Sünden zu erwecken, weil es zweifelhaft, wie diese Krankheit enden würde. Heinrich ist darauf nach Bayern zurückgekehrt und bald nachher gestorben. Als aber seine Gemahlin Judith die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls nach Quedlinburg sandte, überlegte man dort einen ganzen Tag lang, wer der verwittweten Königin die Schreckensbotschaft melden solle. Endlich wurde Richburg,

eine treue Kammerfrau, die Mathilde faſt während ihres ganzen Lebens um ſich hatte, dazu auserſehen. Der Schmerz der Heiligen war grenzenlos. Sie wollte keine Speiſe zu ſich nehmen und flehte unter den heftigſten Thränen immer wieder zu Gott, daß er ſich der Seele ihres Sohnes erbarmen möge. „Gedenke“ rief ſie aus, „wie wenig Freuden er im Leben genoſſen hat und wie faſt alle ſeine Tage voll Kummer und Elend waren.“ Dann wandte ſie ſich zu dem Grabe ihres Gemahls und ſagte: „Oh wie glücklich biſt du, daß du dieſen Schmerz nicht mehr erlebteſt. Dich berührt das bittere Leid nicht mehr, das mein Herz zerreißt; war es doch, ſo oft ich des traurigen Tags deines Todes gedachte, mein einziger Troſt, daß dieſer unſer geliebter Sohn mir geblieben war, der dein Antlitz, deine Geſtalt und deinen Namen trug.“

Von dieſem Tage an legte Mathilde die fürſtlichen Gewänder ab, welche ſie bisher in ihrem Wittwenſtande noch getragen. Das einfache Scharlachkleid mit leinenem Ueberwurf wich für immer dem Trauergewand. Sie wollte keine weltlichen Lieder mehr hören, auch Niemand mehr ſpielen ſehen, und fortan durften nur heilige und den Evangelien entnommene Geſänge in ihrer Nähe ertönen.

Die Stiftungen zu Nordhauſen, Pölde, Engern nnd Quedlinburg nehmen ſie jedoch bald wieder vollſtändig in Anſpruch. Mit der größten Umſicht ſorgte ſie für die kleinſten Bedürfniſſe des Haushalts und war ſelbſt bei ihren zunehmenden Jahren von früh bis ſpät thätig.

Gewiſſe Worte des heiligen Paulus, daß Wittwen leicht übermüthig werden im Dienſte Chriſti, daß ſie ſich gewöhnen, müßig in den Häuſern umherzugehen, und nicht nur müßig, ſondern auch geſchwätzig und vorwitzig reden, was ſich nicht ziemt, hatten ſich tief in ihr Herz

geprägt, und sie wich nur im Nothfall von ihrer klösterlichen Gewohnheit einer strengen Eintheilung der Zeit. Nahe bei der Kirche bewohnte sie eine kleine Zelle, die sie jede Nacht verließ, um wachend und betend die erste Feier der hl. Messe zu erwarten. Dann besuchte sie die Kranken und verrichtete mit Vorliebe die niedrigsten Dienste für dieselben. Später mischte sie sich unter die Armen und gab mit freundlichen Worten, was ihr eben zu Gebote stand. Dabei vergaß sie ihrer Würde jedoch nie. Wittekind sagt: „Wie eine Königin saß sie inmitten des Volkes und hatte Trost und Hülfe für Alle." Selbst auf Reisen mußten stets Speisen bereit gehalten werden, um die Armen zu erquicken. Richburg mußte Acht geben, daß Keiner unerquickt vorübergehe, wenn die Königin selbst etwa mit Lesen beschäftigt war, oder wenn ihre Augen, welche die Nacht im Dienste Gottes gewacht hatten, sich schlossen. Wenn aber die Dienerin nicht aufmerksam war, fuhr Mathilde aus dem Schlafe auf und rief den Armen, dessen Nähe sie wohl gefühlt haben muß, zurück, um ihn zu erquicken. Sie sah eben in jedem Armen das Ebenbild Gottes, und alle Liebesthaten, die sie erwies, bezogen sich allein auf Gott und hatten nie einen andern Beweggrund. Ihr Leben vergeistigte sich mehr und mehr, und staunend sahen ihre Angehörigen und Freunde, wie Gott seiner Dienerin Liebe zu Ihm lohnte. Es war als sei ihr die Zukunft erschlossen und als seien die Geschöpfe der Welt ihr unterthan.

Einst war die königliche Familie zu Frohse auf der Pfalz versammelt. Mathilde saß bei Tisch neben der Königin Adelheid und die königlichen Kinder spielten um sie her. Da kam des verstorbenen Heinrich gleichnamiger Sohn und legte traulich sein Köpfchen in den Schoß der

Großmutter. Adelheid bewunderte die Schönheit des Knaben und sagte: „Wo wird eine Jungfrau sich finden, seiner würdig an Gestalt und Geist? Wir haben ein Töchterchen, Namens Emma, diese wollen wir für ihn aufheben, wenn es Gott und Euch gefällt, daß er, ein erwünschter Eidam, mit uns in Verbindung trete.“ Mathilde zögerte lange mit der Antwort, dann sagte sie seufzend: „Eurer Tochter frommt es, sich mit einem glücklicheren Gemahle zu verbinden. Nur damals und so lange war dieser Name eine Zierde, als unser Herr Heinrich lebte; seitdem er aber auf seine Nachkommen übergegangen, hat es ihm nimmer an Mißgeschick gefehlt. Wir hoffen aber, daß dieser Name in unserm Geschlechte nicht ausgehe, bevor aus dieses Knäbleins Samen ein Enkelchen entsproßt, das zur königlichen Würde erhöht werden wird.“ Der Knabe war der spätere Heinrich der Zänker von Bayern, der Vater Heinrichs des Heiligen.

Noch einer glänzenden Familienversammlung ist zu gedenken, welche nach Otto's Rückkehr aus Rom zu Cöln im Palaste des Erzbischofs Bruno stattfand. Die Pläne Otto's und Mathildens waren in's Leben getreten. Das Reich Karls des Großen war wiederhergestellt, und Otto hielt in mächtiger Hand die Zügel Deutschlands und Italiens. Als Kaiser trat er in den Kreis seiner Angehörigen, aber er selbst und alle Andern zollten die höchsten Beweise der Ehre der alten Königin Mathilde, die in Wahrheit die Seele von Allen war.

Freude und Leid folgten kurz darauf. Die herrlichste Zierde von Deutschlands Kirche, Erzbischof Bruno, starb bald nach dieser Zusammenkunft. Um Ostern 966 wurde die Enkelin Mathildens als Aebtissin des Quedlinburger Stiftes mit großen Festlichkeiten und unter Anwesenheit

der ganzen Familie in ihr wichtiges Amt eingeführt, und Mathilde begab sich nach Nordhausen um in Ruhe ein kurzes Zusammensein mit ihrem kaiserlichen Sohn zu genießen, ehe dieser sich wieder nach dem Süden wandte. Sie sprachen viel über das Große, was die Vergangenheit gebracht, und das Schwere, was die Zukunft noch verlangte. An Alles dachte Mathilde und legte Otto gar Vieles an's Herz, da ihr ahnte, daß sie ihn auf Erden nicht mehr sehen würde. Es war ein schwerer Abschied für Mutter und Sohn. Mathilde wandte sich dem Himmel zu, „der Kaiser aber zog von dannen, bereiste andere Städte des Thüringer Landes und unternahm dann nochmals eine Fahrt nach Rom."

Nicht lange nach seiner Ankunft ereilte ihn dort die Nachricht von dem Tode seiner Mutter. Mathilde hatte nach Otto's Abreise noch einmal all' ihre Stiftungen besucht und sich selbst von dem Eifer der Klosterfrauen und den Fortschritten in den Schulen überzeugt. Zuletzt kam sie nach Nordhausen, wo ihre treue Dienerin Richburg Aebtissin des Klosters war. Die Heilige dankte derselben noch einmal für alle ihr geleisteten Dienste, beschleunigte jedoch ihre Abreise nach Quedlinburg, weil sie dort sterben und an der Seite ihres Gemahls begraben sein wolle.

Als nun die Nachricht ihres herannahenden Todes sich verbreitete, strömte eine zahllose Menge Menschen herbei, um sie noch einmal zu sehen. Sehr erfreut war Mathilde über die Ankunft ihres Enkels, des Erzbischofs Wilhelm von Mainz, und sagte diesem, daß ihr Niemand willkommener sein könne als er, nachdem sie die Hoffnung auf den letzten Beistand ihres Sohnes Bruno habe aufgeben müssen. Sie wollte, nachdem sie gebeichtet hatte,

dem Erzbischof gern noch ein Andenken geben; aber Richburg antwortete auf ihre Frage, ob noch etwas übrig sei, daß nach ihrem Wunsch Alles an die Armen gegeben worden. Da befahl Mathilde die Gewänder zu bringen, welche sie zu ihrem Begräbniß zurückzulegen befohlen habe. „Wir glauben", sagte sie, „daß der Erzbischof derselben eher bedürfen wird als wir; tritt aber unser Tod schneller ein, so mag an uns das Sprüchwort in Erfüllung gehen: Verwandte finden wohl Hochzeit- oder Sterbekleid." Der Bischof nahm dankend die Gewänder, starb jedoch auf dieser Reise eines plötzlichen Todes. Als man berieth, wie man der kranken Königin diese Nachricht mittheilen solle, sagte sie unter heftigen Thränen: „Was flüstert Ihr so untereinander, und warum verlangt Euch, das traurige Leid zu verhehlen? Wir wissen ja, daß Bischof Wilhelm aus der Welt geschieden und dieser Schmerz vermehrt uns die eigene Krankheit."

Noch einige Tage hindurch dauerte der Kampf zwischen Leben und Tod und höchst schmerzlich war der Abschied der Heiligen von ihrer Enkelin, der jugendlichen Aebtissin Mathilde. Es war ein schweres Amt, was auf den jungen Schultern ruhte, aber die Folge lehrte, wie würdig diese Enkelin ihrer erhabenen Ahnfrau war. Als ihr Neffe, Otto III., nach Italien ging, übertrug er ihr die Regentschaft des Reichs, und mit welcher Umsicht, Entschiedenheit und Würde sie dieß Vertrauen rechtfertigte, ist durch die Geschichte bekannt.

Als die heilige Mathilde das Nahen ihrer Todesstunde fühlte, ließ sie sich sterbend auf eine härene Decke legen, streute selbst Asche auf ihr Haupt und sagte: „Für einen Christen ziemt sich nur in Sack und Asche zu sterben." Dann schlief sie in Frieden ein. Boten brachten kurz nach ihrem

Tod ein kostbares, goldgesticktes Gewand von der Königin Gerberga zum Geschenk. Dieß wurde ihr Sterbekleid, und Verwandte hatten es besorgt, wie Mathilde es vorhergesagt.

Neben dem Grabe ihres Gemahls wurde die Leiche der Heiligen mit großen Ehren bestattet. „Selten hat sich weltlicher Ruhm und irdische Höhe so wahr und aufrichtig dem Dienste des Herrn ergeben, als es in dieser ausgezeichneten Frau der Fall war." Schon ihre Zeitgenossen betrachteten sie als Heilige. Eine förmliche Canonisation ist jedoch mit Bestimmtheit nicht nachzuweisen, und es findet sich nur unter dem Datum ihres Todes, 14. März 968, die kurze Angabe ihres Hinscheidens mit dem Zusatz, daß ihr Andenken wegen ihrer großen Demuth und Geduld gefeiert werde.

Jahrhunderte lang lebte Mathildens Name in ihren zahlreichen Stiftungen fort und wurde von Allen gesegnet, denen sie wohlgethan, und die sich an den Früchten ihrer Werke erfreuten. Mehr als man sagen kann, hat sie durch ihr Beispiel und ihre unermüdliche Ausdauer und Thätigkeit für die Gesittung und christliche Erweckung des Sachsenvolkes gethan.

Otto der Große.

Erstes Kapitel.

Es war am 8. August des Jahres 936, als die deutschen Fürsten und Herren sich in der alten Kaiserstadt Aachen versammelten, um den Ersten der Ottonen zu ihrem König zu erwählen. Die hundertjährigen Hallen des Domes, den Karl der Große gebaut und Leo III. geweiht hatte, erglänzten in neuem Schmuck, um den wichtigen Huldigungsact zu verherrlichen; von nah und fern strömten Ritter und Bürger herbei und erzählten sich, wie der verstorbene König Heinrich den Fürsten seinen Sohn Otto empfohlen habe, die verwittwete Königin Mathilde aber gar zu gern ihren Lieblingssohn, den schönen Heinrich, auf dem Thron hätte sehen mögen. Manche Stimmen gaben der Königin Recht. War doch Heinrich, der seinem allgemein verehrten Vater äußerlich so ähnlich sah, eine ungemein anziehende Persönlichkeit, freundlich und leutselig gegen Alle, während Otto's hohe Gestalt und ernste Stirn jede Vertraulichkeit unmöglich zu machen schien. Und doch hatte Heinrich unter seinen Söhnen richtig gewählt. Große Begabung konnte man zwar dem jüngern Heinrich nicht absprechen, aber es kam wohl vor, daß Worte und Versprechen, die mit herzgewinnender Freundlichkeit von ihm ausgesprochen wurden, später wirkungslos verhallten. Wenn es galt seinen unbändigen Ehrgeiz zu befriedigen, schien ihm jede Hinterlist

erlaubt. Anders war Otto. Sehr stolz, aber offen trat er auf; seine Treue gegen Freunde war felsenfest, und die fast abstoßende Majestät seines Auftretens veränderte sich in milde Freundlichkeit, wenn ein Hülfesuchender sich nahte.

Später nannte man die damals anbrechende Zeit „das goldene Zeitalter der Sachsen," und wohl war die jugendliche und doch ernste Erscheinung Herzog Otto's, vor der sich eben die Fürsten neigten, im Stande, hohe Erwartungen hervorzurufen. Die Seitenhalle des Domes war zum Huldigungsact ausersehen. Es nahten sich Eberhard von Franken, Giselbert von Lothringen, Hermann von Schwaben und Arnulf von Bayern und gelobten durch Handschlag, des Königs Feinde auch zu den ihrigen zu machen. Dann trat Otto, umgeben von den Fürsten, an den Altar, wo der Erzbischof Hildebert von Mainz als der anerkannt Würdigste unter den anwesenden Prälaten die Weihe vollzog. Er führte Otto in die Mitte des Domes, wo alles Volk ihn sehen konnte, und sprach: „Hier führe ich Euch Otto zu, von Gott auserwählt, vom König Heinrich vorgeschlagen, jetzt von den gesammten Fürsten zum König gemacht. Wenn Euch diese Wahl ansteht, so erhebt die Hände zum Himmel." Dröhnend hallte der Ruf „Heil und Segen dem neuen Gebieter" in den hohen Mauern der Kirche, während sich tausend Hände in die Höhe streckten, um die Wahl zu bekräftigen. Otto stand in enganliegendem, fränkischen Gewande vor dem Erzbischof, der jetzt die Zeichen königlicher Würde, das Schwert mit dem Wehrgehenk, den Mantel, Scepter, Stab und Krone von dem Altare nahm und den neuen König damit bekleidete. In vollem königlichem Schmuck bestieg Otto alsdann einen prächtigen Thron, bis zu dessen

Füßen ihn die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier begleiteten. Nach Beendigung des Hochamtes, dem der König auf dem Thron beigewohnt hatte, sammelten sich in der Pfalz Karls des Großen die Fürsten, Bischöfe und Herren an reichgeschmückter marmorner Tafel. Die Herzöge von Schwaben, Franken, Bayern und Lothringen bedienten den König, und wie die Herzöge heute für sein Wohl bedacht waren, sollte auch die zukünftige Größe der Nation in vereintem Wirken der Vasallen zum Wohle des Königs sich begründen.

Auf diese Art fand der Gedanke allgemeiner Unterwerfung unter ein königliches Haupt schon am Krönungstage Otto's seinen Ausdruck. Bis zur Ausführung der Idee sollte indessen noch mancher harte Kampf gefochten werden; und Keiner der Herzöge, die zu Aachen den König bedienten, dachte ernstlich an ein Aufgeben seiner selbstständigen Stellung.

In Otto's Wesen lag aber Etwas von der starren, ungebeugten Kraft jenes alten Sachsenherzogs Wittekind, dessen Unterwerfung einst Karl dem Großen so viel Mühe gemacht hatte. Wie Wittekind nach jeder Niederlage einen neuen Sieg erfocht, bis ihn zuletzt seine eigene bessere Ueberzeugung zum Aufgeben seines heidnischen Glaubens bewog, so kämpfte auch Otto sein ganzes Leben um die Durchführung seiner Idee: alleiniges Oberhaupt aller Deutschen zu werden. Durch die damalige Schwäche der andern europäischen Staaten und die zwingende Gewalt der Zeitverhältnisse wuchs der Gedanke bis zur Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums, wenn auch Otto beim Antritt seiner Herrscherwürde so hochfliegende Pläne noch nicht gekannt haben mag.

Aber große Zeiten wecken große Charaktere; es treten

ungeahnte Kräfte ins Leben, die in ruhigern Tagen nie zur Entwicklung gekommen wären. Otto's Geist und Streben wuchs in Kämpfen der gefährlichsten Art, welche die festere Gestaltung Deutschlands begleiteten, und wie ein frischer Luftzug den glimmenden Funken zur Flamme anfacht, die in immer weitern Kreisen Nahrung sucht und findet, so weckte Krieg und Noth bei Otto nur glühendere Begeisterung für seine Würde. Alle Hindernisse schwanden vor der siegenden Energie seines Willens. Manche Niederlage mußte er erleiden, manchen bittern Schmerz durchkämpfen, aber am Abend seines Lebens sah er mehr als die höchsten Träume seiner Jugend verwirklicht.

Kaum war die Krönungsfeier beendigt, als die Reihe kriegerischer Aufstände der tributpflichtigen Fürsten begann, welche Otto während des größten Theiles seiner Regierungszeit beschäftigten. Böhmen wollte das Joch der Deutschen zuerst abschütteln, und Otto's erster Feldzug endigte mit vollständiger Niederlage. Länger als zehn Jahre ziehen sich die böhmischen Kämpfe hin; hartnäckig und trotzig bestand der verschlagene Böhmenherzog Boleslav auf seines Volkes Freiheit; schließlich blieb ihm jedoch keine Wahl, als sich vor Otto zu beugen und die Oberhoheit der Deutschen anzuerkennen.

Die Wenden an der untern Elbe erhoben sich gleichzeitig mit den Böhmen, und Otto, der zuerst selbst ein Heer gegen sie ins Feld führte, übergab den Oberbefehl bald einem jungen Grafen Hermann Billung, dem es gelang, dieselben zu unterwerfen. Es war eine besondere Gabe Otto's, die ihn umgebenden Personen richtig zu beurtheilen und dieselben an die ihren Fähigkeiten angemessene Stelle zu bringen. Auch in diesem jungen Grafen hatte sein scharfes Auge den tüchtigen Mann erkannt, und

keine Einrede der andern Großen, welche die Erhebung eines so jungen Mannes mit neidischen Blicken sahen, vermochte Otto in der einmal gefaßten Freundschaft für Hermann irre zu machen. Als er ihn aber sogar zum Markgrafen der besiegten Wenden erhob und ihn bei Allem zu Rathe zog, da wollten sich besonders Hermanns älterer Bruder Wichmann und andere sächsische Große dem noch unerprobten Urtheil des Jünglings nicht unterwerfen und verließen lieber König und Vaterland.

Das zweite Regierungsjahr Otto's begann mit noch schlimmern Aussichten. Die alten Feinde der Deutschen, die Ungarn wollten die Macht des jungen Königs auf die Probe stellen und ergoßen sich im Frühjahr 937 in zahlloser Schaar über Franken. Dießmal zeigte aber Otto seine Löwennatur. Noch ehe die Feinde Sachsens Grenzen erreicht hatten, trat er ihnen entgegen, trieb sie vollständig in die Flucht und verfolgte sie bis nach Frankreich.

Hatte aber der junge König in glänzender Waffenthat sich jetzt den äußern Feinden des Reichs furchtbar gemacht, so sollte er fast zu gleicher Zeit zeigen, ob er auch über die innern, viel gefährlichern Feinde Herr werden könne.

Die Eifersucht zwischen dem fränkischen und sächsischen Stamme, welche beide Deutschland Könige gegeben hatten, äußerte sich in fortwährenden Streitigkeiten der fränkischen und sächsischen Großen. Graf Eberhard von Franken konnte es nicht vergessen, daß durch seinen Edelmuth die Krone an die stolzen Sachsen übergegangen war, die ihn jetzt ihre Uebermacht fühlen ließen. Nun kam es vor, daß ein sächsischer Graf, Bruning mit Namen, ihm den schuldigen Lehensdienst versagte. Eberhard war viel zu stolz, um dem König die Entscheidung des Streits zu überlassen, rückte mit andern fränkischen Edeln nach Brunings Burg

und setzte sie in Flammen. Dieß war aber ein offener Bruch des Landfriedens, den Otto nicht ungestraft lassen durfte. Eberhard wollte sich mit Brunings Uebermuth entschuldigen, aber Otto hielt ihm den eigenen Ungehorsam vor und verurtheilte den stolzen Vasallen zu einer damals gebräuchlichen, schändenden Strafe. Er mußte nebst andern Edeln, die bei der Einäscherung der Burg thätig gewesen, Hunde auf die königliche Pfalz zu Magdeburg tragen und außerdem 100 Pfund Silber zahlen. Als die Strafe gebüßt war, suchte Otto die Erinnerung daran durch große Freundlichkeit und reiche Geschenke wieder zu verwischen; aber die Franken vergaßen die erlittene Schande so bald noch nicht und verließen kochend vor Wuth und Erbitterung die königliche Burg. Die Zeit sollte bald kommen, so dachten sie, wo sie sich für diesen Tag rächen könnten. Eberhard hatte viele und mächtige Anhänger, sowohl in Franken als in Sachsen; seine heitere, leutselige Art, wie er überall mit vollen Händen Andern mittheilte, was er selbst an reichen Glücksgütern besaß, hatte ihn sehr beliebt gemacht, und es gab Viele, welche ihm statt Otto die Krone wünschten. Dazu kam der Groll anderer Großen über Gunstbezeugungen Otto's an bisher wenig bekannte Männer, und so erhoben sich von allen Seiten schwere Wolken über dem kaum ins Leben tretenden deutschen Königthum.

Zweites Kapitel.

Der Bayernherzog Arnulf, den einst König Heinrich durch seine Milde zum treuen, deutschen Vasallen gemacht hatte, war gestorben, und sein ältester Sohn, der sofort die Würde seines Vaters übernommen hatte, schien dem

Beispiele des Böhmenherzogs folgen zu wollen und weigerte sich Otto Heeresfolge zu leisten. Mit Milde war bei diesem jungen Manne Nichts auszurichten, und so machte denn Otto vollen Gebrauch seiner königlichen Rechte. Er setzte einen jüngern Sohn des Verstorbenen, auch Arnulf mit Namen, zum Pfalzgrafen in Bayern ein und übergab die herzogliche Würde einem Oheim desselben, dem nunmehrigen Herzog Berchthold. Um diese Beiden noch fester an sein Haus zu fesseln, vermählte er die Schwester des jungen Pfalzgrafen, die durch Geist und Schönheit berühmte Judith, mit seinem Bruder Heinrich. Aber die Bande der Verwandtschaft sichern keine Freundschaft. Otto konnte, wie es die Folge lehrte, sich auf den eigenen Bruder nicht verlassen; auch andere Verbindungen, die er im Interesse des Reichs knüpfte, brachten ihm wenig Glück. So hatte er seine Schwester mit dem mächtigen Herzog Hugo von Francien vermählt, dessen starker Arm den Karolingern in Frankreich den Thron wieder verschafft hatte. Freilich wollte Hugo hinter dem sechzehnjährigen Ludwig (Ueber-Meer) selbst herrschen, aber dieser zeigte sich nicht so willenlos und unfähig, wie man erwartet hatte, und Hugo bewog König Otto zu einem Bündniß gegen Ludwig, im Fall dieser Lust zeige die alten Ansprüche seines Hauses auf Lothringen geltend zu machen. Noch schwebten die Verhandlungen hierüber, als Otto eine kräftige Stütze seiner Gewalt durch den Tod des Markgrafen Siegfried von Sachsen verlor. Der Verstorbene hatte eine höchst wichtige und einflußreiche Stellung gehabt, und ein älterer Halbbruder Otto's, Thankmar mit Namen, rechnete sicher darauf, die Stelle Siegfrieds einzunehmen. Aber auch hier wählte Otto nur nach persönlichem Werth. Gegen Aller Erwarten verlieh

er die markgräfliche Würde einem thüringischen Grafen Gero, dessen Geschlecht noch wenig bekannt war. Es kümmerte den König nicht viel, daß er zu seinen übrigen Feinden noch einen dazu gewann, aber der Kreis der Unzufriedenen nahm bald in noch bedenklicherer Weise zu. Thankmar war eine unbändige, leidenschaftliche Natur, die ein erlittenes Unrecht nie vergaß. Graf Siegfried war ein Verwandter von ihm gewesen, seine sächsischen Güter stammten großentheils aus seiner Mutter Erbe, und diese Zurücksetzung wollte er sich nicht gefallen lassen.

Otto war in Bayern, als die ersten Nachrichten offenen Aufruhrs eintrafen. Thankmar und Eberhard von Franken hatten einen großen Anhang gesammelt und in Hessen Heinrich, den Bruder des Königs, überfallen. Otto berief sofort einen Reichstag nach Steele an der Ruhr, aber die Empörer gedachten ihrer Strafe zu Magdeburg und erschienen nicht. Sie wollten sich nicht unterwerfen, und es gelang ihnen sogar, Heinrich in seiner Feste Beleke in Westphalen gefangen zu nehmen. Otto's Lage war schlimm genug, denn die Macht der Empörer nahm von Tag zu Tag zu und sein eigener Anhang war klein. Trotzdem verlor er den Muth nicht einen Augenblick. Glaubte er doch fest, daß Gott ihm seinen königlichen Beruf gegeben, und also auch Mittel finden würde, ihm denselben zu erhalten. Und es fand sich, daß mehrere Grafen, die bis jetzt in ihrer Anhänglichkeit geschwankt hatten, angesichts des drohenden Bürgerkriegs ihre Treue gegen König und Vaterland doch nicht wollten untergehen lassen. So kam Hermann Billungs älterer Bruder aus der Fremde zurück, die er einst in bitterm Neid auf seines Bruders Erhebung gesucht hatte. Ebenso erschien Graf Hermann von Schwaben und Andere.

Wohlausgerüstet zog nun Otto frischen Muthes nach der Eresburg, wo sich Thankmar festgesetzt hatte. Die Bürger öffneten ihm die Thore, Thankmar flüchtete sich in die Kirche, wurde aber von Heinrichs Mannen, die ihres Herrn Schmach rächen wollten, vor dem Altar getödtet. Otto kam, als eben die That vollbracht war, und gab seinem heftigsten Unwillen über diese Rohheit Ausdruck. Dennoch konnte er der allgemeinen Aufregung halber nicht wagen die Mörder zu bestrafen. Eberhard warf sich nach der Todesnachricht seines Verbündeten dem gefangenen Heinrich zu Füßen und erlangte durch seine und des Erzbischofs von Mainz Vermittlung Gnade vor dem König. Otto ließ dem gedemüthigten Feind alle seine Güter und schickte ihn nur dem Scheine nach auf kurze Zeit in die Verbannung; seine zu große Nachsicht fiel aber hier auf undankbaren Boden. Vorsichtig und heimlich war Eberhard mit seinem erlauchten Gefangenen umgegangen, bis er entdeckte, daß der Bruder des Königs selbst unzufrieden war und sehr gern zuhörte, wenn er ihm von andern Mißvergnügten erzählte, welche Alle die Krone viel lieber auf Heinrichs Haupte sähen, als auf dem seines königlichen Bruders. Otto ging ahnungslos unter diesen drohenden Wolken zu neuem Kampf gegen die Ungarn, welche im Herbst 938 noch einmal in Sachsen einfielen. Der Himmel half ihm zum Siege. Unaufhörlicher Regen machte die Wege ganz unkenntlich und so gelang es der List eines Wegweisers die Ueberbleibsel des ungarischen Heeres in einen Sumpf zu locken, wo Roß und Reiter elendiglich umkamen. Das Volk nennt jene Gegend bei der Aller und Ohre den „Drömling" und erzählt sich schaurige Geschichten vom wilden Jäger, der hier sein Wesen treibt.

Inzwiſchen hatten Heinrich und Eberhard auch den unruhigen Herzog Giſelbert von Lothringen in ihren Bund gezogen, und die Verſchwörung nahm immer weitere Dimenſionen an. Heinrich gab im Frühjahr 939 ein großes Feſt zu Saalfeld in Thüringen, wo er ſich den Beiſtand alter und neuer Genoſſen durch ſeine wahrhaft königliche Freigebigkeit ſicherte. Hier und da fanden ſich aber doch vorſichtige Männer, welche es mit Otto nicht ganz verderben wollten. Sie riethen Heinrich, er möge von Lothringen aus die Feindſeligkeiten beginnen, und als dieſer nun plötzlich, ohne Vorwiſſen des Königs, ſein Land und ſeine Burgen verließ, da dämmerte in Otto der Verdacht, daß ſein eigener Bruder ſein größter Feind ſei. Sofort eilte er nach dem Rheine. Heinrichs Feſte Dortmund öffnete dem König ihre Thore, und Otto ſchickte den Befehlshaber derſelben, Hagen, mit einer Botſchaft an Heinrich. Hagen traf aber in kurzer Entfernung ſchon auf ein ſtattliches Heer Heinrichs und Giſelberts und hatte kaum Zeit zu Otto zurückzukehren, als ſich die feindlichen Schaaren in der Gegend von Xanten auf dem andern Rheinufer zeigten. So ſchlimm hatte ſich Otto die Lage der Dinge nun doch nicht vorgeſtellt; ſein Auge ſchweifte über die wenigen Mannen und Reiter, welche theils auf dem dieſſeitigen, theils auf dem jenſeitigen Ufer zu ſeinem Schutze ſich befanden. Nicht einmal ihre Rüſtung war vollſtändig, denn ſie waren in höchſter Eile ohne Vorbereitung gekommen, und ihnen gegenüber entfaltete ſich ein wohlausgerüſtetes Heer, um den ungleichen Kampf aufzunehmen. Das mußte eine Schlacht auf Leben und Tod werden. Otto warf ſich in höchſter Noth auf die Kniee und rief: „O Gott, du aller Dinge Gebieter und Lenker, ſieh herab auf dein Volk, zu deſſen König mich dein Wille

berufen hat. Errette es aus der Hand der Feinde, damit alle Völker erkennen, daß deinem Willen kein Sterblicher zu widerstehen vermag, der du allmächtig bist, lebst und regierst in alle Ewigkeit."

Nun stellten sich die Sachsen hinter einem Sumpfe bei Birthen auf, den die Lothringer umgehen mußten. Diese wandten sich aber unkluger Weise alle nach einer Seite, und jetzt konnten die Sachsen den Feind zugleich im Rücken angreifen, als sich bei der Vorhut des Heeres das Gefecht entspann. „Sauve qui peut", schallte es plötzlich von allen Seiten, und die Lothringer bedachten nicht, daß einige Sachsen vielleicht der französischen Sprache mächtig wären, sondern glaubten, daß der Ruf von den Ihrigen käme und in wilder Flucht stob das ganze Heer auseinander. Der Sieg, den diese hundert sächsischen Reiter über das Lothringer Heer erfochten, glich allerdings einem Wunder; mancher tapfere französische Edelmann war gefallen, Heinrich selbst schwer verwundet, und mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Nachricht, er sei todt. Außer Merseburg und Scheidungen öffneten sämmtliche Burgen den Mannen des Königs ihre Thore. Heinrich gelangte trotz seiner Wunde nach Merseburg, welches er zwei Monate lang einer heftigen Belagerung Otto's aussetzte. Mit schwerem Herzen mußte der König dann die Belagerung aufgeben, weil ein neuer Aufstand der Wenden dringend seine Anwesenheit in deren Landen verlangte.

Bereits hatten dieselben ein stattliches Heer, welches Otto dem Markgrafen Gero zu Hülfe geschickt, vernichtet; jetzt zog der König selbst gegen die wilden Schaaren, und es gelang ihm, sie vollständig auseinander zu sprengen. Aber er kam kaum zum Bewußtsein seiner Siege; denn in Lothringen entbrannte der Streit von Neuem und Heinrich

und Giselbert hatten jetzt auch den König Ludwig von Frankreich zu ihrem Verbündeten gemacht.

Doch je mehr Gefahren sich zeigten, desto unerschrockener ging Otto ihnen entgegen. Er wollte und mußte als alleiniger, deutscher König hoch über den Herzögen stehen und ihre Länder als freie Reichslehen an dieselben vertheilen. Unverdrossen arbeitete er auf die Verwirklichung dieses Zieles hin, mochten sich Hindernisse so hoch als möglich dagegen aufthürmen.

In Bayern, Schwaben und Sachsen hatte er seine Wünsche durchgesetzt, wenn er ihre Erfüllung auch vielleicht hauptsächlich dem stillen Wirken seines Vaters auf festen Zusammenhang der eigentlich deutschen Theile des Reichs zu danken hatte. Die Empörung der Herzöge hatte ihren Grund nicht in dem Wunsch, die deutsche Krone auf Heinrichs, statt Otto's Haupt zu sehen; sie war nur die Form des Kampfes um die Selbstständigkeit der herzoglichen Gewalt gegenüber dem kräftig emporschießenden deutschen Königthum.

Es war Herbst im Jahre 939 geworden; Otto hatte während des ganzen Jahres keinen Augenblick Ruhe genossen. Er war von einem Kampf zum andern geeilt, von Sachsen nach Lothringen, dann zurück zu den Wenden, jetzt wieder nach Lothringen und dann abermals nach Sachsen zurück. Dennoch mußte er von Neuem in den Kampf. König Ludwig von Frankreich, der neue Verbündete der Empörer, besetzte die Grenzen. Heinrich zog sich in eine fast unzugängliche Burg, Chèvremont, zurück, die Otto belagern mußte. Von hier rief ihn ein neuer Aufstand der Wenden nach Sachsen und außerdem drohten im Norden die Dänen mit einem Einfall. Nun war aber in Lothringen ein gar schlauer Graf, Immo mit

Namen; es gelang Otto, dieſen auf ſeine Seite zu ziehen, und ihm konnte er getroſt den Kampf mit Giſelbert überlaſſen. Der Letztere ſagte, als er, durch eine Menge ſchlauer Streiche des Grafen ermüdet, den Kampf einſtellte: „Mit Immo allein habe ich alle Lothringer im Zaume gehalten, aber mit allen Lothringern vereinigt, kann ich ihn allein nicht fangen.“ Der andere Bundesgenoſſe Otto's, Hugo von Francien, war weniger glücklich. Er konnte es nicht hindern, daß Ludwig von Frankreich ſich zu Verdun huldigen ließ und Eberhard von Franken die Feſte Breiſach beſetzte. Otto ſchickte den Erzbiſchof Friedrich von Mainz als Unterhändler an Eberhard, aber dieſer hatte andere Anſichten über die königliche Würde als Otto, und wollte die Anſprüche des Königs und der Herzöge zu vereinigen ſuchen. In dem Vertrag, den er mit Eberhard zu Stande brachte, gab er Verſprechungen, die Otto nicht halten konnte und wollte. Friedrich war verletzt und ging mit andern einflußreichen Männern zum Feinde über. Die Schaar der Getreuen um Otto wurde immer kleiner. Die Empörer freuten ſich des gewonnenen Spieles und glaubten die Beute nur noch einſtreichen zu dürfen. Da lag ſie vor ihnen, ſo reich und groß, daß die Wahl faſt ſchwer wurde. Das Schönſte alles Schönen war aber doch der Rhein mit den geſegneten Gefilden, welche ſich zwiſchen Bonn und Mainz, über Berg und Thal, zwiſchen Flüſſen und Wäldern dahinziehen. Bei Andernach überſchritten Eberhard und Giſelbert den herrlichen Fluß und ließen in ſorgloſer Sicherheit den größten Theil ihres Heeres auf dem andern Ufer. Mit dem Uebermuthe der Sieger beraubten ſie die Einwohner, unter Andern auch einen Prieſter, der ſich vor ihrer Gewalt flüchten mußte. Dieſer traf zwei Grafen des Nieder-

lahngau's, Udo und Konrad Kurzpold, deren reiche Besitzungen am meisten gefährdet waren und die Otto deßhalb mit seinen letzten Streitkräften den Empörern entgegengeschickt hatte. Die Nachrichten des Priesters von der leichtsinnigen Trennung der Herzöge von ihrem Heere erfüllten die beiden Grafen mit großer Freude. Sofort beschlossen sie einen Ueberfall und trafen Giselbert und Eberhard bei üppigem Mahle. Letzterer wehrte sich verzweifelt, sank aber zuletzt, mit zahllosen Wunden bedeckt, todt zusammen. Giselbert sprang in einen Kahn, der aber schnell unter zu großer Last im Rhein versank, und fand seinen Tod in den Wellen. Unerwartet schnell waren auf diese Weise die gefährlichsten Feinde des Königthums vernichtet. Der Bote, welcher Otto die Siegesnachricht bringen sollte, traf den König auf einem Ritt zu einer entfernt gelegenen Kirche. Daß Gott seine Wünsche so schnell erhört hatte, rührte Otto tief; er sprang vom Pferde und dankte mit entblößtem Haupte auf seinen Knieen für die Rettung aus seiner großen Noth. Jetzt konnte von einem ernstlichen Widerstande keine Rede mehr sein. Breisach öffnete seine Thore, der Erzbischof Friedrich kehrte zurück und mit ihm andere Treulose. Heinrich floh nach Frankreich und wagte auch unter Ludwigs Beistand noch einmal einen Einfall in Lothringen. Otto schlug denselben rasch zurück. Die großen Eigengüter Eberhards erhielten meistentheils die Grafen Udo und Konrad Kurzpold, während Otto die ausgedehnten Lehen des fränkischen Herzogs an Konrad den Rothen, seinen spätern Schwiegersohn, an Berchtold von Bayern, Hermann von Schwaben und an die Kirche verlieh. Das Herzogthum Franken ließ er eingehen und betrachtete sich selbst als dessen Herzog.

Lothringen bewahrte Otto Giſelberts Sohn unter der Vormundſchaft eines Grafen, Otto Richwin.

Drittes Kapitel.

Wenn auch das Jahr 940 mit einer ſchweren Hungersnoth in Sachſen und Franken begann und das ohnehin von Krieg und Noth ſchwer heimgeſuchte Land einen troſtloſen Anblick gewährte, ſo war doch dieſe Zeit heftiger Stürme ſo reich an Segen für Deutſchland, wie kaum eine andere. Die gewaltige Kraft des jungen Königs hatte ſich erprobt, der Samen deutſcher Einheit, den König Heinrich ausgeſtreut, war herrlich aufgegangen und Otto hatte durch geſchickte Familienverbindungen ergänzt, was er mit dem Schwert nicht erreichen konnte. Nur ſeine Schweſter Gerberga, die Wittwe Giſelberts, hatte ſich mit Ludwig von Frankreich vermählt und dieſe Verbindung brachte ſowohl Otto als dem deutſchen Reiche wenig Glück. Es kam vorläufig eine Verſöhnung Otto's mit Heinrich in Breiſach zu Stande, und der König wies ſeinem Bruder einige Städte in Lothringen zu ſeinem Unterhalte an. Mit Frankreich dauerten die Feindſeligkeiten noch eine Zeit lang fort. Erſt im Jahre 942 kam es zum Frieden und dann allerdings auf Betrieb Gerberga's, die eine ſehr energiſche Frau war und ſo ziemlich Alles durchſetzte, was ſie wollte.

Heinrich konnte ſich aber in ſeiner untergeordneten Stellung gar nicht zurechtfinden und die Sehnſucht nach der Königskrone nicht bewältigen. Leiſe ſpann er die Fäden der Verſchwörung wieder an und war glücklich, als er hörte, daß in Sachſen große Unzufriedenheit herrſche und daß das Heer, welches Graf Gero gegen die Wenden befehligte, an offenen Aufruhr dächte. Er verband ſich

mit den Unzufriedenen, und sie kamen überein, daß Otto am Osterfeste 941, welches er in Quedlinburg zu feiern gedachte, überfallen und ermordet werden solle. Unmittelbar vor der Ausführung wurde der Anschlag jedoch entdeckt und Otto, der sich nie etwas von seiner Hoheit vergab, ließ die Festtage verstreichen, ohne sich der Schuldigen zu bemächtigen. Als aber die Werktage kamen, wurde strenges Gericht gehalten. Todt oder lebendig mußten die Verschwörer dem König ausgeliefert werden; Viele wurden enthauptet, Andere, unter ihnen Erzbischof Friedrich von Mainz und Heinrich, in strenge Haft gebracht. Eine feste Burg zu Ingelheim im Rheingau wurde ausersehen, um den Letztern in schwerer Gefangenschaft zum Bewußtsein seines Unrechts zu bringen. Die Einsamkeit wirkte. Es ging eine vollständige Veränderung in Heinrichs Gemüth vor, und als Otto Weihnachten desselben Jahres zu Frankfurt feierte und in tiefer Mitternacht der Mette beiwohnte, da nahte sich Heinrich, der durch Vermittlung eines Priesters seiner Haft entsprungen war, und flehte dießmal aus innerster Seele: „Vergib mir!“ Seine Mutter Mathilde warf sich neben ihm vor Otto auf die Kniee und der Gesang, „Friede auf Erden“ hallte noch in aller Herzen wieder. Otto zog den reuigen Bruder zu sich und vergab ihm voll und ohne Rückhalt Alles, was er je gegen das Reich und ihn begangen hatte. Von dieser Zeit an war Heinrich gegen Otto ganz umgewandelt. Er schien nur mehr für die Interessen seines Bruders zu leben; seine reichen Gaben gediehen jetzt dem Vaterlande zum größten Segen und Wittekind sagt von jener Zeit: „Auf der ganzen Erde pries man die Eintracht der Brüder; einmüthig erweiterten sie das Reich, bekämpften sie die Feinde und herrschten über ihr Volk.“

In Lothringen starben kurz nacheinander Giselberts Sohn und dessen Vormund Richwin, zu gleicher Zeit Herzog Berchtold in Bayern. Die Königin-Wittwe, Mathilde, ließ mit Bitten nicht nach, bis Otto die erledigte Herzogswürde in Bayern seinem Bruder Heinrich übertrug und dieser fand in den Kämpfen mit den Ungarn ein weites Feld für seinen Thatendurst. Er errang bedeutende Siege über dieselben, aber die wachsende Macht weckte nie mehr einen Gedanken der Empörung in seiner Seele.

Lothringen gab Otto Konrad dem Rothen, der ihm persönlich immer näher trat und Schwaben sollte Liudolf, dem einzigen Sohn des Königs, zufallen, welcher bereits mit der Tochter des noch lebenden Herzogs von Schwaben verlobt war.

Mit durchgreifender Energie hatte Otto seinen Plan ausgeführt und konnte jetzt frei als deutscher König über den Herzögen stehen, die ihm ihre Macht verdankten. Er hatte den Sohn in Schwaben, den Bruder in Bayern und den Schwiegersohn in Lothringen. „Fester schlangen sich die Bande der deutschen Stämme und immer mehr erstarkte der Glaube an ein einiges deutsches Reich."

In die Familienverhältnisse Otto's drang um diese Zeit ein Mißklang. Er sowohl als sein Bruder Heinrich fanden die Freigebigkeit ihrer Mutter Mathilde übertrieben. Die Gaben der alten Königin an milde Stiftungen waren allerdings großartig, so daß die Söhne fürchteten, die ganze Hinterlassenschaft König Heinrichs würde darauf verwendet. Es kann aber nicht entschuldigt werden, daß die königlichen Söhne ihre Mutter zu einem Kloster-Aufenthalte zu Engern in Westphalen nöthigten und sie der freien Verfügung über ihr Vermögen beraubten. Otto hatte jedoch das Glück, während seines

Lebens immer von ausgezeichneten Frauen umgeben zu sein und bei diesem Fehler, den er beging, war es auch der Einfluß seiner edlen Gemahlin Editha, welcher ihn zur Sühne bewog. Auch mit ihr, die schon bei Lebzeiten im Rufe einer Heiligen stand, haderte der König zuweilen wegen ihrer zu großen Mildthätigkeit. Unter Anderm hat sich eine Sage erhalten, wie Otto einst nach zornigem Verbot fernerer Gaben sich selbst als Bettler verkleidet an einer Kirchenthür aufgestellt habe, um den Gehorsam seiner Gemahlin zu prüfen. Editha trat in königlichem Schmucke aus der Kirche und machte ein sehr trauriges Gesicht, als sie den Bettler erblickte. „Ich habe nichts als meine Kleider", sagte sie sanft und wollte vorübergehen. Der Bettler aber ergriff ihren Mantel und rief: „Nur einen Fetzen davon." Die Königin konnte nicht widerstehen und ließ ihm einen Aermel ihres Gewandes. Als sie aber bei Tafel in einem andern Mantel erschien und der König nach der Ursache dieser Veränderung fragte, gerieth Editha in große Verlegenheit. Der König ließ den Mantel holen, um seine Gattin zu beschämen, aber es fehlte kein Aermel darin. Beschämt und ergriffen soll der König alsdann den ganzen Hergang der Sache erzählt und gesagt haben: „Die ich habe erproben wollen, hat der Himmel erprobt gefunden."

Editha machte recht wie ein deutsches Weib ihren Einfluß auf Otto nicht äußerlich geltend, fand aber ihren Beruf in tiefgreifender, stiller Wirksamkeit. Sie erreichte es, daß Otto reumüthig seine Mutter um Verzeihung bat, und daß dieß Verhältniß nie mehr getrübt wurde. Leider war Editha einem frühen Tode bestimmt. Tief betrauert von ihrer Familie, wie vom ganzen Volke, starb sie schon am 26. Januar 946. In Otto's Thätigkeit ist

seit ihrem Tod ein Umschwung nicht zu verkennen. Ihr Geist lebte fort in seinem höheren Eifer für die Verbreitung der katholischen Religion. Er veranlaßte Missionen für die noch heidnischen Völkerschaften. Die Bisthümer Havelberg, Oldenburg und Brandenburg entstanden. Nach einem Siege, den er im Jahr 947 über Harald Blauzahn von Dänemark errang, wurde auch die dänische Mark wieder hergestellt, sowie früher schon die Nordmark von Sachsen und die Bisthümer Schleswig, Ripe und Aarhaus gegründet.

Eine tüchtige Stütze für wissenschaftliche und kirchliche Bestrebungen fand Otto in seinem hochbegabten Bruder Bruno, den er bereits 940 aus der Stille des Klosters an den Hof rief, um ihm die Kanzlei des Reiches zu übertragen. Unglaublich scheint die Arbeitskraft dieses reichen und doch so demüthigen Geistes; alle Urkunden der nächsten dreizehn Jahre sind von seiner Hand ausgestellt, dabei war er wissenschaftlich unausgesetzt thätig und kein Hülfesuchender ging ungetröstet von ihm. Sein Biograph Ruotger sagt von demselben: „Wenn er Muße hatte, war Niemand mehr beschäftigt als er, wenn er aber in Geschäften war, entbehrte er dennoch nie der Muße.“ Bruno war in Wahrheit die Seele von Deutschlands Kirche und viele gelehrte Bischöfe und Priester danken ihm ihre Bildung. „Mit dem Thatendrang der Ottonen vereinte dieser königliche Jüngling das tiefste Gemüth und war ganz von der Erhabenheit seines priesterlichen Berufes durchdrungen.“ Ein neuerer Historiker sagt von Bruno's Zeit: „Wie wenn wir jetzt mitten im Walde einen hellen Landsitz bauen und ihn ausschmücken mit blühenden Gärten, mit Bildsäulen und Springbrunnen, aber ringsum hallt und weht noch der alte, heilige Wald und die würzige Laubfrische

und das endlose Wogen und Rauschen der Baumwipfel dringt von allen Seiten hinein, so baute sich damals die römisch-christliche Cultur ihre Stätten in Deutschland."

Otto fand in den Jahren 941 bis 946, wo Deutschland weniger von auswärtigen Feinden heimgesucht wurde, Zeit, sich der innern Verwaltung mit voller Kraft zu widmen. Bald in diesem, bald in jenem Theile seines Reiches weilend, schaffte er überall Ordnung und besserte alle Schäden, die er entdeckte. Wo der König sich aufhielt, waren auch die Räthe und befand sich die Kanzlei. Den Herzögen setzte er Pfalzgrafen zur Seite, welche darüber wachen mußten, daß keine Uebergriffe in die königlichen Rechte geschahen. An die Stelle der Capitularien Karls des Großen, die für die veränderten Zeitverhältnisse nicht mehr ganz paßten, trat zu Otto's Zeit mehr das Gesetz altherkömmlichen Brauches. Der König selbst suchte in alle Bedürfnisse des Volkes einzudringen und jeder hatte das Recht, sich mit Beschwerden an ihn selbst zu wenden. Otto ließ dann oft das Gottesurtheil entscheiden, indem beide Parteien Kämpfer wählen mußten, deren Sieg oder Niederlage über Recht und Unrecht entschied.

Man hat dieß Verfahren vielfach getadelt, aber es ist ein Zug urgermanischen Wesens darin nicht zu verkennen. Der Deutsche war immer bereit sich mit der Faust Recht zu schaffen, aber es leuchtet auch ein rührender Kinderglaube an die Allmacht und stete Nähe Gottes aus diesem Verfahren.

Viertes Kapitel.

Da es unsere Absicht ist, mehr ein Lebensbild Otto's als eine Geschichte seiner Zeit zu entwerfen, können wir

die auswärtigen Verhältnisse, so wichtig sie in der damaligen Zeit für Deutschland sind, nur soweit berühren, als Otto selbstthätig darin auftrat.

In Frankreich wurde die innere Zerrüttung unter dem schwachen Ludwig immer trostloser, und Otto konnte den französischen, burgundischen, sowie oberitalischen Verhältnissen nicht fremd bleiben, weil einerseits die Hülfe seines starken Armes überall verlangt wurde, und ihm anderseits der Besitz der römischen Kaiserkrone immer wünschenswerther erschien.

Burgund war durch seine geographische Lage von jeher der Mittelpunkt der deutschen, französischen und italienischen Interessen. Durch die Gemahlin Rudolphs II. von Burgund bestand eine Verwandtschaft mit der schwäbischen Herzogsfamilie. Als aber nach Rudolphs Tod 937 der König Hugo von Italien sich Burgunds bemächtigen wollte, indem er Rudolphs Wittwe selbst heirathete und deren Tochter Adelheid seinem Sohne Lothar verlobte, da brachten die burgundischen Großen Rudolph's unmündigen Sohn Konrad an den Hof König Otto's, damit dieser die bedrohten Rechte des jungen Königsohnes wahre.

Italien, von Parteien zerrissen, hatte damals fast immer zwei Könige, welche sich gegenseitig in ihren Ansprüchen bekriegten. Der Markgraf Berengar von Ivrea, Sohn des frühern Kaisers Berengar I. von Italien, konnte sich nicht halten und flüchtete um das Jahr 940 ebenfalls zu Otto, um Schutz gegen den König Hugo von Italien zu suchen.

Bevor aber Otto sich nach Italien wenden konnte, mußte er dem Flehen seiner Schwester Gerberge Gehör geben, welche seine Hülfe gegen den übermüthigen Herzog

von Francien, Otto's früheren Verbündeten, anrief. Ein dauernder Friede war zwischen einem so schwachen Regenten wie Ludwig und einem so stolzen Vasallen wie Hugo kaum denkbar. Auch Otto's Versuch, denselben zu demüthigen, mißlang. Darauf berief der König im Jahre 948 ein großes Concilium nach Ingelheim, wo unter andern wichtigen Fragen auch die Verhältnisse Frankreichs zur Sprache kamen. Eine Menge von Erzbischöfen, Bischöfen und geistlichen Würdenträgern waren damals in Deutschland versammelt; auch Papst Agapet II., der die wachsende Macht Otto's mit Freuden beobachtete und denselben gern zur Einwirkung auf die italienischen Verhältnisse bewegen wollte, schickte einen Bevollmächtigten nach Ingelheim. Hugo von Francien wurde in den Bann gethan, unterwarf sich aber später durch Vermittlung Konrads von Burgund, wenigstens der Form nach.

Mittlerweile schienen die Verhältnisse in Italien sich etwas beruhigt zu haben. Der Tod hatte den wegen seiner Grausamkeit verhaßten König Hugo hinweggerafft, als sein Sohn Lothar sich eben mit der schönen und klugen Adelheid von Burgund vermählt hatte. Der ewigen Parteikämpfe endlich müde, ordneten nun die italienischen Großen die Verhältnisse so, daß Lothar den Namen des Königs behielt, der Markgraf Berengar von Ivrea aber als erster Rath des Königs die ganze Macht in Händen hatte.

Ganz unerwartet starb jedoch Lothar schon 950, und Berengar hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als die Herrschaft Italiens sich und seinem Sohne Adalbert zu sichern. Es gelang ihm, die junge Königin Adelheid wies entrüstet einen Heirathsantrag Adalberts zurück, und Berengar, der sich leutselig und freundlich gezeigt

hatte, so lange seine Macht noch schwankte, trat jetzt im Gefühle seiner Macht grausam und habsüchtig auf. Seine Gemahlin aber, die verrufene Willa, überbot ihren Gemahl noch an Bosheit und Ränken. „Sie war", wie ein Geschichtschreiber sagt, „von allen schlimmen Weibern Italiens die schlimmste." Wer die italienische Geschichte jener Zeit nur oberflächlich kennt, wird die Tragweite dieses Ausspruchs ermessen.

Niemand wurde aber von der Bosheit dieses Königspaares härter betroffen als Adelheid. Sie hatte durch ihre Anmuth und Sittenreinheit großen Anhang beim Volke gewonnen, und Berengar fürchtete mit Recht den Einfluß dieser zarten Frau. Es kam zu den gröbsten Beleidigungen; selbst körperliche Mißhandlungen, Schläge und Fußtritte mußte Adelheid von der ruchlosen Willa erdulden. Endlich schleppte man die arme junge Königin nach einer festen Burg Garda am gleichnamigen See, wo sie vier qualvolle Monate verleben mußte.

Gerüchte dieser Grausamkeiten fanden ihren Weg nach Deutschland und weckten die regste Theilnahme. Es schien einfache Ritterpflicht, sich der bedrängten Frau anzunehmen, und Otto mußte sich vor Allen berufen fühlen, in diese Verhältnisse einzugreifen. Wahrscheinlich waren auch schon um diese Zeit Verhandlungen mit Papst Agapet wegen einer künftigen Kaiserkrönung im Gang, und so beschloß Otto um die Hand Adelheids zu werben, Berengar zu unterwerfen und auf diese Weise die Herrschaft in Italien zu erlangen.

In feierlicher Reichsversammlung wurde der Zug nach Italien beschlossen. Otto's Sohn Liudolf griff jedoch, von Ruhmbegierde überwältigt, dem Unternehmen seines Vaters vor und begab sich mit einem eiligst ge-

sammelten Heere nach Italien. Hier fand er aber keine freundliche Aufnahme und man sagte ihm, daß sein Onkel die Longobarden vor ihm gewarnt habe. Liudolf glaubte diesen Nachrichten und von da an faßte er den tiefen Groll gegen Heinrich, der später zu traurigen Ereignissen führte. Als er beschämt und erzürnt den Rückweg antreten mußte, traf er das stattliche Heer seines Vaters, der von seinen Brüdern Heinrich und Bruno begleitet über die Alpen zog. Otto soll seinen Sohn bei dieser Gelegenheit gar zornig angefahren haben; schließlich erlaubte er ihm jedoch, sich dem königlichen Heere anzuschließen.

Am 23. September 951 rückte Otto in Pavia ein, und die Lombardei unterwarf sich ohne Schwertstreich.

Es galt nun den Plan weiter auszuführen und mit der Hand der jungen Königin den Besitz Italiens dauernd zu sichern. Mit Hülfe eines Priesters und einer treuen Dienerin war es Adelheid gelungen, sich ihrer Haft zu entziehen. Es hatte freilich lange genug gedauert, bis die mühsame Arbeit, einen unterirdischen Gang in dem festen Schlosse auszuhöhlen, gelungen war, aber kaum athmete die arme Königin die lange entbehrte frische Himmelsluft, als ihre Verfolger ihre Flucht entdeckten. Fort ging's nun in fliegender Eile ganze Nächte hindurch. Am Tage jedoch mußte sie, oft von Hunger und Durst gequält, Schutz in Höhlen und Wäldern suchen. Einmal sank sie zu Tode ermattet hinter einem Kornfelde zusammen, aber die wogenden Halme breiteten sich schützend über sie, und ihre Feinde, welche dasselbe Feld durchsuchten, fanden sie nicht. Ein Ritter, Namens Azzo, den der treue Priester herbeigerufen hatte, brachte sie endlich auf das feste Schloß Canossa. Hier erholte sich

Adelheid allmählig von den überstandenen Leiden, und als Otto's Boten sie hier aufsuchten, und ihr mit der Hand des deutschen Königs eine große Zukunft eröffneten, da schlug sie freudig ein und schmückte sich, um das festliche Geleite zu empfangen.

Heinrich kam, um die Braut seines königlichen Bruders zu holen, und Adelheid faßte für ihn, der sie zuerst auf der Bahn des Glücks begrüßte, eine schwesterliche Zuneigung, welche sie bis zu seinem Tode bewahrte. Mit großer Pracht wurde die Hochzeit begangen, Adelheid gewann durch ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit Aller Herzen. Nur ein Gemüth konnte an dem endlosen Jubel, der über diese Verbindung bei Groß und Klein herrschte, nicht Theil nehmen. Durch Liudolfs Seele zogen düstere Ahnungen, und er sah mit großer Unzufriedenheit den wachsenden Einfluß, den die junge Königin auf seinen Vater und Heinrich gewann.

Heimlich verabredete er mit dem Erzbischof von Mainz nach Sachsen zurückzukehren, und feierte Weihnachten schon zu Saalfeld, an welchen Ort sich bereits die Erinnerung einer früheren Verschwörung knüpfte.

Otto verließ auf diese Nachrichten Italien, weil er vorläufig seine Pläne wegen der Kaiserkrönung doch nicht zur Ausführung bringen konnte, und ließ Konrad den Rothen dort zurück, um die weiteren Verhandlungen mit Berengar zu betreiben. Nun versprach aber Konrad mehr als Otto zu halten gesonnen war, nämlich Rückerstattung des italienischen Königthums, wenn Berengar sich Otto unterwerfen wolle. Otto wollte Berengars Undank für früheren Schutz sowie die schmähliche Behandlung seiner Gemahlin doch nicht so ungestraft vorüber gehen lassen, und als Berengar in Sachsen ein-

traf, ließ er ihn zu Magdeburg drei Tage warten, ehe er ihn überhaupt vor sich kommen ließ. Nähere Entscheidung behielt er sich für einen Reichstag zu Augsburg im August 952 vor, wo dann Berengar mit seinem Sohne in feierlicher Reichsversammlung einen Lehenseid in Otto's Hände ablegen mußte. Außerdem mußte er sich verpflichten, 1200 Pfund Goldes als jährlichen Tribut zu zahlen. Aquileja und Verona wurden von Italien getrennt und dem Herzog Heinrich von Bayern zugewendet.

In Folge dieser letzten Bestimmung wuchs Liudolfs Eifersucht auf seinen Onkel von Neuem. Seine Angst um die Nachfolge im Reich wurde noch größer, als Adelheid 952 einen Sohn gebar, der in der Taufe den ihm verhaßten Namen Heinrich bekam. Auch Konrad der Rothe fühlte sich bitter gekränkt, daß Otto Berengar nicht so behandelt hatte, wie Konrad es gewünscht und versprochen; bald gesellte sich der Dritte zum Bunde der Unzufriedenen in Arnulf, dem Pfalzgrafen von Bayern. Er konnte nicht vergessen, daß Bayern eigentlich sein Erbe sei. Schwere Stürme zogen an Deutschlands Himmel auf, und viel kostbares deutsches Blut mußte fließen, als das Gewitter sich entlud.

Zu Ingelheim, wo Otto 953 mit seiner Gemahlin das Osterfest beging, trafen ihn die ersten beunruhigenden Nachrichten. Sofort begab er sich nach Mainz, war aber unangenehm berührt, als die Mainzer ihn ungebührlich lange vor den Thoren der Stadt warten ließen. Erzbischof Friedrich empfing zwar den König mit scheinbarer Unterwürfigkeit, Liudolf und Konrad wollten sich über ihre Absichten rechtfertigen, erklärten aber offen ihren Haß gegen Herzog Heinrich und den Wunsch, sich desselben zu bemächtigen. Im Innersten gekränkt, durfte

Otto seinen Unmuth nicht zum Ausbruche kommen lassen, weil er, nur von wenigen Getreuen begleitet, ganz in der Hand der Feinde war. Der Inhalt des Vertrags, den er in Mainz einging, ist nicht genau bekannt. „In Sachsen fand Otto den König wieder, den er in Mainz beinahe verloren hätte", sagt Wittekind, und es läßt sich deßhalb annehmen, daß einige nicht sehr ehrenvolle Bedingungen darunter waren. Otto erklärte den Vertrag, als erzwungen, für null und nichtig und zog die Herzogthümer Liudolfs und Konrads an sich, als die Empörer sich auf einem Reichstage zu Fritzlar nicht stellten. Nun ging der Kampf los; Mainz bot die erste Gelegenheit. Hartnäckig wurde auf beiden Seiten gestritten, es war unmöglich, die Stadt einzunehmen, und Otto mußte zu seinem großen Schmerze sehen, wie die Stimmung in seinem Heere sich auf die Seite der Empörer neigte. Herzog Heinrich, den man als die alleinige Ursache des traurigen Krieges ansah, war wenig beliebt, während Liudolf viele Anhänger besaß. Ein ergreifender Auftritt fand im Lager Otto's statt, als Konrad und Liudolf erschienen, um nach dem Wunsche ihres Vaters friedliche Verhandlungen einzuleiten. Sie warfen sich dem König zu Füßen und versprachen, jegliche Strafe zu tragen, wenn er ihre Freunde und Mitschuldigen wolle ungestraft ziehen lassen. Otto durfte, ohne seiner königlichen Würde zu vergeben, den begangenen Hochverrath nicht ungerügt lassen und hielt den Söhnen in tiefer Bewegung das begangene Unrecht vor. Sein Bruder Bruno, der vor Kurzem den erzbischöflichen Stuhl in Köln eingenommen, stand neben ihm und suchte durch Bitten und Ermahnungen Liudolf zur Umkehr zu bewegen, aber vergeblich. Blutiger als zuvor entbrannte der Kampf, Bayern er-

hob sich unter Arnulf, und selbst in Sachsen gewannen die Dinge einen gefährlichen Anschein. Der Aufstand der Söhne gegen den Vater ist verwerflich, aber ein frischer Zug altdeutscher Freundestreue weckt dennoch Theilnahme für den jungen Königssohn, dem leider ein früher Tod bestimmt war.

Die erledigte herzogliche Würde in Lothringen gab der König an Bruno, wenn auch dieser selbst Bedenken hatte, ob sich diese hohe weltliche Ehre mit seinem geistlichen Stande vertrüge. Sie hätte aber schwerlich in bessere Hände fallen können. Es gelang Bruno, der sich gleich nach seiner Ernennung nach Lothringen begab, Konrad erfolgreich zu bekämpfen. Der König hingegen verlebte traurige Tage in Bayern. Liudolf hatte sich mit Arnulf in Regensburg festgesetzt und Otto mußte die Belagerung aufgeben, weil sein eigenes Volk sich gegen ihn erhob.

Wie sich einst die Einheit des deutschen Reichs in dem Zusammenwirken der ottonischen Familie darstellte, so spiegelte sich jetzt im Zwiespalt derselben fast eine Auflösung des Reichs. Alles schien verloren, was Otto mit so unermüdlichem Geiste geschaffen, und es gehörte wirklich *sein* Muth und *seine* Ausdauer dazu, um unter diesen Verhältnissen nicht an der Erfüllung seiner Aufgabe zu verzagen. Zu all diesen Bedrängnissen kam im Anfang des Jahres 954 ein neuer Einfall der Ungarn. Die Parteien beschuldigten sich gegenseitig, diese alten Feinde des Reichs herbeigerufen zu haben, und soviel steht ziemlich fest, daß Liudolf ihnen Geld gegeben, um sie zum Abzug aus Bayern und zum Einfall in Franken zu bewegen. Auch Konrad beschenkte die Feinde und führte sie alsdann selbst nach Lothringen gegen Bruno. Mit diesem Verfahren hatten Liudolf und Konrad ihrer

Sache jedoch sehr geschadet. Otto sammelte ein Heer in Sachsen und die Ungarn hatten zu viel Furcht vor seinem und Herzog Heinrichs Namen, um sich in einen Kampf einzulassen. Das Volk, welches sich erst nach der Seite Liudolfs und Konrads hingeneigt hatte, war empört über den von diesen begünstigten Einfall der Ungarn. Auch Konrad selbst fühlte Gewissensbisse, und als der König einen Tag zu Langen-Zenn bei Nürnberg zu Friedensunterhandlungen festsetzte, begab er sich dorthin und unterwarf sich auf Gnade oder Ungnade. Ein anderer Umstand kam dazu, um sein Herz weicher zu stimmen. Seine Gemahlin Liutgarde war während des Krieges gestorben, und auch Otto mochte in dem Gedanken an den frühen Tod seines Kindes versöhnlicher gestimmt sein. Liudolf hingegen konnte seinen starren Sinn noch nicht beugen und den Haß gegen Heinrich nicht überwinden. Mit der äußersten Verzweiflung zog er von einem Kampf zum andern, endlich, erst nachdem Pfalzgraf Arnulf vor den Thoren Regensburgs seinen Tod gefunden, als sich alle seine früheren Anhänger zurückzogen, gelang es den Bitten Bruno's ihn zur Umkehr zu bewegen. Wie alle edle Naturen, konnte aber Liudolf, als er einmal zur Einsicht seines Unrechts gekommen war, es keinen Tag länger ertragen. Otto hatte einen Tag zu Fritzlar bestimmt, wo er seinen Sohn sehen wolle und sich nach Thüringen begeben. Als er dort nach seiner alten Gewohnheit in der Frische und Einsamkeit der heimathlichen Wälder Erholung suchte, trat ihm Liudolf plötzlich entgegen und warf sich lautweinend zu seinen Füßen. Tief beugte sich die stolze Seele in dem Schmerz über das begangene Unrecht, und Otto war gewiß kein Vater, der solcher Reue widerstehen konnte.

Das deutsche Volk wird diesem Kampf immer mit besonderm Interesse folgen, nicht allein, weil sich drei edle Naturen gegenüber stehen, sondern weil der eigentlich deutsche Charakter und deutsche Treue in allen dreien zu Tage tritt. Durch Sieg und Niederlage folgt Otto treu seiner Ueberzeugung und seinem königlichen Beruf, Liudolf und Konrad wollen alles Andere lieber erdulden, als ihre Freundestreue brechen, und was sie in der Auflehnung gegen die königliche Gewalt fehlten, sühnten sie durch ihre vollständige Rückkehr zum Gehorsam und ihren frühen Tod, den sie im Dienste des Vaters erlitten.

Fünftes Kapitel.

Wohl hätte Otto jetzt seine ganze Kraft nothwendig gehabt, um die trostlosen, inneren Zustände, die in Folge der Kriege in Deutschland herrschten, wieder zu ordnen. Aber die Ungarn, Slaven und Wenden ließen den König noch nicht an friedliche Beschäftigungen denken. Zuerst wandte sich Otto nach Bayern und stellte die Herrschaft Heinrichs wieder her. Kaum war er aber in Sachsen zurück, als ihm Boten nacheilten und von einem furchtbaren Ueberfall der Ungarn meldeten. In der Gegend von Augsburg hatte sich die Hauptmasse der Feinde gesammelt, und daß diese Stadt sich hielt, verdankte Otto nur dem dortigen Bischof, dem hl. Ulrich. In lebendigem Bilde schildert Dr. Weiß das Walten des hohen Prälaten: „Mit dem Gottvertrauen eines Heiligen, mit dem Muthe eines Helden und der Umsicht eines Feldherrn leitete der hl. Ulrich die Vertheidigung der Stadt; er zügelte den Sinn der Verwegenen, und seine Rede,

sein Gebet entzündete Todesmuth in den Herzen der Furchtsamen. Sturm folgte auf Sturm — unter dem Hagel der Geschosse saß der fünfundsechzigjährige Greis im priesterlichen Gewande, von keinem Schild gedeckt, hoch zu Roß, von keinem Pfeil verletzt, die Kämpfenden befeuernd, die Verwundeten tröstend, Rath spendend und Befehle ertheilend. — „Auch unter dem Schatten des Todes fürchte ich Nichts, denn Du bist mit mir, o Herr!" war der Wahlspruch des priesterlichen Helden. Die Gefahr war auf das Höchste gestiegen, als die Nachricht eintraf, daß Otto mit auserlesenen Streitkräften nahe. In acht Heereszüge eingetheilt, überstrahlten sich Bayern, Franken, Sachsen und Böhmen in kostbarem Waffenschmuck. Konrad, der Schwiegersohn des Königs, zeigte sich überall, wo die Gefahr am ärgsten schien, und als das königliche Heer nach beschwerlichen Wegen sich bei Augsburg in der Ebene des Lech-Flusses den Feinden gegenüber befand, war an kein Aufschieben der Schlacht mehr zu denken.

Es war am Tage des hl. Laurentius 955, und Otto gelobte, diesem Heiligen ein Bisthum in der Stadt Magdeburg zu errichten, wenn Christus ihm den Sieg über die Heiden gewähren wolle. Dann mußten Alle im Heere feierlich jedem Streite unter einander entsagen, Otto ordnete einen Fast- und Bußtag an und empfing mit dem ganzen Heere das heilige Abendmahl. Nun begann die Schlacht. Es war ein wildes Morden, welches vom frühen Morgen bis zum Abend dauerte. Mehr als einmal war der Erfolg ungewiß, aber am Abend war der Sieg der Deutschen vollständig. Freilich hatte er schwere Opfer gekostet, und als Bischof Ulrich und Otto sich nach der Schlacht zusammenfanden, hatte Jeder

schwere Verluste zu beklagen. Konrad hatte den Tod gesucht und gefunden, Ulrichs Bruder und Neffe lagen todt auf der Wahlstatt, aber sie waren um den Preis eines Sieges gefallen, dessen Wirkungen unabsehbar waren. Es verging den Ungarn seitdem die Lust, in Deutschland einzufallen.

Mit endlosem Jubel wurde Otto von seinen Sachsen begrüßt, aber es war nicht allein die Freude über den bedeutenden Sieg, sondern es galt schon wieder, andern Feinden entgegenzutreten. Die Kämpfe mit den Wenden ziehen sich noch bis zum Jahr 960 hin, wo es endlich Otto mit Hülfe des Markgrafen Gero gelang, die Ruhe zu befestigen.

Inzwischen war Herzog Heinrich gestorben, ein Todesfall, der Otto, mehr aber noch der alten Königin Mathilde sehr nahe ging. Vielleicht war sie jedoch die Einzige, die den Herzog recht von Herzen betrauerte. Otto hatte auch alle früheren Fehler desselben bereitwillig vergessen, aber beim Volke war Heinrich gewiß eben so viel gehaßt als geliebt. Bayern fiel dem Sohne Heinrichs unter der Vormundschaft seiner Mutter Judith zu, einer Frau, welche den hohen Erwartungen, die ihre Verbindung mit Heinrich begleiteten, vollkommen entsprochen hatte. Mit seltenem Verstand und großer Umsicht führte sie jetzt die Vormundschaft und bildete ein würdiges Glied in dem Kreise edler Fürstinnen, welche Deutschland zierten. Welcher Gegensatz lag zu jener Zeit in den deutschen Frauen, die durch hohe Sittenreinheit und feine Geistesbildung inmitten aller kriegerischen Wirren den Sinn für Wissenschaft und Kunst aufrecht hielten, und den Frauen Italiens, welche so schwere Schuld an ihrem, von den niedrigsten Intriguen zerrissenen Lande trugen!

Während in Italien Fürstinnen und Frauen der edelsten Familien ihr Leben und ihre Talente in toller Herrschsucht und Sinnenlust verschwendeten, lebten die deutschen Frauen ihrem stillen, aber hohen Berufe. Wie reich war das Leben der alten Königin Mathilde erst an der Seite ihres Gemahls, dann in eigenen Schöpfungen und dem Einfluß auf die ihrer Söhne! Wie viel wirkte Editha in den kurzen Tagen, die ihr beschieden, und wie thatkräftig stand die junge Königin Adelheid ihrem Gemahl zur Seite!

Otto stützte sich nach Heinrichs Tod immer mehr auf Bruno, der jetzt die volle Regierungslast mit ihm theilte. Wilhelm, der neue Erzbischof von Mainz, war eine thätige Hülfe Bruno's, und diese Beiden brachten frisches Leben in die Geistlichkeit. Bruno hielt sein Hauptaugenmerk fest auf die Umbildung des Klerus geheftet, und wenn auch die vielfachen, weltlichen Sorgen, welche mit seiner hervorragenden Stellung verknüpft waren, ihn oft ableiteten, so kam er immer wieder darauf zurück und sah schließlich sein Bemühen gekrönt. Köln war sein Hauptsitz; dazwischen weilte er überall, wo Otto ihn eben brauchte. In Köln aber gründete er neben andern Stiftungen aus eigenen Mitteln das Pantaleonskloster, welches heute noch besteht; hier hielt er die wichtigsten Berathungen mit andern Bischöfen und von hier aus pulsirte das geistige Leben nach allen Theilen des Reichs. Unter den Reichstagen und Berathungen, welche Otto mit Bruno und geistlichen sowie weltlichen Würdenträgern hier abhielt, scheint eine Zusammenkunft im Jahr 958 von besonderer Wichtigkeit gewesen zu sein. Otto's zweiter Zug nach Italien wurde berathen, und wenn auch die dortigen Verhältnisse kaum einen Zweifel aufkommen

ließen, daß Otto einschreiten müsse, so fanden sich doch manche Gegner des Plans. Es gab viele Deutsche, besonders am Rhein und in den nördlichen Theilen des Reichs, welche eine Zersplitterung der Macht durch die italienischen Streitigkeiten befürchteten. Otto hatte aber die Herstellung des abendländischen Kaiserthums im Auge, der Papst war damit einverstanden und wünschte dringend, daß Otto nach Rom komme und der Geistlichkeit, welche arge Bedrückungen von Seiten Berengars erdulden mußte, zu neuem Ansehen verhelfe. Der König konnte der ersten Bitte des Papstes, welche bereits im Jahr 956 an ihn gerichtet wurde, wegen der Kämpfe mit den Wenden nicht nachkommen. Er schickte aber seinen Sohn Liudolf mit einem Heere über die Alpen, und freudig ergriff dieser die Gelegenheit, um seine Vergangenheit in neuen Thaten vergessen zu machen. Otto stellte ihm das Königreich Italien in Aussicht, wenn es ihm gelinge, dasselbe zu unterwerfen. Ueber Erwarten schnell wurde Liudolf Herr über die Feinde, aber mitten im Siegesglück überfiel ihn ein heftiges Fieber und raffte ihn dahin. Er war noch nicht dreißig Jahre alt, als er starb.

Nun war dem König nur sein jüngster Sohn Otto von Adelheid geblieben. Zwei ältere Söhne waren früh gestorben, und als auf dem Reichstage zu Worms 961 Otto's zweiter Zug nach Italien bestimmt wurde, da wählten die Großen des Reichs zugleich einstimmig den jungen Otto zum König der Ostfranken. Zu Pfingsten wurde derselbe feierlich zu Aachen gekrönt, und nun stand seinem Vater zur Ausführung seiner Pläne nichts mehr entgegen.

Agapet II. war schon 955 gestorben, und die Fülle der geistlichen und weltlichen Macht Rom's hatte sich bei

dem sechzehnjährigen Papst Johann XII., dem Sohne des verstorbenen Patricius von Rom, vereinigt. Es sah traurig aus in der damaligen Zeit um die Träger der päpstlichen Würde, und wenn man Otto seine Herrschsucht über die Kirche vorwirft, muß man auch bedenken, daß die Leitung der Kirche damals eben nicht in den besten Händen war.

Johann XII. rief Otto zu Hülfe, als der übermüthige Berengar sich nach Liudolfs Tod von Neuem erhob und päpstliche Besitzungen angriff. In Folge davon erschien Otto im Spätherbst 961 mit einem deutschen Heere in Italien, und so groß war die Furcht vor ihm, daß das italienische Heer schon bei der bloßen Nachricht vom Herannahen des deutschen sich auflöste. Otto feierte Weihnachten in Pavia und begab sich alsdann nach Rom. Nicht ohne eidliche Versicherung Otto's, daß er die Kirche und die Person des Papstes vor allen Angriffen zu schützen verspreche, wollte Johann XII. die Kaiserkrönung vornehmen. Der König kam dieser Bedingung bereitwillig nach, und die Römer zogen ihm in feierlichem Aufzuge entgegen. Vornehme Jünglinge warfen sich vor ihm nieder, küßten seine Füße und geleiteten ihn bis zum Dom von St. Peter, wo der Papst seiner harrte. Am 2. Februar 962 wurde mit großer Pracht die Kaiserkrönung Otto's und seiner Gemahlin gefeiert, und wenn auch jetzt kein so ehrwürdiger Papst vor Otto wie dereinst vor Karl dem Großen stand, so war die Herstellung des abendländischen Kaiserthums und die Macht, welche der Kaiser jetzt in Italien entfalten konnte, für Deutschland und die katholische Kirche doch von hoher Bedeutung.

Otto hatte sein Ideal erreicht. Die Kaiserkrone, die

Karl den Großen geschmückt, ruhte auch auf seinem Haupte, und gewiß war der Hauptgedanke, der Karl im Gefühle seiner Macht beseelte, derselbe, dessen Ausführung sich Otto jetzt mit Freuden widmete. Es galt, mit der gesammten Kraft der vereinigten Christenheit das Heidenthum zu besiegen.

Sechstes Kapitel.

Die Einigkeit zwischen Papst und Kaiser dauerte leider nicht lange. Otto verlangte als römischer Kaiser, daß die Beamten des päpstlichen Stuhles ihm den Eid der Treue leisten sollten, und der Papst merkte gar bald, daß die eiserne Hand Otto's die Zügel der römischen Herrschaft selbstständig lenke. Ungeachtet seines Versprechens ließ er sich hinreißen, mit seinen früheren Feinden Berengar und Adalbert Pläne zur Vertreibung Otto's zu schmieden. Diese waren aber so leicht nicht zur Ausführung zu bringen. Mit Windeseile kehrte Otto aus dem nördlichen Italien zurück, wo er sich im Kampf mit Berengar aufgehalten hatte. Der Papst mußte mit Adalbert aus Rom fliehen, und der Kaiser zog als Sieger ein. Alsbald versammelte er eine große Synode in der Peterskirche, wo vielfache Anklagen gegen den Lebenswandel Johanns XII. verhandelt, derselbe seines Amtes entsetzt, und der Erzkanzler Leo zu seinem Nachfolger erhoben wurde.

Dieser Gewaltstreich Otto's fand jedoch nicht überall Billigung, und es war in der That ein für die Kirche entwürdigendes Verhältniß, daß der Papst so vollständig vom Kaiser abhängen sollte. Otto hatte den Römern einen Schwur abgenommen, daß sie nie wieder einen

Papst wählen wollten, ohne daß er oder sein Sohn die Vorwahl getroffen habe. Kaum hatte der Kaiser aber Rom verlassen, so kehrte Johann XII. zurück, nahm furchtbare Rache an den Kardinälen und that Leo, der kaum Zeit gefunden, sich aus Rom zu entfernen, in den Bann. Der plötzliche Tod Johann's entzog ihn der Rache Otto's.

Die Römer versuchten hierauf noch einmal, ihr Wahlrecht geltend zu machen, und erhoben einen würdigen und gelehrten Mann, Benedikt V., zum Papste. Otto aber blieb bei seiner Wahl. Leo VIII. kehrte nach Rom zurück und schickte Benedikt in ehrenvolle Gefangenschaft nach Hamburg.

Nach all diesen Erlebnissen drängte es ihn jedoch, sich mit seiner Gemahlin der Heimath in kaiserlichem Schmuck zu zeigen. Leider wurde das deutsche Heer auf dem Rückweg durch eine furchtbare Krankheit aufgehalten, die viele Opfer forderte. Otto blieb jedoch verschont und ein schöneres Weihnachtsfest, wie er es im Jahr 965 zu Cöln im Kreise seiner Familie feierte, konnte er sich kaum wünschen. Im erzbischöflichen Palast Bruno's erwartete ihn seine greise Mutter, umgeben von ihren Kindern und Enkeln. Sein Sohn Otto und Erzbischof Wilhelm waren da; es kamen seine Schwestern, die Königin von Frankreich und die Herzogin von Francien, ebenso seine Schwägerin Judith von Bayern. Alle hatten ihre Kinder mitgebracht, und in dankbar erregter Stimmung freuten sich Alle der überstandenen Gefahren und der errungenen Erfolge.

Nicht lange nachher griff der Tod mit unerbittlicher Hand in den hohen Familienkreis. Er forderte wie so oft gerade den, der am unentbehrlichsten schien. Erz-

bischof Bruno starb nach kurzer Krankheit zu Rheims, und sein Tod war ein Verlust, der in allen kirchlichen und staatlichen Verhältnissen tief gefühlt wurde. Er hatte jedoch seine Anordnungen so weise getroffen, daß es seinem Nachfolger Folkmar leicht wurde, die bestehenden Verhältnisse zu erhalten. Das Erzkanzleramt erhielt der Erzbischof Wilhelm von Mainz, der Bruno an Einsicht und Verstand unter den Kirchenfürsten wohl am nächsten stand.

Otto besuchte jetzt nach langer Abwesenheit wieder seine heimathlichen Burgen und Wälder. Trotz aller Ehren, die ihm im Auslande zu Theil wurden, trotz der langen Zeit, die er fern von der Heimath unter fremden Einflüssen verleben mußte, blieb er doch Sachse von ganzem Herzen. Viel hatte sich seit einem Menschenalter unter seiner Hand in Sachsen gebessert und verändert, und selbst der strebsamste Geist konnte mit solchen Erfolgen zufrieden sein; aber Otto konnte nicht ruhen, und bald kam Veranlassung zu neuer Thätigkeit.

Italien war nicht beruhigt, und der Kaiser fühlte, daß es eines längern Aufenthaltes seiner Person dort bedürfe, um die Verhältnisse dauernd zu ordnen. Er wollte deßhalb vor seiner Abreise dorthin in der Heimath noch mehr Pläne zur Ausführung bringen, die ihm am Herzen lagen. Es waren meist Missionen zu den Ungläubigen, besonders zu den Dänen, die er ins Leben rief, dann Besuche von Klöstern, die er ausstattete, wie Nordhausen, wo seine Mutter sich mit Vorliebe aufhielt, und Quedlinburg, wo seine einzige Tochter Mathilde zur Aebtissin des Klosters geweiht wurde.

In Nordhausen verlebte er mehrere Tage mit seiner Mutter und sprach viel über Vergangenheit und Zukunft

mit ihr. Eine bange Ahnung, daß er sie bei seiner Rückkehr nicht mehr unter den Lebenden treffen würde, verließ ihn nicht, und als er am letzten Morgen mit ihr zusammen die heilige Messe gehört, konnte er seiner innern Bewegung kaum Herr werden. Mathilde ging nach dem Abschied in die Kirche zurück und küßte die Spuren von Otto's Füßen. Der Kaiser, dem dieß gesagt wurde, eilte noch einmal zu ihr, aber Mathilde selbst beschleunigte den Abschied und gab ihm unter Thränen ihren Segen.

Otto konnte den Zug nach Italien nicht länger verschieben, wenn er nicht allen bisherigen Gewinn aufgeben wollte. Leo VIII. war 965 gestorben und Johann XIII. mit Otto's Zustimmung zum Papste erhoben worden. Der römische Adel konnte sich jedoch mit dem Papst, der nicht nach altem Brauch gewählt worden, nicht befreunden. Es kam bis zu körperlichen Mißhandlungen, die der Papst im Lateran erdulden mußte, und dann zur Flucht desselben. Als Otto nach Italien kam, riefen die Römer voll Angst den Papst zurück, und in Rom selbst fand der Kaiser keinen Feind mehr. Nunmehr befestigte er aber seine Macht mit furchtbarem Strafgericht. Viele der Empörer wurden hingerichtet, Andere geblendet. Dem Papste stellte er alle Besitzungen wieder zu, welche dieser seit Karl dem Großen besessen, und um diesen Bestimmungen einen Schutz, und sich selbst einen festen Halt im südlichen Italien zu sichern, schloß Otto einen wichtigen Bund mit dem Fürsten Pandulf von Capua.

Dieser beherrschte einen bedeutenden Theil Unteritaliens, lebte aber in stetem Kampf mit den Arabern und Griechen und war glücklich, um den Preis des Lehenseides einen so mächtigen Schutzherrn wie Otto zu ge-

winnen. Nachdem diese Verhältnisse geordnet waren, begaben sich Papst und Kaiser, umgeben von vielen Prälaten, zur Abhaltung eines Concils nach Ravenna. Otto selbst berichtete hier den Bischöfen über die unsäglichen Mühen und Gefahren, die er bei der Bekehrung der Wenden habe durchmachen müssen. Er forderte den Papst und die Kardinäle auf, durch Gründung eines Erzbisthums zu Magdeburg das Christenthum in den slavischen Ländern nun auch zu befestigen, und erhielt nicht allein die Zusage dieses Wunsches, sondern auch das Recht, an günstig gelegenen Orten, namentlich in Merseburg, Zeitz und Meißen neue Bischofssitze zu errichten.

Otto's Pläne waren jedoch mit diesen Erfolgen noch nicht alle erfüllt. Seine Gedanken trugen sich jetzt mit der Kaiserkrönung seines Sohnes und einer Verbindung desselben mit der griechischen Kaiserstochter Theophano. Er durfte um so eher hoffen, auch diese Wünsche erfüllt zu sehen, als der Papst sich damit einverstanden erklärte, und seine Beziehungen zu den Griechen bis jetzt die freundschaftlichsten waren. Nicephorus, der griechische Kaiser, schlug jedoch den Heirathsantrag hochmüthig ab; es entstand ein mehrjähriger Krieg, worunter die griechischen Besitzungen in Unteritalien arg zu leiden hatten. Schließlich erreichte Otto seine Absicht bei dem Nachfolger des Nicephorus, welcher dringend wünschte, den Frieden in seinen süditalischen Besitzungen wiederhergestellt zu sehen. Theophano wurde mit feierlicher Gesandtschaft zu Constantinopel abgeholt, landete Anfangs des Jahres 972 an der Küste Apuliens und wurde bald darauf unter großen Festlichkeiten mit dem jungen Otto zu Rom vermählt und gekrönt.

Sechs Jahre hatte der Kaiser in Italien verweilt. Die Nachricht von dem Tode seiner Mutter war ihm bald gefolgt, fast gleichzeitig war Erzbischof Wilhelm gestorben, und Otto sehnte sich nach den Gräbern der theuern Dahingeschiedenen.

In Sachsen fand er bei seiner Rückkehr Alles in tiefem Frieden. Die Achtung vor seiner gewaltigen Herrschaft hatte selbst in der Ferne die Feinde niedergehalten, und nur an den Grenzen des Reichs waren vorübergehende Kämpfe gewesen. Zu Ingelheim versammelte der Kaiser bei seiner Ankunft alle Großen des Reichs; von da ging er nach Mainz an die Gräber seiner Kinder, Liutgardens und Liudolfs. In wehmüthiger Stimmung kam er nach Magdeburg, um sich an dem Gedeihen des neuen Erzbisthums zu erfreuen, ging aber bald weiter nach Quedlinburg an das Grab seiner Mutter.

In Quedlinburg entfaltete sich noch einmal der alte, kaiserliche Glanz. Böhmen, Polen, Dänen, Ungarn, Griechen, Russen und Bulgaren waren gekommen, um dem großen Kaiser Tribut und Geschenke zu bringen. Neben Otto und Adelheid standen in jugendlicher Frische und Kraft des Kaisers Sohn mit seiner jungen Gemahlin. Auch die kaiserliche Aebtissin Mathilde und der alte Jugendfreund Otto's, Hermann Billung, nahmen Theil an der denkwürdigen Osterfeier 973 der kaiserlichen Familie. Nach dem Fest wurden nach altem Herkommen Reichs- und Kirchen-Angelegenheiten erwogen, und „was die Welt in ihrer Weite bewegte, hallte im Kreise der Fürsten wieder und wurde berathen und bedacht."

Das schöne Fest wurde jedoch durch den plötzlichen Tod Hermann Billungs getrübt und der Kaiser konnte

ſich von der Erſchütterung, die ihm das Hinſcheiden des letzten Freundes aus ſeiner Jugend bereitete, nicht erholen. Traurig verließ er Quedlinburg und kam nach Memleben, wo es ihm gleich ſeinem Vater beſtimmt war, ſeine Tage zu beſchließen.

Am 7. Mai 973 war er Morgens wie gewöhnlich in der heiligen Meſſe, ſpäter heiter bei Tiſche; als er ſich Abends wieder zur Kapelle begeben wollte, ſank er im Seſſel zurück und gab bald darauf die große Seele in die Hand ſeines Schöpfers zurück.

Man begrub ihn, wie er es gewünſcht, zu Magdeburg an der Seite Editha's.

Durch alle Lande ging die Klage um des großen Kaiſers Tod; an allen Orten ſprach man von ſeiner Macht und ſeinen Thaten, und kommende Geſchlechter erfreuen ſich immer von Neuem an dem Bilde eines ächten, deutſchen Helden-Kaiſers.

Die letzten Ottonen

und

Heinrich der Heilige.

Das große Ereigniß des zehnten Jahrhunderts, die Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums, war erfolgt. Der gewaltige Kaiser, der seinen Namen damit unsterblich gemacht, lag im Grabe, und erwartungsvoll schauten die Völker des großen Reichs zu dem einzigen Sohn und Nachfolger, den er hinterlassen.

Ruhig und ohne alle Störung vollzog sich der Thronwechsel. Otto II. war als sechsjähriger Knabe bereits zu Worms als König gekrönt worden. Seine Erziehung war von den ausgezeichnetsten Männern geleitet, Adelheid, seine herrliche Mutter, stand ihm zur Seite, und die Gewalt seines Vaters hatte sein Leben mit dem einer griechischen Kaiserstochter verknüpft, die neuen Glanz und Ruhm auf das sächsische Herrscherhaus häufte. Mit ihr vereint war der Jüngling im Beisein seines Vaters zu Rom als Kaiser gesalbt worden, und bereitwillig fügten sich die Fürsten und das Volk dem neuen Herrscher.

Es ist nicht leicht, als Sohn eines großen Vaters die Ansprüche der Mit- und Nachwelt zu befriedigen. Ob es Otto II. gelungen wäre, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen, bleibt dahingestellt. Er war voll schöner Talente, es fehlte ihm nicht an männlicher Kraft und durchdringendem Geiste, aber die besonnene Ueberlegung reiferer Jahre mangelte ihm, und seine Thaten tragen meist das Gepräge jugendlichen Ungestüms.

Allmählig fühlte man, daß der große Kaiser gestorben war, die Herrscherseele, welche dem Geist des deutschen Volkes warmes Leben eingehaucht, athmete leiser, doch sie war nicht todt. Die Einheit des Reichs bestand weiter, trotz vieler blutiger Kämpfe, trotz dem wachsenden Uebermuth der Vasallen. Otto der Große hatte das deutsche Volk auf einen ungeahnten Standpunkt der Macht erhoben, das Ansehen, welches die Deutschen von außen genossen, hob das Selbstbewußtsein der Nation, und dieß ist die dauerhafte Errungenschaft des zehnten Jahrhunderts mit all' seinen Siegen und Niederlagen, seiner stillen Arbeit und seiner weltumfassenden Bewegung.

Wohl war es ein markiges, hochstrebendes Geschlecht, was diese Zeit schuf! Männer und Frauen der sächsischen Herrscherfamilie ließen überall tiefe Spuren ihres kräftigen Geistes zurück. Heinrich I. bereitete vor, was sein großer Sohn Otto zur Ausführung brachte, und Otto war nur Einer von drei Brüdern, von denen Jeder in seiner Art Bedeutendes leistete. Die Königin Mathilde, die Kaiserinnen Adelheid und Theophano haben Ehren und Kämpfe ihrer Gatten und Söhne treu getheilt, aber die letzten Ottonen griffen dann über ihr Ziel hinaus und welkten ab, ehe sie die Jahre der Kraft erreicht hatten.

Als ächter Sohn seines Vaters trat Otto II. im Anfang seiner Regierung den Empörungsgelüsten der Lothringer, Bayern und Dänen entgegen. Heinrich der Zänker von Bayern wurde nebst seinem klugen Rathe, dem Bischof Abraham von Freisingen, in feste Haft gebracht. Im Jahre 974 mußte sich Harald von Dänemark dem siegreich in Jütland vordringenden Otto unterwerfen. Dann aber galt es, den König Lothar von Frankreich für einen

kühnen Ueberfall in Aachen zu züchtigen. Derselbe war in Eilmärschen dorthin gerückt, hatte den Adler auf dem Kaiserpalast von Osten nach Westen gerichtet zum Zeichen, daß diese Stadt jetzt zu Frankreich gehöre. Damit war aber wenig erreicht. Die Deutschen waren empört über den Verrath und die Hinterlist der Franzosen, welche auf diese Art sich Lothringens bemeistern wollten, und schwuren ihrem Kaiser auf dem Reichstag zu Dortmund treue und kräftige Hülfe in seiner Noth. Mit 60,000 Mann zog Otto siegend durch die Gebiete von Rheims, Laon und Soissons bis nach Paris, wo er auf dem Montmartre ein Lager aufschlug. Zu einer eigentlich entscheidenden Schlacht kam es nicht, aber Lothar mußte bei einer Zusammenkunft mit Otto am Chiers 980 förmlich auf seine Ansprüche auf Lothringen verzichten.

Während Otto noch in diese Streitigkeiten verwickelt war, nahmen die Verhältnisse in Italien fast alle seine Gedanken in Anspruch. Der von dem Kaiser eingesetzte Papst Benedict VI. war von der republikanischen Partei in Rom ermordet worden. Auch Benedict VII., den Otto II. eingesetzt, mußte fliehen. Dazu hatten die Sarazenen unter einem tapfern Feldherrn, Abulkasem, Calabrien und Apulien erobert und waren bis in die lombardischen Fürstenthümer vorgedrungen; die Griechen unter der Leitung der beiden Brüder Theophano's hatten sich mit den Ungläubigen vereinigt, aber Otto wollte die Rechte seiner Gemahlin auf Calabrien geltend machen. Die schöne und kluge Theophano besaß des Kaisers Herz vollständig. Sie liebte den Süden viel mehr als ihr zweites kälteres Vaterland und Otto folgte gern ihren Vorschlägen; er war von dem heißen Wunsche beseelt, Italien von den Ungläubigen zu befreien, und trat mit den kühnsten Er-

wartungen den Zug an; Deutschland aber sollte er nicht wiedersehen.

Erst schien der Feldzug glänzend auszufallen. Unaufhaltsam drang Otto in Apulien und Calabrien vor; bei Rossano, dann bei Cotrone schienen die deutschen Waffen unwiderstehlich; 11,000 Sarazenen, unter ihnen Abulkasem, fielen. Jedoch nur zehn Tage später als der Sieg von Cotrone kam ein schwerer Tag für die Deutschen. Bei Squillace hielten sie die Schlacht für gewonnen wie alle andern. Plötzlich aber brachen die Sarazenen aus den Bergen und Schlupfwinkeln hervor, woran jene Gegend so reich ist, die Nacht brach ein, man konnte Freund und Feind nicht unterscheiden, und binnen wenigen Stunden war das ganze prächtige Heer der Deutschen vernichtet. Der Kaiser selbst, ganz betäubt von dem Verlust, der ihn betroffen, entkam wie durch ein Wunder der Gefangenschaft, aber die meisten der eroberten Städte und Ortschaften fielen wieder in die Hände der Feinde zurück. In Deutschland herrschte tiefe Trauer über diese Schreckensbotschaft, namentlich aber in den außerdeutschen Landen machte die Nachricht dieser Niederlage einen größeren Eindruck, als man es sich zuerst bewußt war. Schritt für Schritt ging seit jener unheilvollen Schlacht in Calabrien die Herrschaft über die fremden Nationen zurück. Die Deutschen hingegen trugen das schwere Leid mit ihrem Kaiser; sie sandten Boten nach Italien, um bei Otto anzufragen, ob sie vor ihm erscheinen und ihre Theilnahme aussprechen dürften. Otto berief, gerührt von der Treue seiner Sachsen, 983 einen Reichstag nach Verona, um im Kreise seiner Getreuen zu berathen, was für das Wohl des Reiches zu thun sei. Jedoch nicht alle Fürsten konnten seinem Rufe folgen. An den Ost- und Nordgrenzen des Reichs

regten sich die Slaven und Dänen, um das verhaßte deutsche Joch abzuschütteln, und so mußte ein Theil der streitbaren Männer zurückbleiben, um das Vaterland zu schützen. Wer aber irgend konnte, der zog über die Alpen. Auch Adelheid, welche auf den Wunsch ihres Sohnes dem Königreich Italien vorstand, kam von Pavia; Theophano begleitete ihren Gemahl; und die kluge Schwester des Kaisers, Mathilde, verließ ihr Kloster zu Quedlinburg, um an der Berathung von Verona Theil zu nehmen. Der Kaiser selbst aber fühlte sich krank; er wünschte vor Allem seinem Sohn die Nachfolge im Reich zu sichern, und bereitwillig gingen die Fürsten auf seine Vorschläge ein. Es lag jedoch ein Druck auf der ganzen herrlichen Versammlung. Der hl. Majolus, der berühmte Abt von Cluny, faßte des Kaisers Hände und bat, er möge nicht wieder nach Rom gehen, er sei überzeugt, daß er dort sein Grab finden würde. Otto hatte jedoch den Kopf voll neuer Pläne. Er hatte Streitigkeiten mit Venedig und Mailand auszugleichen. Dann wollte er nach Rom und von dort mit einem neuen Heere nach Calabrien. Der Tag von Squillace lag ihm schwer auf der Seele, und er wollte von einer Rückkehr nach Deutschland nichts hören, bis seine Waffenehre gerettet sei. Die Fürsten sagten ihrem Kaiser ein trauriges Lebewohl und zogen mit seinem Knaben nach Deutschland. Willigis von Mainz, einer der vielen bedeutenden Prälaten jener Zeit, und Johannes von Ravenna sollten Otto III. nach Aachen geleiten und dort zum Könige krönen.

Die heimkehrenden Fürsten kamen zu rechter Zeit, um einen Hauptangriff der Dänen und Slaven zurückzuschlagen; dennoch war Vieles für Deutschland verloren gegangen. Die Bisthümer Havelberg und Brandenburg waren ver-

nichtet, und noch einmal lebte der alte Götzendienst, den Otto der Große in diesen Gegenden für immer besiegt zu haben glaubte, wieder auf und gewann bedenkliche Ausdehnung.

Der Kaiser hatte inzwischen ein stattliches Heer bereits nach Benevent vorausgeschickt und wollte den Feldzug gegen die Araber und Griechen mitten im Winter eröffnen. Eine Krankheit, die seinen Tod herbeiführte, löste jedoch seine Pläne auf, und ein frühes Ende inmitten der schwersten Sorgen war das traurige Loos eines Fürsten, an dessen Wiege das Glück in jeder Gestalt gelächelt zu haben schien.

Vorüber war der Ruhm deutscher Waffen im Norden und Süden; todt lag die Blüthe des Adels in Calabrien, auf Altären christlicher Religion thronten wieder Götzenbilder und über dem Grabe des todten Kaisers hielt ein dreijähriges Kind das Scepter des Reichs in schwachem Händchen. Dieß Kind hatte jedoch eine geistvolle, kluge Mutter, und selbst Feinde Theophano's mußten die Umsicht und Energie anerkennen, womit sie das Erbe ihres Sohnes bewahrte. Und es fehlte nicht an lüsternen Händen, die sich nach der Krone ausstreckten, an Hindernissen, welche die griechische Abkunft der Kaiserin und das kindliche Alter ihres Sohnes hervorriefen. Die Deutschen hatten aber auch eine feste Anhänglichkeit an ihr Königshaus, und wie eine Mauer umstanden eine große Zahl treuer Männer den Thron des Kindes. Weder der Herzog von Schwaben, noch der von Sachsen wollte einem Andern dienen als Otto, aber die kräftigsten Stützen des Thrones waren Willigis von Mainz und Gerbert von Rheims, der spätere Papst Sylvester II. Ihren Bemühungen hatte Otto III. es vorzüglich zu danken, daß

Heinrich der Zänker von Bayern, der sich des Thronerben bemächtigt hatte, mit seinen Herrschergelüsten nirgendwo Anklang fand. Weder in Franken, noch in Thüringen, noch in seinen eigenen Landen konnte er mit seinen Absichten auf die Krone durchdringen. Da entschloß er sich auf einem prächtigen Reichstag zu Ravenna 984 den königlichen Knaben seiner Mutter und Großmutter zu übergeben, und wurde seit dieser Zeit der treueste Anhänger des königlichen Hauses. Auf seinem Sterbebett empfahl er seinem Sohn stete Treue gegen seinen Kaiser und bereute bitterlich sein eigenes Unrecht.

Die reichen Anlagen Otto's III. entwickelten sich wunderbar schnell bei der Leitung seiner Mutter und geistig bedeutender Männer, unter denen besonders Bischof Bernward von Hildesheim hervorragt. Willigis blieb in allen Reichsgeschäften der erste Rath der Kaiserin, und sehr früh wurde Otto zu den Berathungen zugezogen. Wegen seiner umfassenden Kenntnisse nannte man den jungen König das Wunder der Welt, und das Volk freute sich an dem herrlich emporblühenden künftigen Herrscher, der schon als sechsjähriger Knabe alle Strapatzen eines Slavenkriegs mitgemacht und ertragen hatte. Je mehr Otto aber heranwuchs, desto entschiedener trat seine Vorliebe des griechischen Wesens im Gegensatz alles deutschen hervor. Wohl mag seine griechische Mutter hieran Schuld gewesen sein, und die Sachsen konnten es ihr nie vergessen, daß sie sich nach jener Schlacht in Calabrien spöttisch über deutsche Tapferkeit geäußert haben sollte. Theophano hat trotzdem das deutsche Reich in Tagen der Gefahr mit männlichem Geiste gehalten, hat die Verhältnisse in Italien geordnet, so weit dieß möglich war, und auf die Zustände in Frankreich entscheidend einge-

wirkt. Dort spielten die Capetinger jetzt dieselbe Rolle bei den letzten französischen Karolingern, welche die Pipiniden früher bei den Merovingern durchgeführt hatten. Ueberdieß war zu den Zeiten Theophano's ein Umschwung im Leben der Deutschen nicht zu verkennen; sie brachte allerdings die Kenntniß von mancherlei feinerem Lebensgenuß unter dieselben, aber die Hauptveränderung lag in der Strömung der Zeit. Die Deutschen fanden jetzt nicht mehr ihren höchsten Genuß darin, nach überstandenem Kampf auf der Bärenhaut zu liegen. Ueberall baute, gründete, schuf man neuen Besitz. Dieser mußte befestigt werden, das Mein und Dein wurde strenger geschieden; es galt, sich zu wehren, fast um jede Hufe Landes. Eine Rührigkeit ohne Gleichen war über die Deutschen gekommen. Der Trieb nach Macht, der die Kaiser beherrschte, war auch in das Volk übergegangen; aber die Luftschlösser der Ottonen im Süden fielen zusammen, und die festen Ringmauern und Burgen der Vasallen faßten Fuß auf heimathlicher Erde und trotzten der wiederkehrenden kaiserlichen Gewalt. Während Otto III. sich mit den hochfliegendsten Plänen einer Vereinigung des byzantinischen und römischen Kaiserreiches trug, und Rom, welches er zum Hauptsitz der künftigen Macht ausersah, mit der blendenden Pracht griechischer Hofhaltung erfüllte, gründete der Adel in Deutschland seine besondern Höfe. Jeder Graf, jeder Ritter wurde ein kleiner Fürst, der möglichst selbstständig auf seinen Gütern regierte und in fortwährenden Fehden mit seinen Nachbarn seine Streitkräfte übte. Immer bedenklicher wurden diese Kräfte, und die Vasallen leisteten nur noch langsam einem kaiserlichen Machtspruch Folge. Der Adel war zu der Ueberzeugung gekommen, daß *er* den König mache, nicht um-

gekehrt der König aus seinen Gliedern Beamte des Reichs und zeitweilige Träger seiner Würden. So wie die Krone erblich wurde, wünschten die Großen die Erblichkeit königlicher Lehen festzustellen, und wie gefährlich dieß für die königliche Macht selbst war, sollte sich bald genug zeigen.

Otto III. kam selbst noch nicht zum Bewußtsein dieser Zustände. Er strebte mit der Begeisterung der Jugend nach Ausführung seiner großen Ideen. Viel zu früh für ihn und das Reich starb Theophano schon im Jahre 991. Sie hatte in den letzten Jahren mit der Kaiserin Adelheid nicht im besten Einverständniß gelebt, und diese hatte sich meistens fern vom Hofe gehalten. Jetzt kam sie zurück, um die Erziehung ihres Enkels zu überwachen. Aber auch in dieß Verhältniß drang ein Mißklang, den Otto in spätern Jahren jedoch sehr bedauerte und durch Beweise der Liebe und des Vertrauens wieder gut zu machen suchte. Einstweilen überließ er sich nach dem Tode seiner Mutter ganz der Leitung Bernwards. Von ihm ertrug er jeden Tadel, und der strenge Mann erfreute sich bis an sein Ende der ungetheiltesten Zuneigung seines Zöglings.

So sehr sich Otto nach Italien sehnte, mußte er doch seinen Zug dorthin wegen der Slaven und Normannen verschieben, welche zu Anfang seiner Regierung wiederholte Einfälle an der Elbe und Weser versuchten. Es gelang ihm, dieselben zurückzuschlagen und Brandenburg neu zu befestigen. Endlich, im Februar 996, konnte der kaum fünfzehnjährige König die Reise nach Italien zur Kaiserkrönung antreten. Nach großartigen Vorbereitungen ging der Zug über Köln und Mainz zuerst nach Regensburg. Ostern feierte Otto bereits in Pavia. Auf dem Wege nach Ravenna traf ihn die Nachricht von

dem Tode des Papstes, Johannes' XV. Vornehme Römer kamen nach Ravenna und baten den König um Bezeichnung eines Nachfolgers auf dem päpstlichen Stuhle. Nun war in der königlichen Kapelle ein Vetter Otto's, mit Namen Bruno, den sowohl edle Abkunft (er war ein Sohn Otto's von Kärnthen), wie große Gelehrsamkeit und ausgezeichnete Herzens-Eigenschaften schmückten. Trotzdem er erst vierundzwanzig Jahre alt war, erklärten Willigis von Mainz und Otto ihn als den Würdigsten und führten ihn feierlich in sein hohes Amt ein. Bruno nannte sich als Papst Gregor V. und war der erste Deutsche, der den Stuhl des hl. Petrus einnahm.

Im Mai wurde Otto in Rom zum Kaiser gekrönt, dann empfing er auch die lombardische Königskrone. Auf der Rückreise nach Deutschland traf er den hl. Adalbert, der früher, als der Kaiser mit seiner Mutter in Rom war, bereits einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Jetzt verweilte er längere Zeit mit dem Heiligen in Mainz, und die Worte, welche derselbe ihm über die Nichtigkeit der irdischen Macht sagte, fachten in dem jungen Kaiser die Gedanken an, die später Grundlage seines ganzen Denkens und Thuns wurden: „Er wollte sein Ansehen und seine Macht nur benutzen, um die Kirche zu schützen und ihre Macht zu verbreiten." Adalbert unterstützte den Kaiser redlich in diesem Streben. Er selbst fand den Martertod auf einer Mission bei den heidnischen Preußen.

In Rom waren nach des Kaisers Weggang bedeutende Unruhen ausgebrochen. Gregor V. mußte vor der Wuth der Empörer fliehen, welche einen Gegenpapst, Johann XVI., erwählten. Otto übertrug die Sorgen für das Reich der Aebtissin Mathilde von Quedlinburg

und bereitete sich zu einem längern Aufenthalte in Rom vor. Es gelang ihm, die Ruhe vollständig herzustellen, aber mitten in seine Pläne und großen Entwürfe für die Zukunft trat der Tod und raubte der Kirche und ihm eine Hauptstütze. Papst Gregor V. starb nach kaum dreijähriger Wirksamkeit. Sein Nachfolger wurde des Kaisers Lehrer und Freund, Gerbert von Rheims, als Papst Sylvester II. genannt. Das Todesjahr Gregors, 999, sollte dem Kaiser noch weitere schmerzliche Verluste bringen. Die Reichsverweserin Mathilde starb nach kurzer Krankheit zu Quedlinburg, ihre Mutter Adelheid folgte ihr wenige Monate später.

In Folge dieser Todesfälle mußte Otto seine Rückkehr nach der Heimath beeilen. Er sehnte sich auch, das Grab seines hochverehrten Freundes Adalbert zu besuchen und begab sich gleich nach seiner Rückkehr nach Deutschland auf eine Wallfahrt nach Gnesen. Der Bischof von Posen geleitete den Kaiser in die Kirche, wo der heilige Martyrer begraben war. Otto war tief ergriffen, er hatte, als er die Stadt Gnesen von Weitem erblickte, bereits die Schuhe abgelegt und war barfuß und betend zur Kirche gewallfahrtet. Zu Ehren des Heiligen wurde in Gnesen ein Erzbisthum gegründet. Dann ordnete Otto auch mit dem Polenherzog Boleslaw die kirchlichen Einrichtungen Polens und begab sich nach kurzem Aufenthalte in Magdeburg und Quedlinburg nach Aachen. Wenn der Kaiser nicht in Rom sein konnte, mochte er am liebsten in Aachen sein. Bei seinem jetzigen Aufenthalte wurde über den Reliquien des hl. Adalbert der Grund zu dem St. Adalbertsstift gelegt; dann aber konnte der Kaiser seinem Wunsche nicht widerstehen, die Gruft Karls des Großen zu besuchen und das große

Vorbild aller deutschen Kaiser zu sehen. Er stieg mit einem Freunde in das Gewölbe und sie fanden die Leiche des alten Helden auf dem Thron sitzend, mit Scepter, Krone und Evangelienbuch. Die Nägel waren ihm durch die Handschuhe gewachsen und die Nasenspitze war in Verwesung übergegangen, sonst war Alles gut erhalten. Otto ließ die Nase von Gold wieder herstellen, nahm sich einen Zahn aus dem Munde des todten Kaisers und ließ die alten Gewänder desselben durch neue kostbare Stoffe ersetzen. Die Sage erzählt jedoch, der todte Held habe diesen Besuch übel aufgenommen. In der folgenden Nacht sei er Otto erschienen und habe ihm zürnend gesagt, daß zur Strafe dieser Störung seiner Ruhe ein nahes, kinderloses Ende sein Loos sein würde.

Otto begab sich wieder nach Rom und widmete sich mit ganzer Kraft der weitern Ausbreitung der Kirche. Ungarn wurde dem Christenthum wiedergewonnen, die glühendsten Wünsche von Papst und Kaiser vereinigten sich jedoch in dem Wunsche der Befreiung Jerusalems von den Ungläubigen. Papst Sylvester erließ einen Aufruf an alle Christen und Otto suchte sich durch strenge Bußübungen und anhaltendes Gebet zu dem Zuge nach den heiligen Stätten vorzubereiten. Wochenlang lebte er mit dem hl. Nilus, dem hl. Romuald und andern Mönchen in einsamen Höhlen oder im Kloster den strengsten ascetischen Uebungen. Oft fastete er die ganze Woche mit Ausnahme des Donnerstags. Anderseits trat er jedoch mit allem Glanz als Kaiser auf und verlangte mehr als gewöhnliche Ehren für seine Person. Diese Gegensätze in seinem Wesen machen Vieles unklar, und der Zweifel, mit dem er selbst gerungen, ob er für die Welt, oder ein ascetisches Leben bestimmt sei, theilt sich

jedem Beschauer seiner Thätigkeit mit. Jedenfalls hat er Größeres gewollt, als er gekonnt, und der Tod kam, ehe er zu rechter Klarheit über sich gelangte. Der Süden wirkte nachtheilig auf seine Gesundheit, er wurde krank und starb in Paterno bei Sutri, während eine Braut aus Constantinopel sich auf der Reise zu ihm befand.

Zweites Kapitel.

Die alte Königin Mathilde hatte einst ein weissagendes Wort gesprochen, welches jetzt in dem Enkel ihres Lieblingssohnes Heinrich in Erfüllung gehen sollte. So wenig man zu ihren Lebzeiten an das rasche Aussterben der Ottonen denken konnte, so war es doch gekommen, daß Heinrich von Bayern deutscher Kaiser werden sollte. Er selbst wünschte sich die Krone wenig, und suchte seinen Vetter Otto von Kärnthen zur Annahme derselben zu bewegen. Dieser schützte jedoch seine schon vorgerückten Jahre vor und erklärte in großer Demuth, daß Heinrich geeigneter sei, die Last zu tragen, als er.

Heinrich II. war am 6. Mai 973 zu Abach bei Regensburg geboren, also einen Tag vor dem Tode Otto's des Großen. Seine Mutter war die hl. Gisela, Tochter König Konrads von Burgund. In die Kinder- und Jugendjahre Heinrichs fielen die Kämpfe seines Vaters, Heinrichs des Zänkers, gegen Otto II., und wohl mag mancher Eindruck aus jener Zeit, wie die Gefangennahme seines Vaters, in der Seele des Knaben haften geblieben sein. Er erinnert sich später in einer Urkunde an die väterliche Liebe und Pflege, die er bei dem Bischof Abraham von Freisingen, dem klugen Rathe seiner Großmutter Judith, gefunden, und dieß muß zu der Zeit

gewesen sein, wo Otto II. Heinrich den Zänker des Herzogthrones für verlustig erklärte und ihn in Utrecht gefangen hielt. Eine Schwester Heinrichs, Gisela, erscheint später als Königin von Ungarn. Zwei Brüder, Bischof Arnulf von Mailand und der hl. Bruno, waren herrliche Zierden der Kirche. Letzterer starb den Martertod, als er den Preußen das Christenthum bringen wollte. Unter Otto III. entsagte Heinrich der Zänker, wie erwähnt, allen Ansprüchen auf die Krone. Man nannte ihn in seinen letzten Jahren wegen der vollständigen Veränderung, die mit ihm vorgegangen, „den Friedfertigen", und seine letzten Worte an seinen Sohn, die Anempfehlung der Treue gegen seinen Kaiser, gingen diesem nie aus dem Sinn. Den Haupteinfluß bei der Erziehung Heinrichs II. hatte jedoch Bischof Wolfgang von Regensburg, ein Mann von universalem Wissen und der selbstlosesten Hingabe an die Bedürfnisse und Interessen Anderer. Zur Zeit eines Hungerjahres öffnete er seine Scheuern und erlaubte Jedermann nach Bedarf zu nehmen, doch unter der Bedingung, daß man es zu Hause zur Hälfte an die Armen verabfolge. Für den Unterricht der Jugend hatte er besondere Begabung und große Vorliebe und überzeugte sich stets selbst von den Fortschritten der Kinder in der Schule. Ebenso treu und gewissenhaft folgte er andern Pflichten, denen sich die Prälaten jener Zeit nicht entziehen konnten. Er begleitete Otto II. bei seinem Zug nach Paris und lagerte mit ihm auf dem Montmartre; bei einem Ueberfall auf dem Rückzug an der Aisne waren es *seine* feurigen Worte, welche den sinkenden Muth einer kleinen Zahl von Kriegern von Neuem entflammten und denselben zum Siege verhalfen. Wie er selbst ein Mann aus einem Stück war,

so machte er auch seinen geliebten Zögling Heinrich zu einem solchen. Dieselbe Demuth, welche Wolfgang in allen seinen Handlungen charakterisirte, zeigt sich bei Heinrich, als er gern die Königswürde einem Andern überlassen hätte. Als er jedoch seiner Rechte und Bestimmung ganz sicher war, da ging er auch muthig darauf aus, sie zu behaupten. Eine Sage erzählt, wie Heinrich einst am Grabe seines Lehrers gebetet, habe er plötzlich an der Wand die Worte „Post sex" in glühender Schrift gesehen. Frommen Sinnes bereitete er sich auf einen baldigen Tod vor. Der sechste Tag verging jedoch wie die sechste Woche und der sechste Monat. Das sechste Jahr aber brachte ihm an diesem Tage die Krone. Es fehlte nicht an andern Werbern, die ihm die Herrschaft entreißen wollten. Da war Hermann von Schwaben, Herzog von Alemannien und Elsaß, ein gar angesehener, mächtiger Herr, der bereits viele Anhänger gesammelt hatte. Man kannte Heinrichs Sittenstrenge und Frömmigkeit, und viele von den Fürsten hätten gern einen nachsichtigern Herrn auf dem Thron gesehen. Noch Einer, Markgraf Ekkehard von Meißen, trat mit Ansprüchen an die Krone auf, wurde aber, noch ehe die Wahl Heinrichs anerkannt war, in einer Fehde von seinen Feinden ermordet.

Heinrich war gleich, als die Nachricht von dem Tode Otto's III. eintraf, als nächster Verwandter der Leiche entgegengezogen, um sie nach Deutschland zu geleiten. In Italien hatten sich sofort alle Feinde der Gesetze, Markgraf Arduin von Ivrea an der Spitze, erhoben, und nur unter fortwährenden Kämpfen gelang es den deutschen Kriegern, die Leiche ihres Kaisers seinem letzten Wunsche gemäß nach der Heimath zu bringen. Zu Polling am Ammersee traf Heinrich mit dem Leichenzug zusam-

men und empfing die Reichskleinodien, mit Ausnahme der heiligen Lanze, welche Bischof Heribert von Köln vorausgeschickt hatte. Er geleitete den todten Kaiser nach Augsburg, wo dessen Eingeweide im Dom von St. Afra beigesetzt wurden, dann über Neuburg und Köln nach Aachen, wo „der schöne kaiserliche Wunderknabe" neben Karl dem Großen zu ruhen gewünscht hatte. Kein anderer deutscher Kaiser theilt die Ruhestätte des großen Todten. Doch über dem Grabe entspinnt sich der Kampf des Lebens immer von Neuem. Schon während der Leichenfeierlichkeit warb Herzog Hermann Anhänger seiner Sache, aber auf einer großen Versammlung zu Werle 1002, woran auch des verstorbenen Kaisers Schwestern, Sophie und Adelheid, zwei einflußreiche Aebtissinnen, Theil nahmen, ward Heinrichs Erbrecht anerkannt, und seine Wahl von den versammelten Fürsten durchgesetzt. Erzbischof Willigis von Mainz, der auch bei dieser Gelegenheit mit der ganzen Kraft seines Einflusses zur Erhaltung der Einheit des Reiches beigetragen hatte, salbte und krönte den erwählten König zu Mainz, und nun begab sich dieser auf die Rundreise nach den verschiedenen Herzogthümern und Markgrafschaften.

Durch Schwaben, wo sich der neue König gegen Herzog Hermann behaupten mußte, ging es nach Franken, Thüringen und Sachsen. Auf dem großen Tag zu Merseburg trat trotz der vollständigsten Unterwerfung der Fürsten eigentlich zum ersten Male deutlich die veränderte Stellung der Vasallen zu ihrem König in's Licht. Herzog Bernhard von Sachsen fragte den König im Namen der versammelten Fürsten, was er verspreche und zu thun bereit sei. Eine Frage, die zu Zeiten Otto's des Großen Keiner gewagt haben würde. Freilich hatte ein Theil

der Vasallen Heinrich bereits vorher gehuldigt, aber auch die Antwort des Königs paßte mehr zu einem freundschaftlich gewählten Oberhaupt, als zu einem gebietenden Herrscher. „Ich vermag nicht," sagte er, „Gott und Euch Allen würdig zu danken. Meine geheimsten Absichten will ich Euch eröffnen und sie mit Eurem Beistande und zu Eurem Wohle ausführen. Ich wünsche Euch zu ehren und zu lieben, das Reich zu fördern und Eure Rechte in keinem Theil zu verletzen. So lange ich lebe, will ich Milde üben und Euren vernünftigen Wünschen meine Kraft weihen." Heinrich hat jedes Wort gehalten, was er hier versprochen, nicht so alle Vasallen, die zu Merseburg versammelt waren und ihm huldigten. Markgraf Heinrich aus dem Nordgau wollte Bayern zu Lehen haben, und als der König nicht darauf eingehen konnte, weil er den Bayern ihr Wahlrecht lassen wollte, verband sich der ehrgeizige Markgraf mit den Polen zu offenem Aufstand, obschon diese ebenfalls zu Merseburg Friede gelobt hatten. Es gelang Heinrich jedoch, die Empörer zu besiegen.

Vor Ausbruch dieser Streitigkeiten hatte der König seine Krönungsreise beendigt. In Paderborn war er mit seiner Gemahlin Kunigunde zusammengetroffen, welche dann im Dom von Willigis gekrönt wurde. Die Lothringer huldigten dem Königspaare in Aachen, dann unterwarf sich auch Herzog Hermann von Schwaben in Bruchsal.

Heinrich war bereits als Herzog von Bayern mit Kunigunde aus dem Hause Luxemburg vermählt und stand im dreißigsten Lebensjahr, als er den Thron bestieg. Das Verhältniß zu seiner Gemahlin war trotz vieler Verdächtigungen das reinste und schönste, was gedacht werden kann. Heinrich war im Allgemeinen bei

aller Offenheit doch keine mittheilsame Natur. Freunde suchte und bedurfte er nicht, aber seiner Gemahlin öffnete er sein ganzes Herz. Mit ihr theilte er jede Freude und jeden Kummer, war aber auch vollkommen sicher, von ihr immer verstanden zu werden, und durch die Reinheit ihrer Auffassung sein eigenes Wesen zu klären. Wie es zuging, daß er ein einziges Mal den bösen Einflüsterungen ihrer Feinde nachgab und an ihrer felsenfesten Treue zweifelte, war ihm selbst später räthselhaft. Kunigunde rechtfertigte sich glänzend, indem sie sich muthig der Feuerprobe unterzog. Sie ging mit bloßen Füßen über ein glühendes Eisen und blieb unversehrt. Ein fester Glaube, daß Gott seinen Auserwählten und den unschuldig Verfolgten in jeder Noth helfen würde, brachte die Menschen jener Zeit zu diesen Gottesurtheilen. Gott rechtfertigt allerdings immer diejenigen, welche auf Ihn hoffen, aber ein Wunder bleibt unter allen Umständen eine hohe Gnade, und kann von Gott nicht erzwungen werden.

Nachdem Heinrich die Angelegenheiten Deutschlands geordnet hatte, zog es auch ihn nach Italien. Die Ottonen hatten sich als geborene Könige von Italien betrachtet, Heinrich mußte sehen, ob seine Ansprüche auch im Süden anerkannt werden würden. Und wenn schon manche unter den deutschen Fürsten sein sittliches Regiment zu streng fanden, so war wohl zu erwarten, daß unter den unruhigen Köpfen der Italiener gar mancher sich finden würde, der wenig Lust hätte, sich dem strengen König Heinrich zu beugen. Arduin von Ivrea hatte sich in Pavia zum König wählen lassen und sorgfältig alle Pässe von Deutschland nach Italien besetzt. Heinrichs entschlossene und kluge Benutzung eines wenig beachteten

Weges aus den Kärnthner Alpen in das Brentathal machte jedoch Arduins Einrichtungen zu nichte. Im Triumph zog Heinrich in Pavia ein und wurde am 15. Mai 1004 von Erzbischof Arnulf von Mailand zum König der Lombarden gekrönt. Dem festlichen Tage sollte jedoch eine dunkle, stürmische Nacht folgen. Die Italiener haßten die Deutschen, und die Einwohner Pavia's konnten ihr Mißvergnügen über die Krönung des deutschen Königs nicht verbergen. Es entstand Streit und bald kämpfte die ganze Bevölkerung Pavia's gegen die Deutschen. Um die Person König Heinrichs waren nur wenige Ritter in der Burg versammelt. Erzbischof Heribert von Köln suchte von den Fenstern aus die Streitenden zu beschwichtigen. Ein Hagel von Steinen und Pfeilen war die Antwort, die er erntete. Da zündeten die Deutschen die nächsten Häuser um die Burg an; die draußen vor der Stadt stehenden Alemannen, Franken und Lothringer erkannten die Gefahr des Königs und rannten Sturm. Ein furchtbarer Kampf entspann sich, unter vielen Andern erlitt auch ein Schwager des Königs den Tod. Endlich wurden die Thore der Stadt erbrochen und das Heer der Deutschen ergoß sich in die Straßen. Aber aus den Häusern flogen immer noch Pfeile und schwere Steine, und in äußerster Gereiztheit zündeten die Deutschen schließlich die Stadt an, um die Einwohner in den Flammen zu begraben. Im Augenblick stand das ganze, meist aus Holz bestehende Häusermeer in Flammen und Tausende fanden einen jammervollen Tod. Heinrich gewährte, selbst erschüttert von dem furchtbaren Strafgericht, den Ueberlebenden Verzeihung und gebot, dem Brennen und Morden Einhalt zu thun.

Die Flammen, welche von Pavia aus geleuchtet,

hatten aber die Italiener über den Mann aufgeklärt, mit dem sie es zu thun hatten. Mit Angst und Zittern strömten sie aus allen Städten herbei, stellten Geißeln und leisteten Eide und Versprechungen fast mehr, als Heinrich sie verlangte. Die weitere Fahrt nach Rom mußte einstweilen unterbleiben, weil die Verhältnisse Deutschlands die Rückkehr des Königs erheischten.

Der wilde Polenherzog Boleslav Rothhaar, ein Mann von fabelhafter Körperkraft, hatte sich Böhmens bemächtigt und spottete des Reiches Oberhoheit. Schneller als er gedacht, befand sich jedoch König Heinrich vor den Thoren Prags und rückte als Sieger dort ein. Boleslavs Bruder Jaromir, beim Volke sehr beliebt, erhielt Böhmen zu Lehen. Im folgenden Jahr verfolgte Heinrich Boleslav bis in die Nähe von Posen, wo dieser sich ergab und demüthig um Frieden anhielt. Dieß war jedenfalls ein sauerer Tag für den bisher unbesiegten Helden. Heinrich, der selbst in Augenblicken des vollsten Machtbewußtseins gern milde Nachsicht an seinen Feinden übte, ließ dem Polen Schlesien, Mähren und Kroatien. Auf Böhmen mußte er jedoch Verzicht leisten und außerdem seine Abhängigkeit vom Reich anerkennen.

So war die Ehre der deutschen Waffen glänzend befestigt. Die Empörung in Italien und Polen niedergeschlagen, und Jeder fühlte, daß ein kräftiger Arm das Scepter schwinge. Dennoch war eigentlich Niemand recht zufrieden. Die Böhmen hatten gewünscht, daß Boleslav ganz seiner Macht beraubt worden wäre; sie fürchteten mit Recht eine Wiederkehr seiner wilden Horden, wenn Heinrich Deutschland den Rücken gewendet haben würde. Noch mehr Feinde machte sich aber der König, als er in den nächsten Jahren sich ganz der Sorge für die innern

Verhältniſſe des Reichs hingab und ſchonungslos alle Schäden aufdeckte und gebeſſert wiſſen wollte. Ehen unter Verwandten wollte er unter keiner Bedingung dulden und gleich zu Anfang ſeiner Regierung, auf einem Reichstag zu Diedenhofen 1003, machte er den verſammelten Biſchöfen die heftigſten Vorwürfe, daß ſie eine Ehe des Herzogs Konrad von Kärnthen mit einer nahen Verwandten zugelaſſen hätten. „Sehet Ihr," rief der König, „die Ihr die Stelle heiliger Prieſter einnehmet und auf einem beſſern Stuhle als Moſes ſitzet, indem Ihr Gottes Stelle vertretet, die Ihr gute Wächter und heilige Hüter billig genannt werden ſolltet, Ihr ſeid im Gegentheil ſtumme Hunde geworden, die nicht bellen können; ſelbſt blinde Führer, fallet Ihr mit denen, die Ihr führen ſollt, in eine Grube." Er ruhte nicht eher, bis Konrad ſeines Herzogthums entſetzt, in den Bann gethan war und die Biſchöfe von nun an eifrig darauf achteten, daß ſolche Ehen unterblieben. Den Bedrückungen des Adels gegen die Bauern und niedern Leute trat er entgegen, wo er nur konnte. Nichts beſtrafte er jedoch ſtrenger als das Fauſtrecht. Bei Räubern und Wegelagerern kannte er keine Milde, ſondern ließ ſie ohne Weiteres aufknüpfen. In einem königlichen Erlaß jener Zeit heißt es: „Eins iſt es vor Allem, was ich auf das Allerernſteſte gebiete und befehle, daß Niemand es wage, eine auf dem Wege des Rechts geſchlichtete Sache jemals wieder zum Gegenſtande der Fehde zu machen." Und doch waren die Fehden, faſt könnte man ſagen, die Lieblingsbeſchäftigung der Ritter, und während ſeiner ganzen Regierungszeit hat Heinrich im Kampfe damit gelegen. Die unermüdliche Geduld und Ausdauer, die kluge Beſchränkung auf naheliegende, erreichbare Ziele,

welche das Königs Urgroßvater Heinrich I. ausgezeichnet hatten, waren auf Heinrich II. übergegangen. Auch dessen Redegewandtheit hatte er geerbt. Es war nicht große Machtentfaltung, auch nicht Achtung vor dem geborenen Herrscher, was die Fürsten zuletzt immer der Ansicht des Königs beizustimmen vermochte, wenn sie auch anfangs noch so sehr dagegen gewesen waren. Die Macht mußte Heinrich sich erst begründen, denn die Fürsten hatten ihn noch als ihres Gleichen gekannt, und er selbst war nicht mit Gedanken an die Krone aufgewachsen. Seine Erfolge lagen hauptsächlich in der Ueberlegenheit seines Geistes, womit er Menschen und Verhältnisse zu benützen verstand. Seine abgeschlossene, mit sich fertige Natur kam ihm dabei zu Statten. Er überraschte die Menschen durch die Schnelligkeit der Ausführung seiner Pläne, aber er selbst hatte die Gedanken dazu lange mit sich herumgetragen. Erst wenn er seiner Sache ganz sicher zu sein glaubte, trat er damit vor, und wie wir in Italien und Polen gesehen haben, fehlte ihm dann der Erfolg nicht. Dabei suchte Heinrich vor Allem wieder die nächsten Interessen der deutschen Nation in den Vordergrund zu bringen und den Schwerpunkt der Macht, den die letzten Ottonen nach Rom zu verlegen gestrebt hatten, wieder in Deutschland zu befestigen. Ihm war nicht das goldene Rom, sondern Sachsen mit seiner rauhen, gesunden Luft, mit seinen alten, von Heinrich I. auf seinen Urenkel vererbten Burgen: Merseburg, Pöhlde, Grona und Goslar an's Herz gewachsen. Freilich konnte und wollte er sich Rom nicht entziehen, auch er war dreimal in Italien, aber sein Herz blieb in Deutschland.

Drittes Kapitel.

Nachdem Heinrich einen kurzen, siegreichen Feldzug gegen die Friesen und Balduin von Flandern beendigt hatte, begab er sich 1007 nach Burgund, wo Rudolph III., ein sehr schwacher Fürst, herrschte. Derselbe war ein Bruder von Heinrichs Mutter Gisela und hatte keine Kinder, so daß der König Aussicht hatte, dem deutschen Reich einen herrlichen Zuwachs von Land zu gewinnen. König Rudolph war sehr erfreut, in seinem thatkräftigen Neffen eine Stütze für seine unsichere Stellung zu finden und versprach ihm die Nachfolge im burgundischen Reich. Heinrich behielt diesen Erwerb von jetzt an fest im Auge und achtete sorgsam darauf, den Frieden mit Frankreich zu erhalten, um von dieser Seite keine Störung seiner Pläne zu erfahren.

Seine nächste Thätigkeit wandte der König jedoch einem andern Ziele zu, nämlich der Stiftung des Erzbisthums Bamberg. Man mag sich einen Begriff von der Wichtigkeit einer solchen Stiftung machen, wenn man bedenkt, daß Otto I. in all seiner kaiserlichen Macht fast zwanzigjährigen Mühens und Ringens bedurfte, um das Erzbisthum Magdeburg in's Leben zu rufen. Es gehörte kein geringer Muth dazu, wenn Heinrich schon im fünften Jahre seiner Regierung, als er noch nicht Kaiser war, dieselbe schwere Aufgabe unternahm.

Bamberg war von früher Jugend an ein Lieblingsaufenthalt des Königs. Als er die Burg bei seiner Vermählung seiner geliebten Kunigunde schenkte, scheute er keinen Aufwand, um sie zu verschönern und ihre ganze Umgebung so anziehend als möglich zu machen. Manche glückliche Zeit verlebte das hohe Paar in Bamberg, und der Gedanke, den Ort durch die Stiftung eines Bisthums zu

verherrlichen, mag oft genug den Inhalt von Heinrichs und Kunigundens Unterhaltungen gebildet haben. Lange vorher, ehe Jemand eine Ahnung ihrer Absicht hatte, begannen sie den Bau eines prachtvollen Domes und sorgten mit emsiger Arbeit im Voraus für alle Erfordernisse einer bischöflichen Kirche. Doch bedurfte es vor Allem, um den bischöflichen Sprengel zu bilden, einiger Theile der umliegenden Diöcesen; besonders der Bischof von Würzburg und der von Eichstädt mußten ihr Gebiet verkleinern. Es war nicht zu erwarten, daß der Plan ohne einigen Kampf durchgehen würde. Heinrich sah jedoch mit klarem Blick den ungeheuern Vortheil voraus, der durch die Stiftung Bambergs der bisher nur wenig bevölkerten Gegend erwachsen würde. Eine kurze Zeit genügte, um zu beweisen, wie richtig er seine Pläne angelegt hatte. Nach und nach schwanden die halbwilden Slaven aus den dichten Wäldern. Die kräftige Axt, der ausdauernde Fleiß des deutschen Bauers, veränderte die üppige Wildniß zu einer fruchtbaren, von zufriedenen Menschen bewohnten Landschaft. Ueberall regte sich frisches deutsches Leben und verdrängte die Reste slavischen Wesens. Die Mönche, welche Heinrich und Kunigunde in das neugegründete Kloster versetzten, zogen nicht allein durch die bald sehr angesehene Schule von nah und fern Jünger der Wissenschaft herbei, sie kümmerten sich eben so sehr um die einfachen, täglichen Arbeiten des Volkes. Die Gartencultur, Obstzucht nnd der Ertrag des Feldes war durch sie in Bamberg zu einer Höhe gediehen, wie an keinem andern Orte Deutschlands. Von Bamberg aus zogen später die Bischöfe sowohl nach Böhmen, wie zu den fernen Gestaden der Ostsee, um den Wenden das Christenthum zu bringen.

Ehe es aber so weit kam, mußte der König harte Kämpfe bestehen. Er trat mit den Bischöfen einzeln in Verhandlung und wußte sie durch Vorstellungen, ja durch Bitten seiner Absicht geneigt zu machen. Der Papst erklärte sich durch eine Bulle einverstanden, aber fast wäre die ganze Sache auf einer großen Synode zu Frankfurt 1007 noch im letzten Augenblick gescheitert. Der Bischof von Würzburg war gekränkt, daß sein Bisthum nicht, wie er gehofft, zur Metropolitan-Kirche erhoben worden war und wollte den versprochenen Theil seines Sprengels nicht hergeben. Heinrich aber ließ nicht nach mit Bitten; er warf sich vor den versammelten Prälaten zur Erde und bat, daß sie ihm zur Ausführung seiner guten Absicht verhelfen möchten. Der Bischof von Würzburg habe seinen Einspruch nicht aus Gewissensbedenken, sondern aus gekränktem Ehrgeiz erhoben, deßhalb dürfe er nicht beachtet werden. Er selbst aber habe sich Christus und seine Kirche auf dieser Welt zu Erben erwählt und müsse dafür sorgen, daß das Gut der Kirche möglichst vortheilhaft angewendet werde. Erzbischof Willigis stimmte dem König bei, und alle Andern, mit Ausnahme des Würzburger Bischofs, folgten seinem Beispiel. Ein ganzes Jahr ging noch darüber hin, bis dieser auf das Zureden seiner Amtsbrüder sich ebenfalls einverstanden erklärte. Heinrich entschädigte ihn reichlich und wandte seiner Lieblingsstiftung Bamberg während seiner ganzen Regierungszeit unausgesetzte Sorgfalt zu. Kunigunde blieb seine treue Helferin dabei; sie hat eben so viel zum Gedeihen der neuen Stiftung beigetragen, als ihr energischer Gemahl.

So innig der König seiner Gemahlin auch ergeben war, so wenig war er geneigt, die Erhebung ihres Hauses zu begünstigen. Hauspolitik war seiner uneigennützigen

Natur zuwider und es hatte ihn mit tiefem Unwillen erfüllt, als Dietrich, ein Bruder der Königin, sich ohne seinen Willen des Bischofsitzes von Metz bemächtigt hatte. Dietrich war jedoch ein tüchtiger Mann, der seine Stellung wohl auszufüllen vermochte. Als er aber die Wahl seines Bruders Adalbero, der fast noch ein Kind war, zum Bischof von Trier durchsetzte, hielt sich der König an seinem Investiturrecht, erklärte Adalbero in die Acht und beschloß, mit seiner ganzen Macht diesem Emporkommen seiner Schwäger Einhalt zu thun. Die Trierer wollten jedoch von ihrer einmal gefaßten Wahl nicht abstehen, und langwierige erbitterte Kämpfe im Innern des Reiches ziehen sich durch die nächsten Jahre. Zugleich war der Krieg mit Polen wieder ausgebrochen und der kriegslustige Boleslav, der in zügelloser Kraft sein Volk frei beherrschte, stand in keinem geringen Vortheil gegen König Heinrich, der immer mit widerstrebenden Gewalten im Innern seines Reiches zu kämpfen hatte und gerade in diesen Jahren 1006—13 seine Macht von allen Seiten bedroht sah. Trotz all diesen Schwierigkeiten gelang es Heinrichs Klugheit und seinem entschiedenen Auftreten, die Bischöfe, Fürsten und den Herzog von Polen zu beruhigen. Er hatte allerdings Metz belagern und mit Sturm nehmen müssen; den Herzog Heinrich von Bayern, einen Bruder der Königin, hatte er seines Herzogthums entsetzt und dasselbe wieder an sich gezogen. Auf einer großen Synode zu Coblenz 1013 brachte er jedoch alle Bischöfe auf seine Seite und selbst der starre Dietrich von Metz bat um Versöhnung. An Boleslav mußte der König die Lausitz und die Mark Brandenburg abtreten; aber der Pole mußte das Land als Lehen nehmen und blieb abhängig vom Reich.

Hätte Heinrich Zeit und Unterstützung zum Kampf mit den Polen gefunden, so wäre Boleslav vielleicht härter mitgenommen worden. Der König konnte aber seinen zweiten Zug nach Italien unmöglich länger verschieben und mußte deßhalb den Frieden in Deutschland beeilen.

Arduin hatte sich von Neuem Anhang verschafft und sich in Pavia krönen lassen. In Rom hatte Benedict VIII., ein energischer, würdiger Papst, den apostolischen Stuhl bestiegen. Die Gegenpartei hatte Gregor gewählt, der sich nicht zu halten vermochte und in Deutschland erschien, um Heinrich zu bitten, ihm zu Ansehen zu verhelfen. Der König versprach, sein Recht zu untersuchen, verbot ihm aber einstweilen, sein Amt zu üben. Gleichzeitig kam eine Einladung Papst Benedicts an Heinrich, er möge nach Rom kommen, um die kaiserliche Krone zu empfangen und dann mit dem Papste vereint die Ungläubigen zu bekämpfen. Benedict theilte dem König die schrecklichen Berichte mit, welche von Jerusalem aus zu ihm gedrungen waren. Der arabische Kalif hatte die Kirche des heiligen Grabes zerstören lassen, der Gottesdienst war verboten, und die Christen waren den grausamsten Verfolgungen ausgesetzt.

Im Winter 1012 sammelte sich das deutsche Heer und stieg, von Heinrich selbst angeführt, über die Alpen. Die Italiener gedachten der früheren Strafe, und so ergrimmt sie innerlich über die Ankunft der Deutschen sein mochten, so öffnete Pavia doch dieses Mal weit seine Thore, um Heinrich zu empfangen. Von allen Seiten strömten die Bischöfe und Aebte herbei, denn gerade für sie war die Erscheinung Heinrichs von der größten Bedeutung. Er war der Einzige, der den Gewaltthätigkeiten ihrer heimischen Herren Einhalt thun konnte. Arduin war so-

gleich tief in die Berge geflohen, als er von des deutschen Königs Herannahen hörte. Er endete sein Leben in einem Kloster, und nach ihm hat kein italienischer Fürst mehr den deutschen Königen die Krone Italiens streitig gemacht. In Pavia gesellte sich auch Odilo von Cluny, „der Abt der Aebte", zum König, und wo drei solche Persönlichkeiten wie dieser Abt, Papst Benedict VIII. und Heinrich II. zusammenwirkten, da ließen sich durchgreifende Erfolge erwarten. Die vollständige Umbildung des Klosterlebens, welche seit Jahren von Cluny aus angestrebt worden, machte sich bereits in den weitesten Kreisen fühlbar. Die Regel des hl. Benedict hatte strenge Abtödtung und Entsagung, aber auch gründliche wissenschaftliche Bildung von Neuem in den Klöstern eingeführt, und Heinrich, der ein ganz besonderes Talent zum Organisiren hatte, war den Bestrebungen Cluny's, wo er nur konnte, helfend zur Seite getreten. So hatte er im Kloster Hersfeld einen neuen Abt eingesetzt und den Mönchen eröffnet, daß sie sich entweder der strengeren Regel zu fügen oder das Kloster zu verlassen hätten. Ebenso verfuhr er mit der Abtei Tegernsee, mit einem Kloster in Magdeburg u. A. Manche wollten sich nicht unterwerfen und brachen ihre Gelübde, aber diejenigen, welche blieben, waren die besten und legten den Grund zu heilsamen Aenderungen. Es wird Heinrich vielfach vorgeworfen, daß er Kirchengut zu selbstständig verwaltet und dasselbe auch zu weltlichen Dingen, für Interessen des Reichs vergabt hätte. Bei den oft sehr dunklen Berichten aus seiner Zeit ist es schwer festzustellen, in wie weit dieser Vorwurf gerechtfertigt werden kann, und es läßt sich viel behaupten, aber wenig beweisen. Auf der großen Synode zu Ravenna, die er kurz vor seiner Kaiser-

krönung abhielt, verlangte er von den Bischöfen und Aebten Italiens genaue Verzeichnisse über ihre Kirchengüter und entsprechende Angaben, wann sie derselben beraubt worden, und in wessen Händen dieselben sich befänden. Seiner ruhig ordnenden Weise gelang es später, diese Dinge allmählig in's Gleichgewicht zu bringen.

Papst Benedict eilte nach Abschluß der Synode voraus nach Rom, um den König mit seiner Gemahlin dort gebührend zu empfangen. Am 14. Februar 1014 fand die feierliche Kaiserkrönung Heinrichs und Kunigundens nach altem Brauche statt. Der Papst schenkte dem Kaiser einen kostbaren goldenen Reichsapfel, der mit sich schneidenden Kreisen von Edelsteinen umspannt war. Die Königskronen, welche Heinrich und Kunigunde bis jetzt getragen, opferte das kaiserliche Paar auf dem Altar des hl. Petrus.

Als Kaiser konnte nun Heinrich dem Papst nachdrückliche Hülfe gegen die Empörungen des Adels in Italien leisten. Es gelang ihm, einen Aufruhr am 22. Februar vollständig niederzuschlagen. So rasch als er konnte, eilte er jedoch nach Deutschland, und ließ Italien durch seine Sendboten verwalten. Die italienischen Großen mußten gar manches Mal, wenn sie Etwas zu erlangen wünschten, über die Alpen wandern. In Deutschland, nicht in Italien, entschied der Kaiser ihre Streitigkeiten und vertheilte ihre Lehen.

Der Glanz des kaiserlichen Namens that gar viel zu jener Zeit, und als Heinrich in seine Heimath zurückkehrte, wagte sich keiner der aufrührerischen Fürsten mehr zu regen. Seine Schwäger waren sehr ergrimmt, daß er sich durchaus nicht auf die Machtentfaltung ihres Hauses einlassen wollte, aber sie mußten ihren Groll im

Stillen austoben lassen, Heinrich kümmerte sich wenig darum. Frieden sollte aber der Kaiser doch noch nicht haben. Der Polenherzog Boleslav konnte sich nicht in seine Abhängigkeit finden und trug sich mit den großartigsten Plänen zur Herstellung eines mächtigen slavischen Reiches, wo er das Christenthum begründen wollte. Es ist in diesem Helden ein wunderliches Gemisch von Heidenthum und Christenthum, von Wildheit und Sitte, von roher Kraft und gutmüthigem Mitleid für Hülfsbedürftige. Einmal sagte er, es sei ihm lieber, eine Burg seines Reichs zu verlieren als zu hören, daß einem Bauer ein Huhn geraubt worden sei. Man könnte freilich sagen, Boleslav habe mehr Burgen besessen, als seine Bauern Hühner, deßhalb habe er eher eine derselben missen können. Zu Zeiten war er der demüthigste Sohn der Kirche, der in unbegrenzter Verehrung für geistliche Würdenträger sich in Gegenwart von Bischöfen nicht zu setzen wagte, dann wieder kamen die ärgsten Grausamkeiten vor. Er wünschte allerdings sein wildes Volk zur Annahme des Christenthums zu bewegen, aber die Mittel, die er anwendete, waren barbarisch, wie er selbst. Wenn Jemand die Fasten nicht hielt, dem ließ er die Zähne ausschlagen. Er selbst verrichtete jede ihm auferlegte Buße, aber er konnte seine wilde Natur nicht bändigen und fiel immer von Neuem in Sünden, die er eben gebüßt hatte.

Mit einer gewissen Hoheit und vielem Stolz ging er kräftigen Schritts durch die Geschichte und fand an Heinrich II. schließlich seinen Meister. Aber seine Unterwerfung kostete dem Kaiser schwere Kämpfe und wäre ihm vielleicht nicht gelungen, wenn der Pole den Kampf mit ihm allein aufzunehmen gehabt hätte. Im Norden

Europa's ging jedoch zu dieser Zeit ein neues Herrschergestirn auf. Es war Knud der Große von Dänemark, 1014—1035, mit dessen Auftreten eine neue Epoche für die nordischen Völker beginnt. Er war mit Heinrich befreundet und nahm den Krieg mit dem Polen zwar für sich auf, that aber dem Kaiser einen großen Dienst damit. Ebenso vereinigte Stephan der Heilige von Ungarn die Interessen seines Landes mit denen Kaiser Heinrichs, und Angesichts solcher Gegner mußte der Pole um Frieden bitten. In Bautzen, am 30. Januar 1018, kam es dazu, wie ein Chronist sagt, „nicht, wie der Friede sich ziemte, sondern wie ihn die Umstände gestatteten." Boleslav's kräftiger Widerstand, den er durch drei aufreibende Kriege behauptete, hemmte die Ausbreitung der deutschen Herrschaft nach dem Osten.

König Stephan von Ungarn hatte die Schwester Kaiser Heinrichs, Gisela, zur Gemahlin und zeichnete sich durch seinen großen Eifer für Verbreitung des Christenthums aus. Seine Eltern waren Geisa und Sarolta, zwei Erscheinungen, deren sich die Sage bemeistert hat, und die dem ersten Verfasser des Nibelungenliedes vorgeschwebt haben sollen. Man nannte Sarolta: Bela Knezina, die schöne Herrin, aber sie war dem Trunke ergeben und bändigte die wildesten Rosse. Trotzdem wurde ihr Gemahl, den sie vollständig beherrschte, durch sie ein halber Christ. Lange Zeit konnte er sich von seinen Götzen nicht trennen und opferte ihnen gleichzeitig mit dem wahren Gott. Als ihn ein Bischof einst zornig darüber zur Rede setzte, sagte er: „Ich bin reich genug, um Beides thun zu können." Der Sohn dieses schwachen Mannes und seiner männlichen Frau war Stephan der Heilige.

Gleichzeitig mit dem polnischen Kriege mußte der

Kaiser seine Ansprüche auf Burgund geltend machen. König Rudolph war im Anfang des Jahres 1016 seinen übermüthigen Vasallen gegenüber in solche Noth gerathen, daß er Heinrich zu einer Zusammenkunft in Straßburg einlud und bei dieser Gelegenheit die Regierung ganz in dessen Hände niederlegte. Der Kaiser übte auch sogleich seine Rechte, setzte einen Bischof ein, entzog dem übermüthigsten der Vasallen, einem mächtigen Grafen Otto-Wilhelm, seine Lehen und theilte Geschenke mit verschwenderischer Pracht an Rudolph, seine Gemahlin und die Freunde des burgundischen Hauses aus. So leicht sollte indessen die Besitznahme des Königreichs nicht gehen. Otto Wilhelm sammelte ein Heer, ließ den von Heinrich eingesetzten Bischof mit Hunden aus seinem Bisthum hetzen, und mit scheinbar demüthiger Unterwerfung setzten die burgundischen Großen ihrem jämmerlichen König so lange zu, bis dieser Heinrich bat, den Straßburger Vertrag als ungeschehen zu betrachten. Heinrich hatte Mitleid mit seinem Onkel und war überdieß durch den Polen so sehr beansprucht, daß er auf Rudolphs Wünsche einging. Im folgenden Jahr wiederholte sich dieselbe Geschichte. Rudolph erschien mit seiner ganzen Familie hülfeflehend zu Mainz am kaiserlichen Hofe. Heinrich brach mit Heeresmacht gegen die burgundischen Großen auf, aber die Schwäche Rudolphs ließ denselben auch jetzt wieder seinen Versprechungen untreu werden, und der Kaiser zog unmuthig über das verunglückte Unternehmen den Rhein hinab nach Franken zurück. In Burgund stellten sich in der nächsten Zeit wüste, gesetzlose Zustände ein. Es gelang Heinrich nicht, während seiner Regierungszeit Burgund Deutschland einzuverleiben, aber seine Nachfolger ernteten die Erfolge seiner Mühen.

Der Krieg mit dem Polen hatte dem Kaiser viele Menschenleben gekostet. Mit einer besonderen Kriegstaktik hatte sich Boleslav scheinbar immer zurückgezogen und dann das deutsche Heer aus irgend einem Hinterhalte überfallen. Die sumpfigen Gegenden hatten überdieß Krankheiten gebracht und der Friede war theuer erkauft. Und nur zu neuen Kämpfen sollte der Kaiser nach all diesen Anstrengungen in die Heimath zurückkehren.

In Sachsen waren die Wagrier und Obotriten eingefallen, zwischen dem Adel und den Bischöfen des Landes herrschte die größte Spannung und Herzog Bernhard von Sachsen war aufgebracht gegen den Kaiser, weil dieser seine Beschwerde über den Abfall der Liutizen vom Christenthum nicht sogleich thatkräftig unterstützte. Es kam so weit, daß eine förmliche Empörung des Adels gegen die Geistlichkeit und den Kaiser zu erwarten stand. Zu rechter Zeit aber brachte Heinrich die Rädelsführer in sichere Haft. Herzog Bernhard besetzte eine kaiserliche Burg bei Minden. Durch die Vermittlung Kunigundens kam jedoch bald eine Ausgleichung zu Stande. Dem Kampfe mit Herzog Bernhard folgten ähnliche mit andern Vasallen in Lothringen und Schwaben. Der schlimmste Streit war jedoch mit dem Grafen Otto von Hammerstein bei Andernach. Es ist früher erwähnt worden, daß Heinrich keine Ehen unter Verwandten dulden wollte. Die Kirche war sehr streng in dieser Hinsicht, und Heinrich, der sich in allen Dingen gern der kirchlichen Entscheidung unterwarf, mag in diesem Punkt auch Rücksicht auf das Staatswohl genommen haben, wenn er fast noch strenger als die Bischöfe selbst war. Die Verbindungen der mächtigen Geschlechter unter ein-

ander, der Zusammenfluß von Besitz konnte allerdings dem Reiche großen Schaden bereiten.

Der Verlauf der Hammersteiner Fehde bietet Stoff zum herzbrechendsten Roman. Graf Otto hatte sich in früher Jugend mit einer nahen Verwandten seines Hauses, der durch ihre Schönheit berühmten Irmingard vermählt. Sie erwiederte seine Neigung im höchsten Grade, und nun stellten sich Papst und Kaiser, Adel und Klerus ihrem Zusammenleben entgegen. Alle Ermahnungen, alle Kirchenstrafen waren vergebens; eine große Synode zu Nymwegen, wo über die beiden unglücklich Liebenden der Bann ausgesprochen wurde, brachte Otto für kurze Zeit zu demüthiger Unterwerfung. Lange konnte er es jedoch nicht in der Trennung von seiner Gattin aushalten und zu dem trotzigen Bestehen auf seinen Wünschen kam jetzt die Lust sich zu rächen. Er lauerte dem Erzbischof von Mainz bei einer Rheinfahrt auf und schleppte ihn unter Mißhandlungen auf sein Schloß. Noch einmal ließ der Kaiser Otto und Irmingard eindringliche Vorstellungen machen; als aber Alles vergeblich war, zog er mit Heeresmacht im September 1020 vor die Burg Hammerstein zur Belagerung. Otto rühmte sich, daß keine Waffenmacht ihn auf seiner Burg bezwingen könne. Die starren Felsenklippen, an denen dieselbe wie ein Adlernest hing, machten sie in der That fast uneinnehmbar. Drei Monate lang lag der Kaiser im Thale und schloß alle Lebensmittel ab. Da zwang der Hunger die Vertheidiger der Burg zur Uebergabe. Otto und Irmingard aber wollten sich nicht trennen und schweiften lieber zusammen in Elend und Verfolgung umher.

Heinrich hatte jetzt Frieden in seinen Landen. Der Trotz des Adels war gebrochen, und der Segen von des

Kaisers strengem Walten, von seiner unerschütterlichen Gerechtigkeitsliebe und seinen weisen Bestimmungen der Gesetze machte sich allmählig fühlbar. Die festlichen Tage, welche er im Jahr 1021 zu Merseburg, Magdeburg und Altstädt beging, waren Triumphe der höchsten Macht. Von allen Enden Europa's kamen Gesandte, um Heinrich zu ehren, der in kaiserlicher Macht und Prachtentfaltung strahlte.

„Es war, als ob sich alle Zonen willig vor ihm beugten, als ob die ganze Welt um ihn, den Herrn des Erdkreises, in heiterer Freude lache."

Ein Besuch Papst Benedicts im vorhergehenden Jahr hatte viel zur Erhöhung des kaiserlichen Ansehens beigetragen. Benedict wünschte auch besonders den ihm so nahe befreundeten Kaiser zu ehren, und das deutsche Volk fühlte in freudigem Machtbewußtsein die Ehre mit, die seinem Kaiser zu Theil wurde. Mit allem erdenklichen Glanze wurden die Vorbereitungen zur Aufnahme des hl. Vaters in Bamberg getroffen. Von weit her kamen die Fürsten und der Adel nach Bayern. Alle wollten bei dem Empfange gegenwärtig sein. Am 14. April war der feierliche Einzug. Kaiser Heinrich geleitete den Papst in den Dom, den der hl. Vater einige Tage nachher auf die Bitten der Kaiserin Kunigunde selbst einweihte. Ueber die Verhandlungen, die bei der Anwesenheit des Papstes über Heinrichs letzte Romfahrt und Angelegenheiten der Kirche gepflogen worden, sind wenig zuverlässige Nachrichten erhalten. Anfangs Mai verbrachten Papst und Kaiser einige Tage zu Fulda, am Grabe des hl. Bonifacius. Darauf kehrte der hl. Vater nach Rom zurück.

Viertes Kapitel.

So dringend auch der Wunsch des Papstes nach Heinrichs Hülfe gegen die Ungläubigen war, so mußte der Kaiser seine Romfahrt anderer Verhältnisse halber noch verschieben. Die erwähnte Fehde mit Otto von Hammerstein nahm ihn länger, als er geglaubt, in Anspruch, der Tod des Bischofs Heribert führte ihn nach Köln, von da ging er weiter nach Lothringen. Auf dieser Reise soll der Kaiser mit dem berühmten Reformator der lothringischen Klöster, dem Abt Richard von Verdun, zusammengetroffen sein. Der Eindruck, den dieser merkwürdige Mann auf den Kaiser ausgeübt, sei so mächtig gewesen, daß Heinrich gewünscht habe, sich nie mehr von ihm zu trennen, und in sein Kloster einzutreten verlangt hätte. Der Abt forderte unbedingten Gehorsam und als Heinrich freudig zustimmte, sprach Richard weiter: „Nun denn, bewähre diesen Gehorsam, indem du mein Gebot erfüllst, das von Gott in deine Hände gelegte Ruder des Reichs so lange zu führen, bis Er es selbst dir abnimmt."

In Italien hatten sich indessen die Verhältnisse immer gefahrvoller gestaltet. Die Griechen hatten sich nicht allein Apuliens, sondern auch Benevents bemächtigt und hier eine starke Feste errichtet, die sie Troja nannten. Im Jahr 1021 waren sie bis in das Gebiet des Papstes vorgedrungen, und der Hülferuf nach dem deutschen Kaiser wurde immer lauter. Endlich kam Heinrich mit mächtigen Streitkräften über die Alpen gezogen. In Ravenna theilte er im Frühjahr 1022 sein Heer in drei gewaltige Massen. Piligrim, der neue Erzbischof von Köln, führte 20,000 Mann über Rom nach Campanien,

der Erzbischof Poppo von Aquileja stand an der Spitze einer anderen Abtheilung, und Heinrich selbst eilte mit seinen besten Kriegern an den Küsten des adriatischen Meeres entlang nach dem Süden. Es ist charakteristisch für die Zeit, daß die Anführer der Heere meist hohe Prälaten waren. So wie damals war selten oder wohl nie geistliche und weltliche Macht vereinigt. Auch die Normannen, welche sich seit der Schlacht von Squillace in Unteritalien angesiedelt hatten, nahmen den Kampf gegen die Griechen auf, und Troja mußte sich, wenn auch nach harter Gegenwehr, ergeben. Piligrim unterwarf Capua und nur die eintretende heiße Jahreszeit hielt den Kaiser ab, weiter nach dem Süden vorzudringen. Im Juni ward Heinrich in Monte Cassino, wo er sich mit dem Papst und dem Abt Odilo von Cluny aufhielt, von einer schweren Krankheit ergriffen. Ueberhaupt war der Kaiser sehr von körperlichen Leiden heimgesucht; er ließ sich durch dieselben aber wenig stören. Seine Frömmigkeit sah darin nur ein kleines Kreuz und Prüfungen, die er nach dem Willen Gottes zu seiner Seele Heil tragen müsse. In Monte Cassino ließ er zum Danke für seine Wiederherstellung reiche Geschenke zurück, unter andern sehr werthvollen Dingen ein merkwürdiges Altargewand, das einst Karl der Kahle besessen. Dann war es um 500 Gulden an Juden verpfändet worden, und Kaiser Heinrich, der so manche alte Schätze in den Klöstern und Abteien aufgefunden hatte, war auch dieses Gewandes wieder habhaft geworden und brachte es jetzt an einen würdigen Platz. In Rom verlebte der Kaiser noch einige herrliche Tage. Ueberall pries ihn das Volk als Retter in der Noth. Seinen Rückzug nach Deutschland mußte er jedoch sehr beeilen, weil gefährliche Seuchen in seinem

Heere ausbrachen, die einen großen Theil desselben dahinrafften. Die Deutschen sandten ihrem Kaiser ein prächtiges Ritterheer entgegen, so daß er in vollem kaiserlichen Glanze im Herbste desselben Jahres wieder in den rheinischen Gegenden einziehen konnte.

Zwei wichtige Synoden, zu Pavia und Seligenstadt und ein Reichstag zu Aachen schließen sich den Unterhandlungen an, welche der Kaiser mit dem Papst und dem Abt von Cluny in Italien gepflogen hatte. Wichtige Reformen des kirchlichen Lebens wurden angestrebt und ein allgemeiner Weltfriede beschlossen. Da aber die Absichten des Kaisers in diesen Beziehungen sich auf das ganze Abendland erstreckten, mußte er sich auch des Beistandes König Roberts von Frankreich versichern. Wo sich der Chiers in die Maas ergießt, kamen die beiden Fürsten im Spätsommer 1023 zusammen. Alte Berichterstatter erzählen, daß die Pracht, welche der Kaiser bei dieser Gelegenheit entfaltete, nur mit den fabelhaften Schätzen der Araber und Griechen verglichen werden könne. Es entstand ein Streit, wer von den Fürsten den andern zuerst begrüßen müsse. Heinrich ging jedoch im Gefühle, daß der Mächtigste eher nachgeben könne, nur von wenig Rittern begleitet in's französische Lager. König Robert empfing ihn mit allen erdenklichen Ehren und war vollständig mit allen Plänen des Kaisers einverstanden. Von allen kostbaren Geschenken, die er Heinrich nachsandte, behielt dieser nur ein Evangelienbuch und eine Reliquie des hl. Vincent. Die Kaiserin nahm einige seltene Münzen. Am folgenden Tag erwiederte König Robert den Besuch des Kaisers, und Beide schieden als innige Freunde, nachdem sie eine Zusammenkunft mit dem Papst in Pavia verabredet hatten. Dort

sollte ein allgemeines Concil die drängenden Fragen der Zeit einer entscheidenden Berathung unterziehen.

Mitten in all diese Pläne, in das thätige, rastlose Leben des Kaisers und des Papstes trat der Tod. Benedict starb im April 1024. In Bamberg, wo Heinrich Weihnachten 1023 feierte, fesselte auch ihn Krankheit an's Lager. Er genas und zog mit der Kaiserin nach Sachsen. Das Uebel kehrte jedoch zurück. In Halberstadt feierte er noch einmal das Osterfest mit aller Pracht. Pfingsten war er in Goslar, dann ging er noch einmal nach Fulda zum Grabe des hl. Bonifacius. Kurze Zeit nachher sank er zu Grona bei Göttingen auf das Sterbelager. Im Gefühle des nahen Endes ergriff der Kaiser die Hand seiner Gemahlin und empfahl sie den Großen des Reichs. „So wie sie mir von Euch und durch Christus verbunden worden ist", sagte er sterbend, „so gebe ich sie unserm Herrn Christus und Euch wieder zurück." Am 13. Juli 1024 entschlief Kaiser Heinrich, zur tiefen Trauer des deutschen Reichs. Wie hatte sich Deutschlands Ansehen unter ihm gehoben, wie energisch hatte er Recht und Gesetz ohne Ansehen der Person gehandhabt! Gelehrte Männer hatte er zu Vorstehern der Kirche erwählt und unermüdlich für die Kräftigung und Ausbreitung der christlichen Lehre gewirkt. Er selbst, ein Muster aller Tugenden als Mensch wie als Kaiser, hatte die Begeisterung für alles Gute auf seine ganze Umgebung zu übertragen gewußt. Kunigunde legte ein Jahr nach dem Tode ihres Gemahls alle kaiserliche Pracht ab und starb in einem von ihr gegründeten Kloster Kauffungen bei Kassel. Sie war in der Genossenschaft der Nonnen die demüthigste von Allen und vermied ängstlich jede Erinnerung an ihren frühern Stand. Ein Jahrhundert nach

Sammlung

historischer Bildnisse.

Erste Serie.

VI

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1875.

Die

heilige Elisabeth.

Mit 15 Bildern.

Von

Alban Stolz.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1875.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

	Seite
Die Taufe	1
Das Veilchen	4
Früh vergeben	5
Die Verlobung	7
Dem kleinen Kind ein großes Kreuz	11
Das Beispiel	12
Das fromme Herz	15
Aechtes Gold	17
Der Patron	18
Das Waisenkind	20
Die Krone	22
Die Lilie unter Dornen	24
Der Bräutigam	25
Ein guter Freund	27
Die Hochzeit	29
Der Gemahl	32
Die Ehe	35
Der unrechte Blick	37
Die Selbstzucht	39
Der Kleiderstaat	41
Die Rosen	43

Seite

Der Gekreuzigte im Bett 46
Selbstverdemüthigung 49
Die Verlegenheit 51
Das Gastmahl 54
Christlicher Leichtsinn 56
Das himmlische Kleid 59
Die heilige Messe 61
Der Beichtvater 63
Zartes Gewissen 66
Der dritte Orden 68
Das Menschenkind 71
Das Kreuz der Liebe 73
Vernunft im Mitleiden 75
Der Krankenbesuch 78
Am Todbett und zum Grab 80
Die Mutterliebe 82
Eheliche Treue 84
Ein Riß in's Herz 86
Ergebung in's Kreuz 88
Schmerzlicher Abschied 90
Noch schmerzlicher 92
Am schmerzlichsten 94
Tod, wo ist dein Sieg? 98
O Herzenleid! 101
Himmelschreiend 104
Jammer, Elend und Noth 107
Christi Nachtigall 108
Kostbarer Weihrauch 110
Wer ist so arm? 112
Dunkle Wolke 114
Schön selbst im Morast 117
Inwendiges Leben 119
Die Mutter Gottes 121
Der Heiland ist nahe 125
Ein Sonnenblick 128
Das Gelübde 131

	Seite
Fürstenkron auf Todtengebein	134
Der Abgrund eines Jahres	138
Liebe über den Tod hinaus	139
Donnerschlag der Wahrheit	141
Die Versöhnung	146
Weltmüde	148
Abwärts, vorwärts und aufwärts	150
Alles abgestreift	152
Gertrud	155
Hermann	158
Sophie	161
Der Diamant in Fließpapier	165
Ein Kind von 24 Jahren	169
Der Kuß aus Barmherzigkeit	172
Die Seelsorgerin	175
Wunder	178
Gewaltthätigkeit durch Gebet	181
Undank in allweg	183
Der Elisabethen-Brunnen	186
Die Vorhalle des Himmels	188
Gemeinschaft der Heiligen	190
Schwerer Tausch	191
Gehorsam und Barmherzigkeit im Streit	194
Das Stemmeisen	198
Es klopft an	200
Vor der Thüre in die Ewigkeit	202
Abend- und Morgendämmerung	205
Der Teufel	207
Der wahre Geburtstag	209
In den Himmel	212
Kleid und Leib bleiben zurück	217
Die Vögel des Himmels	219
Das Angesicht der hl. Elisabeth	220
Freundschaft über den Tod hinaus	222
Brosamen aus dem Himmel	226
Höllischer Brand gelöscht	227

Seite

Erlöse uns von dem Uebel 229
Gott ist wunderbar in seinen Heiligen 231
Brief des Meisters Konrad von Marburg an den Papst über das Leben der hl. Elisabeth 233
Wolf und Lamm 237
Die Heiligsprechung 242
Der heilige Leichnam 246
Das Oel 249
Das Denkmal 252
Weihrauch 254
Das Senfkörnlein 256
Abschiedswort 260
Ein Werk der Barmherzigkeit 261

Die Taufe.

Vor mehr als 600 Jahren regierte in Ungarn ein König Namens Andreas II. Derſelbe führte nicht nur für ſeine Perſon ein frommes Leben, ſondern baute auch Kirchen und errichtete chriſtliche Anſtalten im Land; ja er ſetzte auch ſein eigenes Leben für Gottes Sache ein, indem er einen höchſt beſchwerlichen und gefährlichen Kreuzzug mitmachte, um den bedrängten Chriſten im heiligen Lande beizuſtehen. Seine Ehefrau war die Tochter eines Herzogs und hieß Gertrud. Gott belohnte die Gottſeligkeit dieſes Königs mit dem Allerſchönſten, womit chriſtliche Eheleute auf Erden ſchon belohnt werden können; es wurde ihm nämlich ein Kind geboren, welches ſpäter durch ſeine große Heiligkeit Himmel und Erde erfreut hat, und auch jetzt noch Tauſende erfreut, welche das ſchöne, dorngekrönte Leben der ungariſchen Königstochter leſen.

Das Kind wurde geboren 1207 in der damaligen Hauptſtadt von Ungarn, in Preßburg, und bekam in der heiligen Taufe den Namen Eliſabeth. Viele Stadtleute und Herrenfamilien laſſen ihre Kinder am liebſten im Haus taufen und meinen, das ſei vornehmer. Sie zeigen damit, daß es ihnen an chriſtlich-erleuchteter Vernunft fehlt, denn das vornehmſte Haus auf Erden iſt eine katholiſche Pfarrkirche. Der herrlichſte Palaſt iſt dagegen ein gemeiner Winkel. Denn in dem Palaſt wohnen armſelige Menſchen, Futter des Todes; in der Kirche wohnt Der, welchem gegeben iſt alle Gewalt über Himmel und Erde, welcher durch ſein Blut die hohe Gnade der Taufe uns

erworben hat. Der König von Ungarn erkannte, daß ein unendlich größerer König in der Kirche wohne, der König der Könige, Jesus Christus. Darum ließ er sein Kind in das Haus Gottes tragen zur Taufe. Dieß geschah mit großer Pracht, wie in einer Art Prozession.

Wenn schon geringe Leute mit Freude und Festlichkeit eine Kindstaufe halten, so laßt sich wohl denken, wie es bei der Taufe einer Königstochter hoch hergegangen sein mag! Und doch wären die Eltern gewiß lieber mit der Leiche des Kindes gegangen, wenn sie vorausſehen hätten können, wie es nach zwanzig Jahren in weiter Fremde als vertriebene Wittwe mit ihren Kindern, kümmerlich gekleidet, in einem Stall übernachten muß — und wie 300 Jahre später ihre Gebeine von einem Nachkommen, wie von einem Wildschwein, aus dem Grabe herausgewühlt und verunehrt wurden. — Anders mag es der Schutzengel des Kindes angesehen haben; er wird wohl gewußt haben, wie dessen gottselige Seele durch all' die schwarzen Wolken der irdischen Leiden durchdringen werde zu hoher, unendlicher Herrlichkeit und ein schöner Stern des Himmels werden.

Ueberhaupt kommt es mir viel ernster, ich möchte sagen, viel schwermüthiger vor, wenn ein Kind von aufgeputzten Pathen aus der Kirche getragen wird, als wenn es zu Grab getragen wird. Bei einer Kinderleiche ist der Priester mit einer weißen Stola bekleidet und betet den fröhlichen Psalm 112: „Lobet ihr Kinder den Herrn, lobet den Namen des Herrn;" und man muß dem Kind gratuliren; der Tod ist seine Hochzeit, und es ist nun für immer herrlich versorgt. — Aber bei der Taufe fallt Einem leicht ein, wie Leidwesen aller Art über das Menschenkind bei längerem Leben noch kommen könne, und wie es mit der Seele zuletzt aussehen werde, die jetzt in der Taufe rein hergestellt wird, ob sie nicht nach längerem Leben schwer mit Sünden beladen in's Jenseits hinübergeht.

„Meine Gedanken sind nicht euere Gedanken, und euere Wege sind nicht meine Wege. Wie weit der Himmel höher ist als die Erde, so viel sind meine Wege höher als euere Wege und meine Gedanken höher als euere Gedanken."

Jesaias K. 55, V. 8 u. 9.

Die Taufe.

Das Veilchen.

Zuerst liegt die göttliche Gnade in dem besinnungslosen Menschenkind, wie das Samenkorn in der Wintererde. Später aber, wenn das Kind gehen und reden und Vieles verstehen kann, da keimt so zu sagen die Gnade im jungen Herzen, besonders wenn das Begießen der christlichen Unterweisung und guter Gewöhnungen dazu kommt. Daher trifft man bisweilen Kinder, welche schon mit vier Jahren recht gottesfürchtig sind.

So wirkte auch in dem Herzen der jungen Elisabeth die Gnade außerordentlich hell und frisch, wie Frühlingswetter in einem sonnigen Gärtlein. Was im ganzen Leben der hl. Elisabeth so schön und mächtig aufblühte, die Liebe Gottes und die Nächstenliebe, regte sich schon in dem Kinde, als es kaum reden konnte. Da sein unschuldiger Mund zum Sprechen sich erschloß, hat es nichts lieber gethan, als Gebete hergesagt, und erst drei Jahre alt, zeigte das Mädchen schon Mitleid mit den Armen und gab ihnen Almosen.

In einer alten Handschrift über ihr Leben heißt es: „Da es ungefähr fünfjährig war, und den Psalter noch nicht konnte, so nahm es einen Psalter und legte den vor sich, als ob es beten wollte. Und was sie nicht hatte an den Jahren und von natürlichen Sitten, das hatte sie von Gnaden und von dem hl. Geist, der sie dazu zog und und lehrte, daß sie in ihren kindlichen Tagen Gott minnete und alle ihre Werke und ihre Meinungen in Gott richtete. Sie betete gern, verneigte und kniete gar gern und viel, sie streckte sich auf die Erde, und von großer Andacht und Begierde so küßt sie die Erde in Gebetes Weise. Und so sie nicht vermochte in die Kirche zu kommen, da sie die Kirche verschlossen fand, so küßte sie die Thüre und den Riegel, womit die Thüre verschlossen war, vor hitziger Begierde und Andacht, die sie zu Gott hatte. — Sie war milde und süßen Herzens in ihren kindlichen Tagen und war erbarmherzig gegen alle Armen, daß sie gewöhnlich in ihres Vaters Küche ging, da sie noch gar ein kleines Kindlein war, daß es den armen Leuten etwas da gewinnen möchte."

Es ist überhaupt merkwürdig, wie früh das Kinderherz Ver-

ständniß für Gott hat. Wie der neugeborene Säugling alsbald nach der Geburt verlangt und versteht, aus der Mutterbrust seine Nahrung zu trinken: so verlangt die junge Seele, sobald sie ein wenig zur Besinnung kommt, nach Gott. Denn wie der Leib des Kindes zunächst von der Mutter kommt und die Mutter darum seine Heimath ist: so ist die Seele aus Gott und fühlt deßhalb so früh, daß Gott seine Heimath ist, und zwar insbesondere fühlt dieses die Seele des getauften Kindes. Während ein ganz junges Kind oft für die weltlichen Dinge fast gar keinen Sinn hat, z. B. vom Werth des Geldes, von Ehre und Ansehen, ja nicht einmal sich denken kann, daß es einmal sterben muß: so ist es gleichsam durstig, wie eine junge Pflanze, von dem lieben Herrgott reden zu hören, und gewöhnt sich gar gern daran, alle Tage zu beten; und manchmal läßt es dem schon eingeschlafenen Kinde keine Ruhe, es wacht auf und ruft der Mutter: „Ich habe noch nicht gebetet, bete mit mir." — Darum sollen Eltern recht früh, so früh, als das Kind die Menschensprache ein wenig versteht, anfangen, ihm von Gott zu reden und es ein wenig beten zu lehren; denn Gott hat die Seele für sich erschaffen und in der Taufe für sich geweiht.

„Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich."

Luk. Kap. 18, V. 15.

Früh vergeben.

Das liebe Kind war erst vier Jahre alt, da ein seltsames Ereigniß eintraf, welches dem ganzen Lebensverlauf der hl. Elisabeth seine Richtung gab. Es kam nämlich nach Preßburg eine Gesandtschaft von Rittern und Edelfrauen aus dem fernen Thüringerland. Diese hatten von dem Landgrafen Hermann den Auftrag, bei dem König Andreas anzuhalten um die Hand der Prinzessin Elisabeth für seinen Sohn Ludwig, obschon derselbe zur Zeit erst elf Jahre alt war. Und zwar sollte die Gesandtschaft das kleine Mädchen sogleich mitnehmen nach Thüringen, wenn die Eltern in Ungarn sich dazu bewegen ließen. Der Landgraf in Thüringen hätte nämlich gar zu gern vor seinem

Ableben Alles geordnet und in Sicherheit gestellt, namentlich aber auch das Königstöchterlein am eigenen Hof erziehen und unter seinen Augen heranwachsen lassen. — Der Landgraf Hermann war aber einer der mächtigsten, angesehensten Fürsten zu damaliger Zeit, nahe verwandt mit dem gewaltigen Kaiser Friedrich Barbarossa. Zugleich war derselbe weit und breit berühmt sowohl durch seine Kriegsthaten, als auch durch Förderung der Kunst und Wissenschaft und der Gewerbe. Ein Geistlicher aus jener Zeit schreibt: „Er ging selten zu Bett, er hätte denn vorher gehört gute Reden entweder von der hl. Schrift oder von den muthigen Thaten der alten Fürsten und Herren; er ergab sich nicht der unnützen, faulen Trägheit. Seine Tugend, seine Herrschaft und Mannheit ist viel weit erschollen.“ Darum durfte der Landgraf schon hoffen, daß sein Antrag in Ungarn gut aufgenommen werde.

König Andreas fragte in Betreff dessen, was die Gesandtschaft begehrte, nicht sowohl sein Vaterherz, er fragte vielmehr darnach, was die Ehre und das Wohl des Landes fördere, ob nicht Ungarn selbst durch solche Verbindung mit dem berühmten Landgrafen von Thüringen einen Gewinn mache. Andreas ließ deßhalb seine königlichen Räthe zusammen kommen, um die Angelegenheit zu berathen. Ein gelehrter Mann, welcher selbst in Thüringen gewesen, wurde auch in die Sitzung berufen. Dieser schilderte nun die Vortrefflichkeit von Thüringen, den Reichthum und die Macht des Fürsten daselbst in solcher Weise, daß selbst die Mutter das Opfer brachte und einwilligte, das Kind jetzt schon nach Thüringen bringen zu lassen.

Nun wurden große Festlichkeiten am königlichen Hofe angestellt, gleichsam vorläufige Hochzeit gehalten. Der König hatte die vornehmsten Herren und Frauen seines Reiches eingeladen, und drei Tage lang hörten Tanz, Musik, Gesang, Spielen und Banket nicht auf. Als aber die Gesandten des Landgrafen endlich heimzuziehen begehrten, da wurden die prachtvollsten und kostbarsten Gaben, theils als Heirathsgut der jungen Tochter, theils als Geschenke für die thüringischen Abgeordneten beigebracht: goldene und silberne Gefäße, kunstreich geschnittene Kästchen von Elfenbein, Stirnbänder und Kränze aus Edelsteinen zusammen-

gesetzt, Fingerringe und Gürtel mit Juwelen, eine Menge Kleider und Bettzeug aus Purpurseide, ein Bettgestell und eine Badwanne ganz aus reinem Silber, Halsgeschmeide, dann noch sechs Pferde, so schön wie sie nur aufzutreiben waren. Solch' große Schätze und Kleinodien, wie dem Königtöchterlein mitgegeben wurden, waren im Thüringer Lande noch niemals gesehen. Außerdem wurden noch viele tausend Gulden in Silber und Gold zugelegt. Die kleine Prinzessin selbst war in Seide gekleidet, die mit Gold und Silber gestickt war.

Allein das gute Kind war noch zu jung, um diese weltlichen Herrlichkeiten recht zu verstehen und besondere Freude daran zu haben. All' das Spiel der Eitelkeit, der Hoffart, der Buhlerei, der Heirathsabsichten, wie es bei solchen Lustbarkeiten die Gemüther aufregt und umspinnt, ist der einfachen Seele des Kindes noch fremd; ein paar Blumen, ja ein Haufen Sand im Hof zum Spielen sind ihm so viel oder mehr werth, als große Reichthümer, für welche es keinen Sinn hat. — Obgleich aber jeder Mensch einmal ein harmloses Kind war, so wird es mit den meisten später ganz anders. Der Weltgeist nimmt zu von Jahr zu Jahr und verunreinigt sein ganzes Wesen, so daß Fleischeslust, Augenlust und Hoffart des Lebens in sein Herz einziehen, die Unschuld auslöschen und Gott daraus verdrängen. Bei Elisabeth aber werden wir sehen, wie sie das ganze Leben lang den einfältigen Kindersinn, der dem Heiland so überaus lieb ist, rein und unversehrt bis in den Tod bewahrt hat.

„Wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr euch nicht umändert und werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht eingehen in das himmlische Reich." Matth. K. 18, V. 3.

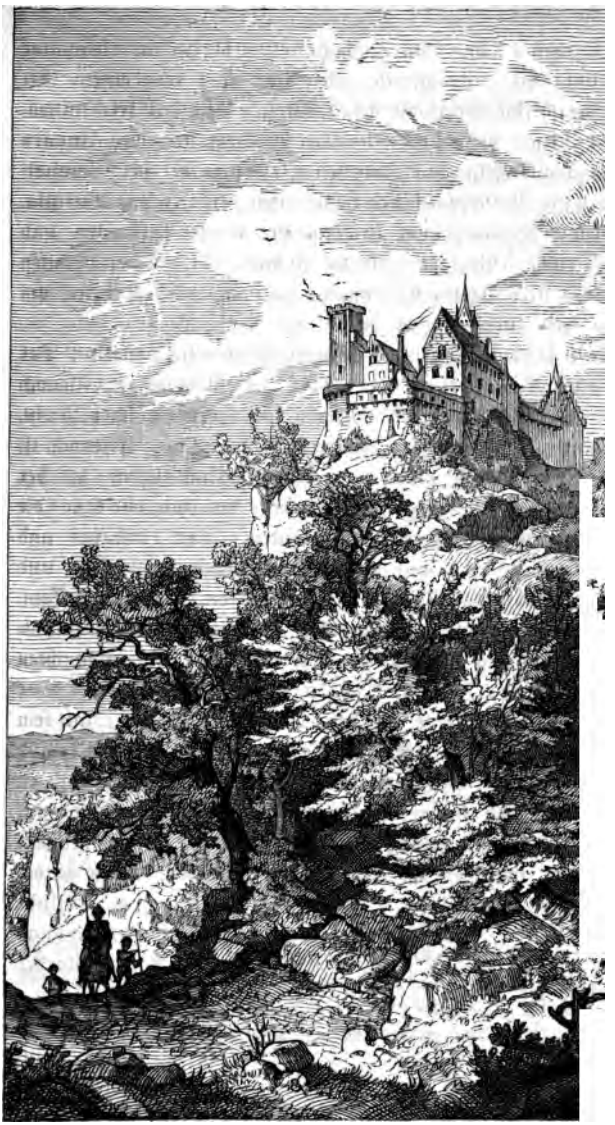
Die Verlobung.

Endlich sollte die Abreise geschehen; vielleicht war das Kind zu jung, um ganz zu fühlen, was das heißt: Vater und Mutter und die Heimath verlassen — und zwar für immer. Damit es in Thüringen doch nicht ganz abgerissen sei von dem Vaterland und nicht unter lauter Fremden leben müsse, so gab ihm der

König gleichsam ein Stück Heimath mit, d. h. die ehemalige Säugamme und 13 ungarische Mädchen aus vornehmem Geschlechte, welche die Gefährtinnen der jungen Elisabeth sein sollten. Auch ein Ritter, Althanns von Döringenberg, zog aus Ungarn mit nach Thüringen. Der angesehenste Ritter bei der Gesandtschaft war der Mundschenk des Landgrafen, Walter von Vargila. Zu diesem faßte der König Andreas besonderes Vertrauen und sagte: „Deiner Ritterehre vertraue ich das Kind, meinen höchsten Trost.“ Walter versprach, daß er sich stets nach Kräften um das Mädchen annehmen werde.

Die Reise nach Thüringen ging glücklich von Statten. Der Zug, gegen 40 Personen stark, kam spät Abends in Eisenach an; deßhalb blieb die Gesandtschaft in der Herberge über Nacht, schickte aber noch Boten auf den Berg in's Schloß. Eisenach ist nämlich die Hauptstadt von Thüringen. Unmittelbar an der Stadt liegt aber ein Berg, auf welchem das Schloß oder die Burg steht, wo die Landgrafen wohnten. Der Landgraf und dessen Gemahlin, Sophie, hatten eine übermäßige Freude und dankten Gott auf den Knieen, als ihnen die Nachricht zukam, wie glücklich die Brautwerbung ausgefallen und daß die Gesandtschaft jetzt schon das Königstöchterlein mitbringe. Beide machten sich Abends noch auf den Weg in die Stadt hinunter. Der Landgraf nahm das Kind auf seine Arme und drückte es an sein Herz mit lautem Dank gegen Gott; die Landgräfin wollte sich nicht mehr von dem Mädchen trennen und blieb deßhalb auch in der Herberge über Nacht. Den andern Tag ging der Zug mit Pferd und Wagen fröhlich zur Wartburg hinauf, wohin man alle Hofleute und die angesehensten Bürgerfamilien aus Eisenach eingeladen hatte, das Kind zu sehen; und es wurde eine förmliche Verlobung gehalten zwischen dem jungen Prinzen Ludwig und der kleinen Elisabeth. Auch bei dieser Gelegenheit wurden wieder Gastmahle und prächtige Feste bei Hof gefeiert.

Ist das aber nicht eine große Verkehrtheit, über Kinder in so jungen Jahren schon zu verfügen, und fordert nicht Vernunft und Recht, daß Sohn und Tochter einst nur das eigene Herz fragen, mit wem sie sich ehelich verbinden wollen? In neuerer Zeit und bei uns kommen ledige Personen meistens spät zum



Die Wartburg im Mittelalter.

Heirathen, erst in den Jahren, wo sie volljährig sind und den Eltern nicht mehr in allweg gehorchen. Da fragt dann der ledige Mann zunächst weder seine Eltern, noch die Eltern des Mädchens, das ihm gefällt, sondern er fragt seine Augen und seine Neigung. Mädchen aber, deren Herz weder durch irdische Liebe noch durch Liebe Gottes schon erfüllt ist, fassen meistens gegen Jeden Neigung, der in längerem Umgang ihr Herz zu gewinnen sucht. Nun aber ist die sinnliche Liebe so blind, als irgend eine Leidenschaft, und wird auch noch insofern besonders betrogen, als beide Theile in der Regel vor der Hochzeit die schlimmsten Eigenschaften vor einander bergen, sich gleichsam nur im Sonntagskleid zeigen. Darum ist die Wahl oft so schlecht, die Ehe unglücklich und die Gesuche um Ehescheidung wachsen immer mehr. In früheren Zeiten, in manchen Ländern jetzt noch, wurden einfach die Eltern gefragt. Die Eltern wollen doch gewiß auch das Glück ihrer Kinder; der Unterschied besteht aber darin, daß die Eltern mehr Erfahrung haben, unbefangener erwägen, was sich thut und was sich nicht thut, und eben deßhalb meistens besser wählen als die verblendete Jugend zu wählen pflegt. So war auch später die Ehe der hl. Elisabeth mit dem Landgrafen Ludwig so christlich, gut und schön, daß man wohl sagen kann: Wenn Ludwig in der ganzen Welt selbst eine Braut gesucht hätte, so hätte er nirgends eine finden können, mit der er so glücklich gewesen wäre, als mit der, welche ihm die Eltern gesucht hatten, mit Elisabeth. Und wenn um Elisabeths Hand tausend Freier sich beworben hätten, und sie selbst dann nach Wohlgefallen einen gewählt hätte, so wäre sie gewiß nicht so gut gefahren, wie mit dem, welchem ihre eigenen Eltern sie bestimmt hatten.

„Isaak rief Jakob und segnete ihn und gebot ihm: Du sollst kein Weib nehmen von den Töchtern Kanaans. Geh' nach Mesopotamien in das Haus Bethuels und nimm dir von da ein Weib von den Töchtern Labans."

1 Buch Moses K. 28, V. 1 u. 2.

Dem kleinen Kind ein großes Kreuz.

Es ist ein großer Irrthum, wenn der gemeine Mann glaubt, Fürsten und große Herren hätten es viel besser, als andere Menschen. Kreuz und Leiden kehren so gern in prächtigen Palästen ein, als in einem Taglöhnershäuschen oder einer Dachkammer; ein Unterschied zeigt sich nur darin, daß meistens der arme Mensch leichter das Kreuz tragt, als Leute, die von Jugend auf verzärtelt und an das Wohlleben gewöhnt sind. Sonst ist es aber beinahe Regel, daß das Kreuz vorzugsweise Solchen nachgeht, mögen sie sonst geringen oder vornehmen Standes sein, die Gott besonders zubereiten will zu einem heiligmäßigen Wandel und ewiger Glückseligkeit. Jedoch wartet es gewöhnlich, bis der Mensch einmal herangewachsen ist, und geht schonlich an Kindern vorüber. Bei der kleinen Elisabeth aber hat es dem Kreuz so zu sagen pressirt; das liebe Kind bekam auf einmal ein furchtbar großes und schmerzhaftes. Schon das ist keine Kleinigkeit, wenn ein gar so junges Mädchen Vater und Mutter verlassen muß und in einem wildfremden Lande wohnen. Wie viel und schwer mag das Heimweh anfänglich an dem zarten Kinderherz genagt haben, wie manche Thräne mag aus den unschuldigen Augen geflossen sein, wie zahllos mögen die Gedanken gleich Brieftauben in's ferne, liebe Heimathland geflogen sein! Aber so bitter und schmerzenreich das Heimweh auch ist, so ist doch auch ein wenig Süße darin, nämlich das Andenken, das Bild vom Heimathshaus und von Allen, die darin wohnen. Darum weint man so viel im Heimweh, denn wo Leid und Liebe sich umarmen, ist die Thräne ihr Kind; ein kalter, harter, trockener Schmerz ist ärger, gleichsam ein Stemmeisen auf das lebendige Herz.

Aber dem armen Kind Elisabeth sollte auch dieses kleine Tröpflein Honig im bittern Kelch des Heimwehes noch genommen und dafür entsetzlicher Wermuth hineingethan werden. Es geschah etwas so Schreckliches im elterlichen Haus, daß selbst das Heimweh dem Kinde verleiden und auslöschen mußte; und so oft das Andenken im Wachen oder im Traum nach der

Mutter langte, langte es in Mord und Blut und Verwesung hinein. — Was ist denn so Schreckliches geschehen?

Drei Jahre, nachdem Elisabeth aus Ungarn fortgeführt war, und in Thüringen lebte, wurde ihre Mutter, die Königin Gertrud, auf grausame Weise ermordet. Dieß geschah zu einer Zeit, da der König verreist war, bei einem Aufstand, welchen vornehme Ungarn gegen die Regierung des Königs angezettelt hatten.

Es gibt vielerlei Heimweh, nach der Heimath, wenn Einer in der Fremde ist, nach Vater und Mutter, nach dem verstorbenen Ehegatten, ja es gibt selbst Heimweh nach der eigenen Jugendzeit, wo man noch ein unschuldiges zufriedenes Kind war. Das allein richtige heilsame Heimweh ist bei wenigen Menschen zu finden, das Heimweh nach Gott. Der hl. Augustinus sagt nämlich: „Das Vaterland der Seele ist Gott.“ — Dieses edlere Heimweh nach Gott hat bei dem guten Kind Elisabeth mehr und mehr das irdische Heimweh und das vergebliche Herzenleid verdrängt. Die Sehnsucht des Herzens kehrte sich ganz nach Oben, nach dem Vaterland und dem Vater, wo kein Leid und keine Trauer und kein Verlust in Ewigkeit mehr das Herz betrübt.

„Denn die Gottseligkeit ist zu Allem gut, indem sie Verheißung hat für dieses und das künftige Leben.“

1. Brief an Timotheus K. 4, V. 8.

Das Beispiel.

Die Mutter ist todt; aber zwei Schwestern der Mutter waren noch am Leben. Diese gaben dem jungen Mädchen jede ein besonderes Beispiel. Die eine hieß Agnes, eine schöne, stolze Gestalt; der Seele nach war sie wohl auch stolz, aber nicht schön, sondern muß ungefähr so ausgesehen haben wie die Seele der Herodias. Zu jener Zeit hatte nämlich Philipp, König von Frankreich, eine Prinzessin von Dänemark geehelicht. Obschon aber diese sehr schön, tugendhaft und fromm war, faßte der König auf einmal, den Tag nach der Hochzeit, *einen* Widerwillen gegen seine Gemahlin. Es war dieses eine

kurioſe Verſuchung, gegen welche er kämpfen hätte ſollen. Allein ſtatt deſſen wollte er ſich trennen laſſen, unter dem lügenhaften Vorwande, die Prinzeſſin ſei mit ihm noch verwandt und die Ehe gelte deßhalb nichts. Ungeachtet Papſt Cöleſtin III., an welchen die Königin appellirte, die Ehe ganz für rechtmäßig erklärte, ließ der König die fremde Frau in ein Kloſter ſperren und hielt um die Hand verſchiedener Fürſtinnen an, die ihn aber mit Abſcheu zurückwieſen. Als er es aber auch bei jener Agnes verſuchte, willigte ſie ein in die große Todſünde, um Königin zu werden; ſie heirathete den Philipp und wurde doch keine Ehefrau, ſondern des Ehebrechers ehebrecheriſches Weib. Sieben Jahre lang lebte dieſe Agnes mit dem königlichen Sünder, bis der Papſt, welcher in ſolchen Dingen über den Königen ſteht, ſchwere Kirchenſtrafen über Frankreich legte und zuletzt mit dem Bann drohte. Endlich fügte ſich der König, zumal da auch das Volk drohte, ihn abzuwerfen; er nahm ſeine rechtmäßige, verſtoßene Gemahlin wieder zu ſich, und der Agnes wurde ein fernes Schloß zur Wohnung angewieſen. So war nun das unſelige Weib von dem verſtoßen, dem zu lieb ſie Gott verlaſſen hatte; ſie ſtarb in Aerger und Verdruß, und nagt jetzt noch an ihren ſieben Laſterjahren, wenn ſie nicht vor ihrem Ende allenfalls noch die Gnade wahrer Bekehrung erlangt hat.

Die andere Tante hieß Hedwig; man findet ihr Leben in den Legenden auf den 17. Oktober; ich will einiges Wenige daraus anführen. Sie war verheirathet an den Herzog Heinrich von Schleſien. In ihrem ganzen Thun und Laſſen überlegte ſie ſorgfältig, was vor Gott am wohlgefälligſten und heiligſten ſei. Unaufhörlich war ihre Seele andächtig; oft wenn die Kammerfrauen gegen Morgen aufwachten, lag die Herrin noch auf den Knieen im Gebet. Statt in der Schloßkirche bequem die Meſſe zu hören, ging ſie täglich in die Hauptkirche und hörte ſo viele Meſſen, als ſie nur konnte; wenn ſie meinte, man bemerke es nicht, zog ſie die Schuhe aus und kniete barfuß ſelbſt im ärgſten Winter. Fleiſch aß ſie gar keines; am Mittwoch und Freitag nahm ſie nichts zu ſich als Waſſer und Brod; ſie ließ ſich geißeln oder that es ſelbſt jeden Tag. Ihr Tagewerk

bestand überhaupt in Uebung der drei Tugenden: Beten, Fasten und Almosengeben. Die Güte und Menschenfreundlichkeit Christi hatte in Hedwig gleichsam ausgeschlagen, wie die Frühlingswärme die Rebe zum Knospen und Blühen treibt. Sie war so gütig gegen Dienstboten, daß sie dieselben persönlich bediente, wenn Eines derselben krank war. Sie bat den Herzog manchmal kniefällig, mit den Verbrechern nicht so grausam zu verfahren, wie es damals üblich war. Die Armen folgten ihr schaarenweise, wie eine Heerde Hühnlein der Henne; ja die Fürstin hatte die eigenthümliche Gewohnheit eingeführt, daß sie stets dreizehn arme Personen, welche unheilbar krank waren, um sich hatte und selbst auf Reisen mit sich nahm, wo sie dann in der Herberge immer zuerst für ihre Siechen sorgte und sie beim Essen bediente. Der andere Theil des christlichen Lebens, das Kreuz, fehlte der hl. Hedwig auch nicht; sie hatte außerordentlich schwere Trübsale zu tragen und trug sie mit heiliger Ergebung und Geduld.

Auf diese Weise hatte die junge Elisabeth in ihrer Familie gleichsam zwei lebendige Wegweiser; der eine, die Tante Agnes, wies auf den breiten Weg, der in's Verderben führt; der andere Wegweiser, die Tante Hedwig, zeigte den schmalen Weg, welcher in den Himmel führt. Darin zeigt sich aber bei Kindern schon die Art und Natur ihrer Seele, wenn sie gutes und schlechtes Beispiel in der Familie haben, je nachdem sie sich mehr von dem einen, oder von dem andern anziehen lassen. Kinder, die ein so frommes Herz haben, wie Elisabeth, werden durch grobe, freche Sünden ihrer Verwandten oft nur mit desto größerem Abscheu dagegen erfüllt. Darum schadete dem jungen Mädchen das Beispiel der offenbaren Sünderin Agnes nichts, wohl aber war ihm das Vorbild der hl. Hedwig eine stete Ermahnung, daß auch eine Fürstin heilig werden könne und solle.

„Vor dem Menschen liegt Leben und Tod, Gutes und Böses; was er will, wird ihm gegeben.“

Jesus Sirach K. 15, V. 1.

Das fromme Herz.

Der Landgraf Hermann hat darauf gedrungen, daß das junge Töchterlein mit seinem Sohne Ludwig, der sieben Jahre älter war, gemeinsam herangezogen werde, damit durch das Zusammenleben der Kinder eine wechselseitige Gewöhnung und Zuneigung sich bilde, wovon dann später am sichersten eine gute Ehe zu erwarten sei. Außerdem aber wählte er sechs kleine Mädchen aus vornehmen Familien, welche mit Elisabeth gemeinsam unterrichtet und erzogen wurden. Der Landgraf hatte wohl gewußt, daß Kinder in der Regel besser gedeihen, wenn sie mit einander leben und lernen, als wenn jedes für sich erzogen wird, wie auch Bäumchen, die beisammen stehen, einen schönern Wuchs bekommen, als ein Baum, der einzeln steht. Aus dieser Kinderzeit wird berichtet: „Als Elisabeth ungefähr fünf Jahre alt war und noch gar nicht lesen konnte, warf sie sich oft auf den Altar nieder, schlug ein Psalmbuch auf, faltete fromm die Hände zum Gebet und küßte den Boden. Wenn sie beim Spielen etwas gewonnen oder sonst bekommen hatte, schenkte sie einen Theil davon armen Mädchen mit der Aufforderung, einige „Vater unser" und „Gegrüßet seist du, Maria" zu beten." — Unanständige Reden konnte dieser unschuldige Engel nicht hören; that oder redete ein Kind beim Spiel etwas Unziemliches, so mußte es eine Strafe geben, die dann den Armen zu gut kam. Oft ist Elisabeth mit ihren Gespielinnen auf den Kirchhof gegangen. Da sprach sie zu ihnen: „Hier liegen todte-Leute, die waren auch am Leben wie wir und sind nun todt. Also geschieht uns auch, darum sollen wir Gott lieb haben, und sprechet mir jetzt das Wort nach: Herr, durch deinen bittern Tod und durch deine liebe Mutter Maria erlöse diese Abgestorbenen von ihrer Pein; und uns Lebendigen gib deine Gnade, daß wir kommen zu der ewigen Freude, die nimmer zergeht." Deßgleichen führte das fromme Kind ihre Gespielen oft in die Kirche und sprach dieß Gebetlein: „Herr Jesus Christus, du mein Gott und mein Herr, hast du die großen Martern durch mich arme Sünderin gelitten, so thue ich Unrecht, daß ich dir nicht diene; lieber Herr, mache mich

heil mit deinen heiligen fünf Wunden.“ Wie sonst Kinder solche Menschen am liebsten haben, welche ihnen viele Geschenke geben, so konnte man der kleinen Elisabeth kein lieberes Geschenk machen und ihre Gunst gewinnen, als wenn man sie ein neues Gebet lehrte. Sie hatte sich selber auferlegt, eine ganze Anzahl alle Tage zu beten; wenn sie dann Nachts in's Bett mußte, bevor sie mit allen fertig war, überließ sie sich nicht eher dem Schlafe, bis sie ihre Gebete vollständig noch im Bett verrichtet hatte.

Es gibt zwei Erscheinungen, die unter allen sichtbaren Dingen am meisten auf Gott hinweisen, an denen man Gott gleichsam näher und deutlicher sieht, wie hinter einem dünnen Vorhang. Das eine ist der Sternenhimmel, wenn man Nachts das Firmament mit seinen zahllosen funkelnden Sternen ansieht — und das andere ist ein ganz junges Kind, wie es mit großem Ernst und Treue betet. Wie das Himmelsgewölbe überirdisch ist und eine andere Welt von der Sternenhöhe zu uns herunterschaut, und wie es einem deßhalb so ehrfürchtig um's Herz wird, als sprächen die Sterne mit ihren feurigen Silberzungen: heilig, heilig, heilig! so ist auch das etwas Ueberirdisches, wenn die junge Seele eines Kindes, das gar wenig Verstand erst hat, doch für das Allerhöchste, für den ewigen unsichtbaren Gott schon Sinn und Vernunft zeigt und so früh, oft schon mit zwei Jahren, betet und beten will, und heiliger Ernst und Ehrfurcht aus der Seele heraus über das unschuldige Antlitz leuchtet. Ach Gott, da fühlt man deine Nähe, fühlt, daß dein Vaterauge mit Wohlgefallen auf dieses Kind schaut; des Kindes Gebet ist dir ein liebes Veilchen, das aus dieser Frühlingsseele sprießt. Und wenn man die eigene sündige Seele damit vergleicht, so wird es einem bang; man möchte niedersinken und flehen: Gott sei mir armen Sünder gnädig!

„Herr, unser Gott, wie wunderbar ist dein Name auf der ganzen Erde! Deine Herrlichkeit ist über die Himmel ausgebreitet!“

„Aus dem Munde der Säuglinge und Kinder hast du dir Lob bereitet!“ Psalm 8, V. 1 u. 2.

Aechtes Gold.

Es gibt ein merkwürdiges Sprüchwort, welches sehr hart scheint, aber doch wahr ist, nämlich: „Gottes Lieb' ohn' Gottes That ist Teufels Lust und Teufels Rath." Der Mensch kann nämlich fromm werden auf ungesunde Art; er kann gern und viel in Kirchen gehen, kann in der Andacht oft süße Gefühle haben, kann mehrmals die hl. Sakramente empfangen, kann das Zimmer voll religiöser Bilder haben, kann sich ereifern, wenn von den Fehlern des Nebenmenschen erzählt wird. Dieß wäre nun schon recht, wenn zu dieser vermeintlichen Gottesliebe auch Gottes That hinzu käme. Allein bei Manchen ist das Leben sammt ihrer Andacht nicht viel anders beschaffen, als bei Weltmenschen; manche fromme Person mag sich eben auch nichts versagen, will Alles behaglich haben, ist sehr empfindlich bei unangenehmer Begegnung, wunderlich mit den Dienstboten, hat eine liebloſe Zunge, und nimmt sich nicht leicht um ihre Nebenmenschen an, wenn diese nicht zur Verwandtschaft oder Freundschaft gehören. An einer solchen Frömmigkeit hat der Teufel gleichsam seine Freude; denn während Gott kein Wohlgefallen daran hat, weil solche nicht aus Gott ist, so gedeiht noch recht üppig darauf der Giftschwamm des geistlichen Hochmuths und der Dünkelhaftigkeit, und bringt zugleich bei Weltmenschen die Religion in Verruf und Verachtung, als wäre alle Frömmigkeit nur Betschwesterei.

In der reinen Seele der jungen Elisabeth aber webte der Geist Gottes hell und ungestört, wie der Sonnenstrahl im Thautropfen; darum hat das Kind nicht nur gern und viel gebetet, sondern hat ebenso freudig und kräftig Gottes Werke gethan, soweit sie in Kinderjahren schon möglich sind. Wenn das Mädchen mit andern spielte und gerade recht Freude daran hatte, hörte es oft plötzlich auf und sprach: „Jetzt will ich um Gottes willen nicht mehr spielen." Wenn sie beim Tanzen einmal den Reihen durchgemacht hatte, sprach sie: „Dieser Tanz ist genug für die Welt, die übrigen will ich wegen des Namens Jesu Christi unterlassen." An Sonn- und Feiertagen wollte das gute Kind keine Handschuhe oder gestickte Aermel tragen, wie

es damals Mode war, um Gott durch das Opfer der Demuth zu gefallen. Mußte es einen Schmuck anlegen, so geschah es erst nach dem Gottesdienst, und von den üblichen Zierrathen des Kopfes suchte das Mädchen so viel zu beseitigen, als ihr gestattet war. Sein schönes Gesicht verbarg es aber so im Schleier, daß man möglichst wenig davon sehen konnte.

Alles Geld, das Elisabeth vom Landgrafen oder von der Gräfin erhielt, theilte sie unter die Armen aus, und um mehr austheilen zu können, so wußte sie Verschiedenes auszusinnen, um jenen auf's Neue etwas abzubetteln. Wie ein Vogel, der Junge im Nest hat, rastlos umherfliegt, um Nahrung zu suchen und seinen Jungen zu bringen: so strich das gute Mädchen immerfort in der Küche und in Speiskammern umher, um Ueberreste von Speisen zusammenzulesen und es ihren lieben Armen zu bringen.

Ein Christenkind betet nicht nur gern, wenn es recht dazu angeleitet wird, sondern es bringt auch gern Opfer Gott zu lieb und den Menschen zu lieb, was ja eben zu dem rechten Christenleben so wesentlich gehört. Mache z. B. einem unverdorbenen Kinde den Antrag, es solle um Christi willen am Freitag nicht spielen, es solle etwas von seinem Essen einem Armen bringen, es solle am Christtag von seinen Spielsachen einen Theil solchen Mitschülern schenken, die nichts bekommen haben u. s. w., und du wirst sehen, daß das Kind meistens williger und tapferer ist, sich eine Selbstverleugnung aufzuerlegen, als die Erwachsenen, die oft an dem Herzen gleichsam holzig und hart geworden sind.

„Lasset die Kinder zu mir kommen, wehret ihnen nicht, denn für solche ist das Himmelreich."

Matth. K. 19, V. 14.

Der Patron.

Wir bekennen im christlichen Glauben eine Gemeinschaft der Heiligen. Gott hat auf übernatürliche Weise alle Geister, deren Haupt Christus ist, mit einander in eine geheimnißvolle Beziehung gesetzt, wodurch es möglich wird, daß der Mensch mit

einzelnen Heiligen gleichsam ein Freundschaftsbündniß mache. Wenn du einen Heiligen, z. B. deinen Namenspatron, besonders lieb hast, ihn viel verehrst und ihm zu Lieb und zu Ehren manche gute Werke thust oder Gebete verrichtest: so wird er von deinem vielen Andenken und Anrufen angezogen, er wird dir besonders gewogen und sich um dich annehmen. So hatte auch Eliabeth, als sie mehr heranwuchs, außer der Mutter Gottes sich einen Heiligen ausgesucht, an welchem sie wegen seiner Jungfräulichkeit und großen Liebe ein besonderes Wohlgefallen hatte, den Apostel Johannes.

Nun war es zu damaligen Zeiten Brauch, sich durch das Loos einen Schutzheiligen auszusuchen, und die jungen Mädchen am fürstlichen Hofe hatten einen Tag bestimmt, da jede einen Apostel durch das Loos zum Patron nehmen wolle. Elisabeth betete inständig, daß ihr das Loos den hl. Johannes zutheilen möchte. Es wurden zwölf Wachskerzen, jede mit dem Namen eines Apostels, auf den Altar gelegt; dann ging Jede und griff unbesehen eine Kerze heraus. Zu ihrer großen Freude stellte es sich heraus, daß Elisabeth gerade die Kerze mit dem Namen des hl. Johannes in die Hand bekommen hatte. Um zu sehen, ob solches nicht bloßer Zufall gewesen, machte Elisabeth den Versuch noch zweimal, und jedesmal traf ihre Hand dieselbe Kerze unter den elf andern heraus. Das fromme Mädchen sah dieses für eine höhere Fügung an und fühlte sich dadurch angetrieben, noch fleißiger und vertrauensvoller ihre Andachten zum hl. Johannes zu verrichten. Insbesondere gelobte sie auch ihrem Schutzheiligen, was man in seinem Namen von ihr begehre, das wolle sie mit heiterer Freigebigkeit gewähren. Und wirklich zeigte sie auch lebenslänglich ihre große Liebe und Verehrung zum hl. Johannes dadurch, daß sie jedes Unrecht verzieh und jede Wohlthat gewährte, wenn sie im Namen des hl. Johannes darum gebeten wurde.

„Es lag aber Einer von seinen Jüngern an dem Busen Jesu, welchen Jesus besonders liebte.“

Joh. K. 13, V. 23.

Das Waisenkind.

Elisabeth war erst neun Jahre alt, da starb der Landgraf Hermann auf einer Reise. Dieser geistvolle Fürst hatte viele Freude und Liebe zu dem gottseligen Mädchen gehabt; so lange er lebte, durfte Niemand es wagen, das liebe Kind zu stören oder zu verhindern an seinen vielen Religionsübungen. Nach dem Tode des edlen Fürsten aber sollte es ganz anders kommen; Gott wollte seine auserwählte Tochter eine Stufe höher stellen, das Silber harmloser Frömmigkeit sollte zu Gold gewandelt werden, indem das Mädchen von nun an herben Spott und Verfolgung für seine Frömmigkeit dulden mußte.

Das Wohlgefallen, welches der verstorbene Landgraf an seinem künftigen Schwiegertöchterlein gehabt, war nicht auch bei der Landgräfin Sophie. Diese war ein vornehmes Weltweib, welches zwar auch Religion haben wollte, aber nur nicht zu viel. Solche Leute meinen in der Regel, ihre Lauheit sei gerade das rechte Maß in der Frömmigkeit, und wer frömmer sein wolle, sei übertrieben und verrückt. Darum sah die Landgräfin nur mit Verdruß die gottseligen Uebungen des Kindes Elisabeth. Die gleiche Gesinnung hatte auch ihre schöne Tochter Agnes; die Eitelkeiten der Welt lagen derselben viel mehr am Herzen, als Gott. Diese beiden konnten nun seit dem Tod des Landgrafen ungehindert ihren Aerger an der armen Elisabeth und ihrem frommen Wandel auslassen. Sie machten dem Kinde bittere Vorwürfe über sein demüthiges, einfaches Benehmen und vieles Beten; man sagte der jungen Königstochter in's Gesicht, sie habe gar nichts Fürstliches an sich und hätte besser zu einer Magd oder zu einem Bürgersweib getaugt, als zu einer Landgräfin.

Wahres Christenthum, ja schon natürliche Menschlichkeit fordert, daß man sich um Solche annehme, die verfolgt werden, gar wenn es Kinder und Waisen sind. Die Hofleute auf der Wartburg aber richteten sich nach dem Wind, wie man zu sagen pflegt; als sie sahen, daß die Fürstin über das Mädchen spottete und schmähte, so machten sie es auch so. Elisabeth mußte auch *von* den Hofbeamten Hohn und Schimpf sich gefallen lassen.

Deßgleichen zeigten nun die adeligen Mädchen, welche der hoffärtigen Agnes und der frommen Elisabeth als Gespielinnen beigegeben waren, die Armseligkeit und Verderbtheit der menschlichen Natur; sie wendeten sich nicht nur zur Welt und ihrer Lust, sondern höhnten auch noch die gute Elisabeth, weil sie nicht vornehm und hoffärtig thun wollte; ja selbst die Mägde und Dienstboten verlachten und verspotteten das gute Mädchen seiner Gottseligkeit wegen.

Das Kind mit seiner Frömmigkeit stand nun einsam da, wie ein junges Bäumlein auf rauher Bergeshöhe, das von Wind und kaltem Regen unaufhörlich angewettert und fast bis zur Erde niedergebogen wird, nämlich von Trübsalen und höhnischen Menschen. Es ist dieß aber keine Kleinigkeit: selbst einem erwachsenen Menschen, einem Manne, fallt es schwer, unter lauter Gegnern seiner Gesinnung leben zu müssen. Denke dir aber nun erst ein junges Mädchen von neun bis zehn Jahren, das überall nur Schelten, Tadel und Spott über seine Frömmigkeit hören muß, wie groß die Gefahr ist, daß es sich einschüchtern laßt, und daß es, um Ruhe zu bekommen, nachlaßt in seiner Frömmigkeit und in seiner Liebe und seinem Aufsuchen armer Leute. Aber wie ein Lamm, das herumgezerrt und geplagt wird, doch sein harmloses, geduldiges Wesen beibehält, ebenso getreulich hat die Religiosität des lieben Kindes in allen Anfechtungen ausgehalten; ohne Trotz, aber auch ohne Scheu hat das Mädchen sich verspotten lassen und seine Frömmigkeit fortgeübt.

Könnte ich euch doch Alle herbeirufen, ihr Männer und Herren, die ihr noch christlichen Glauben habt, aber euch vor der Welt scheuet, besondere Frömmigkeit zu zeigen, und deßhalb manche religiöse Uebung oder Bekenntniß unterlasset! Sehet dieses Kind, dieses schwache Mädchen, diesen Fremdling und Waisen auf der Wartburg an, es bleibt ruhig und fest, wie im ärgsten Sturm ein Stern am Himmel. — Wie seid ihr dagegen so feig und erbärmlich an der Seele! Wie steckt in euerem vornehmen männlichen Aeußern gleichsam ein winzig kleiner, schwächlicher Charakter, ein blöder, bleicher Wurm, der das Tageslicht scheut!

„Und das Schwache vor der Welt hat Gott ausgesondert, um das Starke zu Schanden zu machen, und das Niedrige vor der Welt, das Verachtete, das Nichtsgeltende hat Gott ausersehen, um das Vielgeltende verächtlich erscheinen zu lassen.“ 1. Brief an die Korinther K. 1, V. 27 u. 28.

Die Krone.

Wenn der Windstoß sich auf ein Feuer wirft, so löscht er es aus, wenn es schwach ist, oder es wird noch stärker und flammt gewaltiger als vorher. Ebenso waren die Verfolgungen, welche Elisabeth wegen ihrer Frömmigkeit dulden mußte, nicht im Stand diese abzulöschen, sondern die fromme Seele wurde dadurch nur desto inniger zu Gott hingedrängt und ihre Gottesliebe wurde noch feuriger. Es war Mariä Himmelfahrt; da sagte die Landgräfin zu Agnes und Elisabeth, sie sollen ihre Sammetkleider anziehen und ihre goldenen Krönlein aufsetzen, es sei heute große Feierlichkeit in der Liebfrauenkirche zu Eisenach, sie wollten derselben anwohnen. Nachdem sich die Mädchen geschmückt hatten, gingen sie mit der Landgräfin und der Hofdienerschaft hinunter in die Stadt und dort in die Kirche. Sie knieten mit einander in einen Betstuhl, welchem gegenüber ein großes Kruzifix war. Elisabeth schaute das Bild des sterbenden Heilandes an, nahm die Krone von ihrem Haupt, legte sie auf den Betstuhl, dann warf sie sich selbst auf den Boden und betete, Hände und Angesicht zur Erde gekehrt. — Das war in den Augen der Landgräfin eine arge Unschicklichkeit; ganz aufgebracht sprach sie: „Was soll das sein, Jungfrau Elisabeth? Wollt Ihr etwas Neues einführen? Soll Jedermann über Euch lachen? Jungfrauen sollen sich aufrecht halten und sich nicht niederwerfen, wie Närrinnen oder alte Nonnen, die aus Faulheit niederfallen wie ein müdes Roß. Könnt Ihr nicht auch stehen, sitzen und knieen, wie wir? Ihr benehmt Euch wie ein ungezogenes Kind; ist Euch der Goldkranz zu schwer? Oder was meint Ihr mit Euerem wunderlichen Benehmen und lieget krumm wie ein Bauer?“

Bei diesen harten Scheltworten richtete sich Elisabeth auf und

sprach demüthig zu ihrer Herrin: „Liebe Frau, verarget mir das nicht; es steht hier vor mir so erbärmlich das Bild Christi, wie der süße, milde Heiland mit scharfen Dornen gekrönt ist. Meine Krone würde ihn ja verhöhnen, wenn ich so üppig dastünde, gekrönt mit einem Kranz von Gold und Perlen und Edelsteinen.“ Darauf fing sie an bitterlich zu weinen, nicht ihretwegen, denn sie ließ sich gerne schelten für Gott, sondern um Christi Leiden willen, die ihr tief zu Herzen gingen. Hernach beugte sie sich wieder nieder, ließ Mutter und Tochter reden, was sie wollten, und betete mit großer Inbrunst, so daß ihr Mantel, den sie vor die Augen hielt, ganz naß wurde von den Thränen herzinniger Andacht.

Menschen, welche höchst sorgfältig Alles beobachten, was weltlicher Anstand und Höflichkeit erfordern, fragen oft nicht im Geringsten darnach und haben keinen Sinn dafür, was sich vor Gott und Gott gegenüber geziemt. In der heiligen Messe von der Wandlung an ist leibhaftig in all' seiner Güte der Sohn Gottes gegenwärtig und opfert sein Fleisch und Blut für uns, und ist gegenwärtig in all' seiner göttlichen Majestät, so daß Schaaren von Engeln ihn staunend anbeten. Da ist es doch gewiß ungeziemend, daß man behaglich im Kirchenstuhl sitzt. Aber gerade sogenannte Gebildete sind es meistens, welche diese Unschicklichkeit sich zu Schulden kommen lassen. Hingegen der gemeine Mann, welcher wenig von städtischen Manieren versteht, hat meistens ein viel feineres Gefühl für das Religiöse und was sich hier geziemt; er betet vor dem Tisch, er zieht den Hut ab, wenn er vor einer Kirche vorübergeht, er kniet nieder, wenn das Allerheiligste zu einem Kranken getragen wird. Solchen Sinn zeigte auch das Fürstenkind Elisabeth, und wollte lieber den Brauch der vornehmen Welt verletzen, als Gott nicht mit Leib und Seele huldigen; darum wurde sie niedrig und gemein und ungebildet gescholten, während gerade die Landgräfin und ihre Tochter Agnes und Alle, die ihnen gleichen, vor dem großen, herrlichen Gott in Wahrheit gemein, roh und niederträchtig sind.

„Jene sind Weltkinder, darum lehren sie, was der Welt gefallt, und die Welt gibt ihnen Gehör.“

1. Joh. K. 4, V. 5.

Die Lilie unter Dornen.

Es liegt eine tiefe Bosheit, etwas Teufliſches in dem Weltgeiſt. Da Chriſtus am Kreuz geläſtert und verſpottet wurde, entſchuldigte er ſeine Feinde mit den Worten: „Sie wiſſen nicht, was ſie thun.“ Wenn aber ſogenannte Chriſten bei einer frommen Perſon recht große Liebe zu Chriſtus ſehen, und nun ſolche haſſen, läſtern und verſpotten, und dieſe Liebe, die wahrhaft nie groß genug ſein kann, auch kreuzigen und tödten wollen: da gibt es doch keine Entſchuldigung wie bei den blinden Juden auf Golgatha — denn Chriſten wiſſen, wer Chriſtus iſt und was er um uns verdient hat.

Da Eliſabeth allmählich den Jahren ſich näherte, wo ſie mit ihrem Verlobten vermählt werden ſollte, nahmen auch die bitteren Reden, die Verachtung und der Haß gegen das gottſelige Mädchen zu, welches doch keinem Menſchen ein böſes Wort gab. Die Verwandten und vornehmſten Herren am fürſtlichen Hof erklärten oft und laut, eine ſolche Betſchweſter tauge nicht für den jungen Landgrafen; ſie habe kein fürſtliches Gemüth und Sitten; ſie gehe lieber mit Mägden und Bettlern um, als mit Perſonen von hoher Geburt; den ganzen Tag ſitze ſie in der Kirche. Auch habe ſie zu geringe Ausſteuer; mit der Heirathsgabe, welche ihre Mutter nachzuſenden verſprochen habe, ſei es nichts. Man müſſe ſie ihrem Vater nach Ungarn zurückſchicken; wenn es dieſer auch als Schimpf aufnehme, ſo habe man von ihm nichts zu fürchten, da zwiſchen Thüringen und Ungarn vieler Herren Länder liegen; der Landgraf ſolle eine Tochter von einem andern Fürſten nehmen, die reich ſei und vornehme königliche Manieren an ſich habe.

Die Landgräfin Sophie war auch nicht beſſer gegen das wehrloſe Mädchen; ſie wollte dasſelbe um jeden Preis nöthigen, in ein Kloſter zu gehen; eine prächtige, weltlich geſinnte Fürſtin wäre ihr eine liebere Schwiegertochter geweſen. Am meiſten wurde aber die arme Eliſabeth gequält von der Schweſter ihres Bräutigams, von der Agnes. Wie eine Bremſe verfolgte dieſe hoffärtige Perſon ihre künftige Schwägerin mit ſtechenden Reden: an ihr ſei eine Dienſtmagd verdorben, ſie ſolle ſich nur nicht

träumen lassen ihren Bruder zu heirathen, daran sei nicht zu denken, wenn sie nicht ganz anders werde u. s. w.

Der alte Pater Martin von Kochem sagt in seiner Legende: „Nach dem Tod des gottseligen Landgrafen erhoben sich Alle wider das unschuldige Engelein; sie war wie ein Lämmlein unter den Böcken, deßwegen wurde sie von Allen gestoßen und gestochen, verspottet und verachtet. Je mehr ihre Andacht und Demuth wuchs, desto mehr wuchs auch ihre Verfolgung und Verachtung, und sie hatte außer Gott Niemand, dem sie ihr Leid klagen konnte. Gedenk, wie die hl. Elisabeth in so großem Kreuz war, und wie der liebe Gott angefangen, sie in ihren jungen Tagen heimzusuchen. O hl. Elisabeth, ich ehre deine gottselige Jugend und Tugend, und betrübe mich mit dir wegen deiner Verachtung und Verfolgung. O hätte ich meine kindlichen Jahre so heilig zugebracht, als du die deinigen; und hätte ich alle meine Widerwärtigkeiten so geduldig gelitten, als du die deinigen. Durch deine tugendselige Kindheit vertilge meine kindische Bosheit und durch deine starkmüthige Geduld erwerbe mir Verzeihung meiner Schuld und Ungeduld."

„Den, welchen der Herr lieb hat, züchtiget er und schlagt einen Jeden, den er als Kind annimmt."

Hebr. K. 12, V. 6.

Der Bräutigam.

Aber wie hat sich unter diesen Umständen der junge Landgraf Ludwig gegen das verlassene Mädchen benommen? An Bemühungen, ihn gegen seine Verlobte aufzuhetzen, hat es keineswegs gefehlt; bei jeder Gelegenheit wurde ihm zugeredet, er solle die Elisabeth aufgeben und nach Ungarn zurückschicken, indem sie nichts tauge zu einer Landesfürstin. Nun aber heißt es in dem Psalm 114: Omnis homo mendax, jeder Mensch ist lügenhaft, d. h. man kann sich auf Keinen verlassen. Es mag dir heute Jemand in allem Ernst bei Gott und bei Allem, was heilig ist, ewige Liebe und Treue schwören, so ist es ganz leicht möglich, daß nach einem Jahr schon die Neigung sich verzehrt hat und Gleichgültigkeit, vielleicht gar Abneigung gegen dich

eintritt. Nur in einem einzigen Falle darf man auf Beständigkeit zählen, wenn nämlich der, welcher die Treue verspricht, ein guter Christ ist; einem solchen gibt Christi Geist eine Treue und Festigkeit, die der Mensch von Natur aus nicht hat. Wie war es nun in dieser Beziehung mit dem jungen Landgrafen bestellt?

Er hatte nichts von dem hoffärtigen Wesen seiner Mutter und Schwester Agnes an sich, sondern die fromme Sinnesart seines Vaters, deßhalb gefiel ihm an Elisabeth gerade das, was Andern mißfiel; und wie die Verachtung und die Gehässigkeit der Hofleute gegen Elisabeth immer ärger wurde, so wurde seine Liebe zu Elisabeth immer größer. So lange er minderjährig war und seine Mutter die Regentschaft führte, konnte er nicht ganz offen und rückhaltlos um Elisabeth sich annehmen; aber er benützte jede Gelegenheit, seine gute Schwester, so nannte und liebte er Elisabeth, im Geheimen zu trösten und aufzurichten. Wenn er auswärts war und von der Reise zurückkam, brachte er ihr immer etwas mit, zum Zeichen, daß er auch in der Entfernung mit Liebe an sie denke. Es sind die Geschenke sogar noch aufgeschrieben, nämlich: Rosenkranz von Korallen, ein frommes Bild, ein schönes Kreuzchen, ein Messer, Vorsteckнadel, Beutel, Handschuhe, Umhängkette u. s. w. Wenn er dann zum Schloßberg herauf kam, ging ihm Elisabeth freudig entgegen, um ihn zu begrüßen; er nahm sie am Arm und gab ihr das Mitgebrachte. Und gewiß hatte das gute Mädchen viel mehr Freude über die treue Liebe ihres Verlobten, die er mit dem Geschenke ihr bezeugen wollte, als über das Geschenk selber.

Ludwig hatte einen Hofkaplan, Namens Berthold, welcher eine Lebensbeschreibung über seinen Herrn verfaßt hat. Darin heißt es, Gott der Allmächtige habe in das Herz des Landgrafen eine ganz besondere brüderliche Liebe zu Elisabeth gelegt, damit diese unschuldige Jungfrau doch nicht von allen Menschen verlassen sei, und durch göttliche Einwirkung habe der Landgraf um so mehr seine Braut geliebt, getröstet und beschützt, je mehr sie von Andern gekränkt wurde. — Gerade dieß vergißt man oft, wenn man von Jemanden recht und kräftig geliebt wird, z. B. von Eltern, von Freunden, von Wohlthätern, von dem

Ehegatten, daß das Gute daran aus Gott kommt, wie der Mondschein von der Sonne kommt, die auf ihn strahlt. Deßhalb sind wir für alle Liebe, welche Andere zu uns haben und uns erweisen, vor Allem Gott Dank schuldig, der ihnen diese Liebe zu uns in's Herz gelegt hat. Selbst wenn Jemand nur ein Vaterunser für dich betet, so bist du Gott für dieses geistliche Almosen Dank schuldig; denn Gott hat jenen angeregt, für dich zu beten. Alle Liebe, welche die besten Menschen zu einander haben und ausüben, ist nur ein abgeschwächter, matter Abglanz gegen die Liebe, welche Gott selber zu Jedem von uns hat.

„Sollte auch eine Mutter ihres Sohnes vergessen, daß sie sich nicht erbarmte über den Sohn ihres Leibes; so will ich deiner doch nicht vergessen, denn sieh', in meine Hände habe ich dich aufgezeichnet."

Jesaias K. 49, V. 15 u. 16.

Ein guter Freund.

Einmal hatte der junge Landgraf eine Reise in Gesellschaft mehrerer Herren gemacht; die mannigfaltigen Gespräche und Zerstreuungen bewirkten, daß er ganz vergaß, seiner Verlobten die sonst das gewöhnte Geschenk mitzubringen.

Elisabeth sagte in ihrer Bescheidenheit nichts, an dem Werth eines Geschenkes war ihr auch nichts gelegen; aber sie wußte, daß man schon lange von allen Seiten den Fürsten ihr abwendig zu machen suche und sie bei ihm deßhalb herabsetze und verleumde. Das verfolgte arme Herz ängstigte sich mit dem Gedanken, Ludwig habe endlich ihren Feinden Gehör gegeben, er habe ihr die bisherige Liebe entzogen und wolle es damit an den Tag legen, daß er ihr kein Geschenk mehr mache. Wer recht viel von Andern zu leiden hat, verliert leicht den Glauben an die Menschen und ihre Treue. Die einzige Heimath auf Erden, die einzige Zuflucht unter Menschen, wo das von Verfolgung gehetzte Mädchen am meisten Trost und Ruhe fand, war ja gerade die Person ihres Bräutigams. Darum nagte bitterer Kummer im Inneren des guten Kindes, ob ihr nicht auch noch eine Liebe verloren gegangen sei, und doch getraute sie sich nicht

den Landgrafen zu fragen. Da gedachte sie noch an einen andern Mann, von welchem sie wußte, daß er gute Gesinnung habe, an den alten Herrn Walter von Vargila. — Es ist schon früher erzählt worden, wie der Vater der Elisabeth besonderes Vertrauen zu diesem Edelmann faßte und ihn bat, sich um sein Kind anzunehmen. Walter versprach es auch dem König und der Königin bei der Abreise, daß er stets ihrer Tochter ein treuer Hüter sein wolle. Diesem väterlichen Freunde klagte nun die bekümmerte Seele ihr Bangen und ihr Leid. Walter gehörte aber zu jenen ehrenhaften Männern, welche lieber zu den Verfolgten halten, als zu denen, die gerade Meister sind, und welche auch dann ihr Wort halten, wenn mehr Nachtheil als Vortheil zu erwarten ist. Vargila wartete nur auf Gelegenheit, dem Landgrafen beizukommen. Solche fand sich auch bald; der Landgraf ritt mit dem Herrn Walter auf die Jagd. Da sie nun im Walde ausruheten und auf dem Gras lagen, fing der Ritter an und sprach zu dem Landgrafen: „Herr, ist es erlaubt, Euch etwas zu fragen?“ — Der Fürst antwortete: „Rede nur mit allem Vertrauen, ich werde dir auf Alles Bescheid geben.“ — „Nun,“ erwiederte Walter, „was habt Ihr vor in Betreff der Jungfrau Elisabeth, die ich aus Ungarn hergeführt habe; werdet Ihr sie zur Gemahlin nehmen, oder wollet Ihr Euer Wort zurücknehmen und sie ihrem Vater zurückschicken?“ Auf diese Rede stand der Landgraf auf, streckte seinen Arm gegen den Enzenberg aus, welchen man auf der Waldwiese sah, und sprach: „Siehst du den Berg da? Wenn dieser Berg vom Fuß bis zum Gipfel lauter Gold wäre und ich sollte ihn haben, wenn ich meine Elisabeth verstieße, so würde ich es doch nimmermehr thun. Die Leute mögen von ihr denken und sagen, was sie wollen, mir ist sie lieb, und nichts auf Erden ist mir lieber. Sie soll sich an keinerlei Gerede kehren; ich werde sie zu meiner Frau nehmen. Um ihrer Tugend und Frömmigkeit willen ist sie mir theurer, als alle Schätze der Welt.“

Ritter Walter sagte darauf: „Erlaubet Ihr mir, daß ich der Elisabeth diese Worte wieder sage?“ — „Thue das,“ erwiederte Ludwig, „und sage ihr, daß ich niemals üblen Nachreden gegen sie Gehör gebe; und bringe ihr dieß zum neuen Wahr-

zeichen meiner Treue.“ Er gab ihm einen kleinen in Silber gefaßten Spiegel, auf dessen Rückseite das Bildniß des gekreuzigten Heilandes war.

Als Walter zu Elisabeth kam und ihr die Nachricht und das Geschenk brachte, lächelte sie gar getröstet, dankte dem väterlichen Freund inniglich, daß er sich um sie angenommen, hernach kehrte sie den Spiegel um und küßte das Kruzifix daran und drückte es an das Herz.

So ist das Menschenleben zusammengesetzt aus Leid und Freud'; viele Freude wachst oft daraus, wenn Einen Besorgniß und Angst lange gequält hat und es stellt sich heraus, daß nichts daran gewesen. Aber zahllos viel Leid könnten wir uns ersparen, wenn wir nicht durch eigene trübselige Einbildungen uns quälen würden, und uns auf diese Art selbst manches Kreuz machten, das uns Gott nicht auferlegt hat, woran er uns eben deßhalb auch nicht tragen hilft.

„Alle euere Sorge werfet auf Gott, denn er sorgt für euch.“ 1 Pet. K. 5, V. 7.

Die Hochzeit.

Und der Landgraf hielt Wort. Gerade damit den mißliebigen Reden und aller Aufhetzerei einmal ein Ende gemacht würde, entschloß er sich, länger nicht mehr zu warten mit der Verehelichung, obschon beide noch sehr jung waren. Die Trauung geschah nämlich im Jahre 1221, da Elisabeth 14 Jahre alt war und Ludwig sein 22stes begonnen hatte. Die Hochzeit wurde mit großer fürstlicher Pracht gefeiert, der Landgraf hatte eine große Menge Grafen und Ritter dazu eingeladen. Walter von Vargila, der treue Freund, und Graf Meinhard von Mühlberg, welche einst das Kind Elisabeth aus Ungarn abgeholt hatten, durften sie nun verdienter Weise als Brautführer zum Altare geleiten.

Das fürstliche Paar begab sich in wahrer christlicher Wohlanständigkeit zu Fuße in die Kirche zu Eisenach, um daselbst sein Bündniß durch das Sakrament heiligen zu lassen. Alle Gäste folgten in feierlichem Zug. Das Mädchen, welches so lange

ſchon von allen Seiten verſpottet und verächtlich behandelt worden war, wurde nun als Braut des Landesfürſten mit allen Ehren überhäuft und in größter Pracht in goldgeſticktem Kleid wie im Triumph zur Kirche begleitet, umgeben von den vornehmſten Herren und Frauen des ganzen Landes. Drei Tage lang währten die Hochzeitsfeierlichkeiten, vorerſt mit ſchön geſungenem Hochamt, dann mit Gaſtmählern, Muſik, Tanz und Turnieren.

So wie es dem guten Mädchen ergangen iſt, wird es auch einſt jeder Seele ergehen, die auf Erden ein demüthiges Leben geführt hat, und viel Beleidigung, Verachtung und Spott dulden mußte. Auch hier kommt ein Hochzeitstag, wo ſie ſo hoch verherrlicht im Triumph von den Engeln Gottes zu ihrem Bräutigam in den großen Sternentempel geführt wird werden — an ihrem Todestag.

Doch ſtoßt hier eine andere Frage auf, nämlich: wie kommt es, daß ein ſo heiligmäßiges Mädchen, wie Eliſabeth war, nicht den Jungfrauenſtand dem Eheſtand vorgezogen hat, daß ſie nicht lieber in ein Kloſter gegangen iſt, was doch die Schwiegermuter Sophie ihr in Spott und Ernſt zugemuthet hat. Sagt nicht der Apoſtel Paulus ausdrücklich: „Eine Jungfrau ſorgt für die Sache des Herrn, damit ſie an Leib und Seele ſich heilige; die Verheirathete hingegen ſorgt für das Irdiſche, wie ſie dem Manne gefalle.“

Indem die Eltern ſchon in ihrer Kindheit ſie zur Gemahlin des Landgrafen beſtimmt und verlobt haben, indem durch jahrelanges Zuſammenleben mit dem jungen Ludwig auch die wechſelſeitige Liebe groß gewachſen war, und indem der junge Landgraf von keiner andern Frau etwas wiſſen wollte, ſo mußte Eliſabeth es als den Willen Gottes erkennen, daß ſie in den Eheſtand trete. Daraus, daß ein Mädchen ſehr religiös iſt, folgt nicht auf den Fall, daß es zum Ordensſtand beſtimmt iſt. Gott hat den Eheſtand eingeſetzt und geheiligt, damit Kinder erzeugt und zur Anbetung und Dienſte Gottes erzogen werden; dieſe Abſicht Gottes aber in Bezug auf chriſtliche Erziehung müßte ganz vereitelt werden, wenn alle religiöſen Perſonen ledig blieben und nur die Leichtſinnigen heiratheten. Eine fromme Jungfrau *wird* allerdings das Heirathen nicht ſuchen; wenn aber Umſtände

Die Vermählung.

eintreten, wo christlichgesinnte Leute und ein rechtschaffener Beichtvater die Verehelichung anrathen, und sie nach eifrigem Gebet um den Willen Gottes wenigstens keine Abneigung dagegen fühlt, so mag sie immerhin in den Ehestand treten. Der hl. Chrysostomus, dieser große Kirchenvater, sagt ausdrücklich: „Eine Jegliche, welche eine unverdorbene Seele hat, ist eine Jungfrau und wenn sie auch einen Mann hat; denn die Jungfrauschaft der Seele verlangt der Herr, die leibliche Jungfrauschaft ist nur die nachfolgende Dienerin und der Schatten davon."

„Wie Gott Jedem zugetheilt hat, wie Jeden der Herr berufen hat, so möge er wandeln."

1 Kor. K. 7, V. 17.

Der Gemahl.

Für manche Person gestaltet sich der Ehestand zu einem schweren Kreuz, unter dessen langjähriger Last sie die Sünden ihrer Jugend büßen muß, aber auch den Leichtsinn ihrer Jugend ablegt und Gott von ganzem Herzen suchen lernt. Elisabeth hingegen, deren Jugend bisher von so vielen Leiden und Herzweh heimgesucht war, wurde von Gott mit dem schönsten Glück gesegnet, das auf Erden einer Ehefrau zu Theil werden kann. Nämlich ihr Gemahl, Landgraf Ludwig, war in allen Beziehungen einer der vortrefflichsten Männer der damaligen Zeit, wahrhaftig ein Mann nach dem Herzen Gottes, und darum auch nach dem Herzen der gottseligen Elisabeth.

So wenig irdisches Wohlergehen und Tugend immer beisammen ist, ebenso wenig ist eine schöne Seele auch jedesmal mit einem schönen Leib bekleidet. Bei dem Landgrafen Ludwig aber traf solches zusammen. Er war gleichsam berühmt wegen seiner ungemeinen Schönheit; sein Wuchs hatte das gefälligste Ebenmaß, sein Gesicht war weiß und rosig, seine langen Haare waren blond, seine Rede war freundlich und anmuthig, seine Haltung aufrecht und edel; Niemand konnte ihn sehen, ohne Wohlgefallen und Liebe zu ihm zu fassen; Manche verglichen seine Gestalt sogar mit einem schön gemalten Christusbild. — Ebenso schön war seine Seele. Es wird von ihm berichtet:

„Er war fröhlich, guetlich, schamhaftig wie eine Jungfrau, reinlich am Leibe, Kleidern und in allen Dingen, weise, vernünftig, geduldig, männlich und ehrsam."

In seinem Munde ward keine Lüge gefunden, seine Rede war: ja, ja, nein, nein. Und seine Worte waren ganz treu und wahr, und Jedermann glaubte daran, wie wenn er einen Eid geschworen hätte. Täglich ließ er ein Amt halten, dem der fromme Mann immer anwohnte, um seinen Gott mit Ehrfurcht anzubeten. Wenn der gütige Herr in einen Ort kam, so besuchte er gewöhnlich zuerst das Armenhaus, tröstete durch seine Gegenwart die Schwachen und Kranken, und gab ihnen zur Unterstützung von seinen Kleidern und andere Geschenke.

Ein junger, schöner Mann, in fürstlichem Ueberfluß aufgenährt, gewöhnt, daß man all' seinen Wünschen entgegenkommt, steht in ganz besonderer Gefahr, seine Keuschheit zu verlieren. Gewissenlose Höflinge suchen sich oft gerade dadurch bei jungen Fürsten einzuschmeicheln, daß sie dieselben zu sündhafter Lust verleiten und ihnen Gelegenheit dazu verschaffen. Solche schlechte Künste wurden auch bei dem jungen Ludwig versucht; es werden mehrere Beispiele davon erzählt. Aber der Landgraf war Gott und seiner Elisabeth so treu an Leib und Seele, daß er mit Abscheu solche Anträge abwies. Er äußerte sich einmal bei einem solchen Versuch, ihn zu verführen, daß er nicht das römische Reich dafür annehmen würde um den Preis einer solchen Sünde. Sein Beichtvater Berthold nannte ihn deßhalb mit Recht einen wahren Joseph an Keuschheit.

Die Keuschheit aber wird nur dann unter allen Umständen und bei starken Versuchungen unüberwindlich sich erweisen, wenn sie durch andere Tugenden geschützt und gefestigt ist, nämlich von leiblicher Seite durch Mäßigkeit, von geistiger Seite durch Gottesfurcht. So finden wir es auch bei Ludwig. Er aß keine Speisen, welche gewürzt oder stark gesalzen waren; ja seine Enthaltsamkeit ging so weit, daß er nicht einmal Wein oder Bier trank, außer wenn er krankhaft war. Dieß muß um so höher angerechnet werden, da er oft die Grafen und Ritter, welche an seinen Hof kamen, ihrem Rang gemäß prächtig bewirthete.

Sein Wahlſpruch war: „fromm, keuſch, gerecht.“ Die Gerechtigkeit zu handhaben, das ſah der junge Landesfürſt als ſeinen eigentlichen Beruf an, und dazu verwendete er auch mit allem Eifer und aller Treue die ihm von Gott verliehene Macht. Wer einen Unterthanen bedrückte, wer Arme beleidigte, wer ſich eine Gewaltthätigkeit erlaubte, den ſtrafte er unnachſichtlich, wenn der Frevler auch ein Graf oder ſonſt ein großer Herr war. Zuweilen machte er ſelbſt einen Kriegszug, lediglich um Unbilden zu beſtrafen, welche irgend einem ſeiner Unterthanen widerfahren waren. — Bei ſeinen Angehörigen duldete er keine Art ſündhafter Reden; wer in ſeiner Gegenwart Schwören oder unanſtändige Späſſe ſich zu Schulden kommen ließ, oder über Abweſende läſterte, mußte zur Strafe einige Zeit ein Schandzeichen tragen. Nur wenn er ſelbſt perſönlich beleidigt wurde, war er äußerſt nachſichtig; er ſagte dann gewöhnlich nur: „Thut es nicht mehr, liebe Kinder, ihr kränkt mich dadurch.“ Wo kein Unrecht zu ſtrafen war, zeigte ſich der Landgraf heiter, wohlwollend und freundlich gegen Jedermann, beſonders aber war er äußerſt gütig gegen Arme. Er wurde deßwegen oft auch geradezu „Ludwig der Heilige“ genannt.

„Uebrigens, Brüder, was wahr, was anſtändig, was gerecht, was rein, was liebenswürdig, was rühmlich, was irgend tugendhaft und irgend löblich iſt, dem ſtrebet nach.“ Phil. K. 4, V. 8.

Eliſabeth hätte gewiß auf der ganzen Welt keinen vortrefflicheren Gemahl finden können. Die einzige Gefahr, welche die herrlichen Eigenſchaften desſelben der jungen Frau bringen konnten, beſtand darin, daß ihre Liebe zu ihm allzu groß werde und die Liebe zu Gott darunter Noth leide, oder, wie der Apoſtel ſagt, daß ſie getheilt werde.

Nicht ſelten kommt eine junge Frau in einen Seelenzuſtand, worin ſie in Wahrheit den Mann als ihren Gott anbetet und liebt, und ihr der wahre Gott gleichſam nur ein Nebengott iſt, der eben wehren und helfen ſoll, daß die glückliche Ehe nicht geſtört werde, dem aber keineswegs das Herz gehört. Wie iſt es nun bei Eliſabeth in dieſer Beziehung gegangen?

Die Ehe.

Wenn Feuer und Waſſer zuſammenkommen, ziſcht und dampft es, das Feuer wehrt ſich und verkümmert, das Waſſer zerfahrt in Rauch und in häßliche Feuchtigkeit. Wenn aber zwei Feuer einander nahe gebracht werden, da züngeln die Flammen in einander und flackern gewaltiger in die Höhe. Wenn Mann und Frau beide wahrhaft religiös ſind, dann wird ihnen die Ehe oft wechſelſeitig helfen, noch beſſer und frömmer zu werden; ſo war es gerade bei Ludwig und Eliſabeth.

Ludwig ließ ſeiner jungen Frau nicht nur alle Freiheit zu Uebungen der Frömmigkeit und barmherzigen Werken, ſondern er munterte ſie noch dazu auf und war ihr Beiſtand dabei. Nur ſuchte er ſie liebreich zurückzuhalten, wenn er meinte, ſie gehe zu weit. — Jede Nacht, beſonders gern um Mitternacht, ſtand Eliſabeth auf und betete zum Andenken und Dank, daß der Heiland um Mitternacht in der Kälte zur Welt gekommen iſt, um ſie und das Menſchengeſchlecht zu erlöſen. Wenn ihr Gemahl zuweilen darüber erwachte, ſo mahnte er ſie wohl, ſich zu ſchonen und ihre Geſundheit nicht zu gefährden; im Grunde aber freute er ſich, eine ſo heiligmäßige Frau zu beſitzen. Um ja nicht die mitternächtliche Anbetung Gottes zu verſchlafen, mußte ihre Kammerfrau Iſentrud zur beſtimmten Stunde leiſe in ihr Schlafzimmer kommen und ſie am Fuße ziehen. Einmal hatte ſich Iſentrud verſehen und den Landgrafen am Fuße gezupft und aufgeweckt, dieſer richtete ſich auf, um zu ſehen, was dieß zu bedeuten habe. Sobald er aber merkte, um was es ſich handle, war er zufrieden, ohne die geringſte Ungeduld merken zu laſſen. Manchmal kniete das fromme Weib in ſpäter Nacht betend vor dem Bett, während Ludwig ihre Hand hielt, bis er eingeſchlafen war. Der Beichtvater Ludwigs ſchreibt darüber: „Ach, wie große Innigkeit hat ſie gehabt zu Gott, daß ſie aus ihrem Bette von ihrem lieben Herrn aufſtand, und ſuchte ihren geiſtlichen Bräutigam, den ſie von ganzer Seele lieb hatte, unſern Herrn Jeſus Chriſtus! Auch iſt die Innigkeit und der Glaube des edlen Fürſten bereit geweſen, daß er es erlaubt hat und doch fürchtete, daß ſie ſich zu ſehr kaſteiete.“

Die Liebe dieſer jungen Eheleute zu einander war überaus groß. Es war ihnen beiderſeits faſt unerträglich, von einander getrennt zu ſein. Wenn der Landgraf kleinere Reiſen machte, begleitete ihn Eliſabeth zu Pferd und ließ ſich weder durch Schnee oder rauhes Wetter, noch durch große Hitze, gefährliche Wege oder Ueberſchwemmung davon abhalten. Wenn der Fürſt eine größere Reiſe machen mußte, wo Eliſabeth ihn nicht begleiten konnte, legte ſie jedesmal Trauerkleider an und verhüllte ihr Haupt, wie es damals bei den Wittwen gebräuchlich war. Die ganze Zeit ſeiner Abweſenheit benützte ſie dann, um als wahre chriſtliche Wittwe zu leben und ausſchließlich Gott zu dienen in Zurückgezogenheit von der Welt. Wenn ihr Gemahl wieder nach Hauſe kam, ſo kleidete ſie ſich vor ſeiner Ankunft ganz ſorgfältig, wie es ihr hoher Stand mit ſich brachte.

Es gibt auch in vielen Ehen der eigentlichen Weltmenſchen große Liebe und Zärtlichkeit, gar in der erſten Zeit nach der Verehelichung. Allein während der Mann eifrig darauf bedacht iſt, ſeinem jungen Weib mannigfache Freude und Vergnügen zu machen, und während das Weib mit ängſtlicher Sorgfalt Zufriedenheit und Wohlſein des Mannes zu fördern ſucht, ſo kümmert ſich oft wechſelſeitig jeder Ehegatte wenig oder gar nichts um das Seelenheil des andern. Ja, manches Weib ängſtigt ſich unendlich mehr darüber, wenn die Liebe des Mannes zu ihr etwas zu erkalten ſcheint, als darüber, daß er keinen Funken Liebe zu Gott hat; andererſeits iſt es manchem Mann noch unangenehm, vielleicht murrt er darüber, daß ſeine Frau viel in die Kirche geht und oft beichtet. Das Sakrament, was die Ehe iſt, übt keine Kraft bei ſolchen Eheleuten; ihre Liebe iſt und bleibt irdiſch und nur ein fieberhaft aufgeregter Naturtrieb. Bei wahren Chriſten hingegen weiht und heiligt das Sakrament auch die wechſelſeitige Liebe, ſo daß dieſe aus einer natürlichen Liebe zu einer übernatürlichen, in Gott geeinten und in Gott geheiligten Liebe verwandelt wird. So war es bei dem jungen Fürſtenpaar. Wenn Eliſabeth z. B. ſich vor der Rückkunft ihres Gemahls auf das Beſte kleidete, ſo war dieß etwa nicht bloß der natürliche Trieb, dem geliebten Manne zu gefallen, ſondern etwas Höheres. Sie ſagte ſelbſt zu ihren Frauen: „Ich ſchmücke

mich keineswegs aus Gefallsucht oder Eitelkeit, Gott ist mein Zeuge, sondern nur aus christlicher Liebe, damit ich meinem Bruder keinen Anlaß zur Unzufriedenheit oder gar zur Sünde gebe; er soll nur mich im Herzen lieben, darum muß ich ihm zu gefallen suchen." Aus demselben Grund benahm sie sich dann stets so anmuthig und freundlich gegen ihn, daß es ihm leicht wurde, ihr ein treues Herz zu bewahren. Es war damals bei vornehmen Personen üblich, daß während eines Gastmahls die Frau nicht neben dem Manne, sondern neben andern Gästen saß. Elisabeth aber setzte sich immer neben ihren Gemahl, und zwar wieder aus einer höheren Absicht, nämlich weil sich die jungen Ritter vor ihrer Person scheuen mußten, unanständige Späße und Reden vorzubringen: auf diese Art wollte sie verhüten, daß ihrem Gemahl nichts Ungesittetes zu Ohren komme.

Beide Ehegatten ermahnten einander, auf dem Wege zur christlichen Vollkommenheit vorwärts zu schreiten, beide munterten einander auf zum Lob und zum Dienste Gottes; sie wollten mit einander so wandeln, daß sie auch jenseits, wo nur Gleiches zu Gleichen kommt, wohnen dürften im gemeinsamen Hause der Ewigkeit.

„Trügerisch ist der Liebreiz und eitel die Schönheit; ein Weib, das den Herrn fürchtet, wird gerühmt werden."
Sprüche Salomons K. 31, V. 30.

Der unrechte Blick.

So schön und rein dieses Eheverhältniß war, so war es doch nicht ohne Versuchung und Gefahr. Ich will eine davon erzählen; der Leser mag daraus auch sehen, wie vor Gott Manches recht mißfällig ist, was bei der Welt für ganz unschuldig angesehen wird.

Zu damaligen Zeiten wurde viel auf das Aderlassen gehalten; man meinte, um gesund zu bleiben müsse Jedermann alle Jahr Blut ablassen. Bei solchen Gelegenheiten hielten Fürsten und hohe Herren große Festlichkeiten. So hatte auch einmal der Landgraf mit seiner Frau Elisabeth zu gleicher Zeit zu Ader gelassen und deßhalb die Edelleute aus der Um-

gegend eingeladen. Zuerst wurde in Eisenach ein feierlicher Gottesdienst gehalten; da geschah es nun, daß sich Elisabeth in der heiligen Messe einige Zeit lang vergaß, indem sie Aug' und Gedanken auf ihren so schönen und geliebten Ehegatten heftete und in diesem holden Anblick verweilte. Da schellte es zur Wandlung und Elisabeth sammelte sich zur Andacht; indem aber der Priester die heilige Hostie erhob, kam es ihr vor, als sehe sie Blutstropfen herunter fließen, oder wie der Beichtvater des Landgrafen in dessen Leben erzählt, „sie sah in des Priesters Händen einen gekreuzigten Menschen mit blutenden Wunden." Dieser Anblick zündete plötzlich in ihrem Gewissen, so daß sie mit bitterem Schmerz ihre Sünde erkannte; sie warf sich mit Magdalena Jesu zu Füßen und bat unter vielen Thränen Gott um Verzeihung, und so blieb sie, das Angesicht auf dem Boden, Herz und Geist bei Gott, betend und weinend liegen, als schon Alle aus der Kirche fortgegangen waren. — Unterdessen war Mittagszeit gekommen, die vielen Gäste hatten sich im Speisesaal versammelt, nur die Landgräfin fehlte noch. Endlich, um die Gäste nicht länger warten zu lassen, ging ihr Gemahl selbst hinunter in die Kirche, nahte sich der Betenden und sprach sanft und mild zu ihr: „Liebe Schwester, warum kommst du nicht zum Essen und lassest uns so lange warten?" Da richtete sich Elisabeth auf und blickte ihn schmerzlich an, ohne ein Wort zu sagen; ihre Augen aber waren blutroth vom vielen Weinen. Ganz bestürzt darüber sagte der Landgraf: „Aber, liebe Schwester, warum hast du denn so bitterlich geweint?" und mit diesen Worten kniete er neben sie hin, damit sie ihm erzähle, was vorgefallen sei. Da ihm nun die gute Elisabeth Alles beichtete, so fing er selbst an mit ihr zu weinen und zu beten. Nach einiger Zeit sprach er: „Ich will dir helfen büßen und bessern. Jetzt wollen wir aber heiter sein in Gott." Allein Elisabeth war zu tief ergriffen, um alsbald zu einer fröhlichen Gesellschaft und zu einem Gastmahl zu gehen; sie wollte lieber mit ihren Thränen noch mehr und länger ihre Versündigung abwaschen — der Landgraf aber trocknete seine Augen ab und ging zu Tisch zu seinen Gästen, und stellte sich fröhlich, daß Niemand merken möchte, was ihm widerfahren war.

Dieſelbe Sünde, welche Eliſabeth ſo ſchmerzlich bereut und beweint hat, wird alle Tage in der heiligen Meſſe begangen. Wenn du im Gottesdienſt an eine Perſon denkſt, welche dir beſonders lieb iſt, oder wenn du in der Kirche umſchaueſt, wer kommt oder geht, oder wenn dein Geiſt mit weltlichen Sorgen und Geſchäften ſich abgibt, überhaupt wenn du über irdiſche Angelegenheiten nachſinneſt, ſo gibſt du während dieſer Zerſtreutheit, wenn ſie freiwillig iſt, einer irdiſchen Sache den Vorzug vor Gott. Es iſt ohnedieß ſchlimm genug, daß die meiſten Chriſten ſo wenig Zeit zum eigentlichen Gebet verwenden. — Darum ſollten wir um ſo mehr darauf bedacht ſein, daß wir doch in dieſer kurzen Andachtszeit nicht auch noch Gott beleidigen durch Lauheit, Zerſtreutheit und leichtſinniges Umherſchauen. Eine Andacht in vieler Zerſtreuung iſt vor Gott ſo unſchön, wie eine Pflanze von Raupen zerfreſſen.

„Ich ſah den Herrn ſitzen auf hohem und erhabenem Thron und ſeine Schleppen erfüllten den Tempel. Seraphim ſtanden über ihm und bedeckten mit den Flügeln ihr Antlitz. Und einer rief dem andern zu: Heilig, heilig, heilig iſt der Ewige der Heerſchaaren, voll iſt die ganze Welt von ſeiner Herrlichkeit.“

Jeſaias K. 6, V. 1.

Die Selbſtzucht.

Eliſabeth mag bei derlei Anläſſen wohl gefühlt haben, wie gefährlich der Eheſtand einem gottſeligen Leben werden könne; daß ſie alſo um ſo wachſamer und gewaltthätiger gegen ſich ſelbſt ſein müſſe, wenn es mit ihr auf dem Wege zur Vollkommenheit nicht rückwärts gehen ſolle. Vor Allem war ſie darauf bedacht, daß keine Weichlichkeit und ſinnlichen Gelüſte ſich einſchlichen, darum behandelte ſie ihren Leib ſtreng und hart. Statt ſich der Ruhe und dem Schlafe nach Behagen zu überlaſſen, ſtand ſie jede Nacht auf, um knieend lange zu beten; zuweilen wurde ſie dabei vom Schlaf überwältigt, ſo daß ihre Kammerfrauen ſie auf dem Boden hingeſunken und ſchlafend fanden. Wenn ſie deßhalb getadelt wurde und man ihr vorhielt, daß es doch

geſcheidter ſei, im Bett zu ſchlafen, als auf der Erde, ſo ſagte ſie: „Wenn ich auch nicht ſo lange beten kann, als ich außerhalb meines Bettes mich befinde, ſo iſt es doch eine Abtödtung, und der Leib muß lernen dem Geiſt zu gehorchen.“

Wenn ſie als Fürſtin noch ſo prächtig gekleidet war, ſo trug ſie unmittelbar auf der Haut ein ſtechendes Hemd aus Haaren. Jeden Freitag und in der Faſtenzeit alle Tage ließ ſie ſich auf dem Rücken blutig geißeln, um dem Herrn, der ſich für uns geißeln ließ, eine Entgeltung darzubieten. Ja, ſie ſtand manchmal Nachts auf oder entfernte ſich aus der Geſellſchaft, um ſich in einem abgelegenen Zimmer von einer Kammerfrau ſchwer geißeln zu laſſen, und kehrte dann ſo heiter und freundlich zu ihrem Gemahl oder in die Geſellſchaft zurück, wie wenn ſie nur einen angenehmen Spaziergang gemacht hätte. Und gerade dieß war eine ſo ſchöne Selbſtbeherrſchung bei ihr, daß ſie ſich nie eine Bußübung anſehen ließ; ſie zog ihren Leib dem Geiſte gegenüber gleichſam zu einem guten Kind, das, wenn es gezüchtigt worden, alsbald wieder die Sache vergißt und ein fröhliches Geſicht macht. Sie nahm deßhalb Theil an den Feſtlichkeiten und Spielen, welche am Hofe üblich waren, nicht aus ſinnlicher Genußſucht und Geſchmack daran, ſondern bloß in der freundlichen Abſicht, keinen Anſtoß zu verurſachen und die Frömmigkeit nicht verhaßt zu machen. Sie ſagte ſelbſt von frommen Perſonen, welche ein trübſeliges, düſteres Geſicht bei ihren Religionsübungen machten: „Sie ſehen aus, als wollten ſie Gott erſchrecken; man muß Gott, was man hat, mit Freude und Fröhlichkeit geben.“

Während Eliſabeth bei fürſtlichen Gaſtmahlen ſaß, hielt ſie oft ſolches Faſten, daß ſie halb hungrig aufſtand. Dabei aber bemühte ſie ſich, möglichſt vor den Augen der Gäſte ihre ſtrenge Enthaltſamkeit zu verbergen; ſo z. B. nahm ſie von Speiſen heraus, ſchnitt ſie klein, redete mit den Gäſten, ſchob dann den Teller nach einiger Zeit von ſich hinweg, als wären es nur noch Ueberreſte und als hätte ſie ſchon genug davon gegeſſen. War ihr Gemahl nicht zu Hauſe, ſo beſtand ihre Mahlzeit bisweilen aus nichts, als aus Waſſer und Brod. Uebrigens war es nicht möglich, ſolche Uebungen ganz verborgen zu halten;

zeichen meiner Treue.“ Er gab ihm einen kleinen in Silber gefaßten Spiegel, auf deſſen Rückſeite das Bildniß des gekreuzigten Heilandes war.

Als Walter zu Eliſabeth kam und ihr die Nachricht und das Geſchenk brachte, lächelte ſie gar getröſtet, dankte dem väterlichen Freund inniglich, daß er ſich um ſie angenommen, hernach kehrte ſie den Spiegel um und küßte das Kruzifix daran und drückte es an das Herz.

So iſt das Menſchenleben zuſammengeſetzt aus Leid und Freud'; viele Freude wachst oft daraus, wenn Einen Beſorgniß und Angſt lange gequält hat und es ſtellt ſich heraus, daß nichts daran geweſen. Aber zahllos viel Leid könnten wir uns erſparen, wenn wir nicht durch eigene trübſelige Einbildungen uns quälen würden, und uns auf dieſe Art ſelbſt manches Kreuz machten, das uns Gott nicht auferlegt hat, woran er uns eben deßhalb auch nicht tragen hilft.

„Alle euere Sorge werfet auf Gott, denn er ſorgt für euch.“ 1 Pet. K. 5, V. 7.

Die Hochzeit.

Und der Landgraf hielt Wort. Gerade damit den mißliebigen Reden und aller Aufhetzerei einmal ein Ende gemacht würde, entſchloß er ſich, länger nicht mehr zu warten mit der Verehelichung, obſchon beide noch ſehr jung waren. Die Trauung geſchah nämlich im Jahre 1221, da Eliſabeth 14 Jahre alt war und Ludwig ſein 22ſtes begonnen hatte. Die Hochzeit wurde mit großer fürſtlicher Pracht gefeiert, der Landgraf hatte eine große Menge Grafen und Ritter dazu eingeladen. Walter von Vargila, der treue Freund, und Graf Meinhard von Mühlberg, welche einſt das Kind Eliſabeth aus Ungarn abgeholt hatten, durften ſie nun verdienter Weiſe als Brautführer zum Altare geleiten.

Das fürſtliche Paar begab ſich in wahrer chriſtlicher Wohlanſtändigkeit zu Fuße in die Kirche zu Eiſenach, um daſelbſt ſein Bündniß durch das Sakrament heiligen zu laſſen. Alle Gäſte folgten in feierlichem Zug. Das Mädchen, welches ſo lange

ſchon von allen Seiten verſpottet und verächtlich behandelt worden war, wurde nun als Braut des Landesfürſten mit allen Ehren überhäuft und in größter Pracht in goldgeſticktem Kleid wie im Triumph zur Kirche begleitet, umgeben von den vornehmſten Herren und Frauen des ganzen Landes. Drei Tage lang währten die Hochzeitsfeierlichkeiten, vorerſt mit ſchön geſungenem Hochamt, dann mit Gaſtmählern, Muſik, Tanz und Turnieren.

So wie es dem guten Mädchen ergangen iſt, wird es auch einſt jeder Seele ergehen, die auf Erden ein demüthiges Leben geführt hat, und viel Beleidigung, Verachtung und Spott dulden mußte. Auch hier kommt ein Hochzeitstag, wo ſie ſo hoch verherrlicht im Triumph von den Engeln Gottes zu ihrem Bräutigam in den großen Sternentempel geführt wird werden — an ihrem Todestag.

Doch ſtoßt hier eine andere Frage auf, nämlich: wie kommt es, daß ein ſo heiligmäßiges Mädchen, wie Eliſabeth war, nicht den Jungfrauenſtand dem Eheſtand vorgezogen hat, daß ſie nicht lieber in ein Kloſter gegangen iſt, was doch die Schwiegermuter Sophie ihr in Spott und Ernſt zugemuthet hat. Sagt nicht der Apoſtel Paulus ausdrücklich: „Eine Jungfrau ſorgt für die Sache des Herrn, damit ſie an Leib und Seele ſich heilige; die Verheirathete hingegen ſorgt für das Irdiſche, wie ſie dem Manne gefalle.“

Indem die Eltern ſchon in ihrer Kindheit ſie zur Gemahlin des Landgrafen beſtimmt und verlobt haben, indem durch jahrelanges Zuſammenleben mit dem jungen Ludwig auch die wechſelſeitige Liebe groß gewachſen war, und indem der junge Landgraf von keiner andern Frau etwas wiſſen wollte, ſo mußte Eliſabeth es als den Willen Gottes erkennen, daß ſie in den Eheſtand trete. Daraus, daß ein Mädchen ſehr religiös iſt, folgt nicht auf den Fall, daß es zum Ordensſtand beſtimmt iſt. Gott hat den Eheſtand eingeſetzt und geheiligt, damit Kinder erzeugt und zur Anbetung und Dienſte Gottes erzogen werden; dieſe Abſicht Gottes aber in Bezug auf chriſtliche Erziehung müßte ganz vereitelt werden, wenn alle religiöſen Perſonen ledig blieben und nur die Leichtſinnigen heiratheten. Eine fromme Jungfrau wird allerdings das Heirathen nicht ſuchen; wenn aber Umſtände

Die Vermählung.

eintreten, wo christlichgesinnte Leute und ein rechtschaffener Beichtvater die Verehelichung anrathen, und sie nach eifrigem Gebet um den Willen Gottes wenigstens keine Abneigung dagegen fühlt, so mag sie immerhin in den Ehestand treten. Der hl. Chrysostomus, dieser große Kirchenvater, sagt ausdrücklich: „Eine Jegliche, welche eine unverdorbene Seele hat, ist eine Jungfrau und wenn sie auch einen Mann hat; denn die Jungfrauschaft der Seele verlangt der Herr, die leibliche Jungfrauschaft ist nur die nachfolgende Dienerin und der Schatten davon."

„Wie Gott Jedem zugetheilt hat, wie Jeden der Herr berufen hat, so möge er wandeln."

1 Kor. K. 7, V. 17.

Der Gemahl.

Für manche Person gestaltet sich der Ehestand zu einem schweren Kreuz, unter dessen langjähriger Last sie die Sünden ihrer Jugend büßen muß, aber auch den Leichtsinn ihrer Jugend ablegt und Gott von ganzem Herzen suchen lernt. Elisabeth hingegen, deren Jugend bisher von so vielen Leiden und Herzweh heimgesucht war, wurde von Gott mit dem schönsten Glück gesegnet, das auf Erden einer Ehefrau zu Theil werden kann. Nämlich ihr Gemahl, Landgraf Ludwig, war in allen Beziehungen einer der vortrefflichsten Männer der damaligen Zeit, wahrhaftig ein Mann nach dem Herzen Gottes, und darum auch nach dem Herzen der gottseligen Elisabeth.

So wenig irdisches Wohlergehen und Tugend immer beisammen ist, ebenso wenig ist eine schöne Seele auch jedesmal mit einem schönen Leib bekleidet. Bei dem Landgrafen Ludwig aber traf solches zusammen. Er war gleichsam berühmt wegen seiner ungemeinen Schönheit; sein Wuchs hatte das gefälligste Ebenmaß, sein Gesicht war weiß und rosig, seine langen Haare waren blond, seine Rede war freundlich und anmuthig, seine Haltung aufrecht und edel; Niemand konnte ihn sehen, ohne Wohlgefallen und Liebe zu ihm zu fassen; Manche verglichen seine Gestalt sogar mit einem schön gemalten Christusbild. — Ebenso schön war seine Seele. Es wird von ihm berichtet:

„Er war fröhlich, guetlich, schamhaftig wie eine Jungfrau, reinlich am Leibe, Kleidern und in allen Dingen, weise, vernünftig, geduldig, männlich und ehrsam."

In seinem Munde ward keine Lüge gefunden, seine Rede war: ja, ja, nein, nein. Und seine Worte waren ganz treu und wahr, und Jedermann glaubte daran, wie wenn er einen Eid geschworen hätte. Täglich ließ er ein Amt halten, dem der fromme Mann immer anwohnte, um seinen Gott mit Ehrfurcht anzubeten. Wenn der gütige Herr in einen Ort kam, so besuchte er gewöhnlich zuerst das Armenhaus, tröstete durch seine Gegenwart die Schwachen und Kranken, und gab ihnen zur Unterstützung von seinen Kleidern und andere Geschenke.

Ein junger, schöner Mann, in fürstlichem Ueberfluß aufgenährt, gewöhnt, daß man all' seinen Wünschen entgegenkommt, steht in ganz besonderer Gefahr, seine Keuschheit zu verlieren.. Gewissenlose Höflinge suchen sich oft gerade dadurch bei jungen Fürsten einzuschmeicheln, daß sie dieselben zu sündhafter Lust verleiten und ihnen Gelegenheit dazu verschaffen. Solche schlechte Künste wurden auch bei dem jungen Ludwig versucht; es werden mehrere Beispiele davon erzählt. Aber der Landgraf war Gott und seiner Elisabeth so treu an Leib und Seele, daß er mit Abscheu solche Anträge abwies. Er äußerte sich einmal bei einem solchen Versuch, ihn zu verführen, daß er nicht das römische Reich dafür annehmen würde um den Preis einer solchen Sünde. Sein Beichtvater Berthold nannte ihn deßhalb mit Recht einen wahren Joseph an Keuschheit.

Die Keuschheit aber wird nur dann unter allen Umständen und bei starken Versuchungen unüberwindlich sich erweisen, wenn sie durch andere Tugenden geschützt und gefestigt ist, nämlich von leiblicher Seite durch Mäßigkeit, von geistiger Seite durch Gottesfurcht. So finden wir es auch bei Ludwig. Er aß keine Speisen, welche gewürzt oder stark gesalzen waren; ja seine Enthaltsamkeit ging so weit, daß er nicht einmal Wein oder Bier trank, außer wenn er krankhaft war. Dieß muß um so höher angerechnet werden, da er oft die Grafen und Ritter, welche an seinen Hof kamen, ihrem Rang gemäß prächtig bewirthete.

Sein Wahlſpruch war: „fromm, keuſch, gerecht.“ Die Gerechtigkeit zu handhaben, das ſah der junge Landesfürſt als ſeinen eigentlichen Beruf an, und dazu verwendete er auch mit allem Eifer und aller Treue die ihm von Gott verliehene Macht. Wer einen Unterthanen bedrückte, wer Arme beleidigte, wer ſich eine Gewaltthätigkeit erlaubte, den ſtrafte er unnachſichtlich, wenn der Frevler auch ein Graf oder ſonſt ein großer Herr war. Zuweilen machte er ſelbſt einen Kriegszug, lediglich um Unbilden zu beſtrafen, welche irgend einem ſeiner Unterthanen widerfahren waren. — Bei ſeinen Angehörigen duldete er keine Art ſündhafter Reden; wer in ſeiner Gegenwart Schwören oder unanſtändige Späſſe ſich zu Schulden kommen ließ, oder über Abweſende läſterte, mußte zur Strafe einige Zeit ein Schandzeichen tragen. Nur wenn er ſelbſt perſönlich beleidigt wurde, war er äußerſt nachſichtig; er ſagte dann gewöhnlich nur: „Thut es nicht mehr, liebe Kinder, ihr kränkt mich dadurch.“ Wo kein Unrecht zu ſtrafen war, zeigte ſich der Landgraf heiter, wohlwollend und freundlich gegen Jedermann, beſonders aber war er äußerſt gütig gegen Arme. Er wurde deßwegen oft auch geradezu „Ludwig der Heilige“ genannt.

„Uebrigens, Brüder, was wahr, was anſtändig, was gerecht, was rein, was liebenswürdig, was rühmlich, was irgend tugendhaft und irgend löblich iſt, dem ſtrebet nach.“ Phil. K. 4, V. 8.

Eliſabeth hätte gewiß auf der ganzen Welt keinen vortrefflicheren Gemahl finden können. Die einzige Gefahr, welche die herrlichen Eigenſchaften desſelben der jungen Frau bringen konnten, beſtand darin, daß ihre Liebe zu ihm allzu groß werde und die Liebe zu Gott darunter Noth leide, oder, wie der Apoſtel ſagt, daß ſie getheilt werde.

Nicht ſelten kommt eine junge Frau in einen Seelenzuſtand, worin ſie in Wahrheit den Mann als ihren Gott anbetet und liebt, und ihr der wahre Gott gleichſam nur ein Nebengott iſt, der eben wehren und helfen ſoll, daß die glückliche Ehe nicht geſtört werde, dem aber keineswegs das Herz gehört. Wie iſt es nun bei Eliſabeth in dieſer Beziehung gegangen?

Die Ehe.

Wenn Feuer und Waſſer zuſammenkommen, ziſcht und dampft es, das Feuer wehrt ſich und verkümmert, das Waſſer zerfahrt in Rauch und in häßliche Feuchtigkeit. Wenn aber zwei Feuer einander nahe gebracht werden, da züngeln die Flammen in einander und flackern gewaltiger in die Höhe. Wenn Mann und Frau beide wahrhaft religiös ſind, dann wird ihnen die Ehe oft wechſelſeitig helfen, noch beſſer und frömmer zu werden; ſo war es gerade bei Ludwig und Eliſabeth.

Ludwig ließ ſeiner jungen Frau nicht nur alle Freiheit zu Uebungen der Frömmigkeit und barmherzigen Werken, ſondern er munterte ſie noch dazu auf und war ihr Beiſtand dabei. Nur ſuchte er ſie liebreich zurückzuhalten, wenn er meinte, ſie gehe zu weit. — Jede Nacht, beſonders gern um Mitternacht, ſtand Eliſabeth auf und betete zum Andenken und Dank, daß der Heiland um Mitternacht in der Kälte zur Welt gekommen iſt, um ſie und das Menſchengeſchlecht zu erlöſen. Wenn ihr Gemahl zuweilen darüber erwachte, ſo mahnte er ſie wohl, ſich zu ſchonen und ihre Geſundheit nicht zu gefährden; im Grunde aber freute er ſich, eine ſo heiligmäßige Frau zu beſitzen. Um ja nicht die mitternächtliche Anbetung Gottes zu verſchlafen, mußte ihre Kammerfrau Iſentrud zur beſtimmten Stunde leiſe in ihr Schlafzimmer kommen und ſie am Fuße ziehen. Einmal hatte ſich Iſentrud verſehen und den Landgrafen am Fuße gezupft und aufgeweckt, dieſer richtete ſich auf, um zu ſehen, was dieß zu bedeuten habe. Sobald er aber merkte, um was es ſich handle, war er zufrieden, ohne die geringſte Ungeduld merken zu laſſen. Manchmal kniete das fromme Weib in ſpäter Nacht betend vor dem Bett, während Ludwig ihre Hand hielt, bis er eingeſchlafen war. Der Beichtvater Ludwigs ſchreibt darüber: „Ach, wie große Innigkeit hat ſie gehabt zu Gott, daß ſie aus ihrem Bette von ihrem lieben Herrn aufſtand, und ſuchte ihren geiſtlichen Bräutigam, den ſie von ganzer Seele lieb hatte, unſern Herrn Jeſus Chriſtus! Auch iſt die Innigkeit und der Glaube des edlen Fürſten bereit geweſen, daß er es erlaubt hat und doch fürchtete, daß ſie ſich zu ſehr kaſteiete.“

Die Liebe dieser jungen Eheleute zu einander war überaus groß. Es war ihnen beiderseits fast unerträglich, von einander getrennt zu sein. Wenn der Landgraf kleinere Reisen machte, begleitete ihn Elisabeth zu Pferd und ließ sich weder durch Schnee oder rauhes Wetter, noch durch große Hitze, gefährliche Wege oder Ueberschwemmung davon abhalten. Wenn der Fürst eine größere Reise machen mußte, wo Elisabeth ihn nicht begleiten konnte, legte sie jedesmal Trauerkleider an und verhüllte ihr Haupt, wie es damals bei den Wittwen gebräuchlich war. Die ganze Zeit seiner Abwesenheit benützte sie dann, um als wahre christliche Wittwe zu leben und ausschließlich Gott zu dienen in Zurückgezogenheit von der Welt. Wenn ihr Gemahl wieder nach Hause kam, so kleidete sie sich vor seiner Ankunft ganz sorgfältig, wie es ihr hoher Stand mit sich brachte.

Es gibt auch in vielen Ehen der eigentlichen Weltmenschen große Liebe und Zärtlichkeit, gar in der ersten Zeit nach der Verehelichung. Allein während der Mann eifrig darauf bedacht ist, seinem jungen Weib mannigfache Freude und Vergnügen zu machen, und während das Weib mit ängstlicher Sorgfalt Zufriedenheit und Wohlsein des Mannes zu fördern sucht, so kümmert sich oft wechselseitig jeder Ehegatte wenig oder gar nichts um das Seelenheil des andern. Ja, manches Weib ängstigt sich unendlich mehr darüber, wenn die Liebe des Mannes zu ihr etwas zu erkalten scheint, als darüber, daß er keinen Funken Liebe zu Gott hat; andererseits ist es manchem Mann noch unangenehm, vielleicht murrt er darüber, daß seine Frau viel in die Kirche geht und oft beichtet. Das Sakrament, was die Ehe ist, übt keine Kraft bei solchen Eheleuten; ihre Liebe ist und bleibt irdisch und nur ein fieberhaft aufgeregter Naturtrieb. Bei wahren Christen hingegen weiht und heiligt das Sakrament auch die wechselseitige Liebe, so daß diese aus einer natürlichen Liebe zu einer übernatürlichen, in Gott geeinten und in Gott geheiligten Liebe verwandelt wird. So war es bei dem jungen Fürstenpaar. Wenn Elisabeth z B. sich vor der Rückkunft ihres Gemahls auf das Beste kleidete, so war dieß etwa nicht bloß der natürliche Trieb, dem geliebten Manne zu gefallen, sondern etwas Höheres. Sie sagte selbst zu ihren Frauen: „Ich schmücke

mich keineswegs aus Gefallsucht oder Eitelkeit, Gott ist mein Zeuge, sondern nur aus christlicher Liebe, damit ich meinem Bruder keinen Anlaß zur Unzufriedenheit oder gar zur Sünde gebe; er soll nur mich im Herzen lieben, darum muß ich ihm zu gefallen suchen." Aus demselben Grund benahm sie sich dann stets so anmuthig und freundlich gegen ihn, daß es ihm leicht wurde, ihr ein treues Herz zu bewahren. Es war damals bei vornehmen Personen üblich, daß während eines Gastmahls die Frau nicht neben dem Manne, sondern neben andern Gästen saß. Elisabeth aber setzte sich immer neben ihren Gemahl, und zwar wieder aus einer höheren Absicht, nämlich weil sich die jungen Ritter vor ihrer Person scheuen mußten, unanständige Späße und Reden vorzubringen: auf diese Art wollte sie verhüten, daß ihrem Gemahl nichts Ungesittetes zu Ohren komme.

Beide Ehegatten ermahnten einander, auf dem Wege zur christlichen Vollkommenheit vorwärts zu schreiten, beide munterten einander auf zum Lob und zum Dienste Gottes; sie wollten mit einander so wandeln, daß sie auch jenseits, wo nur Gleiches zu Gleichen kommt, wohnen dürften im gemeinsamen Hause der Ewigkeit.

„Trügerisch ist der Liebreiz und eitel die Schönheit; ein Weib, das den Herrn fürchtet, wird gerühmt werden."
Sprüche Salomons K. 31, V. 30.

Der unrechte Blick.

So schön und rein dieses Eheverhältniß war, so war es doch nicht ohne Versuchung und Gefahr. Ich will eine davon erzählen; der Leser mag daraus auch sehen, wie vor Gott Manches recht mißfällig ist, was bei der Welt für ganz unschuldig angesehen wird.

Zu damaligen Zeiten wurde viel auf das Aderlassen gehalten; man meinte, um gesund zu bleiben müsse Jedermann alle Jahr Blut ablassen. Bei solchen Gelegenheiten hielten Fürsten und hohe Herren große Festlichkeiten. So hatte auch einmal der Landgraf mit seiner Frau Elisabeth zu gleicher Zeit zu Ader gelassen und deßhalb die Edelleute aus der Um-

gegend eingeladen. Zuerst wurde in Eisenach ein feierlicher Gottesdienst gehalten; da geschah es nun, daß sich Elisabeth in der heiligen Messe einige Zeit lang vergaß, indem sie Aug' und Gedanken auf ihren so schönen und geliebten Ehegatten heftete und in diesem holden Anblick verweilte. Da schellte es zur Wandlung und Elisabeth sammelte sich zur Andacht; indem aber der Priester die heilige Hostie erhob, kam es ihr vor, als sehe sie Blutstropfen herunter fließen, oder wie der Beichtvater des Landgrafen in dessen Leben erzählt, „sie sah in des Priesters Händen einen gekreuzigten Menschen mit blutenden Wunden." Dieser Anblick zündete plötzlich in ihrem Gewissen, so daß sie mit bitterem Schmerz ihre Sünde erkannte; sie warf sich mit Magdalena Jesu zu Füßen und bat unter vielen Thränen Gott um Verzeihung, und so blieb sie, das Angesicht auf dem Boden, Herz und Geist bei Gott, betend und weinend liegen, als schon Alle aus der Kirche fortgegangen waren. — Unterdessen war Mittagszeit gekommen, die vielen Gäste hatten sich im Speisesaal versammelt, nur die Landgräfin fehlte noch. Endlich, um die Gäste nicht länger warten zu lassen, ging ihr Gemahl selbst hinunter in die Kirche, nahte sich der Betenden und sprach sanft und mild zu ihr: „Liebe Schwester, warum kommst du nicht zum Essen und lassest uns so lange warten?" Da richtete sich Elisabeth auf und blickte ihn schmerzlich an, ohne ein Wort zu sagen; ihre Augen aber waren blutroth vom vielen Weinen. Ganz bestürzt darüber sagte der Landgraf: „Aber, liebe Schwester, warum hast du denn so bitterlich geweint?" und mit diesen Worten kniete er neben sie hin, damit sie ihm erzähle, was vorgefallen sei. Da ihm nun die gute Elisabeth Alles beichtete, so fing er selbst an mit ihr zu weinen und zu beten. Nach einiger Zeit sprach er: „Ich will dir helfen büßen und bessern. Jetzt wollen wir aber heiter sein in Gott." Allein Elisabeth war zu tief ergriffen, um alsbald zu einer fröhlichen Gesellschaft und zu einem Gastmahl zu gehen; sie wollte lieber mit ihren Thränen noch mehr und länger ihre Versündigung abwaschen — der Landgraf aber trocknete seine Augen ab und ging zu Tisch zu seinen Gästen, und stellte sich fröhlich, daß Niemand merken möchte, was ihm widerfahren war.

Dieselbe Sünde, welche Elisabeth so schmerzlich bereut und beweint hat, wird alle Tage in der heiligen Messe begangen. Wenn du im Gottesdienst an eine Person denkst, welche dir besonders lieb ist, oder wenn du in der Kirche umschaueſt, wer kommt oder geht, oder wenn dein Geist mit weltlichen Sorgen und Geschäften sich abgibt, überhaupt wenn du über irdische Angelegenheiten nachsinneſt, so gibst du während dieser Zerstreutheit, wenn sie freiwillig ist, einer irdischen Sache den Vorzug vor Gott. Es ist ohnedieß schlimm genug, daß die meisten Christen so wenig Zeit zum eigentlichen Gebet verwenden. — Darum sollten wir um so mehr darauf bedacht sein, daß wir doch in dieser kurzen Andachtszeit nicht auch noch Gott beleidigen durch Lauheit, Zerstreutheit und leichtsinniges Umherschauen. Eine Andacht in vieler Zerstreuung ist vor Gott so unschön, wie eine Pflanze von Raupen zerfressen.

„Ich sah den Herrn sitzen auf hohem und erhabenem Thron und seine Schleppen erfüllten den Tempel. Seraphim standen über ihm und bedeckten mit den Flügeln ihr Antlitz. Und einer rief dem andern zu: Heilig, heilig, heilig ist der Ewige der Heerschaaren, voll ist die ganze Welt von seiner Herrlichkeit.“

Jesaias K. 6, V. 1.

Die Selbstzucht.

Elisabeth mag bei derlei Anlässen wohl gefühlt haben, wie gefährlich der Ehestand einem gottseligen Leben werden könne; daß sie also um so wachsamer und gewaltthätiger gegen sich selbst sein müsse, wenn es mit ihr auf dem Wege zur Vollkommenheit nicht rückwärts gehen solle. Vor Allem war sie darauf bedacht, daß keine Weichlichkeit und sinnlichen Gelüste sich einschlichen, darum behandelte sie ihren Leib streng und hart. Statt sich der Ruhe und dem Schlafe nach Behagen zu überlassen, stand sie jede Nacht auf, um knieend lange zu beten; zuweilen wurde sie dabei vom Schlaf überwältigt, so daß ihre Kammerfrauen sie auf dem Boden hingesunken und schlafend fanden. Wenn sie deßhalb getadelt wurde und man ihr vorhielt, daß es doch

geſcheidter ſei, im Bett zu ſchlafen, als auf der Erde, ſo ſagte ſie: „Wenn ich auch nicht ſo lange beten kann, als ich außerhalb meines Bettes mich befinde, ſo iſt es doch eine Abtödtung, und der Leib muß lernen dem Geiſt zu gehorchen.“

Wenn ſie als Fürſtin noch ſo prächtig gekleidet war, ſo trug ſie unmittelbar auf der Haut ein ſtechendes Hemd aus Haaren. Jeden Freitag und in der Faſtenzeit alle Tage ließ ſie ſich auf dem Rücken blutig geißeln, um dem Herrn, der ſich für uns geißeln ließ, eine Entgeltung darzubieten. Ja, ſie ſtand manchmal Nachts auf oder entfernte ſich aus der Geſellſchaft, um ſich in einem abgelegenen Zimmer von einer Kammerfrau ſchwer geißeln zu laſſen, und kehrte dann ſo heiter und freundlich zu ihrem Gemahl oder in die Geſellſchaft zurück, wie wenn ſie nur einen angenehmen Spaziergang gemacht hätte. Und gerade dieß war eine ſo ſchöne Selbſtbeherrſchung bei ihr, daß ſie ſich nie eine Bußübung anſehen ließ; ſie zog ihren Leib dem Geiſte gegenüber gleichſam zu einem guten Kind, das, wenn es gezüchtigt worden, alsbald wieder die Sache vergißt und ein fröhliches Geſicht macht. Sie nahm deßhalb Theil an den Feſtlichkeiten und Spielen, welche am Hofe üblich waren, nicht aus ſinnlicher Genußſucht und Geſchmack daran, ſondern bloß in der freundlichen Abſicht, keinen Anſtoß zu verurſachen und die Frömmigkeit nicht verhaßt zu machen. Sie ſagte ſelbſt von frommen Perſonen, welche ein trübſeliges, düſteres Geſicht bei ihren Religionsübungen machten: „Sie ſehen aus, als wollten ſie Gott erſchrecken; man muß Gott, was man hat, mit Freude und Fröhlichkeit geben.“

Während Eliſabeth bei fürſtlichen Gaſtmahlen ſaß, hielt ſie oft ſolches Faſten, daß ſie halb hungrig aufſtand. Dabei aber bemühte ſie ſich, möglichſt vor den Augen der Gäſte ihre ſtrenge Enthaltſamkeit zu verbergen; ſo z. B. nahm ſie von Speiſen heraus, ſchnitt ſie klein, redete mit den Gäſten, ſchob dann den Teller nach einiger Zeit von ſich hinweg, als wären es nur noch Ueberreſte und als hätte ſie ſchon genug davon gegeſſen. War ihr Gemahl nicht zu Hauſe, ſo beſtand ihre Mahlzeit bisweilen aus nichts, als aus Waſſer und Brod. Uebrigens war es nicht möglich, ſolche Uebungen ganz verborgen zu halten;

die gottſelige Frau wurde deßhalb auch von allen Hofleuten viel getadelt, mit Ausnahme ihres Gemahls.

Die Welt haßt beſonders Alles, was dem Fleiſche weh thut, und nennt es Ueberſpanntheit; ja ſelbſt dem Faſten, welches die katholiſche Kirche zu beſtimmten Zeiten vorſchreibt (und zwar unter einer ſchweren Sünde), wollen ſich weltlich geſinnte Katholiken nicht unterziehen. Daran aber, wenn du weder faſten magſt aus Gehorſam gegen die Kirche, noch um deine Sinnlichkeit zu beherrſchen und beſſer Gott zu dienen, kannſt auch du erkennen, wie es überhaupt mit deinem Chriſtenthum ſteht; denn der Apoſtel Paulus ſagt ausdrücklich:

„Die nun Chriſtus angehören, kreuzigen ihr Fleiſch ſammt den Lüſten und Begierden.“

Gal. K. 5, V. 24.

Der Kleiderſtaat.

Du kannſt dir keine andere Leibesgeſtalt machen, als du eben von Natur aus haſt; dennoch iſt ein Theil der äußerlichen Erſcheinung des Menſchen in ſeine Wahl geſtellt, er kann ſich kleiden nach Belieben. Nun gibt es freilich genug arme Menſchen, welche nicht zu wählen haben: ſie müſſen ſich eben kleiden, wie ſie können. Aber bei wohlhabenden Menſchen iſt die Kleidung oft genau der Spiegel ihres Innern, gerade weil ſie nach Gefallen ſich kleiden können. Eliſabeth kleidete ſich, wie es eben bei Fürſtinnen zu damaliger Zeit üblich war; ſie mag ſolches für ganz unverfänglich angeſehen haben und hat gewiß weiter nichts dabei geſucht, als ihrem Gemahl dadurch zu gefallen und nichts Abſonderliches zu zeigen.

An einem hohen Feiertag geſchah es einmal, daß ſie feſtlich gekleidet, mit Gold und Edelſteinen geziert, den Berg hinabging nach Eiſenach, begleitet von der Schwiegermutter, den Hofdamen und zahlreicher Dienerſchaft. In der Kirche wendete ſie nun, wie ſie es gewöhnt war, ihren Blick vor Allem zu dem Bild des Gekreuzigten. Da berührte ein Strahl des hl. Geiſtes ihr Herz; ſie klagte ſich ſelber an, und in bitterem Schmerz über den leidenden Heiland und über ſich ſelbſt ſprach ſie: „Hier

hängt dein Gott nackt am Kreuz, und du, unnütze Kreatur, bist mit kostbaren Gewändern bedeckt. Dornen durchstechen sein Haupt, und das deine schmückt eine goldene Krone." Dieser Gedanke durchbohrte gleichsam wie ein glühendes Schwert ihre Seele, so daß sie ohnmächtig zu Boden sank. Die Umstehenden hoben sie erschrocken auf, trugen sie zur Kirchenthüre, um ihr frische Luft zu verschaffen, und spritzten ihr Weihwasser in das Gesicht.

Als Elisabeth wieder zu sich gekommen war, faßte sie den Entschluß, von nun an Alles abzulegen, was zum Schmuck und zur Zierde des Leibes gehört, und nur dann in vornehmerer Kleidung sich zu zeigen, wo es ihr Gemahl von ihr fordere, oder wo sie öffentlich als Landesfürstin auftreten müsse und der Anstand es erfordere. Dazumal war es Mode, daß vornehme Frauenspersonen buntfarbige Kleider mit langen Schleppen, gemalte Schleier, gefältelte Halskrausen und Aermel, mit seidenen Bändern durchflochtene Haare, Locken u. dgl. trugen. Alles dieses beseitigte sie nun; und wenn sie zuweilen bei besonderen Anlässen in fürstlichem Staat auftreten mußte, so trug sie unter dem prächtigen Anzug dennoch ihr einfaches Wollenkleid und das härene Bußhemd.

Wenn man sich einmal gründlich von einem Fehler losgemacht hat, sieht man erst recht deutlich, was derselbe auf sich habe, wie einer den Sumpf erst recht sieht, wenn er herausgezogen ist. Darum treibt es einen dann auch, Andere ebenfalls davon loszumachen. Seitdem Elisabeth um Christi willen nur ganz einfache, bescheidene Kleidung trug, ermahnte sie auch andere Edelfrauen, von denen sie besucht wurde, die Kleiderhoffart aufzugeben und nicht mehr durch eitlen Anzug die Augen der Leute auf sich zu locken. Dieses war der jungen Landgräfin eine solche Herzensangelegenheit, daß sie vornehmen Frauenspersonen sogar Kleidermuster schickte, woran sie absehen sollten, wie sie sich auch in ihrem Stande der christlichen Demuth gemäß tragen könnten.

Menschen, besonders weibliche Personen, die vor der Welt gern für schön oder reich oder vornehm angesehen werden möchten, halten meistens viel auf Putz und schöne Kleider. Daher

kleiden sich so viele Personen vornehmer, als ihrem Stand und ihrem Vermögen gemäß ist; und manche fühlt sich ganz unglücklich und ist voll Neid, wenn sie nicht auch die Kleidermode mitmachen kann. Das ist die Hoffart des Lebens, der Geist der Welt. Der hl. Johannes schreibt aber ausdrücklich (I. 2, 15): „Wer die Welt liebt, in dem ist die Liebe zum Vater nicht." Darum wird sich in Allen, welche recht gründlich die Liebe zum Vater haben, auch eine Verachtung schöner Kleider zeigen. Wie weit dieses bei der hl. Elisabeth ging, zeigte sie manchmal in Scherz und Spiel, worin aber die Gesinnung ihres Herzens und ein tiefer Ernst sich offenbarte. Wenn sie nämlich bei ihren Dienerinnen saß, so kleidete sie sich bisweilen in einen elenden grauen Mantel, nahm ein schlechtes, grobes Tuch über den Kopf und ging in diesem Anzug einer Bettlerin auf und ab, indem sie sagte: „So werde ich einmal daher kommen, wenn ich um Gottes willen arm bin." Bisweilen macht sich ein armes Mädchen oder eine Magd Gedanken, wie sie sich prächtig kleiden wolle, wenn sie einen reichen Mann bekäme; so machte es der jungen Fürstin Vergnügen, sich in eine Lage hinein zu denken, wo sie in armem, bettelhaftem Anzug daher kommen dürfte; denn sie hatte die Welt überwunden durch die Liebe Gottes.

„Euer Schmuck bestehe nicht im Aeußeren, in künstlichem Haargeflecht, goldenem Geschmeide oder prächtiger Kleidung, sondern der in sich gekehrte Gemüthsmensch, mit immer gleichem sanften und stillen Sinn, dieser hat hohen Werth vor Gott." 1 Petr. K. 3, V. 3 u. 4.

Die Rosen.

Es heißt von dem Heiland in der hl. Schrift, er sei arm geworden, um uns reich zu machen. Die hl. Elisabeth zeigte sich gerade hierin als wahre Nachfolgerin des Heilandes; sie stieg der Gesinnung nach auch vom Thron und in die Armuth herab — und suchte mit großem Eifer die Armen in bessern Zustand zu versetzen. Der hl. Franz von Sales nennt diese

Fürſtin deßwegen: arm in ihrem Reichthum und reich in ihrer Armuth.

Alles Geld, was ſie bekam, verwendete ſie auf Arme, und manchmal gab ſie ihre Kleider her, wenn ſie ſonſt nichts mehr zu geben hatte. Zu Haus ſpann ſie mit ihren Hofdamen Wolle und machte Kleider für die Armen daraus. Sie wartete nicht, bis die Armen zu ihr kamen, was ohnedieß in großem Uebermaße geſchah, ſondern ſie ſuchte dieſelben auf. Wie ein Jäger kein Wetter und keine Beſchwerde irgend einer Art ſcheut, wenn er dem Wild nachſpürt: ſo war Eliſabeth gleichſam eine leidenſchaftliche Jägerin nach den Armen. Durch ſteile, abgelegene Pfade ſtieg ſie, beladen mit Lebensmitteln und andern Bedürfniſſen, und ſuchte die Hütten der Armen auf. Hier zeigte ſie nicht die geringſte Scheu vor der Unreinlichkeit und ſchlechten Luft, die ſie in den elenden Stuben fand, gleichſam als wäre ſie ſelber nur ein Sonnenſtrahl, der nicht davon berührt wird, wenn er auch an unſaubere Orte hinblickt. Nicht nur theilte ſie aus, was gerade Noth that, ſondern tröſtete und erfreute die verwunderten Leute noch mit ſanften, liebreichen Worten. Waren ſie bedrängt und geängſtigt durch Schulden, ſo übernahm ſie dieſelben und zahlte ſie mit eigenem Geld. Beſonders barmherzig zeigte ſie ſich bei armen Kindbetterinnen; ſie beſuchte dieſelben möglichſt oft, ſetzte ſich zu ihnen und munterte ſie auf. Die neugeborenen Kindlein nahm Eliſabeth liebreich auf ihre Arme, als wären es ihre eigenen Kinder, verfertigte ihnen die nöthige Bekleidung und hüllte ſie ein damit; ſehr oft trug ſie ſich bei ganz armen Familien ſelbſt als Taufpathin an; ſie wollte ſich dadurch die mütterliche Sorge für die Kinder der Armen zur eigentlichen Verpflichtung machen.

Während die Welt ſchaarenweiſe dem Leichenbegängniß des Reichen und Vornehmen zulauft, wird der Arme auch im Tode noch von den Meiſten gering geachtet, und nur Wenige gehen mit ſeiner Leiche. Eliſabeth übte gerade bei verſtorbenen Armen beſonders gern jenes chriſtliche Werk des Todtenbegrabens; ſie hüllte die Leiche mit eigenen Händen ein und brachte oft noch Betttücher von den ihrigen mit; oftmals wachte ſie die Nacht hindurch bei dem Leichnam, und ging dann andächtig betend

mit der Leiche, als werde ein naher Blutsfreund zu Grabe getragen.

Man sieht mannigfach die hl. Elisabeth abgebildet, wie sie Rosen zeigt, die sie in aufgeschürztem Kleide trägt. Diese Darstellung kommt von einer Sage, die seit Jahrhunderten schon über die hl. Elisabeth verbreitet ist. Sie soll auch einmal mit allerlei Eßwaaren im Mantel den Berg hinabgegangen sein, um sie Armen zu bringen. Da sei ihr der Landgraf begegnet und habe sie gefragt, was sie da habe. Sie hätte gern ihre Wohlthat verschwiegen und habe auf Antrieb des hl. Geistes gesagt: „Rosen, um mir einen Kranz zu flechten." Der Landgraf habe nun gesagt: „Laß sehen!" und habe darnach gelangt; da seien wirklich die allerschönsten Rosen, rothe und weiße, in ihrem Kleid gelegen, und zwar gerade zu einer Jahreszeit, wo es keine Rosen gab. Der Landgraf habe erkannt, daß hier etwas Uebernatürliches vorgegangen sei, habe eine der Rosen mitgenommen und lebenslänglich aufbewahrt; an der Stelle aber, wo solches Begegniß stattgefunden, habe er zum Andenken einen Bildstock errichten lassen.

Diese Erzählung ist vielleicht nur ein Gedicht, aber doch liegt ein tiefer Sinn, eine geistliche Wahrheit darin. Nämlich die Wohlthaten, welche man aus christlicher Liebe den Armen erweist, verwandeln sich in Rosen und flechten sich zu einem Kranz für den Geber. Betrachte einmal einen Rosenstock; auf schwarzem, feuchten Grunde eingewurzelt, saugt er daraus den Saft, der sich in den Zweigen wunderbar verwandelt und ausgestaltet zu grünen Blättern und blühenden, wohlriechenden Rosen. In der Erde ist doch kein Wohlgeruch, keine rothe und weiße Farbe, keine grünen, zarten Blätter und schöne Gestaltung, und doch kommt es aus der Erde; die Natur des Rosenstocks und die warme, strahlende Sonne bereiten diese Wandlung. Deßgleichen ist ein Stück Brod oder Fleisch, ein Glas Wein, eine Fahrt Holz, Strümpfe und Schuhe, ein Hemd oder sonstiges Kleidungsstück, ein Gulden oder Thaler auch nur ein erdhafter Gegenstand, ohne Leben, ohne eigentliche Schönheit, ohne höhere Bedeutung. Wenn du aber solches nimmst und es aus christlichem Erbarmen einem Nothleidenden schenkst, so wan-

delt ſich die Gabe zu einer Roſe, welche vor Gott Schönheit und Wohlgeruch hat; und du wirſt ſelbſt einmal mit dieſen Roſen bekränzt und verherrlicht im Thronſaal Gottes ober den Sternen. Der chriſtliche Wohlthäter gleicht deßhalb einem Roſenſtock, weil durch ihn das gemeine irdiſche Gut in die Roſen der Werke der Barmherzigkeit verwandelt wird; und die Sonne, welche in ihm bewirkt, daß Irdiſches in Himmliſches, Niedriges in Gott Liebes ſich verwandelt, iſt der hl. Geiſt, welcher mit ſeiner Liebe und ſeiner Wärme in die Chriſtenherzen hineinſtrahlt. Es iſt deßhalb ein recht ſchönes Denkzeichen an die herrlichſte Wohlthäterin der Armen, an die hl. Eliſabeth, daß jetzt noch um ihren einſtmaligen Wohnort, um die Wartburg und um die Kirche, welche zu Marburg ihr zu Ehren gebaut worden, viele Roſenſtöcke ſtehen und wachſen.

„Das Almoſen wird Allen, welche es geben, zum großen Vertrauen vor dem höchſten Gott gereichen.“

Tobias K. 4, V. 12.

Der Gekreuzigte im Bett.

Krank ſein iſt im Durchſchnitt ein größeres Leiden, als arm ſein; aber wenn beides beiſammen iſt, iſt die Trübſal um ſo größer; denn ſchon große Armuth drückt wie eine langwierige Krankheit, und Krankheit macht den reichſten Mann recht arm, ſo arm, daß der Bettler nicht mit ihm tauſchen möchte. Am wenigſten können ſolche Leute, welche in ſatter Geſundheit und Wohlhabenheit dahin leben, ſich in die traurige Lage eines Armen, der krank iſt, oder eines Kranken, der arm iſt, hineinverſetzen. Nur die Liebe hat mütterliche Natur und hat die herzlichſte Theilnahme gegen arme Kranke, und weint mit den Weinenden und leidet mit den Leidenden.

Damals war eine Krankheit auch in Deutſchland vielverbreitet, die jetzt nur noch im Morgenland zu finden iſt, nämlich der Ausſatz. Die Ausſätzigen haben nicht nur viele Schmerzen, ſondern auch ihre Glieder und ihr Geſicht hat abſcheuliche Beulen, manchmal auch Geſchwüre. Das Uebel iſt anſteckend und kann zugleich den Menſchen zwanzig und dreißig Jahre

lang quälen, bis er endlich lebendig verfault und nachher erſt der Tod kommt. Da ſolche Ausſätzige nicht unter andern Menſchen leben dürfen und Alles, was ſie berühren, für anſteckend angeſehen wird, ſo können ſie kein Gewerb treiben und kommen deßhalb auch noch in die bitterſte Armuth.

Zu dieſen Ausſätzigen nun hatte Eliſabeth eine beſondere Vorliebe. Wo ſie ſolche fand, ſetzte ſie ſich zu ihnen, tröſtete ſie und ſagte, wenn ſie dieſen hölliſchen Zuſtand geduldig trügen, ſo kommen ſie jenſeits nicht in die Hölle, ſondern bekommen noch großen Lohn. Hatte ſie dieſelben dann zur Geduld und zum Vertrauen recht liebreich und herzlich aufgemuntert, ſo gab ſie ihnen noch reichlich Almoſen, ehe ſie fortging. An einem Gründonnerſtag, da ließ ſie einmal alle Ausſätzigen aus der Nachbarſchaft zuſammenbringen, wuſch ihnen Hände und Füße, indem ſie vor ihnen niederkniete und in der Demuth Chriſti ihre Wunden und Geſchwüre küßte.

Ja, die wunderbare Heilige hatte wahrhaftig etwas von der Art an ſich, wie der Sohn Gottes im heiligen Abendmahl. Es mag ein Menſch noch ſo verkrüppelt ſein, es mag ſein Geſicht vom Krebs zerfreſſen ſein, ſo daß ihm faſt Niemand abwarten mag: ſo kommt dennoch der liebe Heiland in der Kommunion recht gern zu ihm, ſo gern, vielleicht noch lieber als zu mancher jugendlich friſchen Perſon. Deßgleichen ging auch Eliſabeth, gleichſam als wäre ſie nur noch eine Seele ohne Fleiſch und Blut, zu den abſcheulichſten Kranken und berührte ſie ohne Scheu, wie man ein hübſches Kind berührt. Einmal kam ein Ausſätziger, welcher zugleich noch eine andere Krankheit am Kopf hatte, wahrſcheinlich den ſogenannten Weichſelzopf. Die meiſten Leſerinnen würden ſich ſchon entſetzen und mit unausſtehlichem Ekel erfüllt werden, wenn ich nur auf dem trockenen Papier genau dieſes Uebel ſchildern wollte. Die junge Landesfürſtin aber ließ ihn im Garten niederſitzen und that, was wahrſcheinlich das elendeſte Bettelweib ſelbſt um viel Geld nicht gethan hätte, Eliſabeth legte ſeinen Kopf auf ihren Schooß, ſcheerte ihm die gräßlich in Eiter zuſammengeklebten Haare ab, wuſch und verband ihm den Kopf. Während ſie damit beſchäftigt war, kamen ihre Hofdamen dazu; ſtatt aber ſich zu ſchämen oder ein

tugendlich frommes Geſicht zu machen, lachte Eliſabeth, wie denn die wahrhaft chriſtliche Tugend jederzeit fröhlich iſt und nicht viel aus ſich ſelber macht; ſie thut manchmal ein ſchweres gutes Werk, als wäre es nur Spaß.

Einmal befand ſich der Landgraf mit Gemahlin und Mutter auf ſeinem Schloß Neuenburg; wie allenthalben, ließ es auch hier der liebevollen Eliſabeth keine Ruhe, auch hier ſuchte ſie das Elend der Menſchen zu lindern. Ihre Schwiegermutter Sophie war darüber ſehr unzufrieden; denn einem vornehmen, weltlich geſinnten Weibe kann nichts abgeſchmackter und unausſtehlicher vorkommen, als wenn eine hochgeſtellte Fürſtin mit den ärmſten und elendeſten Menſchen ſich ſo mütterlich abgibt, wie wenn dieſelben ihre Kinder wären. Da fand ſich nun einmal ein Ausſätziger, welcher klein von Wuchs war und zugleich ſo entſtellt und widerwärtig ausſah, daß kein Menſch mehr um ihn ſich annehmen wollte. Dieß war für Eliſabeth gleichſam ein guter Fund; ſie badete ihn, ſalbte ſeine Beulen mit heilſamem Oel und legte ihn in das Bett. Während ſie nun noch mit der Pflege des armſeligen Menſchen beſchäftigt war, langte ihr Gemahl Ludwig an; ſogleich lief ihm ſeine Mutter, die alte Landgräfin, entgegen, um Eliſabeth bei ihm anzuklagen. „Komm einmal und ſchaue," ſprach ſie, „was deine Eliſabeth für Wunder thut." Sie nahm ihn bei der Hand, führte ihn in ſein Schlafzimmer und ſagte: „Sieh' einmal nach, lieber Sohn, deine Frau legt Ausſätzige in dein Bett und ließ ſich von mir nicht abhalten. Es ſcheint, ſie will dich auch ausſätzig machen." Der Landgraf zog den Vorhang vom Bett zurück; aber was erblickte er hier? — Jeſus Chriſtus, den Gekreuzigten, das heißt: Gott öffnete ihm plötzlich die Augen des Geiſtes, daß er in lebendigem Glauben den elenden Kranken als Glied Chriſti erkannte, und ihn darum mit Liebe und Verehrung anſah, während der Kranke in den Augen der hoffärtigen Mutter des Landgrafen nur ein Gegenſtand der Verachtung und des Abſcheues war. Die gute Eliſabeth ſtand hinter ihrem Gemahl und beſorgte vielleicht, er möchte dießmal doch unwillig werden; aber Ludwig war in eine innige Beſchaulichkeit gerathen — nachher kehrte er ſich mit freundlicher Miene

gegen sie und sprach: „Elisabeth, meine liebe Schwester, solche Gäste sollst du mir recht oft in's Bett legen, das ist mir wohl zu Dank. Laß dich von Niemanden in Ausübung deiner Tugenden hindern.“ Dann kniete er nieder und betete: „Herr, habe Erbarmen mit mir armem Sünder; ich bin all' dieser Wunder nicht würdig, das erkenne ich nur zu deutlich, aber stehe mir bei, daß ich ein Mann nach deinem Herzen und göttlichen Willen werde.“

Also hat der fromme Fürst gebetet. — Auch ich und meine Leser bitten dich, o Herr und Gott, inständig, öffne gleichfalls unsere Augen, daß wir in jedem armen, kranken oder sonst elenden Menschen ein wahres Glied des leidenden Heilandes sehen und Barmherzigkeit an ihm üben. Präge unserm Herzen recht lebendig ein, daß was wir einem solchen thun oder verweigern, dir selbst gethan oder verweigert ist!

„Darauf wird der König antworten und zu ihnen sagen: Wahrlich! ich sage euch: Was ihr Einem dieser meiner geringsten Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan.“
Matth. K. 25, V. 40.

Die Aufmunterung, welche der Landgraf bei dieser Gelegenheit seiner lieben Frau gab, fortzufahren in solchen guten Werken, machte sie herzhaft auch etwas Größeres von ihm zu begehren und zu erlangen. Die Wartburg liegt hoch, und da wurde es manchem krankhaften oder alten Menschen schwer hinaufzusteigen und bei der liebreichen Mutter der Armen seine Unterstützung zu holen. Sie ließ deßhalb mit Erlaubniß und Beisteuer des Landgrafen unten am Abhang des Berges ein Armenhaus bauen, worin beständig 28 Kranke und altersgebrechliche Personen verpflegt wurden. Diese galten der hl. Elisabeth gleichsam wie 28 Lampen, welche zur Ehre des Herrn brennen, deren Lebenslicht eigenhändig von ihr besorgt wurde, d. h. sie besuchte dieselben jeden Tag und brachte ihnen Speis und Trank.

Selbstverdemüthigung.

Man kann mit stolzem Herzen eine äußerliche Kniebeugung machen, oder wenigstens gedankenlos ohne Andacht; dieß gilt

nichts. Die Seele selbst macht eine Kniebeugung, schön und wohlgefällig vor Gott, wenn der Mensch um Gottes willen sich selbst Demüthigungen auferlegt.

In der ganzen Fastenzeit verdoppelte die hl. Elisabeth nicht nur ihre Gebete und ihre Almosen, sondern fastete auch strenger, als sie durch das Fastengebot verpflichtet war. Am Grünendonnerstag legte sie Alles ab, was an ihren vornehmen Stand erinnern konnte, kleidete sich wie eine ganz arme Person und besuchte in diesem Aufzug die Kirchen. Dann ließ sie zwölf Arme, zuweilen Aussätzige kommen, wusch ihnen die Füße und schenkte hernach jedem ein Silberstück, ein Kleid und ein Weißbrod.

Die Nacht vom Grünendonnerstag auf den Charfreitag ging sie nicht schlafen, sondern wachte in Gebet und Betrachtung des Leidens Christi; denn sie hatte gar tief zu Herzen genommen, daß ihr Heiland in dieser Nacht auch nicht zur Ruhe gekommen, sondern die ganze Nacht gepeinigt worden ist.

Am Charfreitag selbst war es damals Gebrauch, daß die Leute in den Kirchen, welche sie der Andacht wegen besuchten, Opfer auf die Altäre legten, jedes nach Stand und Vermögen. Die hl. Elisabeth schaute aber in schmerzlichem Mitleid, wie gerade an diesem Tage der Gottmensch eine grenzenlose Armuth trug, dergleichen der elendeste Bettler nicht zu tragen hat — im Angesicht des Volkes von allen Kleidern entblößt — im grimmigsten Durst, wie ihn großer Blutverlust mit sich führt, ohne Tropfen Wasser — und in der schweren letzten Noth nichts, wohin er sein sterbendes Haupt legen konnte. An diesem Tage wollte die treue Magd des Gekreuzigten in keiner Weise als Fürstin sich zeigen; sie sprach zu ihrer Kammerfrau: „Heute ist ein Tag der Verdemüthigung.“ In dem Kleid eines Bettelweibes und barfuß mischte sie sich ungekannt unter die Volksmenge, so daß sie gedrückt und gestoßen wurde; in ihrem Schurz trug sie die geringen Opfergaben, wie sie damals von armen Leuten gebracht wurden, kleine Bündel Leinwand, Weihrauch und Wachskerzchen. Auf diese Weise besuchte sie die verschiedenen Kirchen, kniete vor jedem Altare nieder und legte ihre Gabe darauf.

Vornehme, hochgestellte Personen tadelten es, daß eine Fürstin

so kärgliche, bettelmäßige Opfer auf die Altäre legte; gerade hier, meinten sie, sollte sie sich auszeichnen durch reiche fürstliche Geschenke und Andern ein aufmunterndes Beispiel dadurch geben. Diese Leute urtheilten eben, wie die Welt alle geistlichen Dinge beurtheilt, nämlich schief und oberflächlich, während die junge Frau vom hl. Geist innerlich belehrt das Richtige gefunden hat. Sieht denn Gott bei einer Opfergabe mehr auf das Geld, oder sieht er mehr auf die Demuth, welche freiwillig den Aermsten sich gleichstellt? Ein fürstliches Geschenk ist vor Gott wie Kinderspielzeug von Glas oder gefärbtem Holz oder Papier; ein demüthiges Herz hingegen ist vor ihm ein kostbarer Edelstein, eine Zierde für diese und für die andere Welt. Daß die hl. Elisabeth aber nicht aus Sparsamkeit Opfer von so geringem Werth brachte, bewies sie noch am nämlichen Tag. Wenn sie nämlich in der Kirche ihre Andachtsübungen geendigt hatte, suchte sie erst noch die Armen auf, um ihnen reichliche Almosen zu geben.

In ähnlicher Weise mächte es Elisabeth auch zur Zeit der Bittgänge (am Fest der Rogationen). Damals waren bei dieser Gelegenheit mancherlei Lustbarkeiten üblich, und insbesondere zogen die, welche es machen konnten, bei den Bannprozessionen in größtem Kleiderstaat auf. Die Landgräfin that das Gegentheil; sie kleidete sich mit einem Rock von grober Wolle, und folgte dann barfuß dem Kreuz; bei den Predigten aber, welche an diesen Tagen gehalten wurden, setzte sie sich unter die Bettlerinnen und wollte selbst als solche erscheinen. Sie meinte, es gezieme sich auf solche Art am besten für sie, dem Gekreuzigten ihre Anbetung zu erweisen.

„Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen, so werdet ihr Ruhe finden für euere Seelen."
Matth. K. 11, V. 29.

Die Verlegenheit.

Einige Zeit nach der Verehelichung der hl. Elisabeth machten vier ungarische Herren vom höchsten Rang eine Pilgerfahrt zu den Heiligthümern in Aachen. Der König Andreas gab nun jenen Herren vor ihrer Abreise den Auftrag, sie möchten über

Thüringen reisen und seine Tochter besuchen. Es sei ihm viel daran gelegen zu wissen, wie es ihr gehe, und wie es überhaupt an dem fürstlichen Hof dort aussehe. Sie sollten auch Elisabeth und ihren Gemahl einladen miteinander nach Ungarn zu kommen und ihn zu besuchen; er habe ein großes Verlangen nach ihnen. Die Ungarn thaten, wie ihnen der König aufgetragen.

Der Landgraf in Thüringen nahm die Herren aus Ungarn höchst gütig und höflich auf; aber anderseits setzte ihn der Besuch in große Verlegenheit. Die gute Elisabeth hatte nämlich ihre prachtvollen Brautkleider, womit sie bei den Hochzeitsfestlichkeiten geschmückt war, zerschnitten und sie umgeändert in bescheidenere Tracht; und es war gerade auch sonst nicht vorgesorgt für den Fall, daß sie in fürstlichem Anzug sich zeigen mußte. Nun dachte der Landgraf, wenn seine Gemahlin in gewöhnlichen Kleidern ohne fürstliche Pracht ihren Landsleuten sich zeige und diese es dann am königlichen Hof in Ungarn erzählten, so könnte dieses dort eine üble Meinung hervorbringen, als werde Elisabeth nicht gehalten, wie es einer Fürstin ziemt; zumal da die Ungarn viel auf prächtige Kleider halten bis auf den heutigen Tag. In dieser Sorge ging er zu ihr auf das Zimmer und sagte: „Ach, liebe Schwester, es sind Herren von deines Vaters Hof angekommen; wenn diese nun dich sehen werden in deinen armseligen Kleidern ohne allen fürstlichen Hofstaat, so müssen wir uns beide schämen; und doch ist keine Zeit mehr, standesmäßige Gewänder machen zu lassen. Du bekümmerst dich zu viel um arme Leute und vergissest darüber dich selber."

Die gute Frau Elisabeth wurde über diese Nachricht nicht im Geringsten bestürzt, sondern sagte in ihrer anmuthigen Art zu ihrem Eheherrn: „Lieber Bruder, sei getrost; ich will mich schon entschuldigen bei unsern Gästen, und so heiter und freundlich mit ihnen umgehen, daß es ihnen bei uns behagen wird und ich ihnen gefalle, als ob ich ganz prächtige Kleider trüge."

Da nun der Landgraf sich entfernt hatte, um die Herren aus Ungarn wieder aufzusuchen, knieete Elisabeth nieder und bat Gott, er möge der Sache einen guten Ausgang geben. Sie sprach: „O Herr Jesus Christus, du gnädigster und treuester Vater, du süßer Tröster der Armen und aller Nothleidenden

du Freund und sicherer Helfer Aller, die auf dich vertrauen, komm zu Hülfe deiner armen Magd, die aus Liebe zu dir sich alles Schmuckes entäußert hat." Hierauf zog sie sich an, so gut und anstandsmäßig, als es eben mit ihren bescheidenen Kleidern sich thun ließ, und begab sich dann zu ihren Landsleuten. Hier zeigte sie nun eine solche anmuthige Herzlichkeit und Sanftmuth, daß ihre natürliche Schönheit den Gästen doppelt schön und lieblich vorkam, oder wie ein alter Bericht sagt: „Elisabeth erschien ihnen so licht und herrlich, wie das rosige Morgenroth." Ja es wird sogar erzählt, es sei den Leuten vorgekommen, als habe sie prachtvolle seidene Gewänder an und darüber einen Mantel von himmelblauem Sammt mit den kostbarsten Perlen gestickt und eine goldene Krone auf dem Haupt, so daß die Ungarn sagten, eine Königin von Frankreich in ihrem reichsten Schmuck käme der Landgräfin nicht gleich.

Als die Ungarn weiter reisten, begleitete sie der Landgraf Ludwig zur Stadt hinunter und noch eine Strecke Weges weiter. Dann kehrte er zurück zu seiner Gemahlin und fragte sie freudig und verwundert, wie sie es angestellt habe, in so schönem Aufzug zu erscheinen? Liebreich lächelnd gab sie zur Antwort: „Solches weiß der Herr zu machen, wenn es ihm gefällt."

Es ist in dieser Begebenheit das Goldkorn einer zweifachen Wahrheit verborgen. 1) Wer Gott zu lieb und aus Nächstenliebe herschenkt, unbekümmert, ob er es nicht selber brauche, den laßt Gott ganz gewiß nicht sitzen, wenn es Noth thut. Gerade bei solchen Gelegenheiten zeigt Gott gern, daß er auch noch auf der Welt ist; und wenn auch kein Wunder geschieht, weil Gott sparsam mit den eigentlichen Wundern ist, so laßt Gott die natürlichen Begebenheiten so ineinandergreifen, daß der Fromme sieht: Gott ist da gewesen und hat es geleitet mit gütiger Hand, während der Weltmensch meint, es sei Alles Zufall gewesen.

2) Sieht man zum ersten Male eine Person, so sieht man zunächst auf Gestalt und Kleidung und hört, wie sie spricht. Aber wird man mit dieser Person genauer bekannt, so verschwindet allmählich das Aeußerliche, und man achtet und wägt sie nur noch ab darnach, wie sich ihre Seele zeigt, ob Verstand oder Dummheit, ob Bescheidenheit oder Dünkel, ob liebreiches Wesen

oder Selbſtſucht, ob Wohlwollen oder Herzloſigkeit, ob Aufrichtigkeit oder Verſtellung, ob Religioſität oder Weltſinn darin die Herrſchaft führt. Die Schönheit und Häßlichkeit der Seele ſchimmert zuletzt durch, oft ſo ſtark, daß man die äußerliche Geſtalt ganz darüber vergißt.

„So ſchmückten ſich auch einſt jene heiligen Weiber, ſie hofften auf Gott und folgten ihren Männern.“

1 Petr. K. 3, V. 5.

Das Gaſtmahl.

Landgraf Ludwig nahm die Einladung an, welche ſein Schwiegervater, der König Andreas, an ihn ergehen hatte laſſen. In Begleitung von einer Anzahl Ritter und Edelfrauen reiste das fürſtliche Ehepaar an Michaeli 1222 nach Ungarn. Der König Andreas war hocherfreut über ihre Ankunft und ließ ihnen zu Ehren allerlei Feſte und Ritterſpiele, auch eine große Jagd veranſtalten. Sie blieben längere Zeit, da ſie noch die Hochzeit des Königs Andreas abwarten ſollten, der ſich abermals vermählte mit Yolanda, einer Tochter des Kaiſers von Konſtantinopel. Man kann ſich denken, wie reich und prachtvoll es dabei herging. Nachdem die Hochzeitsfeſte vorüber waren und die Gäſte aus Thüringen abziehen wollten, gab ihnen der König viele koſtbare Geſchenke, goldenen und ſilbernen Schmuck, Edelſteine von großem Werth, Gewänder und Decken von Sammet und Seiden; ſelbſt die geringſten Diener des Landgrafen wurden reichlich beſchenkt. — Als der Landgraf mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Begleitern glücklich in der Heimath wieder angelangt war, gab es nicht lange hernach wieder eine Hochzeit. Die ſchöne Agnes, die Schweſter des Landgrafen, von welcher früher ſchon die Rede war, verehelichte ſich mit dem Herzog Heinrich von Oeſterreich. Natürlich wurden auch da wieder viele Einladungen an die Grafen und vornehmſten Herren im Lande gemacht und ein großes Gaſtmahl gehalten.

Wie mag es der heiligen Seele unſerer Frau Eliſabeth bei ſolchen vielen glänzenden Feſten und Gaſtmählern geweſen ſein? Wird nicht gelehrt, daß ſolche Vergnügungen dem Chriſten über-

haupt sehr gefährlich seien, insbesondere aber sich nicht wohl vertragen mit einem ernsten Streben nach Vollkommenheit? — Vor Allem konnte selbst eine Heilige, so lange sie durch Fügung Gottes in der Stellung einer Landesfürstin sich befand, von derartigen Festlichkeiten nicht hinwegbleiben. Hier galt der evangelische Spruch: „Freuet euch mit den Fröhlichen;" ja wenn sie nicht daran Theil genommen hätte, so würde man ihr solches als Empfindlichkeit und Trotz angesehen haben; denn in Preßburg war es die Heirath ihres Vaters mit einer künftigen Stiefmutter; auf der Wartburg die Heirath einer Schwägerin, welche sich früher lieblos und spöttisch gegen sie benommen hatte. Wäre sie hier hinweg geblieben, so würde es wahres Aergerniß erweckt haben. — Die Hauptsache bei solchen Lustbarkeiten ist eben, wie sich der Mensch benimmt. Der Weltmensch sitzt dabei ganz sinnlich, wie der reiche Prasser an seinem Gastmahl; der frömmere Christ sitzt dabei, wie Christus bei der Hochzeit von Kana, mit himmlischen Gedanken. Nicht nur hütet sich dieser durch Unmäßigkeit, durch Eitelkeit, durch nichtsnutzige Reden und Späße sich zu versündigen; sondern er dankt Gott für den Reichthum seiner Güter, womit er jetzt gerade an dem Mahle so viele Menschen erfreut, er benützt diese Gelegenheit, manches gute heilsame Wort zu sprechen. Endlich kann ja die Tugend der Selbstbeherrschung und Mäßigkeit nirgends gründlicher ausgeübt werden, als gerade bei einem solchen Gastmahl; denn es ist leichter bei einem armseligen Tisch, der nur mit geringer, schlecht zubereiteter Speise und Wasser besetzt ist, mäßig zu sein, als an einer fürstlichen Tafel. Und wirklich übte und hatte Elisabeth eine solche Enthaltsamkeit, daß sie manchmal noch nicht einmal den Hunger ganz gestillt hatte, wenn sie vom Tische aufstand.

Willst du aber die Einladung zu solchen Festlichkeiten, z. B. einer Hochzeit, annehmen, so wird solches nur dann ohne Gefahr für das Seelenheil geschehen, wenn du dich dazu vorbereitest, wie auch die hl. Elisabeth gethan hat. Ueberlege vorher, worin du am leichtesten bei solchen Anlässen versucht werden könntest, z. B. zur Unmäßigkeit, zu ungeziemenden Scherzreden, zu Reden oder willigem Anhören von Ehrabschneidungen, zu liebloſem

Urtheilen (sei es auch nur innerlich), zu Eitelkeit, zu gänzlicher Ausgelassenheit in's Vergnügen und zum Vergessen Gottes. Dagegen mache dir bestimmte Vorsätze und bitte Gott um seinen Beistand und rufe auch den Schutzengel an, daß er dir helfe, recht wachsam über dich selbst zu sein. Vielleicht kannst du auch deinen Nachbarn am Tisch ein und das andere gute Samenkorn in das Gewissen werfen, welches jetzt oder später noch aufgeht; du kannst z. B. bei sündhaften Aeußerungen dich dagegen aussprechen oder ablenken, indem du ein anderes Gespräch anfangst; du kannst auf ein gutes Buch aufmerksam machen, es zum Lesen anbieten; du kannst etwas erzählen, was einen ernsthaften Eindruck macht oder zum Guten aufmuntert; du kannst den oder jenen Nothleidenden zur Unterstützung empfehlen. Jedenfalls kannst du den Gewinn beim Gastmahl machen, daß du beim größten Ueberfluß an Speis und Trank recht mäßig bleibst, und mitten unter Lachen, Reden und Musik oft deine Gedanken zu Gott wendest. — Bleibe auch nicht zu lange; gehe, sobald du gehen kannst ohne Anstoß zu erregen.

Wenn man zu solchen Festlichkeiten eingeladen wird, so kleidet man sich besser als sonst und besonders Frauenspersonen haben oft lange zuzurichten, bis sie ihren Putz in Ordnung haben. Manche Leute nehmen dann noch von den Resten der Tafel, besonders Backwerk oder Zuckerbrod mit sich nach Haus. Mache du es auch so — aber in geistlichem Sinne. Bereite dich vor durch Gebet, Ueberlegung und gute Vorsätze, bevor du zum Gastmahl gehest; und wenn du wieder fortgehest, so bringe den Gewinn der Wachsamkeit, der Selbstverläugnung und nützlichen Gespräches mit nach Haus.

„Ihr möget essen oder trinken oder sonst etwas thun: thuet Alles zur Ehre Gottes." 1 Kor. K. 10, V. 31.

Christlicher Leichtsinn.

Bei einem solchen Hochzeitsmahl geschah es, daß die Gäste schon versammelt waren und nur noch auf die Landgräfin warteten. Diese eilte eben die Schloßtreppe hinauf, als sie hier einen Armen erblickte, der halbnackt, so krank und schwach aussah,

daß Elisabeth sich wunderte, wie er im Stand gewesen sei, den Schloßberg heraufzukommen. Da er die Landgräfin erblickte, jammerte er und bat sie um Christi willen ihm ein Almosen zu geben. Nun aber hatte Elisabeth nichts an Geldeswerth bei sich, und Zeit versäumen durfte sie nicht, weil die vielen Gäste auf sie warteten; sie vertröstete deßwegen den Bettler, daß sie ihm etwas von der Tafel schicken werde. Dieser gab sich aber damit nicht zufrieden, sondern rief noch lauter und zudringlicher, sie möge ihm doch sogleich etwas geben. — Was wird wohl die hl. Elisabeth gethan haben?

Mehrere hundert Jahre früher begegnete einem jungen römischen Soldaten, der auch ein gutes Herz hatte, etwas Aehnliches. Er sah einen halbnackten Bettler am Weg, hatte aber nichts, womit er der Noth des Armen abhelfen hätte können, als seinen Soldatenmantel. Diesen zertheilte er nun mit seinem Schwert und gab die Hälfte davon dem Bettler. Seine Kameraden verlachten ihn darüber; in der Nacht darauf erschien ihm Christus, angethan mit dem verschenkten Stück Mantel, und sprach zu den Engeln, welche ihn begleiteten: „Dieses Gewand hat mir Martinus geschenkt." Und der Heiland hat dann für diesen halben Mantel den höchsten Preis bezahlt, den es gibt; er hat nämlich dem jungen Soldaten die Gnade geschenkt, daß er einer der größten Heiligen wurde, den die katholische Kirche hoch verehrt; es ist nämlich der hl. Martin, Bischof von Tours, aus ihm geworden.

Elisabeth that etwas Aehnliches; in ihrer großen Güte und Menschenfreundlichkeit konnte sie es nicht über das Herz bringen, auch nur eine kurze Zeit die Bitte des Armen unerhört zu lassen. Sie zog ihren kostbaren seidenen Mantel ab und gab ihn dem Bettler. Sie hatte denselben vielleicht gerade für das Hochzeitsfest machen lassen, weil nach damaliger Sitte Frauenspersonen nicht anders als mit dem Mantel in vornehmer Gesellschaft erscheinen durften. Einen zweiten Mantel hatte sie nicht; denn dafür war sie zu freigebig und hatte zu große Abneigung gegen allen Kleiderüberfluß. Und doch konnte sie nicht ohne Mantel in dem festlichen Saal, wo die Gäste speisen sollten, erscheinen; sie wußte deßhalb nichts Anderes zu thun, als auf ihr Zimmer

zu gehen, und dem Herrn es anzuempfehlen, ob und wie er aus der Verlegenheit helfen wolle.

War aber das, was Elisabeth hier gethan, in Betracht der Umstände nicht Unbesonnenheit und Leichtsinn? Pflicht ist es freilich nicht gewesen, was sie gethan hat; aber gerade das ist das Schöne und die Blüthe an den Heiligen, daß sie in allem Guten weit über das hinausgehen, was bloß geboten ist. — Während die Gäste und der Landgraf immer noch auf sie warteten, trat der Hofmarschall in den Speisesaal, ging auf den Landgrafen zu und sagte vor allen Anwesenden: „Mein Herr möge selbst urtheilen, ob das vernünftig ist, was Eure vielgeliebte Gemahlin, unsere Fürstin, veranlaßt, das Gastmahl und die Festlichkeiten zu verzögern; sie hat gerade jetzt einen Armen bekleidet und ihm ihren Mantel gegeben." Der gutherzige Landgraf lachte freundlich mit den andern Herren über diese Nachricht und ging hinaus, um Elisabeth aufzusuchen. Als er sie in ihrem Zimmer traf, sagte er zu ihr: „Liebe Schwester, warum kommst du nicht zum Essen? wir warten schon lange auf dich." — Elisabeth antwortete: „Ich bin bereit, mit dir zu gehen." — „Aber du hast ja keinen Mantel an," erwiederte der Landgraf. — Elisabeth sagte: „Ich habe ihn hergegeben, und gehe wie ich da bin, wenn es dir recht ist." — Da sagte die Kammerfrau, sie habe soeben den Mantel der Landgräfin am Rechen hängen sehen, sie wolle ihn bringen. Und wirklich fand sich der hergeschenkte Mantel an dem Ort, wo er sonst aufbewahrt wurde. Nach ihrer frommen Art kniete Elisabeth sogleich auf den Boden, um noch Gott geschwind Dank zu sagen, und ging dann mit ihrem Gemahl in gehörigem, vollständigem Anzug zu dem Essen.

Da Niemand erklären konnte, wie der hergeschenkte Mantel wieder an seinen Ort kam, entstand der Glaube, daß Christus in Gestalt des Bettlers seiner treuen Dienerin erschienen sei, und sie auf diese Weise belohnt und aufgemuntert habe in den Werken der Barmherzigkeit. Daher mag es denn auch gekommen sein, daß der Mantel später zu einem Meßgewand verwendet wurde, das Jahrhunderte lang in Eisenach aufbewahrt und gezeigt worden ist.

„Ich war nackt, und ihr habt mich bekleidet."

Matth. K. 25, V. 36.

Das himmliſche Kleid.

Es gibt ungefähr hundert Handſchriften aus alter Z
welche vom Leben der heiligen Eliſabeth erzählen. In ein
dieſer altdeutſchen Berichte iſt auch eine Sage, wie Eliſal
einmal ſo alle beſſere Kleidung verſchenkt hatte, daß ſie ſich
dem unvermutheten Beſuch eines hohen Herrn und Fürſten
nicht zeigen konnte. Da habe ihr ein Engel eine Krone
fürſtliches Kleid gebracht, womit ſie wunderſam gekleidet
gekrönt vor den erſtaunten Gäſten erſchien.

Wenn auch dieß nur eine Sage aus alter Zeit iſt, ſo
doch eine tiefe Wahrheit darin verborgen.

Es iſt nämlich ganz merkwürdig, wie in der hl. Sch
die Kleidung ſo oft als Sinnbild gebraucht wird, um Zuſtä
der Seele damit zu bezeichnen. Bei dem Gaſtmahl des Kön
wovon der Heiland ſpricht, wird der hinausgeworfen, wel
kein hochzeitliches Kleid anhat. Der Apoſtel Paulus ſeufzt
nach, daß ſeine Seele nicht nackt befunden werde, wenn im
die Hülle des Leibes abgeſtreift iſt. In der Offenbarung Johan
ſagt aber der Herr zu dem Biſchof von Laodicea: „Du w
nicht, daß du nackt biſt; ich rathe dir, kaufe bei mir w
Kleider, damit du dich bedecken könneſt und die Schande dei
Blöße nicht offenbar werde.“ Und da Johannes die Herrlich
des Himmels ſchaut, ſpricht er von 24 Aelteſten, die
Throne Gottes am nächſten ſind, daß ſie gekleidet ſind in w
Gewänder und goldene Kronen auf ihren Häuptern haben.

Das Kleid iſt durchaus etwas Anderes als der Menſchen
es wachst nicht aus ihm hervor wie das Haar; und dem
gehört es zum Menſchen. Der nackte Menſch iſt ein ſchmählic
ungebührlicher Anblick, wie ein raſirtes Thier häßlich anzuſ
wäre. Was iſt aber das Kleid der Seele? — Es muß et
Anderes ſein, als die Seele ſelbſt oder was aus der S
hervorwachst, und muß doch für die Seele ſo nothwendig
als das Kleid für den Leib. Ohne dieſes Kleid iſt die S
ein elendes Weſen, das ſich vor ſich ſelbſt und vor Gott
vor der ganzen Welt ſchämen muß, wenn einmal Alles o
bar wird. Anderſeits gibt dieſes Kleid eine Schönheit, daß

Seele selbst für den heiligen Gott einen großen Liebreiz bekommt; sie erscheint vor ihm wie in weißen Gewändern und mit goldener Krone geschmückt.

Dieses Kleid ist nämlich das, was man in der Kirchensprache die heiligmachende Gnade nennt, was durch die Sünde Adams verloren, durch Christus uns wieder erworben, durch den hl. Geist der Seele zugetheilt, und was uns zu gottähnlichen Menschen, zu Kindern des himmlischen Vaters erhöht. Die heiligmachende Gnade ist für die Seele, was die Sonne für die Erde ist. Alle Schönheit, alles Gedeihen, alles Leben auf der Erde besteht nur durch die Sonne. Nimm die Sonne hinweg, dann wäre die Erde ein trostloser gefrorener Klotz in finsterer Nacht ohne End'. So ist es mit der Menschenseele; ohne die heiligmachende Gnade ist sie für Gott finster, kalt und häßlich, wie eine Regennacht im Spätherbst. Hingegen mit der heiligmachenden Gnade ist die Seele schön, weil Gottes Geist mit seiner Liebe sie durchstrahlt und sich selber drin spiegelt, wie die Sonne in einem ruhigen See. Daher liebt eine solche Seele Alles, was Gott liebt, eben weil Gottes Geist in ihr lebt und ihr lieben hilft; sie liebt also Gott und die Menschen und alles Gute.

Sonst ist der Leib mehr werth als das Kleid; hier ist umgekehrt das Kleid mehr werth, als die Seele — und ohne dieß Geisteskleid ist die Seele ein elendes, unseliges Wesen. Dieß Kleid wird geschenkt in der hl. Taufe; es geht verloren durch die Todsünde; es kann wieder gekauft werden durch wahre Bekehrung und das Sakrament der Buße, und muß bewahrt und vermehrt werden durch Wachsamkeit vor der Sünde, durch viel Beten, durch öftern würdigen Empfang des heiligen Abendmahls, durch gute Werke aus Liebe Gottes gethan. Dieß Kleid ist der unerläßliche Eingangspreis in den Himmel.

„Denn ihr Alle seid Kinder des Lichts und Kinder des Tages; Nacht und Finsterniß gehen uns nichts an."

1 Thessalonicher K. 5, V. 5.

Die heilige Messe.

Die guten Werke können auch todtgeboren sein, wenn sie nämlich aus Heuchelei, aus Eigennutz, aus Parteilichkeit oder aus Furcht vor Strafe gethan werden. Vor Gott sind die guten Werke erst lebendig und haben Werth, wenn sie wegen Gott geschehen und daher religiös sind. Deßwegen ist ein Leben voll Tugenden und guter Werke stets auch ein Leben voll Gebet. Im Gebet findet der Mensch die Anregung und Stärke zu guten Werken, und durch Gebet werden sie für Gott geweiht. — Nun aber ist eben doch das Gebet wie die Seele ist, aus welcher das Gebet kommt. Ist die Seele sündenbefleckt, so ist eben auch das Gebet aus dieser Seele wie eine Pflanze, von Raupen zerfressen und verunreinigt. Welche Seele ist aber ohne Sünde? Meine und deine gewiß nicht. Gott aber ist gleichsam erschrecklich heilig, so daß ihm eben unser armseliges Gebet aus unserer sündigen Seele vorkommen muß, wie eine schlechte Speise in unreinem Geschirr. Und der Mensch müßte allen Muth verlieren, überhaupt noch zu beten, wenn es nicht ein Mittel gäbe, wodurch wir unserm kranken Gebet Ansehen und Wohlgefallen vor Gott verschaffen können.

Dieses Mittel besteht darin, daß wir unser Gebet durch unsern Heiland und Fürsprecher, der fortwährend selbst für uns bittet, Gott darbringen. Er hat für uns bezahlt mit dem höchsten Preis, mit seiner göttlichen Person; er hat mit dem schrecklichsten Leiden und der größten Schmach freiwillig sein heiliges, gottdienstliches Leben auf Golgatha geendet. Und dieses Opfer von unermeßlichem Werth hat er uns geschenkt, so daß alle Sünder durch Christus Vergebung finden können, alle guten Werke und geduldig getragenen Leiden im Anschluß an Christi Verdienste ewigen Werth erlangen, und alle Gebete in seinem Namen Gewalt bekommen und in den Himmel dringen. Daher schließen alle Kirchengebete mit den Worten: „Durch unsern Herrn Jesus Christus, deinen Sohn, der mit dir lebt und regiert in Einigkeit des hl. Geistes Gott in alle Ewigkeit. Amen."

Nun aber war es dem Herrn nicht genug, einmal mit

menschlicher Natur unter den Menschen zu wohnen und für sie in Gluth der Liebe und der Schmerzen am Kreuz zu sterben; er wollte den später lebenden Christen nicht bloß ein trockenes Andenken hinterlassen, sondern seine Person mit Gottheit und Menschheit, und seine große Opferthat selber. Er hat gesagt: „Ich bleibe bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt." Und er hat dieses Wort erfüllt durch Einsetzung des heiligen Meßopfers. Von der Wandlung an ist nämlich Christus, sein Leib und Blut, sein Opfergeist und seine Fürbitte vollständig gegenwärtig; er sieht die Anwesenden mit menschlichen Augen an, wie er Maria und Johannes angeschaut hat; er betet für sie, wie er am Kreuz für die Feinde gebetet hat, und er nimmt deine Bitte an, wie er die Bitte des rechten Schächers angenommen hat, und schließt dein Gebet in seine allmächtige Fürbitte ein. Auf Golgatha zeigt er sich in Gestalt eines nackten, blutigen Verbrechers, auf dem Altar in Gestalt einer geringen Hostie.

Wie hat es nun die hl. Elisabeth in dieser Beziehung gehalten? — Weil sie in richtigem Glauben lebte, zog sie es mit so großem Drang zum Opferaltar, um ihr Gebet durch Christus gewaltig zu machen. Täglich ging sie in die heilige Messe; sobald die Glocke (das Erste) läutete, eilte sie mit Lust und Eifer hinunter nach Eisenach zur Kirche, so daß die Frauen, welche sie begleiteten, ihr kaum nachkommen konnten. Gleichsam als Vorspiel ihrer Meßandacht machte sie vorerst einige Kniebeugungen und verrichtete einige stille Gebete für Angelegenheiten, die sie gerade hatte. Nach der Wandlung schaute sie in Glaube, Hoffnung und Liebe zur heiligen Hostie und zum Kelch, wie anderseits der himmlische Vater, gleichsam ohne genug zu bekommen, das ewige Opfer anschaut, worin sein geliebter Sohn sich selbst für die Menschheit darbringt.

Einmal hatte Elisabeth nach der Wandlung den Schleier vor dem Gesicht zurückgelegt, um die heilige Hostie sehen zu können; da ging ein so großer Glanz von ihrem Gesichte aus, daß der fromme Priester, welcher die heilige Messe las, ganz geblendet davon wurde und später erzählte, es sei ihm gewesen, wie wenn er mitten im Sonnenschein gestanden wäre. Auch

sonst bemerkte man, wie während der Andacht zuweilen aus ihrer glaubenshellen, liebesglühenden Seele ein Leuchten hervordrang und über ihr Gesicht und Haupt einen Glanz ausstrahlte.

Die heilige Messe hat schon manches Menschengeschlecht überlebt. Seit die Blutquelle auf Golgatha aufgebrochen ist, fließt dieselbe fort in der heiligen Messe bis an's Weltende; alle Tage bewegt sich die heilige Messe gleich der Sonne um die ganze Erde; wie unaufhörlich an einem Theil der Erde die Dämmerung kommt und es Morgen wird, so kommen unaufhörlich wie die Sonnenstrahlen auch die heiligen Messen. Daher wird jeden Augenblick des Tages und der Nacht irgendwo auf Erden vielfältig das heilige Opfer dargebracht, und wird der Tag und die Erde damit gesegnet. Immer neue und andere Menschen sammeln sich darum, erwärmen ihre Seele und saugen Gnaden ein und zehren davon. Aber die Meßgnade ist wie die Sonne; wo gutes Feld ist und gute Saat, da wirkt sie fruchtbar und reich — wo Geröll und Sand liegt, da kommt wenig oder nichts zum gesegneten Aufblühen und Gedeihen.

„Denn vom Aufgang bis zum Untergang ist groß mein Name unter den Völkern, und an allen Orten wird geopfert und meinem Namen ein reines Brodopfer dargebracht." Prophet Malachias K. 1, V. 11.

Der Beichtvater.

Als Saulus noch Damaskus ritt, um die Christen dort zu verfolgen, umstrahlte ihn plötzlich ein Licht vom Himmel, und er hörte eine Stimme rufen: „Saul, Saul, warum verfolgst du mich? Er sprach: „Herr! wer bist du?" Die Erscheinung sagte: „Ich bin Jesus, den du verfolgst." Zitternd sprach Saulus: „Herr, was willst du, daß ich thun soll?" — Der Herr antwortete ihm: „Stehe auf und gehe in die Stadt, da wird dir gesagt werden, was du thun sollst. In der Stadt aber wurde ein Jünger des Herrn, Ananias, angewiesen, den Saulus aufzusuchen und ihm geistliche Hülfe zu bringen.

Wenn demnach sogar ein Mann, der durch ein Wunder bekehrt und zu einem Weltapostel auserlesen worden ist, keine umständliche Antwort vom Herrn bekam, was er thun solle, sondern an einen frommen Gläubigen gewiesen wurde: so wird dieß eben die Ordnung Gottes so verlangen und um so mehr bei uns der Fall sein. Darum sind auch in der katholischen Kirche solche Männer überall und allezeit aufgestellt, bei denen sich Jeder berathen soll, was Gottes Wille an ihn sei, nämlich die Beichtväter. Je mehr es nun einem Menschen ernst ist, wahrhaftig sein ganzes Thun und Lassen nach dem Willen Gottes einzurichten, desto mehr wird er sich angelegen sein lassen, einen frommen und erleuchteten Beichtvater zu finden. Der Leichtsinnige hingegen wird lieber einen leichtfertigen suchen und sich dadurch der Gefahr aussetzen, daß an ihm der Spruch des Heilandes sich erfülle: „Wenn ein Blinder den andern führt, werden beide in die Grube stürzen.“ Wie hat es nun Elisabeth hierin gehalten?

Zu jenen Zeiten war ein Geistlicher im Land, Namens Konrad, welcher einen heiligmäßigen Wandel führte, aber auch für einen sehr strengen Priester galt. Diesen Konrad von Marburg wählte Elisabeth zum Beichtvater. Und weil der Herr gesagt hat: „Was ihr auf Erden binden werdet, das ist im Himmel gebunden, und was ihr auf Erden lösen werdet, das ist im Himmel gelöst,“ so wollte sie sich nicht nur von ihren Sünden lösen lassen, sie wollte sich auch binden lassen, d. h. sie wollte ihm recht gründlich gehorsam sein. Sie legte deßhalb ein besonderes Gelübde ab, daß sie in Allem diesem Beichtvater gehorsam sein werde, außer wo ihr Ehegemahl nach seinem Recht auf sie etwas dagegen habe. Es sind auch noch die Lebensregeln aufgeschrieben, welche Konrad seinem gottseligen Beichtkind gegeben hat. Sie heißen also:

1. Trage geduldig Verachtung in freiwilliger Armuth.
2. Laß dir die Demuth am Herzen liegen.
3. Menschlichem Trost und Lüsten des Fleisches gib den Abschied, denn sie bringen der Seele ewige Pein.
4. Sei allzeit barmherzig gegen den Nächsten.
5. Habe immer Gott in deinem Herzen und gedenke seiner.

6. Sage Gott Dank, daß er durch seinen Tod dich von der Hölle und dem ewigen Tod erlöst hat.

7. Weil Gott Vieles für dich gelitten hat, so trage auch du geduldig das Kreuz.

8. Weihe dich vollständig Gott, den Leib und deine Seele.

9. Rufe dir oft in das Gedächtniß, daß du ein Werk der Hände Gottes bist, und darum gib dir Mühe, daß du in Ewigkeit mit Gott vereinigt sein könnest.

10. Was du willst, daß dir der Nächste schenke und nachlasse, so du auch ihm; und was du willst, daß die Menschen dir thun, thue ihnen auch.

11. Denk immer daran, wie kurz das menschliche Leben sei, und daß sowohl Junge als Alte sterben. Deßwegen trachte stets nach dem himmlischen Leben.

12. Immer bereue schmerzlich deine Sünden und bitte Gott, daß er dir dieselben verzeihe.

Konrad war ein Mann von fast schreckhaftem Ernst. Rang, Reichthum, Geschlecht, Jugend, Schönheit, alles das hatte keine Geltung bei ihm; er sah ganz allein auf die unsterbliche Seele. Darum behandelte er die Landgräfin als sein Beichtkind im Geringsten nicht gelinder, wohl noch härter, als er das ärmste Bettelweib behandelt hätte. Ich will ein Beispiel hievon anführen. Einst hatte Konrad die Landgräfin geheißen zu einer Predigt kommen, die er in Eisenach hielt. Allein sie kam nicht; da ließ ihr Konrad sagen, weil sie sich so ungehorsam erwiesen habe, so wolle er nichts mehr zu thun haben mit ihrer Seelenleitung. Den andern Tag ging die Landgräfin zu ihm und entschuldigte sich, daß gerade ihre Schwägerin, die Landgräfin von Meißen, auf Besuch dagewesen sei; dadurch sei sie abgehalten worden von der Predigt. Sie bat den Beichtvater inständig, er möge ihr verzeihen, wenn sie gefehlt habe, und möge sie doch nicht aufgeben. Da Konrad anfänglich seine Drohung nicht zurücknehmen wollte, fiel ihm die Landgräfin zu Füßen und flehte ihn lange Zeit an, er möge sich erweichen lassen. Endlich erhielt sie Verzeihung, aber nur gegen schwere Buße; insbesondere mußten sich auch die Kammerfrauen eine scharfe Bestrafung gefallen lassen, weil ihnen die Schuld zugemes-

sen wurde, daß ihre Herrin dem Beichtvater ungehorsam gewesen.

Vorzugsweise sollten Personen vornehmen Standes und weibliche Personen ganz strenge Beichtväter aufsuchen, ungefähr von der Art des Johannes des Täufers. Dadurch würde ausgetilgt Weichlichkeit und einbilderisches Wesen, und sie bekämen einen festen Geist und würden tüchtig und kernhaft im Christenthum wachsen.

„Saulus sprach: Herr, was willst du, daß ich thun soll? Der Herr antwortete ihm: Steh' auf und gehe in die Stadt, da wird dir gesagt werden, was du thun sollst." Apostelg. K. 9, V. 6 u. 7.

Zartes Gewissen.

In Bezug auf sein Beichtkind Elisabeth war der fromme Konrad äußerst besorgt, daß auch nicht das Geringste an ihr bliebe, was Gott mißfallen könnte. In seiner strengen Art hielt er eine gewisse Steuer für ungerecht, welche die Unterthanen des Landgrafen zahlen mußten, um die Kosten der fürstlichen Tafel zu bestreiten. Er konnte es nicht billigen, daß so manche arme Familie, die vielleicht kaum hinreichende Nahrung hatte, gepreßt werde, um Abgaben zu zahlen, damit den reichen Gästen des Landgrafen prächtige Mahlzeiten hergestellt werden könnten. Deßgleichen war unter dem Besitz des Landesfürsten manches Stück Land, das eben die Vorfahren des Landgrafen gewaltthätig oder sonst auf unerlaubte Weise an sich gebracht hatten. Konrad erklärte nun seinem Beichtkinde, was vom Erträgniß dieser Güter oder vom Einkommen jener Abgaben auf die Tafel komme, davon dürfe sie nichts genießen, damit sie sich nicht der Gefahr aussetze, an etwas Ungerechtem Theil zu nehmen.

Dieß war nun eine sehr unangeneme Sache und schwere Aufgabe; Elisabeth konnte nicht ausweichen, an der fürstlichen Tafel zu erscheinen, und doch sollte sie bei Allem, was aufgestellt wurde, wissen, woher es angeschafft sei. Denn sie durfte nur von dem essen, wovon sie bestimmt wußte, daß es nicht von jenen Abgaben, sondern von den rechtmäßigen Gütern des Für-

sten genommen sei. Der Fürst selbst schien anderer Ansicht zu sein und glaubte, die Sache lasse sich in seiner Stellung nicht abändern. Nun gibt es eine Menge Menschen, welche durchaus begehren, ihre Angehörigen, z. B. Frau oder Kinder oder Untergebene, sollen nicht der eigenen Ueberzeugung folgen, sondern sie sollen gegen ihr Gewissen, also gegen Gott, ungehorsam sein, und dafür nach dem Kopf und Befehl des Haustyrannen sich richten. Es versteht sich von selbst, daß ein so edler Mann, wie Ludwig, eine solche Teufelsherrschaft nicht übte. Er wehrte seiner Gemahlin keineswegs, sich von allen Speisen zu enthalten, welche ihr nach Anweisung des Beichtvaters untersagt waren.

Da ging Elisabeth manchmal in die Küche und fragte in Betreff der einzelnen Gerichte nach, woher sie angeschafft worden seien, um zu wissen, von welchen sie essen dürfe und von welchen nicht. Und so kam es denn manchmal, daß sie bei vollbesetztem Tisch nichts als trockenes Brod aß oder Hunger litt, weil alles Andere ihr von verdächtigen Einkünften herzukommen und deßhalb unerlaubt schien. Da sie einmal ihren Gemahl zu einem Landtag begleitete und etwas zum Essen mitnehmen wollte, fand sie in der Küche nichts Unverdächtiges, als ein Stück grobes Schwarzbrod. Dieses ließ sie mitnehmen und begnügte sich damit für den ganzen Tag, obschon die Reise zu Pferd weiter als 14 Stunden ging.

Wenn Elisabeth aber lieber hungerte, als von Speisen zu essen, worüber sie im Zweifel war, ob dieselben rechtmäßig erworben seien, so that ihr dieser Mangel an Nahrung besonders wegen der Dienerinnen weh. Denn diese waren durch das Vorbild ihrer Herrin ebenfalls sehr fromm und gewissenhaft geworden, so daß auch sie nichts von Speisen oder Getränk berühren wollten, was Elisabeth nicht selbst für erlaubt ansah und davon genoß. Daher machte es ihr kindliche Freude, wenn sie jenen gute Nachricht bringen konnte. Hatte sie nämlich in der Küche nachgeforscht und gefunden, daß die Speisen keinen verdächtigen Ursprung hätten, so klatschte sie fröhlich in die Hände und sagte zu den Kammerfrauen: „Heute können wir es uns schmecken lassen.“ Wenn aber nur wenig Rechtmäßiges am

Tisch aufgetragen wurde, so nahm sie nur eine ganz kleine Portion für sich und schickte das Uebrige den Dienerinnen.

Als katholische Christen müssen wir uns auch zuweilen von Speisen enthalten, selbst wenn wir Ueberfluß haben und guten Appetit. Solches gebietet die Kirche an den vorgeschriebenen Fasttagen. Wer, ohne rechtmäßig dispensirt zu sein, sich über das Fastengebot hinaussetzt, der sündigt gerade so, wie wenn er ungerechtes, gestohlenes Gut verzehrt; er macht der Eva nach, als sie vor dem verbotenen Baum stand; er langt darnach und ißt, was verboten ist. Der Herr hat nämlich der Kirche Auftrag gegeben, Gebote festzusetzen, indem er sprach: „Was ihr auf Erden binden werdet, das ist im Himmel gebunden," und: „Wer die Kirche nicht hört, sei euch wie ein Heide." — Deßgleichen ist es eine Sünde, Solches zu essen oder zu trinken, wovon du weißt, daß es dir nicht gut macht oder Versuchung bringt; oder wenn du unmäßig bist oder Geld verschwendest für üppiges Essen und Trinken. Bei solchen Versuchungen mußt du dich eben entscheiden für Gott, welcher Enthaltsamkeit fordert, oder für den Bauch, welcher begehrlich Meister sein will. Hier magst du dann überhaupt erkennen, wie es mit dir steht und was in dir regiert, wer überhaupt dein Gott ist.

„Denn das Reich Gottes bestehet nicht in Essen und Trinken, sondern in Gerechtigkeit, in Friede und Freude im hl. Geist." Röm. K. 14, V. 17.

Der dritte Orden.

Als Elisabeth noch nicht durch ihren strengen Beichtvater, Konrad von Marburg, auf den Weg zur Vollkommenheit geleitet wurde, hatte sie einen andern Halt gefunden, woran ihre Seele gleich einer edlen Rebe am Geländ emporwuchs, nämlich die Regeln des sogenannten dritten Ordens. Damit hat es sich nämlich also verhalten:

In der italienischen Stadt Assisi war ein junger Kaufmannssohn, welcher zwar kein lasterhaftes, aber doch ein weltlustiges Leben führte und allen fröhlichen Gesellschaften nachzog. Etwas Gutes hatte er dabei, nämlich er war gut gegen die Armen

und schlug nie ein Almosen ab, wenn er „um Gottes willen angebettelt" wurde. In dem nämlichen Jahr, da Elisabeth geboren wurde, kam es bei diesem Jüngling zu einer wunderbaren Bekehrung, einer Wiedergeburt aus dem hl. Geist. Es ist nämlich aus ihm der berühmte Heilige und Ordensstifter, der hl. Franziskus von Assisi, geworden. In kurzer Zeit hatten sich viele Tausend Männer und Jünglinge ihm angeschlossen, die Alles hergaben und der Welt gänzlich entsagten, um nur Gott allein zu leben und zu dienen. Sie lebten in frommer Gemeinschaft, in herzlicher Liebe mit einander. Mitten in der Nacht standen sie auf und beteten gemeinsam. Gebet und Arbeit wechselten mit einander ab. Sie besaßen nichts und wollten nichts besitzen; die Armuth war ihre Geliebte. Jeder hatte nur ein Gewand mit einem Strick gegürtet und trug dasselbe, bis es unbrauchbar war. Wenn sie ihr täglich Brod erbettelten und mehr bekamen, als jeder brauchte, schenkten sie es den Armen. Sie führten ein wahrhaft apostolisches Leben und waren das Salz, der Sauerteig, wodurch Gott die verdorbene Christenheit der damaligen Zeit wieder auffrischen und verbessern wollte.

Indem nun Franziskus in Städten und Dörfern umherzog, um den Gekreuzigten zu predigen, machte das Wort eines so heiligen Mannes allenthalben auf die Zuhörer einen außerordentlichen Eindruck. Eine Menge Menschen beiderlei Geschlechtes wollten auch alles Irdische verlassen und in den Orden eintreten, während bestimmte Verhältnisse, z. B. weil sie verehelicht waren oder alte Eltern zu ernähren hatten, es ihnen nicht erlaubten, ihre Familie zu verlassen. Damit nun der gute Wille dieser Leute nicht unfruchtbar bleibe, so machte der hl. Franziskus Regeln für Solche, die in der Welt leben müssen, aber dennoch an dem Bußgeist und den Verdiensten des Franziskanerordens sich betheiligen wollen. Diese Regeln wurden dann von verschiedenen Päpsten geprüft und bestätigt, und denen, welche sie annahmen, viele Ablässe verliehen. Die Mitglieder heißt man Tertiarier; sie bilden den dritten Orden.

Die Verbindlichkeiten, welche die Mitglieder des dritten Ordens über sich nehmen, sind der Hauptsache nach folgende: Vor Allem müssen sie begangenes Unrecht wieder gut machen,

sich mit den Feinden aussöhnen, Kranke besuchen und überhaupt die zehn Gebote Gottes genau halten. Sie tragen im Verhältniß zu ihrem Stand möglichst einfache, bescheidene Kleidung ohne Zier, insbesondere nichts von Seide. Sie müssen alle öffentlichen Lustbarkeiten, z. B. Schauspiele, Tänze, Possenreißen, gänzlich meiden. Jeden Mittwoch, Freitag und Samstag des ganzen Jahres enthalten sie sich von Fleischspeisen; an allen Freitagen thun sie aber auch noch insofern Abbruch, als sie sich nur einmal satt essen, wie es z. B. allgemein an den Quatembertagen vorgeschrieben ist. An den drei Hauptfesten des Jahres müssen sie beichten und das hl. Abendmahl empfangen; täglich aber beten sie die sieben Tagzeiten, wie sie in den Ordensbüchlein zu finden sind, oder beten statt dessen im Verlauf des Tages 54 Vaterunser, was auch während der Arbeit geschehen darf, und hören die hl. Messe, wenn sie es füglich thun können. Nach Umständen kann der Beichtvater von manchen dieser Verbindlichkeiten dispensiren; auch ist man nicht unter einer Sünde gebunden, jede Regel genau zu beobachten, sondern verliert eben nur durch die Unterlassung das Verdienst. — Wozu aber alle Ordensmitglieder besonders verbunden sind, das ist, daß sie ein recht christliches, erwecklicheS und erbauliches Leben führen.

Da der hl. Franziskus seine Ordensbrüder bald in verschiedene Länder sandte, kamen solche auch nach Eisenach. Die Frau Elisabeth, welche selber so gründlich arm im Geiste war, mußte ein großes Wohlgefallen an einem Orden haben, welcher vor allen andern die Armuth sich auserwählt hatte. Sie gründete deßhalb in Eisenach ein Kloster für die Franziskaner, und ließ sich mit Erlaubniß ihres Gemahles in den dritten Orden aufnehmen. Auf diese Art war Elisabeth die erste Person, welche in Deutschland den dritten Orden annahm. Zwar sind schon vorher ihre Abtödtungen und religiösen Uebungen strenger und größer gewesen, als die neuen Regeln verlangen: allein durch den Anschluß an den Orden bekam ihr Beten, Fasten und sonstige gute Werke einen höhern Werth, weil es nun im Geist des Gehorsams und in der Gemeinsamkeit mit allen Ordensgliedern geschah.

Wenn eine so heiligmäßige Person, wie Elisabeth, durch die

Annahme des dritten Ordens sich schützen und festigen wollte unter den Gefahren des Weltlebens: so ist solches um so mehr Allen anzurathen, welche in der Welt leben müssen und ihre eigene Schwachheit und Sündhaftigkeit alle Tage erfahren. Sie sollen einen Halt, eine Stütze haben; dieß wäre besonders ein umsichtiger, strenger Beichtvater; allein dieser ist nicht überall zu bekommen. Andere hätten Vieles abzubüßen, aber sie haben noch nichts gethan. Viele fassen Vorsätze zur Buße, zur Besserung und guten Werken; aber ihre Vorsätze gleichen den Blüthen eines kranken Baumes: alle Frühjahr treibt er reichlich Blüthen, aber alle Jahr fallen sie auch wieder ab, bevor sie Frucht ansetzen. Den Meisten bringt der Weltverkehr immer tiefer in die Seele und droht Gott hinauszudrängen. — Nun sind aber gerade die Regeln vom dritten Orden ein heilsames Mittel hiegegen; dabei sind sie von der Art, daß auch Weltleute sie halten können, ohne an ihren Geschäften gestört zu werden; andererseits aber schützen sie vor Leichtsinn, Weichlichkeit, Lauheit, Hoffart und andern Sünden und leiten kräftig zu einem gottseligen Leben an, ohne allzu schwere Lasten aufzulegen.

„Denn mein Joch ist sanft und meine Bürde ist leicht."
Matth. K. 11, V. 30.

Das Menschenkind.

Die Frau Elisabeth sollte auf der Kreuzburg, mehrere Stunden von Eisenach entfernt, ihre baldige Niederkunft abwarten. Im Jahr 1222, drei Tage nach Mariä Empfängniß, bekam sie ihr erstes Kind, einen Knaben. Der edle Fürst wollte seine Freude darüber und seinen Dank gegen Gott gemeinnützig und bleibend ausprägen. Er eilte unverzüglich von Marburg fort nach der Kreuzburg. Der Weg führte über den Werrafluß. Es war aber nur eine hölzerne Brücke vorhanden, welche beim Anschwellen des Flusses leicht hinweggerissen werden konnte. Da nun Ludwig darüber ritt, fiel ihm der gute Gedanke ein, er wolle das Andenken an die Geburt seines Sohnes durch etwas befestigen, das Jedermann zu gut käme, und ließ deßhalb eine steinerne Brücke bauen. Sie steht jetzt noch, und eine schöne

gothiſche Kapelle, welche dabei angebaut iſt, ladet den Wanderer ein, anzukehren und ſich zu beſinnen, ob er auf dem rechten Weg — zu Gott — ſich befinde.

Manche wohlhabende Eltern könnten in ähnlicher Weiſe die Freude über die Geburt eines Kindes feiern und ſegnen, indem ſie z. B. ein Kruzifix am Wege errichten ließen, das dem Vorübergehenden eine ſtille Predigt hält, oder indem ſie in eine arme Kirche etwas zur Verherrlichung des Gottesdienſtes geben, oder indem ſie dem lebendigen Tempel Gottes, einem armen Kinde, Kleider machen laſſen, oder ſonſt durch ein gutes Werk ihren Dank bezeigten. Das würde doch gewiß dem neugebornen Kinde mehr Segen bringen, als wenn nur großer Aufwand bei dem Taufeſſen gemacht wird.

Der Landgraf ließ dem Kinde den Namen Hermann geben zum ehrenden Andenken an ſeinen verſtorbenen Vater. Gott ſchenkte dem gottſeligen Ehepaar außer dem Erſtgebornen ſpäter noch zwei Töchter, welche den Namen Sophie und Gertrud bekamen. Auch hier zeigte Eliſabeth ihre beſondere Frömmigkeit. Sobald ſie wieder den erſten Kirchgang machen konnte, zog ſie ein einfaches wollenes Kleid an, nahm ihr neugeborenes Kind auf die Arme, und ſtieg dann barfuß auf einem langen, ſteinigen Pfad den Schloßberg hinab in die Katharinenkirche, welche außerhalb der Stadt Eiſenach ſtand. Dort legte ſie ihr Kind, ein Lämmlein und ein Wachslicht auf den Altar und betete dann alſo: „O Herr Jeſus Chriſtus, dir und deiner lieben Mutter opfere ich die theure Frucht meines Leibes. Mein Gott und mein Herr, ſo wie du ſie mir gegeben haſt, ſo gebe ich ſie wieder von ganzem Herzen dir, dem Gebieter und huldvollen Vater der Mutter wie des Kindes. Nur um das Eine bitte ich dich heute, nur um die einzige Gnade flehe ich dich an, daß du dieſes von meinen Thränen benetzte Kindlein unter deine Diener und Freunde annehmen und ihm deinen heiligen Segen verleihen mögeſt.“ Wenn Eliſabeth dann nach Haus kam, ſchenkte ſie irgend einer armen Perſon das Kleid und den Mantel, welchen ſie auf dieſem Kirchgang getragen.

Wenn ein Kind zur Kirche getragen wird, ſcheint Alles fröhlich; es iſt der Aufgang eines jungen Lebens. Die Eltern

machen Wünſche und Hoffnungen für das Kind, daß es ſchön, geſchickt werde und gut oder glänzend verſorgt, eine Freude ihrer Tage, eine Stütze ihres Alters — und doch thut nur ein einziger Wunſch noth, an allem Andern liegt unendlich weniger, nämlich der Wunſch, welchen Eliſabeth für jedes ihrer Kinder zu Gott betete, ſo oft ſie barfuß eines in die Katharinenkirche brachte, daß es ein wahres Kind Gottes werden möchte. — Kommt der Menſch zur Welt, ſo iſt es, wie wenn er auf einen Schnellzug geſetzt würde; in ungeheurer Eile ohne Stillſtand fahrt er Tag und Nacht fort der einzigen Station zu, die es gibt. Dieſe Station iſt der Kirchhof, für den Leib zugleich der Wartſaal bis zur Auferſtehung. Die Seele geht noch weiter: „nach dem Tod kommt das Gericht," ſagt die hl. Schrift. Armuth oder Reichthum, Schönheit oder Verkrüppeltſein, hohes Alter oder niedere Dienſtbarkeit, Vergnügen oder Mühſale, blühende Geſundheit oder fortwährende Kränklichkeit — Alles fliegt vorüber und der Menſch kann gleichſam nur daran lecken, ohne etwas feſtzuhalten oder mitzunehmen. Nur Eines nimmſt du mit, ſelbſt über die Kirchhofſtation hinaus, und das iſt dein wahrer Beſitz, deine guten oder böſen Werke, und wie deine Seele geworden iſt; nicht wie ſie vor den Menſchen ſcheint, ſondern wie ſie vor dem allwiſſenden, heiligen Richter iſt. Dieß entſcheidet über unſägliches Weh oder Wohl auf ſo lange, als Gott im Himmel iſt.

„Alles Fleiſch veraltet wie Gras, und wie das Blatt am grünen Baum. Die einen fallen ab, und andere wachſen wieder: ſo das Geſchlecht von Fleiſch und Blut; das eine ſtirbt, das andere wird geboren."

Jeſus Sirach K. 14, V. 18 u. 19.

Das Kreuz der Liebe.

Jahrhunderte lang hatten die verſchiedenen deutſchen Länder und Fürſten ein gemeinſames Oberhaupt, das war der Kaiſer. Der damalige Kaiſer von Deutſchland hieß Friedrich II. Dieſer machte einen Kriegszug nach Italien und berief den Landgrafen Ludwig mit ſeinen Kriegsleuten, denſelben mitzumachen. So

trennte ſich denn der Landgraf zum erſten Mal auf längere Zeit von ſeiner lieben Gemahlin und zog mit dem Kaiſer über die Alpen nach Italien. Solches geſchah gegen Ende des Winters im Jahr 1226.

Nun aber entſtand in dieſem Jahre eine erſchreckliche Hungersnoth, die nirgends ärger war, als gerade in Thüringen und beinahe zwei Jahre anhielt. Die Armen ſtrichen in Feld und Wald umher, um Wurzeln, Holzäpfel, Hagenbutten, Schlehen und Kräuter zu ſuchen, und dadurch die Qual des Hungers nothdürftig zu ſtillen. Selbſt die aus Hunger gefallenen Thiere, deren Fleiſch ſonſt Niemand berührte, Pferde, Eſel, Hunde wurden begierig verzehrt. Aber auch die elendeſte, ekelhafteſte Nahrung war nicht genugſam vorhanden, darum ſtarb eine Menge Menſchen den entſetzlichen, langſamen, bittern Hungertod.

Wenn ſchon ein gewöhnlicher Menſch bei dem Anblick ſolchen Elendes von Mitleid und Unruhe erfüllt wird, wie wird es erſt der ſo liebevollen, barmherzigen Landesmutter Eliſabeth ergangen ſein! — Tag und Nacht ließ es ihr keine Ruhe; die Noth von vielen Tauſenden ſammelte ſich gleichſam in ihrem Herzen, ſo daß es überfüllt war vom ſchmerzlichſten Mitleiden und nur im Helfen ſeine Linderung ſuchte. Damals war gerade ſehr viel Geld, 64tauſend Goldſtücke, in der Schatzkammer des Landgrafen, der Erlös von einem bedeutenden Beſitzthum, das er vor Kurzem verkauft hatte. Eliſabeth machte ſich kein Bedenken daraus, dieſe große Summe vollſtändig für das arme Volk zu verwenden; nachher ging es an die herrſchaftlichen Vorrathskammern, worin damals eine überaus große Menge Getreide aufgeſpeichert war. Die Hofleute machten zwar der mildthätigen Landgräfin Vorſtellungen dagegen, indem ganze Burgen und Städte verkauft oder verpfändet werden müßten, wenn man im gleichen Maße die Kornhäuſer wieder füllen wollte. Solche Rückſichten hatten aber bei Eliſabeth kein Gewicht, da es ſich darum handelte, ihre Mitmenſchen vom Hungertod zu retten. Ihre entſchloſſene, thatkräftige Nächſtenliebe brachte es dahin, daß täglich in ihrer Gegenwart 900 Arme geſpeist wurden.

Als endlich Landgraf Ludwig aus der Fremde zurückkehrte, ſuchte ihm der Hausmarſchall und die Kaſſenbeamten dieſe Wohl-

thätigkeit in einem gehässigen Lichte darzustellen, wie seine Gemahlin Alles verschenke und den Hofhalt zu Grund richte. Ludwig aber gab ihnen zur Antwort: „Lasset meine liebe Elisabeth den armen Menschen Gutes thun; was sie um Gottes willen der Armuth zu Gute thut, da sage Niemand was dawider: wenn sie nur Wartburg, Eisenach und Naumburg nicht verschenkt, bin ich's wohl zufrieden. Ich weiß wohl nach der hl. Schrift, daß Gott dem Herrn drei Dinge sonderlich wohl gefallen und auch bei den Menschen wohl bestehen, das ist: Eintracht der Brüder, Liebe und Treue unter den Nebenchristen, ein Mann und ein Weib, die mit einander wohl zusammenstimmen."

Der Heiland fordert auf, wer ihm nachfolgen wolle, der müsse täglich sein Kreuz auf sich nehmen. Viele tausend Menschen können wenigstens zeitweise sagen: „Ich habe kein Kreuz, wie soll ich es täglich auf mich nehmen?" — Darauf gibt diese Geschichte ganz gute, schöne Antwort. Die reiche, allverehrte, geliebte Fürstin hatte für ihre Person damals auch kein Kreuz; aber ihre Nächstenliebe hat sich selbst eine Menge von schweren Kreuzen aufgeladen, das ächte Kreuz Christi, der Alles für Andere freiwillig getragen und gelitten hat. — Je mehr du das Gebot der Liebe ernstlich auf dich nimmst, desto mehr nimmst du Kreuz auf dich, so daß du jeden Tag genug daran zu tragen hast. Denn die Liebe treibt dich dazu, daß du getreulich der Aufforderung des Apostels nachkommst:

„Traget Einer des Andern Lasten, und so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen." Galater K. 6, V. 2.

Vernunft im Mitleiden.

Ich habe schon gutmüthige, mitleidige Menschen kennen gelernt, welche Jedem, der sie anbettelt und anjammert, ohne sich weiter zu besinnen, alsbald geben, was sie nur können. Solche Menschen meinen es gut, aber ihre Gaben sind oft weggeworfen, indem sie nur die Arbeitsscheu, Unordnung und Trunksucht befördern; sie verschleudern auf diese Art das, womit Andern, die es würdiger und bedürftiger sind, geholfen werden könnte. Gott

gibt auch nicht Jedem, was er von Gott begehrt; nicht als sei Gott nicht reich und gütig genug zum Geben, sondern weil Gott in Weisheit gibt und in Weisheit verweigert, je nachdem es dem Menschen für seine höchste Bestimmung nützlicher ist.

Weil Elisabeth nicht bloß von natürlicher Gutmüthigkeit getrieben war, sondern von Christi Geist, eben deßhalb werden wir auch kein blindes Hergeben bei ihr finden, sondern Vernunft und Ordnung in ihrer Wohlthätigkeit. Die junge Fürstin fand es der Mühe werth, sich ernstlich zu besinnen, wie möglichst Vielen und möglichst lang und nachhaltig geholfen werden könne. Sie ließ jedem Armen nur so viel Nahrungsmittel geben, als er für den Tag brauchte; sie mag auch die Erfahrung gemacht haben, daß Arme nicht immer gute Haushälter sind und wenn sie mehr haben, als im Tag nothwendig ist, es nicht zu vertheilen wissen. Um aber den Hülfsbedürftigen die Kosten der Zubereitung zu ersparen, gab sie ihnen kein Getreide oder Mehl, sondern ließ täglich auf dem Schloß Brod backen, so viel nur die Backöfen fassen konnten. So geschah es denn, daß alle Tage gegen tausend Menschen auf die Wartburg in den Schloßhof kamen, um von Elisabeth, dieser lebendigen Hand der Güte Gottes, ihr Brod zu empfangen. Deßgleichen ließ sie auch Kleider machen oder kaufte sie auf dem Markte, und theilte dieselben an solche aus, die deren bedürftig waren.

Nun aber gab es noch Hunderte von Nothdürftigen, welche aus Krankheit, Alter, Schwäche nicht im Stande waren, den Berg hinaufzusteigen und ihre Nahrung dort zu holen. Elisabeth gehörte nicht zu jenen sinnlichen Menschen, die höchstens das Elend berücksichtigen, wenn es ihnen grell vor den Augen steht und ihnen in die Ohren schreit, sondern sie schaute auch im Geist nach dem verborgenen und oft größern Elend. Besonders Armseligen brachte sie selber, was sie und ihre Kammerfrau vom Essen übrig hatten, und sah deßhalb darauf, daß an ihrem Herrentisch nicht mehr gegessen werde, als nothwendig, damit ihren lieben Armen ein desto größerer Antheil bleibe. Mit dem Vorrath stieg sie dann selbst den Berg hinab, um nicht nur durch die Gabe, sondern auch durch ihren Besuch die armen Kranken zu erfreuen. Selbst in den entfernteren Theilen des

Landes sorgte sie auf das Beste für die Unterthanen. Da sie während der Abwesenheit ihres Mannes persönlich die Regierung zu führen hatte, so ließ sie an die landgräflichen Beamten einen Befehl ergehen, daß alle Einkünfte verwendet werden müßten zur Unterstützung der nothleidenden Unterthanen. Die Beamten machten zwar Vorstellungen dagegen, allein die Landgräfin bestand darauf, daß diese Anordnung genau vollzogen werde. Außerdem ließ sie noch all' ihre Edelsteine und andere kostbare Gegenstände verkaufen; der Erlös davon wurde dann besonders an Arme in entfernteren Gegenden ausgetheilt, wo sie nicht selbst nachsehen konnte. Wenn es aber bisweilen mit dem Geld zu Ende war, nicht aber mit der Noth, so verschenkte sie auch fürstliche Kleider und Kostbarkeiten, mahnte aber die Kranken dabei: „Ihr sollt dieß nicht gebrauchen, um der Eitelkeit damit zu fröhnen, sondern daß ihr es verkaufet, zu eurer Nothdurft verwendet und dabei fleißig arbeitet. Denn es steht geschrieben: Du sollst die Frucht deiner Hände essen, und wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen."

Weil es aber für den Armen eine viel größere Wohlthat ist, wenn man ihn in Stand setzt, daß er sein Brod durch Arbeit verdiene, als wenn man ihn nährt und dabei müßig gehen läßt: so versammelte Elisabeth, da einmal die Ernte heranrückte, alle Arme, welche arbeiten konnten, und theilte jedem ein neues Hemd und eine Sichel aus und schickte sie an die Arbeit. Ihr gütiges Herz dachte aber auch daran, wie schmerzlich es sei, auf Stoppelfeldern barfuß zu gehen; darum bekam jeder auch noch ein Paar neue Schuhe zum Geschenk.

Je mehr man mit Armen zu thun hat, desto mehr findet man auch die richtige Art, wie ihnen zu helfen ist. Wir können von der hl. Elisabeth die vernünftige Ordnung lernen, wie die Wohlthätigkeit geübt werden soll. Also 1) Wenn der Arme arbeiten kann, so erweisest du eine viel größere Wohlthat, wenn du ihm Gelegenheit verschaffest, durch Arbeit sein Brod zu verdienen, als wenn du ihn ernährest und dabei müßig gehen lassest. 2) Es ist meistens zweckmäßiger, den Nothdürftigen das, was sie bedürfen, z. B. Nahrung, Kleidung, selbst anzuschaffen, statt ihnen kurzweg Geld zur beliebigen Verwendung in die

Hand zu geben. 3) Wenn du dich um eine dürftige Person oder Familie annimmst, so gib ihr nicht auf einmal Alles, was du auf sie verwenden magst, sondern vertheile es auf bestimmte Zeitfristen. 4) Deine Gutthätigkeit soll auch darin vernünftig sein, daß du nicht bloß denen gibst, welche dir zulaufen, sondern daß du die verborgene Armuth aufsuchst; so mancher Mensch, der noch nie gebettelt hat, kommt z. B. durch Krankheit in große Noth, getraut sich aber nicht, etwas zu begehren. In London kommt es fast jede Woche vor, daß Einer, der nicht mehr seinen Unterhalt erwerben kann, sich hinlegt und wartet, bis der Hungertod ihn umgebracht hat — ganz in der Stille. Die stumm getragene Noth ist oft viel ärger, als die, welche laut schreit.

„Wende dein Auge nicht von dem Dürftigen; und gib denen, die dich bitten, keine Veranlassung dich zu verwünschen. Denn wenn er in der Bitterkeit seines Herzens dir flucht, so hört dessen Bitte sein Schöpfer.“

Jesus Sirach K. 4, V. 5 u. 6.

Der Krankenbesuch.

Das Schloß Wartburg liegt auf der Höhe eines Berges, unten am Fuß ist die Stadt Eisenach. Außer dem Spital für 28 Kranke auf der halben Höhe des Berges, hatte Elisabeth auch ein Spital vor der Stadt erbauen lassen, das jetzt noch besteht. Jeden Tag, auch bei schlechtestem Wetter, stieg nun die junge Fürstin vom Berg herab, um die zwei Krankenhäuser zu besuchen.

Hier ging sie nun von einem Bett zum andern, fragte jeden Kranken, wie es ihm gehe und was er brauche. Und gerade die, deren Krankheit und Aussehen am abstoßendsten war, besorgte sie mit besonderm Eifer. Sie reichte ihnen die Nahrung oder Arznei, machte ihre Betten, trug und legte sie zurecht, reinigte ihnen Gesicht, Nase und Mund, indem sie mit eigenem Schleier dieselben mütterlich abtrocknete. Elisabeth hatte von Natur einen großen Widerwillen gegen verdorbene Luft und üblen Geruch; in damaliger Zeit konnte man aber nicht so gute Vorkehrungen dagegen treffen, wie solches heutigen Tages

in ordentlichen Spitälern geschieht. Daher kam es, daß die Kammerjungfern, welche zuweilen ihre Herrin in's Spital begleiteten, fast ohnmächtig wurden, oder laut murrten über den unausstehlichen Geruch in den Krankenstuben, besonders bei großer Sommerhitze. Elisabeth aber verläugnete sich selbst, sie ließ sich nicht von den unangenehmen Empfindungen der Sinnlichkeit beherrschen, sondern sie benahm sich gerade, wie wenn sie gar keinen Geruch hätte. Sie mag wohl gefühlt haben, wie sehr es dem Kranken weh thut, wenn man Ekel vor ihm zeigt; und konnte um so leichter im Geist der Liebe solche Unannehmlichkeiten tragen, da sie ganz daran gewöhnt war, durch scharfe Bußübungen ihren Leib in strenger Dienstbarkeit zu halten.

Was der hl. Elisabeth sonst noch an Zeit übrig blieb, das verwandte sie dazu, in der Umgegend arme Häuser aufzusuchen und den Kranken oder sonst Nothleidenden persönlich beizustehen. Einst kam sie z. B. in eine solche Hütte, wo ein Kranker lag und kein Mensch zu seiner Abwartung in der Nähe war. Der Kranke seufzte, daß er gern Milch trinken möchte, er sei aber vor Schwäche nicht im Stand aufzustehen und die Kuh zu melken. Ihr gutes Herz trieb nun die Landgräfin, daß sie selbst in den Stall ging, um zu melken und dem Kranken sein Verlangen zu stillen. Aber die Kuh wehrte sich ganz ungebärdig gegen die ungeschickte Melkerin, so daß diese ihren Versuch wieder aufgeben mußte. — Wird Gott nicht mit größerem Wohlgefallen die Fürstin im Kuhstall angesehen haben, als er manche vornehm gekleidete Person ansieht, wie sie breit und behaglich im Kirchstuhl sitzt?

Man erzählt, daß zuweilen an Orten, wo Schätze vergraben waren, ein Haufe verächtlicher Gegenstände, z. B. Scherben, Eierschalen, Kohlen, Käfer sich gezeigt hätten; wenn dann Jemand zugegriffen hätte, so sei es lauter Gold und Silber gewesen. Zu Wahrheit und Wirklichkeit wird diese Sage, wenn man Arme, Kranke, sinnlich betrachtet, abstoßende Personen nicht verachtet, sondern gleichsam zugreift, d. h. sich liebreich um sie annimmt; dieß verwandelt sich in das Gold ewiger Belohnung und in diesem Leben schon in das Silber schöner, edler

Freude. Deßhalb ſagt der Heiland: „Thuet meine Lehre, ſo werdet ihr inne werden, daß ſie aus Gott iſt.“ Eliſabeth wurde dieſes in hohem Grade inne, und wurde bei ihrem Armen- und Krankendienſt von ſolchem Frieden und Freude übergoſſen, daß ſie manchmal in lautem Gebet Gott dafür lobte und dankte. Ein ſolches Gebet von ihr iſt noch aufgeſchrieben und lautet alſo: „O Herr, ich kann dir nicht genug dafür danken, daß du mir verſtatteſt, dieſe armen Menſchen, deine liebſten Freunde, aufzunehmen und ſie auf dieſe Weiſe zu verpflegen.“

Und hier macht der arme Kapuziner von Kochem wieder die ſchöne Ermahnung: „Hie bitte ich alle, ſo Mittel haben, ſie wollen der großen Freigebigkeit dieſer Fürſtin in etwas nachkommen und nach ihrem Vermögen die Werk der Barmherzigkeit üben. Große Bußwerk, langes Wachen, vil Beten, ſtreng Faſten, ſchwäre Kreuz tragen und dergleichen könt und wolt ihr nicht: ſo übet dan zum wenigſten die Barmherzigkeit, damit ihr Seligkeit erlanget. Ich vermaine, es ſeye kein leichteres Mittel ſeine Sünden abzubüßen als durch Almoſen geben.“

„Kommet, ihr Geſegnete meines Vaters! Nehmet das Reich in Beſitz, welches euch von Anbeginn der Welt bereitet iſt. Denn ich war krank, und ihr habt mich beſucht.“ Matth. K. 25, V. 34. u. 36.

Am Todbett und zum Grab.

Ein gewaltiges Schauſpiel und eine tiefſinnige Predigt ohne Laut iſt der Anblick eines Sterbenden; darum benützen manche chriſtliche Perſonen die Gelegenheit, wenn ſie dem Sterben eines Menſchen anwohnen können; ſie ſchauen hier an die unergründliche Angſt und Noth, womit das Menſchenleben abſchließt, und werden demüthiger und ernſter, für das Irdiſche gleichgültiger und ſorgſamer gegen die Sünde. — Aber noch ein anderer Grund hat ſchon viele gute Chriſten zu Sterbenden getrieben, nämlich dieſen unendlich bedrängten Seelen beizuſtehen. Die heilige Schrift ſagt: „Wie der Baum fallt,

so liegt er," d. h. wie im Augenblick des Abscheidens die Seele beschaffen ist, ob sie in der Todsünde oder in der Gnade Gottes sich befindet, so bleibt sie in alle Ewigkeit. Der Katholik schließt deßhalb mit Recht täglich den englischen Gruß mit den Worten: „Heilige Maria, bitt' für uns jetzt und in der Stunde unseres Todes." Das Sterben heißt nicht umsonst Todeskampf. Das Weh des Leibes, bis alle Lebensgeister abgelöscht und Leib und Seele ganz entzwei gerissen sind, mag noch das Geringere sein; aber die Seele selber wird noch schrecklicher angefochten und in Gefahr gebracht. Es können in der Todesstunde oft schwere Versuchungen kommen von Zweifel im Glauben, von Bitterkeit gegen Gott oder gegen Menschen, von sündhaften Stimmungen aus alter Gewohnheit, von Verzweiflung; der böse Geist macht noch den letzten, vielleicht stärksten Anfall, die Seele von Gott loszureißen. Die Gefahr, daß insbesondere solche Menschen, die sich während der Krankheit erst bekehrt haben, im letzten Kampf dennoch unterliegen, ist um so größer, je länger sie in der Sünde gelebt haben; denn die sündige Gewohnheit ist, wie der hl. Chrysostomus sagt, ein selbsterschaffener Teufel und taucht in der Seele wieder auf, sobald sie nicht mehr kräftig kämpft. Daher ist es von so großem Werth, daß gute Christen mit Gebet, mit Vorlesen, mit Zuspruch der Seele beistehen, welche im schwersten Kampf steht, und in nächster Nähe Tod und Gericht vor sich hat.

Das ist eben so schön im Leben der hl. Elisabeth, daß Alles, was die Liebe guter Christen je ersonnen und gethan hat, sie selber im vollsten Maße auch gethan hat. Es ist ausdrücklich von ihr aufgeschrieben, wie eifrig sie Sterbende aufgesucht hat, um ihnen beizustehen in dem schreckhaften Uebergang in die Ewigkeit. Stunden lang betete sie zu Gott für den Abscheidenden um eine glückselige Sterbestunde. Und wenn dann der Todeskampf dem Ende zuging, wo das Gesicht des Sterbenden oder soeben Gestorbenen oft widerwärtig entstellt ist, da that die gute Fürstin, was sonst kaum die nächsten Angehörigen thun mögen, sie küßte das erblaßte, entstellte Angesicht, das noch feucht war vom kalten Todesschweiß. Und auch dann verließ sie den Leichnam noch nicht; sie legte denselben

anständig mit einem Todtenkleid an, das sie oft selbst zu diesem Zweck verfertigt hatte.

Stell' dir, du Leserin, selbst vor, was das für ein großer Unterschied ist, wenn du mit einer hübschen Stickerei beschäftigt bist, vielleicht zum leibeigenen Putz oder zu üppiger Zierde der Wohnung, oder in buhlerischem Gedanken dessen, welchem du die Arbeit bestimmt hast — und wenn die Königstochter Elisabeth auf der Wartburg saß und Todtenkleider verfertigte für arme Leute. Wie ganz verschieden muß das Eine und muß das Andere vor Gottes Augen erscheinen! Elisabeth arbeitet für das Grab, aber auch für die Ewigkeit — und du für die Eitelkeit. Das Todtenkleid verwest noch viel schneller als deine Stickerei, aber es wird mit hohem Preis verwerthet jenseits — was wirst du wohl jenseits von deiner zierlichen Arbeit haben? Besinne dich einmal darüber!

Gerade weil in Elisabeth der Geist Gottes regierte, so gab sie auch in dieser Beziehung reichen Menschen keinen Vorzug vor Armen; sie konnte es nicht leiden, wenn den Leichnamen wohlhabender oder vornehmer Familien neue und kostbare Kleider in das Grab mitgegeben wurden; sie suchte solches, soweit es möglich war, zu verhindern und zu bewirken, daß der Werth davon an Arme verwandt wurde. Diese waren ihr überhaupt so eigenthümlich lieb, daß sie bei keinem Leichenbegängniß weniger fehlte, als wenn ein Armer zu Grab getragen wurde. Auch darin sieht man den Unterschied der Kinder Gottes und der Weltmenschen. Letztere erscheinen sehr zahlreich bei dem Leichenbegängniß vornehmer Personen; hingegen die Leiche des Armen wird von ihnen gemieden, und nur Personen, die selber arm sind, begleiten dieselbe und beten den Rosenkranz.

„Mein Brod gab ich den Hungrigen und meine Kleider den Nackten; und wenn ich Einen von meinem Volke todt liegen sah, so begrub ich ihn." Tobias K. 1, V. 17.

Die Mutterliebe.

Wer Christi Geist hat, bei dem wird es sich besonders auch darin beurkunden, daß er eine heilige, ehrfürchtige Liebe

zu den Kindern hat. Außer dem Allerheiligsten im Tabernakel wissen wir nichts Sichtbares auf Erden, worauf das Wohlgefallen Gottes so gewiß und so ungetrübt ruhete, als gerade ein unschuldiges Kind. Deine Liebe und die Liebe Gottes begegnen sich einander in dem Kinde, und du bist in dieser Beziehung in wahrer schöner Harmonie mit Gott. Dieß gilt aber nicht von denen, welche nur ihre eigenen Kinder und etwa solche noch lieben, die besonders hübsch sind und wohlgekleidet; denn dieß ist nur sinnliche Liebe, welche mit der Liebe Gottes nichts gemein hat; das Thier liebt seine Jungen auch. Aber fremde Kinder lieben, die vielleicht auch noch viel Abstoßendes haben, das ist eine Liebe aus dem christlichen Glauben und wird sich überall finden, wo eine Seele durch lebendigen Glauben und Liebe Gottes geheiligt ist.

Elisabeth hatte eine besondere Anstalt für arme Waisenkinder gestiftet; diese behandelte sie mit so zärtlicher Sorgfalt, als wären es ihre eigenen Kinder. Und gerade die ekelhaftesten und verkrüppeltsten verpflegte sie mit besonderer Liebe; sie reinigte dieselben, nahm sie auf ihren Schooß. Wie einer wahren Mutter, war es der hl. Elisabeth nicht genug, ihre Pflegekinder mit dem Nothwendigen zu versorgen, sondern sie suchte die jungen Herzen auch mannigfach zu erfreuen; sie brachte ihnen gewöhnlich allerlei kleine Geschenke. Einmal hatte sie in der Stadt einen Vorrath solcher Spielsachen gekauft; irdene Geschirrlein, gläserne Ringe u. dgl. Als sie aber damit nach dem Schloß fahren wollte, stürzte der Wagen an einem hohen Felsen hinab; wunderbarer Weise nahm sie selbst gar keinen Schaden dabei, aber auch die zerbrechlichen Spielsachen blieben sämmtlich unverletzt. Es war, wie wenn die Schutzengel der armen Kinder die Pflegmutter und Alles, womit sie die Kinder erfreuen wollte, auf Händen getragen hätten.

So oft Elisabeth in das Waisenhaus kam, liefen die Waisenkinder auf sie zu, ergriffen ihre Hände und Kleider und riefen: „Mutter, Mutter!“ Und mit Recht ließ sich die Fürstin von den armen Kindern Mutter heißen, da sich der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde Vater nennen läßt von uns armen Sündern. Ein Schriftsteller der damaligen Zeit macht

den Vergleich: „Wie die jungen Hühnlein sich unter die Flügel der Henne sammeln, so fanden jene armen Kleinen unter den Flügeln ihrer Mütterlichkeit Ruhe und Pflege.“

Elisabeth hat auch eigene Kinder gehabt und hat sie geliebt, so gut eine Mutter nur ihre Kinder lieben mag — aber was sie an den armen Waisenkindern gethan und geliebt hat, ist eben doch noch vornehmer und reineres Gold vor dem heiligen Gott gewesen, als die natürliche Mutterliebe. Denn Gott ist eben der Vater eines jeden Kindes, sei es ungestalt, mit Geschwüren behaftet oder selbst blödsinnig — Gott hat den Diamant einer unsterblichen Seele in diesen Fleischleib verborgen; darum nimmt er es so hoch auf, wenn man seinetwegen um ein armseliges Kind sich annimmt.

> **„Und er nahm ein Kind, stellte es mitten unter sie, und indem er es umarmte, sprach er zu ihnen: Wer eines dieser Kinder auf meinen Namen aufnimmt, nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, nimmt nicht allein mich auf, sondern auch Den, der mich gesandt hat.“**
>
> Mark. K. 9, V. 36 u. 37.

Hast denn du, mein Leser, in dieser Beziehung auch schon Etwas gethan oder reicht dein Glaube und deine Liebe nicht so weit? — Sind deine Verhältnisse nicht von der Art, daß du ein armes Kind zu dir nehmen und christlich erziehen kannst, so kann doch fast Jeder Anstalten für verwahrloste Kinder unterstützen oder selbst ein Kind, das in Gefahr steht, zu verderben, hineinschicken und für es bezahlen. Uebrigens kann man viel, wenn man christlichen Geist hat und es Einem Ernst ist. In Neapel ist die liebliche Sitte, daß wenn einer Familie ein Kind wegstirbt, so sucht sie ein armes Kind, nimmt es in's Haus, und erzieht und versorgt das fremde statt des eigenen. Sehet, in solcher Uebung zeigt sich die Schönheit des Christenthums. Könnte von meinen Lesern Keiner auch Solches thun?

Eheliche Treue.

Der Landgraf hatte sich mit seinen Kriegsleuten zu dem italienischen Kriegszug gestellt, weil sein Oberherr, der Kaiser

Friedrich, solches verlangt hatte. Da sich die Angelegenheiten in die Länge zogen, bat Ludwig den Kaiser, ihm Urlaub zu geben, auf daß er wieder nach seinem eigenen Land und Leuten sehen könnte. Auf der Rückreise kehrte der junge Landgraf am Hof eines Fürsten an, welcher mit ihm nahe befreundet war, dessen Name aber von dem alten Berichterstatter verschwiegen wird, vielleicht aus Gewissenhaftigkeit, um sich nicht der Ehrabschneidung schuldig zu machen. Hier wurde nun der Landgraf mit vieler Freude aufgenommen und ihm zu Ehren ein Gastmahl und Lustbarkeiten angestellt. Sei es nun, daß an manchen fürstlichen Höfen damals überhaupt Sittenlosigkeit herrschte und man sich nicht schämte, das Laster wie ein erlaubtes Vergnügen zu treiben, oder sei es, daß man den Landgrafen auf die Probe stellen wollte — als er in sein Schlafgemach geführt wurde, befand sich daselbst eine junge, sehr schöne Weibsperson. Kaum erblickte Ludwig dieselbe, so rief er sogleich seinem Begleiter, dem Ritter Vargila, und befahl ihm, die Person fortzuführen. Dann sagte er zu ihm: „Wahrhaftig, wenn der Ehebruch auch keine Sünde vor Gott und keine Schande vor den Menschen wäre, so würde ich schon meiner lieben Elisabeth zu Lieb mich davon enthalten, um sie nicht zu betrüben und in ihrem Gemüth irre zu machen."

Den andern Tag wollte der Fürst, bei welchem Ludwig zu Gast war, seinen Scherz über die Geschichte machen, da antwortete ihm der Landgraf: „Wisset, Vetter, nicht um das ganze römische Reich würde ich eine solche Sünde thun."

Der Ehebruch ist unter allen Umständen eine der größten Sünden, weil die Ordnung Gottes und das Wohl der menschlichen Gesellschaft unerläßlich streng die eheliche Treue erheischt. Ja, selbst der begierliche Gedanke nach einem fremden Weib ist schon eine Todsünde dem Ausspruche des Herrn gemäß. — So viel ist aber gewiß, daß der Mann um so weniger in Gefahr des Ehebruchs kommt, je mehr die Ehefrau versteht, sein Herz einzunehmen. Dazu gehört aber nicht besondere Schönheit, sondern hauptsächlich die Anmuth der Seele. So war es bei der hl. Elisabeth der Fall. Sie war so tugendreich, daß ihr Mann die höchste Verehrung für sie hatte; dabei zeigte sie aber auch

die größte Freundlichkeit gegen ihn und zeigte sich, wenn er gegenwärtig war, in anständigem, gefälligem Anzug, obgleich schöne Kleider ihrer Herzensdemuth zuwider waren. Manche Frauen sind zwar rechtschaffen und arbeitsam, haben aber unschöne Manieren an sich, oder sind unreinlich und verwahrlost im Anzug — hingegen sind andere zwar bedacht, sich hübsch zu kleiden, aber ihre Seele hat nichts Schönes an sich, sondern Flecken, welche nicht nur Gott mißfallen, sondern auch bei dem Manne Widerwillen und Abneigung hervorbringen. Insbesondere ist es Eifersucht, Wunderlichkeit, grämliches oder herrschsüchtiges, zänkisches Wesen des Weibes, was ihr das Herz des Mannes entfremdet; weil er bei andern Personen und außer dem Haus keine Vorwürfe, wohl aber viel Freundlichkeit findet, so zieht es ihn ab von der eigenen Familie, entzündet unerlaubte Neigungen und zuletzt stürzt er in die Todsünde des Ehebruchs. Der Mann ist freilich damit keineswegs entschuldigt, aber das Weib trägt auch einen Theil der Schuld, wenn ihr ganzes Thun und Lassen in allweg das Gegentheil ist von dem Benehmen der hl. Elisabeth.

„Heilig sei bei Allen die Ehe und unbefleckt das Ehebett; Unzüchtige aber und Ehebrecher wird Gott verdammen." Hebr. K. 13, V. 4.

Ein Riß in's Herz.

Der Krieg ist etwas Furchtbares und bringt über so zahllos viele Menschen Elend, wie gar kein anderes Unglück. Und was noch besonders heillos ist, die Ursache des Krieges ist gemeiniglich sündhaft und niederträchtig; der Ehrgeiz oder die Habsucht großer Herren zündet den Brand an. Sie selbst bleiben in Sicherheit, aber viele tausend Jünglinge und Männer, welche dazu gezwungen werden, müssen als Soldaten einander morden und zu Krüppeln machen, und wissen oft nicht, warum. — In dem Jahrhundert, als die hl. Elisabeth lebte, und schon vorher, war auch ein großer, langer Krieg entstanden, aber viel edler als die meisten andern Kriege; denn einmal wurde Niemand dazu gezwungen, dann aber war der Beweggrund nicht ge-

meiner Eigennutz von Fürsten, sondern die Religiosität ganzer Völker.

Es war nämlich über die christlichen Länder in Europa ein wunderſamer Geiſt und Begeiſterung gekommen. Es war, wie wenn die chriſtlichen Völker ein großes Heimweh bekommen hätten nach dem heiligen Land: Spaniern, Italienern, Engländern, Franzoſen, Deutſchen war es zur gemeinſamen Herzensangelegenheit geworden, die Stätten, wo unſer Heiland gelebt und gelitten hat, den Ungläubigen zu entreißen und eine chriſtliche Herrſchaft dort einzuſetzen. Was ſonſt nur einzelne Männer thaten, nämlich ihr Leben für die Religion dranſetzen, indem ſie zu den Heiden gingen — das thaten nun Hunderttauſende aus allen Ständen; ſie verließen Familie und Vaterland und Alles, was nur dem irdiſchen Menſchen lieb ſein kann, zogen über das Meer in einen fremden Welttheil, den größten Beſchwerden und einem wahrſcheinlichen gewaltſamen Tod entgegen.

Es iſt leicht zu denken, daß ein ſo religiöſer, edler Mann, wie Landgraf Ludwig, es nicht ertragen konnte, behaglich zu Haus ſitzen zu bleiben und ſich wohl ſein zu laſſen, wenn ſo zahllos viele Männer aller Stände, ſelbſt Knaben, für Gottes Sache in den Krieg gegen die Ungläubigen zogen. Er hatte in der eigenen Familie Vorbilder hiefür; ſein eigener Vater Hermann hatte einen Kreuzzug mitgemacht, deßgleichen Ludwig, der ältere Bruder ſeines Vaters, ferner ſein Schwiegervater, der König Andreas von Ungarn. Als daher im Jahre 1227 der Kaiſer Friedrich II. einen neuen Aufruf an die Chriſtenheit ergehen ließ, ſich im Herbſt zu einem Kreuzzug in's heilige Land zu ſammeln, faßte auch Ludwig den Entſchluß, demſelben ſich anzuſchließen. Nun aber ſoll man in ſo wichtigen und ſchweren Unternehmungen eben doch nicht bloß ſeinen eigenen Gedanken trauen, deßhalb redete er noch mit dem Biſchof Konrad von Hildesheim darüber. Da dieſer den Vorſatz des Landgrafen billigte, ſo legte er nun das förmliche Gelübde ab und nahm zum Zeichen desſelben von dem Biſchof das Kreuz an.

Diejenigen nämlich, welche dem Aufrufe, einen Kreuzzug mitzumachen, nachkommen wollten, bekamen ein Kreuzzeichen, aus rothem Tuch oder Zeug geſchnitten, an die rechte Schulter an-

geheftet, damit alle Soldaten des Kriegsheeres Christi einander daran erkennen könnten. Da aber die Frau Elisabeth gerade in der Hoffnung war und Ludwig wohl wußte, wie furchtbar schwer diese Nachricht ihr fallen werde, so wollte er nicht plötzlich ohne Vorbereitung ihr dieselbe kund thun. Er ließ sich daher das Kreuz nicht anheften, sondern bewahrte es vorderhand in der Tasche, welche nach damaliger Sitte an dem Gürtel getragen wurde.

Einmal saß der Landgraf Abends bei seiner Gemahlin in vertraulichem Gespräch, und wie in freundlichem Spiel langte Elisabeth in die Tasche ihres Gemahls, um zu sehen, was er darin habe. Da fand ihre Hand das Kreuz, das bekannte Zeichen, daß sich Einer dem Kreuzzug angelobt habe. Wie von einem Blitzstrahl wurde Elisabeth von diesem Anblick zusammengeschmettert. Der plötzliche Tod ihres Gemahls hätte kaum entsetzlicher auf sie wirken können, als der Anblick dieses Kreuzes; sie verlor die Besinnung und sank ohnmächtig zu Boden.

Du armes Weib! Schmerz und Schrecken und schwere Ahnungen sind plötzlich auf dich eingestürmt und haben dich niedergeworfen beim Anblick des Kreuzes. Und noch mehr: schon im Verlauf eines Jahres hat das rothe Kreuz, das du in der Tasche deines Gemahl gefunden, dir viel Aergeres noch gebracht, als dein geängstigtes Herz je ahnen konnte! Dieß Kreuzzeichen war gleichsam auch ein unscheinbares Senfkörnlein, aus welchem ein ganzer großer Kreuzes-Baum des schärfsten, bittersten Leidens hervorwachsen sollte. Deine eigene Seele mußte mit diesem Kreuz gezweigt werden, daß du selbst eine wunderbare Passionsblume werdest, ein schönes Trauerspiel für Engel und Menschen.

„Fürchte dich nicht vor dem, was du noch leiden wirst. Sei treu bis in den Tod, und ich will dir die Krone des Lebens geben." Offenb. Joh. K. 2, V. 10.

Ergebung in's Kreuz.

Erschrocken über die Ohnmacht seiner lieben Gemahlin, hob der Landgraf sie von der Erde auf und suchte sie zu beruhigen und zu trösten, als sie wieder zur Besinnung gekommen war.

Wie es bei so christlichen Personen natürlich ist, tröstete er sie nicht mit unwahren Ausflüchten und weltlichen Redensarten, sondern mit Hinweis auf Gott, mit liebevollem, religiösem Zuspruch. Der Landgraf sagte zu seiner lieben Gemahlin: „Ich mache den Kreuzzug mit aus Liebe zu unserm Herrn Jesus Christus. Du wirst doch nichts dagegen haben, wenn ich jetzt für Gott das Nämliche thue, was ich ja für den Kaiser und das Reich auch thun müßte, wenn es von mir verlangt würde."

Lange sagte Elisabeth nichts, sondern weinte nur; endlich sagte sie: „Lieber Bruder, wenn es nicht wider Gott ist, so bleibe bei mir; denn wider seinen Willen wollte ich dich nicht haben." — Ludwig antwortete: „Liebe Schwester, gönne mir, daß ich hinfahre, denn ich habe es gelobt." — Da ergab die gute Frau ihren Willen in Gottes Willen und sprach: „Gegen Gottes Gebot will ich dich nicht zurückhalten. Er gebe dir seinen Willen zu thun. Ich habe dich und mich ihm zum Opfer dargebracht. Gottes Milde und Seligkeit sei mit dir ewiglich, das wünsche ich dir allzeit; reise fort im Namen Gottes."

Ein schwerer Entschluß, ein großes Opfer schneidet tief in's Herz; der arme Mensch muß gleichsam ausruhen davon, wie wenn er eine schwere Wunde bekommen und viel Blut verloren hätte. Beide, Elisabeth und der Landgraf, blieben noch einige Zeit sitzen, still, in schweren Gedanken. —

Was wird aber unter solchen Umständen christlichen Eheleuten wohl am meisten zu denken geben? Gewiß die Versorgung der Kinder. Als der erste Schmerz etwas ausgeglüht hatte, beredete sich das gottselige Ehepaar, wie es mit dem Kinde zu halten sei, dessen Geburt erst in Abwesenheit des Vaters erwartet werden konnte. — Sie kamen mit einander überein, daß das Kind, welches sie erwarteten, auch Gott geopfert sollte werden, es solle in einem Kloster zum geistlichen Stand erzogen werden. Wohl mögen die guten Eltern auch gedacht haben, daß ein vaterloses Kind nirgends besser auf Erden versorgt sei, als wenn es von früher Jugend in einem Kloster aufwachst und sich an das regelmäßige gottesdienstliche Leben in einem Orden gewöhnt.

Gott nimmt es nicht übel, wenn der arme Mensch im ersten

Augenblick, da er von einem schweren Kreuz überfallen wird, heftigen Schmerz fühlt und jammert und weint. Dieß bringt eben unsere schwache Natur mit sich. Je mehr du aber wahres Christenthum hast, desto bälder wirst du dich wieder fassen und gelassen in den Willen Gottes dich ergeben. Dieß gehört eben auch wesentlich zum Christenleben, nicht nur daß man Gutes thut, sondern auch daß man Bitteres geduldig ertragt, wie Christus der Welt so viel durch seine Leiden genützt hat, als durch seine Thaten. Darum hat Gott dafür gesorgt, daß es überflüssig viel Leiden in der Welt gibt.

„Und wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt, und mir nachfolgt, ist meiner nicht werth."

Matth. K. 10, V. 38.

Schmerzlicher Abschied.

Nachdem der Landgraf seine Hausangelegenheiten geordnet hatte, ließ er alle Fürsten, Barone und Herren, die ihm untergeben waren, auf einen festgesetzten Tag in Kreuzburg zusammenkommen. Auch viele Soldaten, Bürger und Bauern waren zugegen. Hier eröffnete er ihnen sein Vorhaben, daß er in das Morgenland ziehen wolle, Gott zur Ehre und seiner Seele zum Heil und um der Christenheit im heiligen Land beizustehen. Dann forderte er sie auf, im Frieden mit einander zu leben, sich gegen das arme Volk christlich zu betragen, insbesondere Gerechtigkeit und Ruhe zu halten. Sie möchten ferner Alle viel für ihn beten, daß ihn Gott vor Unglück bewahre und ihn gesund zurückführe, wenn dieß sein heiligster Wille sei; denn dem Willen seiner himmlischen Majestät unterwerfe er sich und sie und Alles, was ihm lieb sei. Und endlich empfehle er seine gute, vielgeliebte Gemahlin, seine geliebten Kindlein, seine lieben Brüder, seine Freunde, sein Volk und Land und Alles, was er mit gutem Herzen zur Ehre des heiligen Namens verlasse, dem Schutze des Allerhöchsten. — Die ganze Versammlung wurde bestürzt und bekümmert. Rauhe Krieger und Ritter wurden von Schmerz überwältigt und weinten heftig vor Leid, daß sie

ihren liebenswürdigen, theuren Landesherrn, wer weiß für wie lang, vielleicht für immer, verlieren sollten.

Damit aber auch alles Volk gleichsam mit Augen sehen möchte, was ihn bewege, einen so schweren, weiten Zug in's Morgenland zu machen, ließ der Landgraf in Eisenach ein sogenanntes Passionsspiel aufführen. Es war nämlich früher in vielen Gegenden üblich, daß das Leiden Christi aufgeführt wurde, wie man jetzt weltliche Stücke auf dem Theater aufführt. Noch jetzt wird alle zehn Jahre zu Ammergau in Baiern ein solches Passionsspiel aufgeführt; das letzte war im Jahr 1871. Hier werden die Stationsbilder des Kreuzweges nicht durch Bilder, sondern durch Menschen lebendig dargestellt. Eine große Anzahl von Personen üben sich darauf ein, um recht anschaulich in Worten und Handlungen den Zuschauern Alles zu zeigen und vorzustellen, was die heilige Schrift vom Leiden Christi erzählt. Es macht ein solches religiöses Schauspiel oft einen sehr großen Eindruck, und prägt das Leiden Christi unvergeßlich in das Herz des Volkes.

Damals gab es auch mehrere Klöster in Eisenach. Der Landgraf ging in alle, um ihnen noch Geschenke zu machen und die Ordensleute um ihr Gebet und Segen zu bitten. Mehrere Stunden von Eisenach entfernt liegt das Kloster Reinhardsbrunn. Landgraf Ludwig hatte eine besondere Liebe und Freundschaft zu diesem Kloster und die Benediktiner hatten auch wieder große Anhänglichkeit für ihren fürstlichen Gönner. Daher wollte er auch ganz besonders hier noch Abschied nehmen. Er kam deßwegen mit Frau, Mutter, Kindern und Brüdern dahin geritten. Als nach Vollendung des Gottesdienstes das Weihwasser ausgetheilt wurde und die Brüder nach damaligem Brauch aus den Stühlen hervortraten, begab sich der Fürst in den Chor zu ihnen und begrüßte jeden besonders, die Greise und die Jüngern; die jüngsten Schulknaben hob er mit seinen Armen herauf und gab ihnen einen Kuß auf die Stirne. Dieß war den Geistlichen doch zu stark, und schmerzlich gerührt brachen sie Alle heftig in lautes Weinen aus, und es war ein großes Leid und Klagen, daß sie ihren gütigsten Schutzherrn verlieren sollten. Der gute Landgraf selber aber, der sonst so mannhafte, tapfere Ritter, fing nun an auch zu weinen, als er dieß sah und sagte zu ihnen: „Ich

sehe es freilich voraus, meine Freunde, daß ihr nicht umsonst trauert und weinet; denn nach meinem Abgang werden räuberische und gewaltthätige Wölfe auf euch einbrechen, und euch und das Eurige in bitterster Verwundung zerreißen. Doch weiß ich auch sicher, daß der Allerhöchste, eingedenk meiner Pilgerschaft, zur rechten Zeit wieder sein Erbarmen über euch ergießen wird, weil ich solches jetzt und allezeit mit aller Inbrunst erflehe." — Indem er nun dieß und Anderes gesagt hatte, schied er von ihnen; die Mönche aber begleiteten ihn bis zum Thor und schauten ihm nach mit großer Betrübniß und weinenden Augen.

Die Vorausſage des Landgrafen ging in Erfüllung; es kamen bald nach seinem Abgange Kriegszeiten in's Land, wobei das Kloster Reinhardsbrunn auf's Härteste mitgenommen wurde.

„Und nun empfehle ich euch Gott und dem Worte seiner Gnade, der euch zu stärken vermag und euch zu geben das Erbtheil mit allen Geheiligten."

Apostelgesch. K. 20, V. 32.

Noch schmerzlicher.

Der Landgraf hatte Schmalkalden als den Ort bestimmt, wo auf den Johannestag Alle sich sammeln sollten, welche sich entschlossen hatten, den Kreuzzug mitzumachen; hier wollte Ludwig zugleich auch Abschied nehmen von all' seinen Angehörigen. Dahin strömte aber auch sonst viel Volk zusammen, welches noch einmal den geliebten Landesfürsten sehen wollte.

Zuerst segnete er liebreich seine beiden Brüder und bat sie, besonders den ältern, Heinrich Raspe, recht eindringlich, sie möchten sich doch um die Mutter, um seine Kinder und Gemahlin sorglich annehmen. Die Brüder weinten und es mag ihnen damals wohl heiliger Ernst mit ihren Versprechungen gewesen sein. Die zwei armen, lieben Kinder, welche kaum recht verstanden, um was es sich handle, weinten eben auch und umhalsten den Vater und riefen ihm in unschuldiger Einfalt zu: „Gute Nacht, lieber Vater, viel tausend gute Nacht, herzgoldiger Vater!" — Ja wohl hatten die Kinder Recht, daß sie gute Nacht gewünscht haben — es kam eine lange, lange Nacht.

Als sich Ludwig endlich zum Theuersten, was er auf Erden hatte, zu Elisabeth wandte, da überwältigte ihn so sehr der Trennungsschmerz, daß er vor heftigem Weinen kein Wort hervorbrachte. Er faßte sie mit dem einen Arm, mit dem andern seine Mutter, drückte beide stumm an das Herz und küßte sie, und konnte vor bitterm Weh länger als eine halbe Stunde nichts sagen, sondern nur unaufhörlich weinen. Vielleicht war es nicht bloß der herbe Schmerz des Abschieds, was seine Seele so gewaltsam ergriff, sondern auch die Ahnung von dem, was über ihn und seine Gemahlin und seine Kinder kommen sollte.

Und Mutter und Gemahlin wollten ihn selbst nimmer loslassen; wie wenn sie gewaltsam die Trennung verhindern könnten, so hielten sie ihn in ihren Armen fest. Elisabeth rief laut: „Weh mir viel armen Weib!“ Die Brüder und Ritter umgaben dieses jammervolle Schauspiel, das Volk drängte sich heran, und Niemand konnte sich der Thränen erwehren, lautes Klagen und Jammern erfüllte die Luft. Und da auch so viele andere Männer und Söhne hier sich eingefunden hatten, um nun mit dem Kreuzzug in einen andern Welttheil abzuziehen, so hatten auch ihre Angehörigen sie großentheils hierher begleitet, um noch einmal von jenen Abschied zu nehmen für lange oder für immer. Darum entstand, wie ein alter Geschichtsschreiber sagt, eine unendliche Traurigkeit, ein ungeheures Klagen und Jammern, Schmerzenslaute, angstvolles Schluchzen und Schreien, und alle Augen wurden gleichsam überschwemmt von Thränen. Alles weinte, Soldaten und Volk, Männer und Weiber und Kinder, Vornehme und Personen des niedersten Standes. Man konnte so recht eigentlich sagen, der Versammlungsort war ein Thal der Thränen, vallis lacrymarum, wie die Erde überhaupt genannt wird im Salve Regina.

Ueberall und unaufhörlich verwachsen sich die Menschen in Liebe; die Familie besonders ist gleichsam ein Leib, worin die einzelnen Angehörigen Glieder sind. Und diese Glieder werden unaufhörlich wieder abgerissen auf höchst schmerzliche Weise, durch den Tod. Wie viel Bangen und nagende Angst am Krankenbett eines Angehörigen schon tage- und wochenlang vor seinem Tod! Wie viel wildaufschreiender Schmerz bei seinem Sterben! Und

wie lange ſelbſt nach dem Begräbniß glüht und brennt fort tiefe Betrübniß und Jammer und Seufzen! — Dieſes Auseinanderſägen der liebſten Angehörigen, dieſer ſchneidende Trennungsſchmerz, geht aber Tag und Nacht unaufhörlich fort. Täglich ſterben 80- bis 90tauſend Menſchen, in der Stadt London allein jede Woche gegen 1500; jeden Augenblick (Sekunde) ſtirbt ein Menſch, und werden gewöhnlich die Angehörigen an ſeinem Todtenbett in Thränen verſetzt. Schon das unaufhörliche Trennen macht unaufhörlich fließen das Herzwaſſer der Thränen, das Blut der Seele. Ja, wenn alle Thränen beiſammen wären, die in der Welt ſchon geweint worden ſind, was gäbe dieſes für einen weiten, tiefen See! und wenn alle Thränen, die täglich und ſtündlich auf der ganzen Erde geweint werden, zuſammenflöſſen, ſo gäbe dieſes einen ganzen Strom von Bitterwaſſer.

Wie mag aber der grundgütige, barmherzige Gott ſo viel Weh und Weinen auf Erden anſehen und belaſſen? — Es iſt dieß die bittere Frucht der Sünde, die Dornen und Diſteln, womit ſeitdem die ganze Menſchheit umflochten iſt, die ſelbſt dem menſchgewordenen Sohn Gottes um das Haupt geflochten wurden. Dieſe Leiden ſind aber auch eine Büßung für unſere Sünden, ein Mittel, wodurch Gott unſere übertriebene Anhänglichkeit an die Erde verbittern und in unſerm Herzen eine Sehnſucht wecken will nach einer beſſern Heimath, wo es keine Trennung und keinen Schmerz mehr gibt.

„Jede Thräne wird Gott von ihren Augen trocknen: der Tod wird nicht mehr ſein; aufhören werden Trauer, Klage und Schmerz; denn das Erſte iſt vorüber.“

Offenb. Joh. K. 21. V. 4.

Am ſchmerzlichſten.

Endlich wand ſich der Fürſt los und konnte nur mit Mühe zu ſeinem Pferd kommen, während von allen Seiten ſich das Volk zudrängte, um ihm noch die Hand zu geben oder wenigſtens die Kleider zu berühren. Indem er aber nun mit den verſammelten Kreuzrittern abziehen wollte, konnte es Eliſabeth nicht *über* das Herz bringen, jetzt ſchon ſich von ihm zu trennen. Mit

seiner Erlaubniß wollte sie ihn wenigstens bis an die Grenze von Thüringen begleiten. In stummem, tiefem Schmerz, wie wenn jedes die Leiche des andern zu Grab geleitete, ritten die zwei Gatten neben einander, und man hörte sie nur zeitweise seufzen. — An der Landesgrenze angekommen, war es dem armen Herzen der jungen Frau noch ganz unerträglich, jetzt schon sich zu verabschieden. Sie begleitete deßhalb ihren Geliebten noch eine Tagreise weiter; aber nach Verlauf dieses Tages war es ihr eben wie am vorigen Tag, sie konnte sich nicht trennen und begleitete ihn abermals eine Tagreise weiter. Und als eben auch diese zu Ende ging, konnte sie sich fast noch nicht entschließen, ihren Gemahl zu verlassen; sie dachte daran, ob sie nicht lieber den Kreuzzug mit ihm machen solle. Dieß wäre ihr wohl das Liebste gewesen; anderseits war aber die Rücksicht auf die Kinder und auf das Land, was ihr zur Pflicht machte, zurückzukehren. Der Wille Gottes war aber der heiligen Frau zuletzt eben doch mehr, als alles Andere, und so entschloß sie sich zu scheiden. Da nahete auch der treue Ritter Vargila dem Landgrafen und sprach: „Herr, es ist Zeit, daß Ihr unsere gnädige Frau heimkehren lasset; es muß ja doch sein."

Wie lieb einem Jemand ist, erfahrt man oft erst, wenn man sich von ihm trennen muß. Wie grimmig bis zur Verzweiflung ist bei mancher Frau der Schmerz, wenn sie ihr eigenes Kind oder den Mann verliert! Alle irdische Liebe, wenn sie auch recht ist, muß eben doch theuer bezahlt werden; der Kaufpreis ist oft um so theurer, je größer die Liebe war, nämlich der schneidende Schmerz der Trennung. Der Landgraf und Elisabeth brachen in heftiges Weinen aus; sie hielten sich fest umfaßt mit den Armen, als wollten sie nimmermehr sich trennen. Mit Mühe brachte es der Ritter Vargila dahin, daß endlich Ludwig sich aufraffte, um wirklich zu scheiden. Da zeigte er der theuern Gemahlin noch seinen Siegelring und sprach: „Meine allerliebste Schwester, sieh', dieser Ring, in dessen Edelstein das Lamm Gottes mit der Fahne gegraben ist, soll dir ein Wahrzeichen sein, wie weit es mit dir steht. Wer dir eine Schrift bringt, gesiegelt mit diesem Ringlein, dem sollst du gänzlich glauben, er mag dir Botschaft bringen von meinem Leben oder von meinem

Tod. Herzallerliebſte Schweſter Eliſabeth, mein edler Schatz, der treue allmächtige Gott vom Himmel geſegne und bewahre dich, er geſegne deines Leibes Frucht, die du tragſt, und beſtelle es getreulich damit durch Gottes Hülfe in der Weiſe, als wir mit einander gelobet haben. Vergiß mein nicht in deinem Gebete. Lebe wohl, ich kann nicht länger weilen, die Herren warten auf mich, Gott ſei mit euch in allweg." Ludwigs Beichtvater, der dieſen Abſchied erzählt, macht noch den herzlichen Beiſatz: „Mit dieſen Worten ſchied ſich Lieb' von Liebe, der Fürſt von ſeiner allerliebſten Hausfrau. Ach, wer kann betrachten, mit welchem Jammer und Betrübniß ſie ſich ſchieden; ihr beider Herz litt große Qual; an Seufzen, Weinen und heißen Zähren es da nicht gebrach. Es weinten Frauen und Mann, die zarten Jungfrauen wanden ihre Hände. Sie baten Gott vom Himmel, daß er den edlen Fürſten geſund wieder herſenden wollte."

Aber nun faßte ſich der edle Kreuzritter als Mann, und ſtarkmüthig ritt er von dannen mit ſeinem Heer. Eliſabeth ſchaute ihm noch lange nach, und kehrte dann halbtodt von grimmigem Schmerz und unendlichem Leidweſen mit ihren Kammerfrauen zurück, wie wenn ſie den Gemahl auf den Kirchhof begleitet hätte und das Grab nun zugeworfen würde.

Als ſie auf der Wartburg angekommen war, legte ſie allen fürſtlichen Schmuck ab — vielleicht für immer — und kleidete ſich in ſchwarze Wittwenkleider, ergab ſich der Einſamkeit und verſank in ein Meer von Betrübniß, ſo daß ſie Niemand tröſten konnte.

> **„Niedergeſengt wie Gras und verdorrt iſt mein Herz, weil ich mein Brod nicht eſſen mag. Vom Geſtöhn meines Seufzens klebt mein Gebein an meinem Fleiſch. Ich bin gleich geworden dem Pelikan in der Wüſte, geworden wie die Nachteule in den Trümmern."**
>
> Pſalm 101, V. 5 bis 7.

Vielleicht denkt mancher Leſer, eine ſo gottſelige Frau ſollte ſich doch auch beſſer faſſen können, verliert doch auch manches andere Weib ihren Mann, und muß ſich eben darein ergeben. Allein Eliſabeth war ein ganz junges, zartes Weib, die kleine Kinder hatte und eines unter dem Herzen trug; ihr Gemahl

Schmerzlicher Abſchied.

war einer der vortrefflichsten Männer, die es je gegeben, und beide nicht nur durch eheliche Liebe, sondern auch durch die schönste Geschwisterliebe mit einander verbunden, da sie von frühester Kindheit an beisammen lebten. Endlich war die Liebe der hl. Elisabeth zu ihrem Gemahl nicht etwa bloß eine natürliche, sondern auch eine christliche in und mit Gott vereinigte Liebe; denn Ludwig war ein so guter, gottseliger Christ, daß wohl im ganzen Land kein besserer zu finden war; indem sie ihn liebte, wurde ihr Herz noch mehr zu Gott gezogen. Und worin hat Elisabeth bei so großem Leid Trost gesucht? Darauf gibt die Chronik von Reinhardsbrunn die schöne Antwort: „Die vereinsamte Fürstin wandte sich gänzlich zu Gott, indem sie ihren früheren guten Werken noch bessere folgen ließ."

Tod, wo ist dein Sieg?

Und so ist denn der Landgraf Ludwig fortgeritten mit einem Gefolge von 200 Personen, und mag als Mann und in Mannesgesellschaft und auf der Kriegswallfahrt zum heiligen Grab viel weniger innerlich gelitten haben, als die arme Fürstin auf der Wartburg, wo das bittere Leid ungestört von Zerstreuungen Tag und Nacht an ihrem Herzen nagen konnte. Denn das ist überhaupt die Weltordnung hier, daß das Weib im Allgemeinen mehr zu dulden hat, als der Mann.

Der Landgraf war Kriegsoberster für die Kreuzfahrer des mittleren Deutschlands und zog nun mit seiner Kriegsschaar durch Franken, Schwaben, Baiern und Tirol nach Italien bis Brindisi hinab, wo Kaiser Friedrich mit einer Armee von 60tausend Mann die Zuzüge der übrigen Kreuzfahrer abwartete. Als Landgraf Ludwig angekommen war, wurde er von dem Kaiser sehr ehrenvoll aufgenommen und ungeachtet er zu den jüngsten Fürsten gehörte, besonders zu Rath gezogen über den Feldzug in's heilige Land. Der Kaiser nahm ihn mit sich auf die kleine Insel Sankt Andreas, um mit ihm eine geheime Unterredung zu halten, wahrscheinlich in Bezug auf die Kriegspläne. Nun war aber unter den Kreuzfahrern, welche aus *kältern* Ländern kamen, durch die fürchterliche Hitze des italienischen

Sommers eine ansteckende Krankheit ausgebrochen, woran viele Kreuzfahrer starben. Schon auf der Insel fühlte Ludwig die ersten Anzeichen der Krankheit; er reiste aber mit dem Kaiser noch bis Otranto, wo dessen Gemahlin Jolanthe war. Ludwig machte einen höflichen Besuch bei derselben. Als er zurückkehrte, nahm schnell seine Krankheit zu, so daß er kaum sein Schiff noch erreichte. Alsbald legte er sich zu Bett, diktirte sein Testament und begehrte versehen zu werden. Der Patriarch von Jerusalem ertheilte ihm die heilige Oelung und reichte ihm dann den Leib des Herrn, was der Fürst mit großer Innigkeit und einem festen, ganzen Christenglauben in Gegenwart seiner Ritter und getreuen Mannschaft empfing.

Sein junges schönes Leben hatte Ludwig schon damals Gott aufgeopfert, als er das Kreuz annahm. Gott wollte jetzt schon die Hand auf dieses Opfer legen, ihm das irdische Leben auslöschen und dafür ein schöneres ewiges Leben schenken. Als Ludwig von seiner geliebtesten Frau sich verabschiedete, war der Schmerz unendlich herb; jetzt, da er von der Erde scheiden sollte, zeigte er gar keinen Schmerz mehr. Denn der Tod führte ihn zu Demjenigen, den er noch mehr als Frau und Kinder liebte, zu Gott, wo er sicher auch wieder seine gottselige Elisabeth einst zu finden hoffte. Die Gnade Gottes hatte schon im Voraus sein frommes Herz von allen Banden losgelöst, welche ihn an Irdischem noch fesseln konnten; als rechter Soldat Gottes war er ganz bereitwillig, als es dem obersten Herrn gefiel, ihn vom irdischen Posten abzuberufen und zu sich einzuberufen.

In der Ueberzeugung, daß er jetzt sterben werde, gab Ludwig einigen Rittern den Auftrag, seinen Tod der Familie zu verkünden und den Ring mit dem Lamm Gottes seiner Gemahlin zu bringen. Zugleich bat er Alle, die sein Bett umgaben, sie möchten um Gottes und der heiligen Jungfrau willen seiner eingedenk sein im Gebet, und wenn sie glücklich vom Kreuzzug heimkehrten, möchten sie seine Gebeine mitnehmen nach Thüringen und sie beerdigen zu Reinhardsbrunn.

Da es nun wirklich zum Sterben kam und er die Gnaden und Freuden der ewigen Seligkeit erwartete, sah er viele schneeweißen Tauben um sein Bett herumfliegen, und rief: „Sehet,

ſehet dieſe Tauben, weißer als der Schnee.“ Die Umſtehenden glaubten, er phantaſiere in der Fieberhitze, aber der Kranke rief noch einmal: „Ich muß mit dieſen ſtrahlenden Tauben davonfliegen.“ Und als er dieſe Worte geſprochen hatte, verließ wirklich nun die gottſelige Seele ihr irdiſches Kleid, den Leib. Er ſtarb am dritten Tage nach Mariä Geburt 1227, kaum 27 Jahre alt.

Sein Beichtvater, der Kaplan Berthold, welcher ſeinen Herrn auf dem Kreuzzuge begleiten wollte, und der an ſeinem Sterbelager ſtand, ſchreibt, er ſelbſt habe dieſe Tauben geſehen und ihnen nachgeſchaut, wie ſie gegen Sonnenaufgang flogen, bis ſie verſchwunden waren, nachdem Ludwig ſeinen Geiſt aufgegeben hatte. Er ſetzt hinzu: „Der heilige Geiſt, der ſelbſt in Weiſe einer Taube über dem Menſchenſohn erſchien, da er getauft wurde in dem Jordan, hat in Geſtalt weißglänzender Tauben die engliſchen Geiſter geſandt, damit ſie führten die edle Seele des unſchuldigen Herrn in Taubeneinfalt gegen den Orient zu der Sonne der Gerechtigkeit und zu des ewigen Lichtes Klarheit. In ſolcher Weiſe iſt der edle Chriſtenfürſt in fremdem Lande in Pilgers Weiſe durch Gottes Willen geſchieden aus dem Elend dieſer Welt und iſt gekommen, alſo wir ganz glauben, zu dem ewigen väterlichen Erbtheil.“

Als der junge Landgraf nun geſtorben war, entſtand ein überaus heftiges Weinen und Schreien der Seinigen. „Ach, theurer Herr,“ ſo jammerten ſie, „frommer, gütiger Fürſt! wie ſind wir ohne dich auf fremder Erde ſo verlaſſen! Wie haben wir dich verlieren müſſen, dich das Licht unſerer Augen, den Herzog unſerer Pilgerſchaft, die Hoffnung unſerer Heimkehr! Verſchwunden iſt all' unſer Troſt! wer ſoll nun unſer Geleitsmann ſein? Weh uns!“ — Aber mitten unter dieſem Tumult und dem Klagegeſchrei lag der bleiche Leichnam wie ein ſchönes Marmorbild, wunderbarer Frieden und Ruhe über das holde, edle Antlitz ausgegoſſen — gleichſam ein Wiederſchein der gottgeſegneten Seele, die zur ſeligen Ruhe jetzt eingegangen iſt.

Mancher mag denken: Wie konnte Gott aber dieſen vortrefflichen Fürſten ſo jung ſterben laſſen, da ſein Leben ſo vielen *Nutzen* bringen konnte, und ſein Tod zahlloſen Menſchen ſo

ſchweres Leid verurſachte! Die nämliche Frage ſtoßt bei manchem Todesfall den Angehörigen auf, wie ein ſchwarzer Maulwurf in der Seele: „Warum hat ihn Gott uns nicht gelaſſen?“ — Darauf möge der Apoſtel Paulus antworten (Röm. 11, 33. 34): „Wie unerforſchlich ſind ſeine Rathſchlüſſe, wie unergründlich ſeine Wege! Wer durchſchauet den Sinn des Herrn? Oder wer iſt ſein Rathgeber geweſen?“ — Du armſeliger Menſch, willſt du den großen Gott und ſeine Schickungen vor den Richterſtuhl deines Blödſinns ziehen? Schämſt du dich nicht und fürchteſt du dich nicht?

„Obſchon ſo bald vollendet, hat er doch lange Jahre durchlebt. Denn ſeine Seele war dem Herrn wohlgefällig; darum eilte er, ihn aus der Mitte der Bosheit wegzuführen.“ Weish. K. 4, V. 13 u. 14.

O Herzenleid!

Die Ritter, welchen der ſterbende Landgraf aufgetragen hatte, die Nachricht ſeines Todes nach Thüringen zu bringen, machten ſich auf den Weg. Sie kamen erſt Anfangs Winter nach Thüringen, da Eliſabeth gerade in nächſter Zeit die Geburt ihres dritten Kindes erwartete. Auf die Mahnung verſtändiger, gutgeſinnter Männer entſchloß man ſich, ihr noch einige Zeit lang den Tod des Gemahls geheim zu halten, bis ſie geboren hätte und wieder mehr zu Kräften gekommen wäre. Es wurde von ihrer Schwiegermutter Sophie aller Dienerſchaft der ſtrengſte Befehl gegeben, daß Niemand der jungen Frau etwas ſage oder auf irgend eine Weiſe merken laſſe, was für traurige Botſchaft gekommen ſei. So geſchah es denn auch; Mutter, Brüder und alle Hofleute beweinten und beklagten ihren guten Herrn, wenn Eliſabeth nicht in der Nähe war; befand ſie ſich aber gegenwärtig, ſo ſuchte Jedermann alle Zeichen der Trauer zu verbergen.

Endlich mußte es aber geſchehen; nach etwa ſechs Wochen erachtete man Eliſabeth ſtark genug, die für ſie ſo ſchreckliche Kunde zu vernehmen. Die Mutter hatte ſich ſchon längſt ausgeweint und übernahm es ſelbſt, der Schwiegertochter ſchonlich den Tod des Gemahles mitzutheilen. Mit einigen verſtändigen Edelfrauen begab ſie ſich zu Eliſabeth auf ihr Zimmer; dieſe

nahm den Besuch wie gewöhnlich mit Freundlichkeit an ohne etwas Besonderes zu vermuthen. Da alle bei ihr Platz genommen hatten, sagte die Schwiegermutter Sophie: „Meine liebe Tochter, sei starkmüthig und betrübe dich nicht zu sehr über das Unglück, das von göttlicher Schickung deinem Herrn, meinem Sohne, widerfahren ist; er hat ja auch selber sich und all' seine Angehörigen Gott übergeben." Weil nun Ludwigs Mutter ohne zu weinen und zu klagen diese Worte vorbrachte, so fiel es der guten Elisabeth nicht ein, daß damit der Tod ihres Gemahles angedeutet werde; sie vermuthete, daß er vielleicht in Gefangenschaft gerathen sei, und sprach: „Wenn mein Bruder gefangen ist, so wird er mit der Hülfe Gottes und seiner Freunde auch wieder frei werden. Mein Vater wird uns gewiß beistehen und ich getröstet werden."

Nun zeigte die Schwiegermutter den übersandten Ring und sprach: „Sei geduldig, meine allerliebste Tochter, und nimm diesen Ring, den er für dich geschickt hat, denn er ist leider gestorben." — Da schrie Elisabeth: „Ach, liebe Frau, was sagt Ihr?" — „Er ist gestorben," wiederholte die Mutter. — Da wurde Elisabeth bald bleich, bald roth; ließ die Arme in den Schooß fallen, faltete krampfhaft die Hände und rief mit halberstickter Stimme: „Ach, Herr Gott, ach, Herr Gott, jetzt ist die ganze Welt, und Alles, was sie Liebes hat, todt für mich!" Dann wurde sie vom Schmerz, wie von einer innerlichen Flamme aufgejagt und umhergetrieben, sie lief durch die Säle und Hallen des Schlosses und schrie wie von Sinnen: „Gestorben, gestorben, gestorben!" Im Speisezimmer lief sie wider eine Mauer und hielt sich daran; und wie ein heftiger Sturm zuletzt in großen Regen ausbricht, so ergoß sich nun eine Fluth von Thränen. Die Schwiegermutter und die Edelfrauen gingen ihr nach, führten sie von der Mauer zurück und machten sie niedersitzen. Indem sie aber allerlei Trostesworte vorbrachten, fing Elisabeth heftig an zu jammern und sprach: „Nun habe ich Alles verloren! o mein herzallerliebster Bruder, o mein frommer Mann, bist du denn gestorben und hast mich im Elend zurückgelassen! O wie will ich leben ohne dich? Ach, mir armen, trostlosen Wittwe, ach, mir elenden Frau! Nun tröste mich Du, der Wittwen

und Waiſen mit ſeiner Gnade nicht verlaſſeſt! O mein Gott, tröſte mich! O mein Jeſus, ſtärke Du mich in meiner Schwachheit!"

Die Frauen nahmen ſie an den Armen und zogen ſie in ihr Zimmer; ſchwankend ließ ſie ſich fortziehen; als ſie aber im Zimmer war, fiel ſie wie ohnmächtig vorwärts mit dem Angeſicht auf den Boden. Als ſie wieder aufgehoben war, fing ſie auf's Neue an zu weinen und wehzuklagen. Ueber dieſen unendlichen Jammer wurde auch die alte Landgräfin, die Edelfrauen und alle Bewohner des Schloſſes ergriffen, und acht Tage lang war ein ſo allgemeines Weinen, Klagen und Trauern, wie wenn jetzt erſt die Kunde von dem Tode des geliebten Landgrafen gekommen wäre. Doch war der Schmerz und Jammer der Eliſabeth unbeſchreiblich größer, als alle Trauer der Uebrigen zuſammengenommen.

Manchem Leſer, welcher nie eine große Liebe zu Jemanden gehabt hat und deßhalb auch den grimmigen Schmerz der Trennung nicht kennt, mag der Gedanke kommen, eine ſo chriſtliche Seele wie Eliſabeth hätte ſich eben doch auch mehr faſſen ſollen und ſich nicht dem Uebermaß des Schmerzes hingeben, zumal da ihr doch gewiß der heilige Geiſt mit ſeinem Troſt und ſeiner Stärke nahe geweſen ſein muß. Allein Eliſabeth glich einer Feuerflamme, die plötzlich von einem heftigen Windſtoß einen Augenblick niedergedrückt wird und ſchier ausgelöſcht ſcheint, alsbald aber um ſo gewaltiger wieder auflodert. Wenn die erſt 20 Jahre alte Frau in der erſten Zeit ganz überwältigt und niedergebeugt ſcheint von ihrem Unglück, ſo werden wir ſie dann um ſo glorreicher als Siegerin über alle Trübſal aufſteigen ſehen zu den höchſten Stufen der Vollkommenheit.

Was noch Irdiſches und vielleicht Uebermäßiges an ihrer Liebe zu dem hingeſchiedenen Gemahl war, das entzündete ſich jetzt zur heftigen Flamme des Schmerzes und wurde ein peinigendes Fegfeuer, das die letzte Unvollkommenheit in dieſer heiligmäßigen Seele verzehrte.

„Ich bin der wahre Weinſtock, und mein Vater iſt der Weingärtner. Jedes Schoß an mir, das Frucht tragt, reinigt er, damit es noch mehr Frucht trage."

Joh. K. 15, V. 1 u. 2.

Der Rebmann besorgt den Weinstock schon, bevor dieser Knospen treibt; er schneidet ab die zu lang gewordenen Gerten, welche keine Trauben tragen, damit sie den fruchtbringenden Zweigen nicht zu vielen Saft entziehen. Und wie wenn der Rebstock Schmerz davon empfinde und weine, so erscheinen krystallhelle Tropfen an den geschnittenen Theilen und kommen einige Tage lang immer wieder neu zum Vorschein, wenn man sie abwischt. So macht es nun der himmlische Vater mit den Christen, welche wahre Zweige des göttlichen Weinstockes Jesu Christi sind. Er schneidet an dem Menschen hinweg, was der vollen Liebe Gottes und dem ausschließlichen Leben in Gott noch Abtrag thut, und was eine noch größere Fruchtbarkeit in gottgefälligen Werken hindert. Dieß ist aber oft mit großen Schmerzen verbunden, und es fließt darüber viel das Herzwasser der Thränen.

Der erste Schnitt, welchen der göttliche Weingärtner in den edlen Rebzweig, in die Seele der Frau Elisabeth that, war die Trennung von ihrem Gemahl, der zweite sein Tod, der dritte kommt jetzt noch und schneidet bis in's Mark.

Himmelschreiend.

Wenn eine Familie durch den Todesfall eines Angehörigen in bittern Schmerz gestürzt ist, so sollte man nicht glauben, daß die schwere Trauer bald darauf in gemeine, häßliche Leidenschaft sich verwandeln werde. Aber leider sieht man dieses sowohl bei Menschen niederen Standes, als auch in vornehmen Häusern, nämlich daß wegen der Hinterlassenschaft eines Verstorbenen die Verwandten desselben sich entzweien, in Feindschaft gerathen und einander verfolgen. Das Abscheulichste dieser Art ereignete sich aber auf der Wartburg.

Elisabeth hatte einen kleinen Sohn, Namens Hermann; dieser war der einzige rechtmäßige Nachfolger seines Vaters in der Landgrafschaft. Der Landesherr Ludwig hatte vor seinem Ableben angeordnet, daß Elisabeth so lange die Regentschaft führe, bis Hermann großjährig sei und die Regierung selbst übernehmen könne; der Knabe war aber jetzt erst fünf Jahre alt.

Wie nun der Teufel den Heiland auf einen hohen Berg führte und ihm alle Reiche der Welt zeigte und sprach: „Alles dieses will ich dir geben, wenn du mich anbetest" — so sandte der Teufel seine Gesellen mit einer ähnlichen Versuchung zu Heinrich Raspe, dem Schwager der jungen Wittwe. Grundschlechte, ehrlose Hofleute redeten dem Heinrich zu, die Landgrafschaft gehöre ungetheilt dem ältesten Fürsten des Hauses; da sein Bruder Ludwig todt sei, so gebühre nicht dem jungen Knaben Hermann, sondern ihm, dem Fürsten Heinrich, das Land. Er solle nicht zögern, sondern sogleich das Land in Besitz nehmen; um solches aber gehörig durchzuführen, müsse er vor Allem die Wittwe mit ihren Kindern aus der Burg und aus Eisenach fortschaffen.

Auf der Wartburg ist es außerordentlich schön, und die Landschaft liegt umher wie ein Stück vom Paradies. Da mag der Teufel, als Heinrich über das herrliche Land hinschaute, ihm auch noch innerlich zugesprochen haben: „Das Alles will ich dir geben, wenn du mich anbetest." Und Heinrich betete den Teufel wirklich an um diesen Preis, d. h. er faßte den Entschluß, gewaltsam das Land an sich zu reißen und Weib und Kinder seines Bruders in's Elend zu verstoßen, zumal da auch der andere Bruder, Konrad, zustimmte. Doch schämten sich die zwei Brüder, ihrer Schwägerin mit solch' ruchloser Ankündigung unter die Augen zu treten; sie versteckten sich und gaben ihren Hofleuten die Vollmacht, die Sache auszuführen.

Wenn der Mensch etwas recht Schlechtes gegen Andere vollführen will, so sucht er sich selber in Zorn zu versetzen und mit allerlei Vorwürfen sich den Schein des Rechtes zu geben. Statt wenigstens mit einer gewissen Schonung der kummervollen Wittwe mitzutheilen, was ihr bevorstehe, traten die ruchlosen Gesellen frech in das Zimmer, wo Elisabeth mit ihrer Schwiegermutter Sophie beisammen saß, fingen an zu schelten, sie habe das Land arm gemacht, die Staatskasse geplündert, ihren Mann betrogen durch unsinnige Verschwendung an das Bettelvolk. Das habe jetzt ein Ende; von nun an sei Heinrich der Landesherr, und sie habe zur Strafe ihrer Vergehungen auf der Stelle das Schloß zu verlassen.

So etwas liest man leicht weg; aber versetze dich, du Leser, einmal in die Lage einer Fürstin aus dem fernen Ungarland, die vor Kurzem den allerschmerzlichsten Verlust erlitten hat, woran ihr Herz noch blutete, die erst aus dem Wochenbett aufgestanden ist, die drei ganz kleine Kinder hatte; und es war mitten im Winter. — —

Auf diese Beschimpfungen und diese entsetzliche Ankündigung von Menschen, die bisher ihre Unterthanen waren, wußte die arme Wittwe nichts zu sagen, als daß sie inständig um Frist bat. Hingegen die Schwiegermutter, welche sich gegen Elisabeth in früheren Jahren nicht immer gut benommen hatte, war ganz empört über diese Ruchlosigkeit. Sie nahm ihre Schwiegertochter in ihre Arme und schrie: „Sie bleibt bei mir; Niemand darf sie forttreiben. Wo sind meine Söhne? Ich will mit ihnen reden!" — Allein das wollten diese Schurken gerade verhüten und sprachen: „Nein, sie muß fort!" und legten Hand an und rissen beide Fürstinnen gewaltthätig auseinander. Die Grausamkeit ging nun so weit, daß die hülflose Fürstin auch nicht das Geringste mit sich nehmen durfte; wie sie stand und ging, wurde sie zum Schloß hinausgestoßen. Im Schloßhof warteten schon zwei Mägde mit den drei Kindlein. Ueber den Anblick der armen Waisen auf's Neue ganz mit Jammer erfüllt, begehrte die Großmutter noch einmal dringend nach ihren Söhnen. Allein ihr Begehren wurde abgewiesen, es hieß, sie seien nicht da; wie Fledermäuse hatten sich dieselben versteckt; die schlechte That machte die tapfern Ritter scheu. Voll Zorn und Scham über die Schlechtigkeit ihrer Söhne und voll unausstehlichem Weh im Herzen über die unmenschliche Mißhandlung ihrer Schwiegertochter und unmündigen Enkel, mußte sich die Mutter endlich laut schreiend von Elisabeth trennen. Das Thor vom Schloßhof ging auf, und es ging zu, und die beiden Frauen waren getrennt.

„Gott, warum hast du mein vergessen? und warum gehe ich traurig einher, indem der Feind mich mißhandelt? Warum bist du traurig, meine Seele, und warum machst du mich verwirrt? Hoffe auf Gott, denn ich werde ihn noch lobpreisen, das Heil meines Angesichts und meinen Gott." Psalm 41, V. 10 u. 12.

Jammer, Elend und Noth.

Hinausgestoßen aus der fürstlichen Burg, welche seit dem vierten Lebensjahr ihre Heimath gewesen war, stand nun die verlassene Wittwe vor dem abgeschlossenen Thor auf der öden Bergeshöhe. Mit fünf brennenden Wunden im Herzen stieg sie in der Winterkälte den Berg hinab. Noch nagte der Kummer über den Verlust ihres Gemahls an ihr; sie selbst erlitt persönlich eine Mißhandlung und Schmach, wie fast nie einer Fürstin widerfahren; dazu kam noch der Anblick von drei kleinen Kindern, die in strenger Winterkälte froren und weinten. Aermer als die ärmste Bettlerin, wußte sie nicht, wo ein Unterkommen finden. Sie nahm das kleinste, ihren Säugling, auf die Arme, die zwei andern übernahmen die beiden Mägde.

War die unmenschliche Vertreibung der verwittweten Fürstin eine übermäßige Unbild, so sollte ihr wo möglich noch Aergeres in Eisenach begegnen. Diese Stadt war das Feld, wo Elisabeth Jahre lang die reichste Saat ihrer Wohlthaten ausgestreut hatte; als sie aber bei der strengen Winterkälte da und dort Einlaß begehrte, ging es ihr gerade wie der Jungfrau Maria in Bethlehem: sie wurde überall abgewiesen. Landgraf Heinrich hatte nämlich den strengsten Befehl in die Stadt ergehen lassen, daß Niemand der Fürstin Unterkunft geben dürfe. Einem fürstlichen Befehl aber, der dem ausdrücklichen Gebot Gottes widerspricht, soll man nicht nachkommen; hier gilt: man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Die in Eisenach haben es umgekehrt gemacht; die ganze Stadt hat sich mit der feigen Niederträchtigkeit befleckt, daß sie hülflos die edelste, barmherzigste Frau, zugleich ihre rechtmäßige Regentin, frierend mit ihren kleinen Kindern auf der Gasse gehen und weinen ließ. Vielleicht haben die Leute hinter den Fenstern in erbarmungsloser Neugierde ihrer Landesmutter nachgeschaut, aber Niemand hat ihr das Haus geöffnet, während man doch selbst mit einem frierenden Hund Bedauerniß hat und ihn in die Stube laßt.

Und so stand nun die edelste und heiligste Fürstin, die je in Deutschland gelebt hat, auf der Straße in einer Armuth sonder Gleichen und wußte kein Obdach, wo sie gegen die große

Kälte Schutz finden könnte. So weh aber die Kälte ihrem Leib gethan haben mag, so hat gewiß ihrem Herzen noch viel weher gethan, daß sie bei ihren eigenen Unterthanen, die sie so lieb gehabt und ihnen so viel Gutes gethan hatte, kein Erbarmen gefunden — und hierin hat der Heiland seiner lieben Tochter die Ehre angethan, daß ihr etwas Aehnliches begegnete im Kleinen, was ihm selbst im Großen. Die heilige Schrift sagt nämlich von Gottes Sohn:

„Er kam in das Seinige, und die Seinigen nahmen ihn nicht auf.“ Joh. K. 1, V. 11.

Christi Nachtigall.

Zuletzt kam die arme Dulderin am Ende ihres Kreuzweges zu einer elenden Herberge und begehrte weinend Einlaß. Der Wirth konnte sie nicht austreiben, weil das Haus für alle Fremde und Obdachlose da war. Aber dennoch wollte er die Landgräfin wenigstens nicht im eigentlichen Haus über Nacht behalten, vielleicht aus Furcht, daß es ihm der Regent Heinrich übel auslegen werde. Es war ein Stall oder Schopf in der Nähe, worin der Wirth altes Hausgeräthe und seine Schweine untergebracht hatte. Die Schweine jagte er heraus und wies dafür die bisherige Landesfürstin in diesen Stall zum Uebernachten.

Bisher hatte sie gejammert: „Alles hat man mir genommen, es bleibt mir nichts mehr als das Gebet zu Gott.“ Als sie aber im Stall nun wirklich eingekehrt war, zeigte sich an ihr die Kraft Gottes. Wie nach einem wilden Gewitter die Wolken gegen die Berge hin abziehen und im Westen es sich lichtet, am blauen Himmel die Sonne strahlt und friedlich und freundlich ein Regenbogen sich bildet: so wurde es in der Seele der guten Frau Elisabeth. Nach einem Tag maßloser Schmach und Mißhandlung, in kalter Winternacht, in tiefster Armuth, im Stall kam über sie eine übernatürliche große Freudigkeit: der wunderbare Trost des heiligen Geistes erfüllte ihr Herz, so daß sie gar nicht schlafen wollte.

Da hörte sie um Mitternacht vom Franziskanerkloster her das Glöcklein läuten; es läutete zur Mette, denn um diese Zeit stehen diese Ordensleute auf, um Gott zu loben für die Menschen, welche schlafen. Elisabeth stand auf und ging an ihren liebsten Heimathsort, in die Kirche; sie wohnte dem Gottesdienste bei. Die Landgräfin hatte selbst dieses Kloster gegründet; darum glaubte sie auch berechtigt zu sein, ein Begehren an die Mönche zu stellen. — Wer es nicht sonst schon gehört und gelesen hat, würde gewiß nimmermehr es von selbst errathen, was Elisabeth begehrte, denn nur der heilige Geist konnte ihr solches eingegeben haben. Sie bat nämlich die Franziskaner, daß sie das Tedeum (Großer Gott, wir loben dich) anstimmen möchten, als Lob und Danksagung für alle Trübsale, womit sie jetzt von Gott begnadigt sei.

So geschah es denn auch, und dieser mitternächtliche Lobgesang, dargebracht in der Franziskanerkirche zu Eisenach, mag Gott so hoch verherrlicht haben, als die Lobgesänge der höchsten Engel, ja in gewisser Beziehung noch mehr; denn die Engel erheben ihren Lobgesang in hoher Luft, aber Elisabeth brachte ihn dar mitten im Feuerofen der Trübsal. Und Elisabeth ist gewiß in ihrem ganzen Leben vor Gott nie herrlicher gewesen, als in der Stunde, wo sie arm und verstoßen die kalte Winternacht in der Franziskanerkirche zubrachte, und ihr Herz von Liebe und Lob Gottes überströmte.

Man sagt vom Paradiesvogel, daß, wenn es stürmt und regnet, so fliege er so hoch bis er in eine Himmelshöhe gelangt, wo alles ruhig und heiter ist. So hat es Elisabeth gemacht; mache du es auch so. Wenn du in schwerem Leid bist, erhebe deine Seele über alle schwarzen Wolken zum Vater des Trostes und preise ihn, unbekümmert um das, was unten liegt, mit dem nämlichen Lobgesang:

„Dich, Gott, loben wir; dich, Herr, bekennen wir. — Dich, ewigen Vater, verehrt die ganze Erde. — Dir rufen alle Engel, dir die Himmel und alle Gewalten, — dir die Cherubim und Seraphim unaufhörlich zu: — Heilig, heilig, heilig, Herr Gott Sabaoth, — voll sind die Himmel und die Erde von der Majestät deiner Herrlichkeit. — Dich lobt der herrliche Chor

der Apostel, — dich der Propheten preiswürdige Zahl, — dich der Martyrer glänzende Heerschaar. — Dich bekennt über den Erdkreis hin die heilige Kirche; — den Vater der unermeßlichen Majestät, — deinen verehrungswürdigen, wahren und einzigen Sohn, — deßgleichen den heiligen Beistand, den Geist. — Du König der Herrlichkeit, Christus, — du bist des Vaters ewiger Sohn. — Du hast nicht gescheut den Schooß der Jungfrau, als du zur Erlösung die Menschheit annehmen wolltest. — Du hast den Stachel des Todes überwunden und den Gläubigen aufgeschlossen das Reich der Himmel. — Du sitzest zur rechten Hand Gottes, in der Glorie des Vaters. — Wir glauben, daß du kommen wirst als Richter. — Dich bitten wir daher, deinen Dienern komm zu Hülfe, die du mit kostbarem Blute erlöset hast. — Laß sie in ewiger Herrlichkeit deinen Heiligen zugezählt werden. — Gib Heil deinem Volke, Herr, und segne deine Erbschaft, — und leite sie, und erhalte sie bis in Ewigkeit. — Tag für Tag preisen wir dich, — und loben deinen Namen immerdar und in alle Ewigkeiten. — Habe die Gnade, Herr, an diesem Tage ohne Sünde uns zu behüten. — Erbarme dich unser, Herr, erbarme dich unser. — Es komme deine Barmherzigkeit, Herr, über uns, wie wir auf dich gehofft haben. — Auf dich, Herr, habe ich gehofft; ich werde ewig nicht zu Schanden werden."

Kostbarer Weihrauch.

Als die Mönche den Lobgesang vollendet hatten, kniete Elisabeth an den Stufen des Altares nieder und dankte dem Herrn mit lauter Stimme dafür, daß sie nun ganz arm sei, wie er selbst im Stall zu Bethlehem arm gewesen. Der gewöhnliche Mensch bekommt im Unglück sehr leicht die Versuchung, als sei die Schickung zu hart, und so schwere Leiden habe er nicht verdient. Hingegen je mehr der Mensch durch gottseliges Leben in die Nähe Gottes vorgedrungen ist, desto mehr sieht er gleichsam mit den Augen Gottes Alles an und sieht insbesondere den kostbaren goldenen Werth des Kreuzes. So war es bei der

gottseligen Elisabeth. Sie betete also: „Herr, dein Wille geschehe! Gestern war ich eine Landgräfin und hatte Burgen und Schlösser; heute bin ich eine Bettlerin und Niemand will mich aufnehmen. Hätte ich dir besser gedient, o Herr, als ich eine Fürstin war; hätte ich um deinetwillen mehr Almosen ausgetheilt, so würde ich mich dessen glücklich jetzt preisen; das habe ich aber leider nicht gethan. Meine Kinder sind fürstlichen Geschlechts, und sind nun hungrig, und liegen hier ohne alles Stroh; das beschwert mir mein Herz um ihretwillen. Ich habe es verdient, sie leiden zu sehen, und bereue es bitterlich. Ich selbst, o Gott, bin es nicht werth, daß du mich zur Gnade der Armuth auserwählt hast."

Es ist in diesem Gebet Zweierlei merkwürdig: Elisabeth haltet die von Gott gesandte Armuth für eine kostbare himmlische Gabe, deren sie kaum würdig sei, wie andere Heilige das Martyrthum als eine überaus große Gnade ansahen. Anderseits klagt sie Gott, daß ihr das Leiden ihrer unschuldigen Kinder wehe thue; dieß Mutterleiden habe sie aber wohl verdient durch ihre Sünden; denn selbst über ihre guten Werke klagt sich die demüthige Seele noch an, als habe sie nicht viel und eifrig genug solche geübt. — Was ist doch das für ein süßes Gemüth, aus dem ein solches Gebet wie edler Wohlgeruch zum Himmel duftet! Und wie ist unser Herz dagegen oft so verzagt und trotzig zugleich, wenn es von Leiden betroffen wird! Ein solches Gebet, wie das der heiligen Elisabeth, wird zu Gott aufgestiegen sein wie Weihrauch — und unser Gebet mag oft vor ihm sein wie die unreine Flamme und der wüste Dampf einer Pechfackel — Möchten wir doch auch innerlich so in Gott gefestiget werden, daß wir auch in den größten Leiden gleich der hl. Elisabeth mit dem Apostel Paulus wahrhaft ausrufen können:

„Was kann uns scheiden von der Liebe Christi? Trübsal? oder Angst? oder Verfolgung? oder Hunger? oder Blöße? oder Gefahr? oder Schwert?"

Röm. K. 8, V. 35.

Wer ist so arm?

Daß Elisabeth ihre Kinder mit den beiden Mägden in die Kirche genommen hatte und daselbst blieb, bis es Tag wurde, war nicht etwa eine fromme Unbesonnenheit, welche zu wenig auf Andere Rücksicht nimmt; denn der Stall gewährte auch keinen bessern Schutz in scharfer Winternacht, als die Kirche. Der Anblick der Kinder, wie sie hungrig waren und vor Kälte zitterten, zog die Seele der Mutter wieder in bittere Pein herab, nachdem sie eine Zeitlang in der Andacht ausgeruht und den höheren Frieden gefunden hatte. Sie mußte darauf denken, wie sie der Noth der Kinder abhelfe, da sie über Hunger klagten und die Kälte immer unausstehlicher wurde, und nun ging auf's Neue der jammervolle Gang in die Stadt an. Lange ging sie umher und bettelte um Speise für die Kinder und um Einlaß — und allenthalben waren die Thüren und Herzen verschlossen; allenthalben wurde sie abgewiesen — sie, welche niemals einen Bittenden abgewiesen hatte. Es mußte der armen Wittwe sein, wie wenn sie vor jedem Haus, wo sie abgewiesen wurde, einen Faustschlag in's Gesicht oder einen Messerstich bekäme. Wie ein dicker kalter Nebel hatte sich über die ganze Stadt die Unbarmherzigkeit gelegt; Alle hatten elend Angst vor dem Herrscher auf der Wartburg.

Es gibt keinen Stand in der Welt, welcher sich weniger zu fürchten hat, wenn die Obrigkeit Unchristliches gebietet, als der katholische Geistliche. Durch die weise Einrichtung, daß er ehelos leben muß, bleibt er auch der Welt gegenüber in größerer Unabhängigkeit, als andere Menschen, die wegen ihrer Familie viele Rücksichten nehmen müssen. Und so war es ein armer Priester, der es wagte, die obdachlose Fürstin mit ihren Kindern aufzunehmen, ungeachtet der Landgraf solches verboten hatte. Freilich konnte der Geistliche bei seiner eigenen Dürftigkeit der Fürstenfamilie nur Lager auf Stroh zurichten; doch nahm es Elisabeth gern und dankbar an. Was sie von Werth noch bei sich hatte, gab sie auswärts als Pfand, um für sich und ihre Kinder die nothdürftigsten Nahrungsmittel zu verschaffen.

Als auf der Wartburg hinterbracht wurde, daß die ver-

triebene Landgräfin bei einem Geistlichen ein Obdach gefunden habe: so getraute sich der neue Herrscher zwar nicht, jenen für sein christliches Werk zu strafen, aber doch duldete er nicht, daß Elisabeth dort bliebe. Er erließ den Befehl, daß sie zu einem Hofherrn ziehe, welcher in der Stadt ein geräumiges Haus nebst mehreren Nebengebäuden besaß, von dessen Familie aber bekannt war, daß sie ganz besonders feindselig gegen die Wittwe gesinnt sei. Wahrscheinlich war dieß dieselbe Familie, von welcher die Dienerin Jutha erzählt, daß von deren Aufhetzerei und Anschwärzungen Elisabeth schon im ledigen Stand viel dulden mußte.

Die Frau Elisabeth begab sich also dahin; statt nun der hülflosen Fürstin mit ihren Kindern eine anständige Wohnung zu geben und ihre traurige Lage erträglicher zu machen, so behandelte sie dieser Hofherr und seine Frau auf die kränkendste Weise. Er wies ihr eine enge, dunkle Kammer an, obschon er viele Räumlichkeiten hatte, und schlug es kurzweg ab, als die gute Elisabeth bat, ihren Kindern etwas zu essen zu geben und einheizen zu lassen. Es war aber eine sehr kalte Nacht, und bekanntlich friert man viel stärker, wenn man nüchtern oder hungrig ist; und so mußten denn diese Fürstin und ihre Kinder eine qualvolle Nacht in Hunger und Kälte zubringen und Noth ausstehen, wie weit und breit der ärmste Mensch nicht. Als es Tag wurde, wollte Elisabeth nicht mehr an dem häßlichen Ort bleiben, denn schlimmer konnte sie es nirgends antreffen. Sie dankte den nackten Mauern, daß dieselben ihr wenigstens gegen Wind und Wetter ein Obdach gewährt hätten, und sagte: „Ich wollte von Herzen gern auch den Menschen danken, wenn ich nur wüßte für was.“

Wohin sollte sie aber jetzt sich wenden? Zu dem guten Priester zurück durfte sie nicht, weil der Regent es nicht duldete; andere Leute in Eisenach nahmen sie nicht auf. Sie hatte somit keine andere Wahl, als an die Stätte wieder zurückzukehren, wo sie zuerst Unterkunft gefunden hatte, in den Stall bei der Herberge.

Der Weltmensch hat einen eigenen Respekt vor prächtig ausgestatteten Wohnungen, und manche Familie dünkt sich be-

ſonders vornehm und achtenswerth, weil ſie in reichverzierten Zimmern wohnt. Zu Eiſenach aber ſitzt eine Frau in einem Stall, wo erſt noch die Schweine gehaust hatten, und friert — und gewiß hat es damals kein fürſtliches Schloß auf Erden, keinen Prachtſaal gegeben, der in den Augen Gottes ſo vornehm und ſchön geweſen iſt, als jener Stall, durch die Gegenwart der hl. Eliſabeth. Denn eine Miturſache, daß ſie in ſo tiefe Armuth verſtoßen ward, iſt eben ihre große Barmherzigkeit gegen die Armen geweſen. Man hatte nämlich auf der Wartburg droben die unmenſchliche Behandlung der hl. Eliſabeth damit entſchuldigt, daß ſie eine ſo arge Verſchwenderin geweſen und die Finanzen zu Grunde gerichtet habe. Nun, eine Fürſtin, am allerärmſten Ort, im finſtern Stall, ohne Tiſch und Stuhl, ohne Ofen und Bett, und deßwegen ſo arm, weil ſie immer ſo barmherzig mit Armen geweſen iſt — ſiehe, das iſt vornehm und edel vor Gott. Gottes Wege ſind wunderbar; manchen Reichen hat Gott ſchon in Armuth verſetzt zur Strafe, daß er gegen Arme nicht barmherzig war; er ſollte ſelbſt inne werden, wie es dem Armen zu Muth iſt. Eliſabeth hingegen wurde in äußerſte Armuth verſetzt zur Belohnung, daß ſie gegen Arme ſo barmherzig geweſen — durch ein ſo bitteres Leiden wurde eben ihre Barmherzigkeit noch gekrönt, wie die Barmherzigkeit des Tobias und des Job mit Leiden gekrönt wurde. Und wie Job in ſeinen Leiden Gott noch beſſer gefiel, als damals, wo er in Geſundheit, Reichthum und Ehren gute Werke ausübte: ſo hatte Gott ſicher noch größeres Wohlgefallen an Eliſabeth im Stall zu Eiſenach, als im Ritterſaal der Wartburg. Jetzt war ihre Nachfolge Chriſti auch äußerlich ſo weit gekommen, daß ſie von ſich ſagen konnte, was der Heiland:

> **„Die Füchſe haben Höhlen und die Vögel des Himmels Neſter; der Sohn des Menſchen aber hat nicht, wohin er das Haupt lege.“** Matth. K. 8, V. 20.

Dunkle Wolke.

Die hl. Eliſabeth trug demnach für ihre Perſon gern die große Armuth und Weltſchande, worein Gottes Fügung ſie ver-

ſetzt hatte, und dankte noch dafür mit aufrichtigem Herzen. Allein ſchon eine gewöhnliche Mutter iſt empfindlicher für ihre Kinder als für ihre eigene Perſon; wie muß es erſt einem Mutterherzen geweſen ſein von der Natur einer hl. Eliſabeth? Es iſt heute, da ich dieſes ſchreibe, Weihnacht. Die heiligſte Jungfrau hatte auch heimathlos, im Winter, in einem Stall ihr göttliches Kind geboren. Aber da Maria ſtets in einer ſo vollkommenen Vereinigung mit dem Willen Gottes gelebt hat, wie ſonſt kein Menſch auf Erden: ſo können wir auch annehmen, daß ſie in ſtiller Ergebung, ja in ſtaunender Anbetung die große Armuth des neugeborenen Königs der Welt betrachtet habe. Anders war es bei der fürſtlichen Wittwe in Eiſenach. Der ſtete Anblick ihrer armen Kinder, wie dieſe Hunger, Kälte und anderes Elend ausſtehen mußten, und daß ſie oft nichts hatte, um ihr Flehen nach Eſſen zu befriedigen und ihr Weinen zu ſtillen, war eben für das liebevolle Herz der jungen Mutter zeitweiſe doch ein ungeheuer ſchweres Kreuz, zumal, wenn gerade der Sonnenſtrahl himmliſchen Troſtes hinter Wolken ſich verborgen hatte. Eine jede Mutter, welche dieſes lieſt, kann ſich doch ſelbſt denken, welch' ein Jammer es ſein muß, einen Säugling haben, der erſt mehrere Wochen alt iſt, und bei großer Winterkälte keine andere Wohnung haben, als einen Stall, und nirgends ein Funken Feuer, um auch nur warmes Waſſer zu bekommen!

In dieſer Drangſal, da die verlaſſene Wittwe ſtets die Noth der drei Kinder vor Augen hatte, regten ſich Gedanken der Verſuchung in ihrem Innern. Es wollten ihr Zweifel kommen, wo denn die Liebe Gottes ſei — und auch aus ihrem gepeinigten Herzen mag oft der Schrei zum Himmel aufgeſtiegen ſein: Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen!

Vielleicht vernehmen manche Leſer dieß mit Befremden und denken, eine ſolche Wankelmüthigkeit hätten wir bei einer hl. Eliſabeth nicht geſucht; hat ſie doch erſt Gott ein Tedeum ſingen laſſen zum Dank, daß er ſie in die tiefſte Armuth verſetzt hat. — Weltmenſchen und ordinäre Chriſten meinen nämlich, Ordensleute oder beſonders gottſelige Perſonen müßten alle Vollkommenheiten auf einmal haben, und verwundern ſich, wenn ſie da

oder dort noch eine menschliche Schwachheit vermerken. Sie stellen solche Anforderungen, weil sie selbst noch nie um Vollkommenheit sich bemüht haben. Darum wissen sie gar nicht, wie langsam und schwer solche zu erreichen ist.

Uebrigens hat die hl. Elisabeth auch in diesen Anfechtungen keineswegs sich wankelmüthig gezeigt, sondern sich als wahre Christin erprobt. Versucht werden ist noch keine Sünde; durfte sich ja selbst dem Heiland der Teufel als Versucher nahen. Elisabeth willigte niemals in diese Versuchungen ein, so daß sie wirklich dem Mißtrauen gegen Gott und der Unzufriedenheit sich überlassen hätte. Wohl aber waren derartige Anfechtungen ihrer frommen Seele eine neue Plage, weil eben das Kämpfen dagegen keine geringe Mühe ist und ihr zugleich die Beunruhigung brachte, ob sie nicht aus Mangel an Wachsamkeit und gedrückt von der Trübsal wirklich sündhaften Gedanken eine Weile Raum gegeben habe. Wir beten deßhalb auch: Führe uns nicht in Versuchung.

Doch, wo die Noth am größten ist, ist Gott am nächsten. Er erweckte das Herz rechtschaffener Personen außerhalb von Eisenach, welche sich bereit erklärten, ihre Kinder zu sich zu nehmen und zu verpflegen. Elisabeth konnte in ihrer Hülflosigkeit nicht anders, als sie mußte das Anerbieten annehmen; und so vertauschte sie einen Schmerz mit einem andern Schmerz, nämlich den Anblick der nothleidenden Kinder mit der Trennung von denselben. Das Mutterherz mag längere Zeit nachgeblutet haben, da alle drei Kinder gleichsam davon abgerissen waren. Später wurde es wieder still und heiter in der Seele, und die Freundlichkeit Gottes strahlte hinein.

Schon dem Aeußerlichen nach gleicht das Menschenleben einer Reise in ganz unbekannten Weltgegenden. Der Wanderer weiß nie, was ihm die nächsten paar Schritte bringen, ob er einen guten Fund macht, oder ein giftiges Thier plötzlich Lebensgefahr ihm bringt. So weißt du auch nicht beim Beginn des Jahres oder auch nur eines einzigen Tages, was dir im Verlauf desselben begegnen und wie es am Ende desselben mit dir aussehen wird. Die Fürstin Elisabeth z. B. hat vor einigen Monaten noch schwerlich daran gedacht, daß sie Wittwe werde, daß

sie in's tiefste Elend verstoßen werde, daß sie sich aus Nahrungsnoth selbst von ihren Kindern trennen müsse.

Aber auch innerlich geht es mit dem Menschen so, abgesehen von seinen äußerlichen Verhältnissen. In der ersten Nacht schwerster Drangsal erschien die Herrlichkeit des hl. Geistes im Herzen der verstoßenen Wittwe, so daß sie von hoher Freude überströmt wurde und sich gleichsam Luft machte im Tedeum. Und einige Zeit nachher wurde sie schwer in der Seele angefochten von Trübsal und beängstigenden Sorgen, ohne daß sich die Umstände verändert hatten. — Die Menschenseele hat nämlich auch ihre Witterungen; auch die größten Heiligen hatten nicht immer heitern Himmel in sich, so lange sie an das irdische Leben gebunden waren. Und es ist kindisch, wenn Jemand in freudiger Andacht meint, diese Stimmung werde immer so bleiben, und darum feurige, ungemessene Vorsätze faßt — wie es anderseits ebenso unvernünftig ist, wenn man sich der Kleinmüthigkeit und Verzagtheit hingibt, weil man sich zeitweise ganz trocken im Gebet und freudenlos zur Berufsarbeit fühlt.

Diese Witterungen gehören zum christlichen Leben; bald will dich Gott locken und aufmuntern zu einem gottgefälligen Leben, bald sollst du in trüber Stimmung Gott getreu dienen. Und du machst gerade den größten Fortschritt und Gewinn für deine Seele, wenn du gar keinen Trost hast, dabei gegen Anfechtungen des Mißtrauens und der Verzagtheit kämpfest, und täglich und stündlich die Gesinnung erweckst: Das ist mir recht und genug, daß ich den Willen Gottes thue und leide.

„Mein Sohn, wenn du Gott dienen willst, so bereite deine Seele zur Anfechtung vor. Demüthige dein Herz und halte aus, verzage nicht zur Zeit der Heimsuchung. Ertrage die Zögerungen Gottes, vereinige dich mit Gott und weiche nicht, damit du am Ende glücklich werdest.“

Jesus Sirach K. 1, V. 1 bis 3.

Schön, selbst im Morast.

Was Elisabeth als Fürstin noch Werthvolles an sich trug, z. B. ihren Ring, hatte sie versetzt, um für die Kinder und

für sich das Nothwendigste anzuschaffen. Da nun auch dieser Erlös aufgezehrt war, fing sie das Spinnen an. Bei dem geringen Verdienst, welchen diese Arbeit ihr einbrachte, sparte sie noch ihrem Mund ab, um ihre edle Leidenschaft zu befriedigen, nämlich Almosen zu geben. Früher hatte sie weit und breit Wohlthaten in Fülle gespendet; jetzt waren es nur noch Pfennige, was sie geben konnte. Diese waren aber gewiß von gleichem Werth, wie die zwei Heller der Wittwe im Evangelium, die vor dem Herrn mehr galten, als das Gold und Silber, welches die Reichen von ihrem Ueberfluß in den Schatzkasten geworfen haben.

Die Königstochter und Landesfürstin war sonach in ihrer ehemaligen Hauptstadt zur armen Taglöhnerin geworden, die von ihrer Hände Arbeit lebte. Es sollte ihr auch noch eine Mißhandlung widerfahren, wie sie nicht einmal dem verachtetsten, elendesten Menschen widerfährt. In einer Straße von Eisenach ist ein Bach, an welchem damals, wie jetzt noch, die Gerber wohnten. Das Wasser hatte wenig Abfluß und war deßhalb ziemlich tief und unrein; statt einer Brücke waren große Schrittsteine gelegt, um trocken darüber zu schreiten. Als nun einmal Elisabeth über diesen Bach gehen wollte, begegnete ihr eine alte Bettlerin, welche während einer Krankheit von der Landgräfin früher verpflegt und oft mit Almosen beschenkt worden war. Statt nun auf der andern Seite des Baches zu warten, bis Elisabeth vollends die Steine überschritten hätte, so trat die Bettlerin auch auf die Steine, ging ihrer früheren Wohlthäterin entgegen und stieß sie so heftig an die Seite, daß die schwache, ausgehungerte Frau mit dem ganzen Leib in den morastigen Bach hineinstürzte. Dazu schimpfte das Bettelweib noch und schrie: „Da liegst du ganz recht; hast du dich nicht aufgeführt wie eine Landgräfin, als du es noch warst, so lieg' nun arm im Dreck; ich helfe dir nicht heraus!"

Der Heiland hat gesagt, wir müßten werden wie die Kinder, wenn wir eingehen wollten in das Reich Gottes, und meint dieses besonders von dem demüthigen Wesen der Kinder. Wenn aber auch das gutmüthigste, harmloseste Kind so behandelt und *absichtlich* in den unsaubern Bach geworfen worden wäre, so

wäre es über eine so boshafte Mißhandlung unwillig geworden und hätte heftig geschrieen. Wie hat sich nun die Fürstin benommen? Hat sie sich von der plötzlichen unerhörten Beschimpfung zu augenblicklichem Zorn fortreißen lassen? Nein. Hat sie wenigstens geweint über ihren Jammer? Nein. Hat sie es in stummem Schmerz getragen? Nein. — Die liebe heilige Elisabeth hat an Harmlosigkeit und Demuth das gutesste Kind übertroffen. Statt die Bettlerin zu schelten, wie es der gewöhnliche Mensch gethan hätte, gab sie derselben gleichsam Recht. Während sie naß und ganz verunreinigt aufstand, lachte sie und sprach: „Mir geschieht Recht dafür, daß ich ehemals Gold und Edelsteine getragen habe.“ Hernach ging sie ganz heiter zu einem Ort, wo helles Wasser war, und reinigte dort ihre Kleider.

Wie schön muß Elisabeth vor den himmlischen Geistern ausgesehen haben in ihren elend verunreinigten Kleidern! Ihre Seele war schon so rein geworden von menschlichen Flecken, wie ein Sonnenstrahl, der auch im Sumpf nicht verunreinigt wird, sondern darin glänzt. Bei so unerhörten Begegnissen gilt aber auch von ihr, was Paulus von sich und den übrigen Aposteln sagt:

„Denn mir scheint, Gott habe uns Apostel wie die Niedrigsten ausgestellt, Verurtheilten gleich, daß wir ein Schauspiel der Welt, Engel und Menschen werden sollen.“

1 Kor. K. 4, V. 9.

Inwendiges Leben.

In der Nähe meines Heimathsortes lebte ein alter Todtengräber. Derselbe war taub, hörte aber dabei innerlich oft so schöne Musik, daß er ausdrücklich erklärte, wenn ihm angeboten würde, sein Gehör wieder zu bekommen, dafür die Musik aber verlieren müßte, so würde er seine Taubheit vorziehen.

Etwas Aehnliches ist bei vielen Heiligen vorgekommen; je mehr sie gleichsam taub und blind für das Irdische wurden und die Seele von aller Anhänglichkeit daran sich loslöste, desto mehr that sich ihnen schon diesseits innerlich eine neue, schönere Welt auf, ein Anfang des himmlischen Lebens. Dieses finden

für sich das Nothwendigste anzuschaffen. Da nun auch dieser Erlös aufgezehrt war, fing sie das Spinnen an. Bei dem geringen Verdienst, welchen diese Arbeit ihr einbrachte, sparte sie noch ihrem Mund ab, um ihre edle Leidenschaft zu befriedigen, nämlich Almosen zu geben. Früher hatte sie weit und breit Wohlthaten in Fülle gespendet; jetzt waren es nur noch Pfennige, was sie geben konnte. Diese waren aber gewiß von gleichem Werth, wie die zwei Heller der Wittwe im Evangelium, die vor dem Herrn mehr galten, als das Gold und Silber, welches die Reichen von ihrem Ueberfluß in den Schatzkasten geworfen haben.

Die Königstochter und Landesfürstin war sonach in ihrer ehemaligen Hauptstadt zur armen Taglöhnerin geworden, die von ihrer Hände Arbeit lebte. Es sollte ihr auch noch eine Mißhandlung widerfahren, wie sie nicht einmal dem verachtetsten, elendesten Menschen widerfährt. In einer Straße von Eisenach ist ein Bach, an welchem damals, wie jetzt noch, die Gerber wohnten. Das Wasser hatte wenig Abfluß und war deßhalb ziemlich tief und unrein; statt einer Brücke waren große Schrittsteine gelegt, um trocken darüber zu schreiten. Als nun einmal Elisabeth über diesen Bach gehen wollte, begegnete ihr eine alte Bettlerin, welche während einer Krankheit von der Landgräfin früher verpflegt und oft mit Almosen beschenkt worden war. Statt nun auf der andern Seite des Baches zu warten, bis Elisabeth vollends die Steine überschritten hätte, so trat die Bettlerin auch auf die Steine, ging ihrer früheren Wohlthäterin entgegen und stieß sie so heftig an die Seite, daß die schwache, ausgehungerte Frau mit dem ganzen Leib in den morastigen Bach hineinstürzte. Dazu schimpfte das Bettelweib noch und schrie: „Da liegst du ganz recht; hast du dich nicht aufgeführt wie eine Landgräfin, als du es noch warst, so lieg' nun arm im Dreck; ich helfe dir nicht heraus!"

Der Heiland hat gesagt, wir müßten werden wie die Kinder, wenn wir eingehen wollten in das Reich Gottes, und meint dieses besonders von dem demüthigen Wesen der Kinder. Wenn aber auch das gutmüthigste, harmloseste Kind so behandelt und *absichtlich* in den unsaubern Bach geworfen worden wäre, so

wäre es über eine so boshafte Mißhandlung unwillig geworden und hätte heftig geschrieen. Wie hat sich nun die Fürstin benommen? Hat sie sich von der plötzlichen unerhörten Beschimpfung zu augenblicklichem Zorn fortreißen lassen? Nein. Hat sie wenigstens geweint über ihren Jammer? Nein. Hat sie es in stummem Schmerz getragen? Nein. — Die liebe heilige Elisabeth hat an Harmlosigkeit und Demuth das guteste Kind übertroffen. Statt die Bettlerin zu schelten, wie es der gewöhnliche Mensch gethan hätte, gab sie derselben gleichsam Recht. Während sie naß und ganz verunreinigt aufstand, lachte sie und sprach: „Mir geschieht Recht dafür, daß ich ehemals Gold und Edelsteine getragen habe.“ Hernach ging sie ganz heiter zu einem Ort, wo helles Wasser war, und reinigte dort ihre Kleider.

Wie schön muß Elisabeth vor den himmlischen Geistern ausgesehen haben in ihren elend verunreinigten Kleidern! Ihre Seele war schon so rein geworden von menschlichen Flecken, wie ein Sonnenstrahl, der auch im Sumpf nicht verunreinigt wird, sondern darin glänzt. Bei so unerhörten Begegnissen gilt aber auch von ihr, was Paulus von sich und den übrigen Aposteln sagt:

„Denn mir scheint, Gott habe uns Apostel wie die Niedrigsten ausgestellt, Verurtheilten gleich, daß wir ein Schauspiel der Welt, Engel und Menschen werden sollen.“

1 Kor. K. 4, V. 9.

Inwendiges Leben.

In der Nähe meines Heimathsortes lebte ein alter Todtengräber. Derselbe war taub, hörte aber dabei innerlich oft so schöne Musik, daß er ausdrücklich erklärte, wenn ihm angeboten würde, sein Gehör wieder zu bekommen, dafür die Musik aber verlieren müßte, so würde er seine Taubheit vorziehen.

Etwas Aehnliches ist bei vielen Heiligen vorgekommen; je mehr sie gleichsam taub und blind für das Irdische wurden und die Seele von aller Anhänglichkeit daran sich loslöste, desto mehr that sich ihnen schon diesseits innerlich eine neue, schönere Welt auf, ein Anfang des himmlischen Lebens. Dieses finden

wir auch bei der hl. Elisabeth. Nachdem das Irdische durch brennenden Schmerz und herbe Trübsal, Noth und Schmach aller Art ihr vollends verleidet war, und alles Lieben und Leben ihres Herzens nach Oben sich wandte; da wurde sie oft mit übernatürlichen Offenbarungen, Erscheinungen und Tröstungen begnadigt.

An einem Tage in der Fastenzeit kniete sie in der Kirche, angelehnt an die Wand, und hatte außerordentlich lang die Augen starr auf den Altar gerichtet. Als sie in ihre armselige Wohnung zurückgekommen war, nahm sie wegen großer Schwäche ein wenig Nahrung zu sich, gerieth in Schweiß, ließ sich auf eine Bank nieder und legte ihren Kopf auf den Schooß ihrer Magd Isentrud. Jedoch war sie nicht ohnmächtig oder wollte nicht schlafen, sondern ihre Augen waren fortwährend gegen die offenen Fenster zum Himmel gekehrt. Endlich wurde ihr Gesicht außerordentlich heiter und ein süßes Lächeln verbreitete sich darüber. Nach einer starken Stunde aber schloß sie die Augen und vergoß unermeßlich viele Thränen; hernach öffnete sie die Augen wieder und lächelte auf die anmuthigste Weise wie früher. Und so wechselte Weinen und seliges Lächeln mit einander bis gegen Abend, doch war letzteres häufiger als das Weinen. Bisher hatte sie immer geschwiegen, endlich brach sie in die Worte aus: „Ja, Herr, du willst mit mir sein, und ich will sein mit dir, und niemals will ich von dir getrennt werden."

Isentrud war der hl. Elisabeth besonders lieb und vertraut; sie drang nun inständig in ihre Herrin, daß sie ihr doch sagen möge, mit wem sie geredet habe. Elisabeth wollte nicht mit der Sprache heraus, zuletzt ließ sie sich durch vieles Bitten bewegen und sagte: „Ich habe den Himmel offen gesehen und meinen süßen Herrn Jesus, wie er sich zu mir neigte und mich tröstete über die vielen Aengstigungen und Trübsale, wovon ich bedrängt worden bin. Und da ich ihn erblickte, war ich fröhlich und lachte; wenn er aber sein Antlitz hinwegwandte, als wollte er fortgehen, weinte ich. Er hat sich dann meiner erbarmt und sein heiter strahlendes Angesicht wieder zu mir gewandt und gesagt: „Wenn du mit mir sein willst, will ich mit dir sein." Und ich habe so geantwortet, wie du schon weißt."

Wie die Bienen ausfliegen nach blumenreichen Gärten, in duftigen Wald, und Wachs und Honig zurückbringen: so flogen die Gedanken der frommen Elisabeth Tag und Nacht in den Himmel zu Gott und seinen Heiligen, und brachten von dort höhere Anschauungen und Gnaden zurück. Sie bekam während der Andacht sehr viele Offenbarungen und himmlische Erscheinungen, suchte es aber meistens zu verbergen, so gut sie konnte. Sie sagte selbst, man müsse in solchen Dingen sehr auf der Hut sein, damit sich nicht eine Art Hoffart einschleiche. — Anderseits gibt es eben doch manche Gnaden und Offenbarungen, welche andern Menschen zu großer Erbauung gereichen, weßhalb schon manchen heiligen Personen von ihren Beichtvätern befohlen worden ist, ihre Erscheinungen mündlich oder schriftlich zu offenbaren, wie z. B. bei der hl. Theresia der Fall war.

„Unser Wandel aber ist im Himmel, von wo wir auch den Heiland, unsern Herrn Jesus Christus, erwarten."
Phil. K. 3, V. 20.

Die Mutter Gottes.

Es ist fast unmöglich, daß eine Christenseele von ganzem Herzen alle Tage mit dem Herrn Jesus Christus in richtiger Art umgeht, ohne daß sie auch dessen Mutter ansieht, zu welcher der Engel Gabriel gesprochen hat: „Der Herr ist mit dir," und welche jetzt mit dem Herrn so innig vereinigt ist, wie nicht einmal die höchsten Engel. Je mehr daher die Liebe Jesu Christi in Elisabeth zunahm, und je mehr Elisabeth von Christus geliebt wurde, desto weniger könnte die Mutter des Herrn von diesem Liebesverhältniß ausgeschlossen bleiben. Dieß gehört zur Gemeinschaft der Heiligen.

In den Jahrbüchern der Franziskaner sind noch Offenbarungen aufgezeichnet, welche von der seligsten Jungfrau an die hl. Elisabeth ergangen sind. Ich will Einiges daraus mittheilen: „Als mein Vater und meine Mutter mich im Tempel zurückließen, sann ich andächtig und oft darüber nach, was ich Gott Angenehmes thun könnte, damit er mir seine Gnade verleihe. Und ich ließ mich in dem Gesetze meines Gottes unter-

richten, und von allen Geboten des göttlichen Gesetzes bewahrte ich vornehmlich drei in meinem Herzen, nämlich: du sollst Gott deinen Herrn aus ganzem Herzen und von ganzer Seele und aus allen deinen Kräften lieben; deßgleichen: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst; deßgleichen: du sollst deinen Feind hassen. Diese bewahrte ich meiner Seele und begriff sogleich, wie alle Tugenden in denselben enthalten seien. Und dieses will ich dich lehren, daß die Seele keine Tugend haben kann, wenn sie nicht Gott von ganzem Herzen liebet, denn von dieser Liebe steigt jede Fülle der Gnade herab; ist sie aber herabgestiegen, so verweilt sie nicht in der Seele, sondern zerrinnt wie Wasser, wenn die Seele nicht ihre Feinde, nämlich Laster und Sünden, hasset. Wer also Gottes Gnade erhalten und besitzen will, muß sein Herz zur Liebe und zum Hasse bereiten. Darum will ich, daß du thuest, wie ich selber gethan habe. Ich stand nämlich immer um Mitternacht auf, ging vor den Altar des Tempels und bat mit aller Begierde, mit aller Sehnsucht, mit aller Liebe, deren ich fähig war, den allmächtigen Gott um die Gnade, jene drei Gebote und alle Theile des Gesetzes beobachten zu können. — Erstens bat ich um die Gnade, das Gebot der Liebe Gottes erfüllen zu können. Zweitens bat ich um die Gnade, den Nächsten nach Gottes Willen und Wohlgefallen und überhaupt Alles lieben zu können, was Gott selbst liebet und werth hält. Drittens bat ich, er möchte mir verleihen, Alles zu hassen, was er hasset. Viertens bat ich um Demuth, Geduld, Güte des Herzens und Sanftmuth, und um alle Tugenden, die mich vor seinen Augen schmücken könnten. Fünftens bat ich Gott, er möchte mich die Zeit erblicken lassen, in welcher jene allerseligste Jungfrau zur Welt käme, die Gottes Sohn gebären würde; er möchte mir meine Augen bewahren, sie zu sehen, meine Ohren, sie zu hören, meine Hände, ihr aufzuwarten, meine Füße, in ihrem Dienst zu wandeln, meine Kniee, Gottes Sohn auf ihrem Schooße anbeten zu können. Sechstens bat ich um die Gnade, den Geboten und Verordnungen des obersten Priesters des Tempels zu gehorchen. Siebentens bat ich Gott, er möchte den Tempel und sein ganzes Volk seinem Dienste erhalten." — Als dieses Elisabeth gehört hatte, sagte sie: „O

ſüßeſte Gebieterin, waret Ihr nicht der Gnaden und Tugenden voll?“ Die Jungfrau antwortete: „Sei gewiß, daß ich mich für ebenſo ſchuldig, verwerflich und der Gnade unwürdig hielt, als du; darum erbat ich mir von Ihm Gnaden und Tugenden.“

„Ebenſo ſagte eines Nachts die heiligſte Jungfrau zu ihr: Mit mir that der Herr, wie der Zitherſpieler mit einer vielſaitigen Zither thut, wenn er die Saiten zu ergötzlichem, harmoniſchem Spiele ſtimmt und ordnet, und dann dazu ſingt. So — ſprach ſie — hatte Gott mir Seele, Geiſt und Gemüth und alle Sinne meines Körpers nach ſeinem Wohlgefallen geſtimmt. Als ich nun nach ſeiner Weisheit alſo geordnet war, wurde ich von den Engeln in den Schooß Gottes des Vaters getragen und empfing dort ſo viel Troſt und Freude, ſo viel Erquickung und Labſal, ſo viel Süßigkeit und Wonne, daß ich mich gar nicht mehr erinnerte, jemals auf dieſer Welt geweſen zu ſein, und ſie jemals geſehen zu haben. Ich war überdieß in ſo großer Vertraulichkeit mit Gott und ſeinen Engeln, daß es mir ſchien, als habe ich immer in jener Herrlichkeit gewohnt.

„Hatte ich aber dort ſo lange geweilt, als es Gott dem Vater gefiel, ſo gab er mich den Engeln zurück, die mich wieder an Ort trugen, wo ich vorher gebetet hatte. Kam ich dann zu mir, und ſah mich wieder auf die Erde verſetzt, und erinnerte mich, wo ich geweſen war, ſo entbrannte ich bei dieſer Erinnerung von göttlicher Liebe, und umarmte Erde, Steine, Bäume und alle Geſchöpfe, und küßte ſie aus Liebe zu Dem, der ſie geſchaffen. Dann ſchien es mir, ich ſei die Magd aller Frauen im Tempel; ich wünſchte allen Kreaturen unterthan zu werden, aus Liebe zum höchſten Vater, und ſolches geſchah mir oft. So ſollteſt auch du es machen.

„Einmal aber, als ich daran dachte, daß ich mich nie von Gott trennen wollte, ſtand ich auf und ging hin zu leſen, mit dem Wunſche, etwas zu finden, was meine Seele ſtärkte. Und als ich das Buch öffnete, fiel ich auf jene Stelle des Jeſaias: „Siehe, eine Jungfrau wird empfangen.“ Als ich hieraus entnahm, der Sohn Gottes werde eine Jungfrau erwählen, ſeinen Urſprung aus ihr nehmen, beſchloß ich ſogleich in meinem Herzen, aus Ehrfurcht und Liebe zu dieſer Jungfrau meine Jungfräu-

lichkeit zu bewahren, mich ihr als Magd zu übergeben und ihr zu dienen, und niemals von ihr zu laſſen, auch wenn ich durch die ganze Welt mit ihr als Fremde wandern müßte. Eines Nachts aber, als ich andächtig im Gebete lag, bat ich inſtändigſt den Herrn um die Gnade, mir ſo lange mein Leben zu friſten, bis ich eben dieſe Jungfrau mit meinen Augen ſähe, ihr mit meinen Händen aufwartete, mein Haupt, ſie zu verehren beugte, und mich ganz ihrem Dienſte widmete. Und ſiehe, ein Glanz heller als die Sonne, und aus der Mitte des Glanzes hörte ich eine Stimme, die ſagte zu mir: „Bereite dich, meinen Sohn zu gebären.“ Und die Stimme fügte hinzu: „Wiſſe, jene Unterwürfigkeit, die du aus Liebe zu mir Andern erzeigen willſt, will ich, daß Andere dir erzeigen; und ich will, daß du meines Sohnes Mutter, Herrin und Gebieterin ſeieſt, damit du ihn nicht allein beſitzeſt, ſondern ihn auch Allen, denen es dir gefällt, gewähren könneſt. Weder meine Gnade, noch meine Liebe, noch meines Sohnes Liebe ſoll demjenigen zu Theil werden, der dich nicht liebt, und wer dich nicht als Mutter meines Sohnes bekennt, wird in mein Reich nicht eingehen.

„Von da an gab ich mich ganz dem Lobe Gottes hin, ſo daß ich ihn zu loben und ihm zu danken Tag und Nacht nicht geſättigt werden konnte. Und auf's Gewiſſeſte die Erfüllung der göttlichen Verheißung erwartend, bat ich Gott den Vater inſtändigſt und ſprach: „Barmherzigſter, gnädigſter und gütigſter Vater, da es dir gefällt, daß ich deinen Sohn gebären ſoll, ſo bitte ich dich, daß du mir gnädig gewähreſt den Geiſt der Weisheit, damit ich, durch dieſen belehrt, ihm nach ſeinem Willen dienen könne; die Gabe des Verſtandes, damit ich, durch ſie erleuchtet, ſeinen Willen erkennen möge, denn wenn er auf menſchliche Weiſe geboren werden ſoll, ſo weiß ich, daß er nicht gleich reden wird; die Gabe des Rathes, damit ich, durch ſie gewarnt, in Allem vorſichtig und rathſam mit ihm verfahren könnte; die Gabe der Stärke, damit ich, durch ſie geſtärkt, vermögend ſei, ſeine Gottheit mit ſchuldiger Ehrfurcht zu ertragen; die Gabe der Wiſſenſchaft, damit ich, von ihr belehrt, alle diejenigen, die mit ihm in Berührung kommen werden, klug zu unterweiſen wiſſe; die Gabe der Gottſeligkeit, damit ich, durch ſie geleitet,

ſeine Menſchheit mitempfinden und ihm in Allem zu Hülfe kommen könne; die Gabe der Furcht, damit ich, durch ſie demüthig gemacht, ihm mit Furcht und Liebe und ſchuldiger Verehrung diene. Dieſes ſind die Gaben, die ich mir von Gott dem Vater erbat, ehe er mir ſeinen Sohn geben würde. Erwäge nun den Gruß, wie ihn mir Gott ſandte und der Engel ihn mir brachte, und du wirſt finden, daß alle meine Bitten erfüllt worden.

„Als die hl. Eliſabeth einmal ihrem Gebete oblag, erſchien ihr die heilige Jungfrau und ſagte zu ihr: „Du glaubſt, meine liebe Tochter, daß ich jede Gnade ohne Arbeit beſitze und erhalten habe; es iſt aber nicht ſo: ich ſage dir vielmehr, daß ich keine Gnade, keine Gabe und keine Tugend von Gott ohne große Arbeit, beſtändiges Gebet, heiße Sehnſucht, innige Andacht, häufige Thränen und viele Bekümmerniß erhalten habe, indem ich mit Worten, Werken und Gedanken nach beſtem Wiſſen und Vermögen ihm wohlgefällig zu ſein ſtrebte. Nur jene Gnade der Heiligung nehme ich aus, durch die ich in meiner Mutter Leibe geheiliget wurde.“ Und die heilige Jungfrau fügte hinzu: „Wiſſe, daß keine Gnade ſich in die Seele hinabſenkt ohne durch Gebet und Leiden des Körpers.“

„Weißt du, warum die Tugenden nicht gleichmäßig verliehen werden? Weil der Eine nicht wie der Andere demüthig bitten, und die Tugenden, die er ſich erbeten, ſorgfältig bewahren kann. Und darum will Gott, daß demjenigen, der nicht hat, geholfen werde von demjenigen, der hat, was ich dir darum ſage, weil ich will, daß du für dein eigenes und für der Andern Heil emſig und andächtig beteſt.“

„Ich bin die Mutter der ſchönen Liebe, der Gottesfurcht, der Erkenntniß und der heiligen Hoffnung.“
Sirach K. 24, V. 24.

Der Heiland iſt nahe.

Je reiner die Seele iſt, deſto lieber ſpricht der Herr ſelbſt mit ihr. Auch darüber findet man alten Bericht:

„Eines Tages, als Eliſabeth eine große Beſchimpfung erlitten

hatte, nahm ſie, tief erſchüttert, zum Gebete ihre Zuflucht, fing inſtändigſt und weinend für alle diejenigen zu beten an, von denen ſie jemals beleidigt worden, und flehte zu Gott, ihnen für jede Beleidigung eine Freude gnädigſt zu gewähren. Als ſie ſo abgemüdet betete, hörte ſie eine Stimme, die zu ihr ſagte: „Niemals haſt du ſo wohlgefällige Gebete wie dieſe an mich gerichtet. Sie ſind eingedrungen in das Innerſte meines Herzens. Deßwegen vergebe ich dir alle Sünden, die du jemals in deinem ganzen Leben mit Worten oder Werken begangen haſt.“ Und alle ihre Sünden aufzählend, ſprach die Stimme: „Ich vergebe dir dieſe Sünde,“ und zählte ſie alle einzeln her. Und als die Dienerin Chriſti fragte, wer die Stimme ſei, antwortete dieſe: „Ich bin derjenige, zu deſſen Füßen ſich Maria Magdalena in dem Hauſe Simeons des Ausſätzigen geworfen; auch ſchenke ich dir meine Gnade wieder.“ Und als ſie darüber nachſann, welchen Weg ſie vor Gott zu wandeln habe, antwortete ihr der Herr, der in's Verborgene blickt: „Hoffe auf Gott und thue Gutes.“

„Als ſie eines Tages ihre Sünden bitterlich beweinte, erſchien ihr der Tröſter Jeſus und tröſtete ſie mit dieſen Worten: „Quäle dich, meine geliebteſte Tochter, nicht länger, alle Sünden ſind dir erlaſſen; denn an allen Gliedern und Theilen meines Körpers, mit denen du deinen Schöpfer beleidigt haſt, habe ich gelitten. Haſt du ihn mit den Händen beleidigt, ſo wurde ich mit den Händen und Füßen an das Kreuz genagelt; haſt du ihn mit deinem Haupte beleidigt, ſo wurde das meinige für dich mit einer Dornenkrone gekrönt, von deren Stacheln nach allen Seiten das Blut herabfloß; haſt du ihn mit deinen Augen beleidigt, ſo wurden die meinigen von den Kreuzigern verſchleiert und von ihren Fingern gedrückt, zerquetſcht und ſchmählich verzerrt; haſt du ihn mit deinen Ohren beleidigt, ſo mußte ich mit den meinigen die Stimme der Läſterer anhören; haſt du ihn mit deiner Zunge beleidigt, ſo wurde die meinige von der Bitterkeit der Galle und der Schärfe des Eſſigs zerriſſen; haſt du ihn mit deinem Angeſichte beleidigt, ſo reichte ich mein Angeſicht den Schlägen und meine Wangen den zerfleiſchenden Streichen meiner Peiniger hin; haſt du ihn mit deinem Herzen beleidigt, ſo wurde das

meinige mit der Lanze durchstochen; hast du ihn mit deinem Körper beleidigt, so wurde der meinige vielfach zergeißelt. Scheint es dir nun nicht, daß für deine Sünden schuldige Genugthuung geschehen sei? Ich habe für dich Leiden getragen und für dich Schmerzen erduldet."

Einmal, als sie sich dem Gebete hingegeben, sah sie mit den Augen des Geistes vor sich eine äußerst weiße und glänzende, aber abgemagerte Hand, mit langen Fingern und einer großen Wundnarbe auf der Flächenseite. Daran erkannte sie die Hand Jesu Christi, und als sie darüber nachdachte, warum sie so dünn und abgemagert sei, hörte sie die Worte: „Weil ich mich Nachts durch Wachen und Beten ermüdet, und über Tag Städte und Dörfer durchwanderte, das Reich Gottes zu predigen." Und die Stimme fügte hinzu: „Wisse, geliebteste Tochter, daß du von allen deinen Sünden gereinigt bist." Jene aber sprach: „Bin ich so geheiligt, warum kann ich denn nicht ablassen, dich zu beleidigen?" Und sie hörte die Worte: „Wenn du mich nicht beleidigtest, so würdest du auch mein Andenken nicht bewahren und schlimmer als die Dämonen sein, die glauben und zittern. Daher habe ich dich nur geheiligt nach dem Maße der dir verliehenen Gnade, durch welche du mich so liebest, daß du lieber sterben möchtest, als sündigen, und bereit wärest, das Leben zu verlieren, wenn du nur damit der Schuld ausweichen könntest." — „Das Vorerwähnte hörte die Dienerin Christi so hell, und sah es so deutlich, daß sie sagte, sie wolle lieber sterben, als läugnen, daß es wahr sei."

Was ist nun von solchen innerlichen Vorkommnissen und Erscheinungen zu halten? — Der eigentlichen Offenbarung Gottes dürfen sie nicht gleichgestellt werden. Wenn deßhalb Jemand Offenbarungen oder Erscheinungen hat, welche auch nur einer einzigen Lehre des Christenthums oder der Kirche widersprechen, so ist es ein Zeichen, daß sie nicht aus Gott kommen und verwerflich sind. Denn es gibt sehr viele Visionen, die von krankhaftem Zustand des Blutes und der Nerven verursacht sind; ja selbst vom Teufel können sie kommen, der die Gestalt eines Engels des Lichtes annimmt. So sind z. B. alle Visionen überhaupt nichts werth, sondern nur gefährliche Träumereien bei solchen

Personen, welche sich nicht auszeichnen durch reinen Wandel, große Demuth, Büßergeist und erprobte Liebe zu Gott und den Nebenmenschen. — Aber auch, wenn selbst heiligmäßige Personen Visionen bekommen, so ist der Katholik nicht verbunden, daran zu glauben. Ganz sicher ist nur das, was die Grundsäule und Grundfeste der Wahrheit lehrt, nämlich die Kirche. Wohl aber gehören die Erscheinungen, welche im alten und neuen Testament erzählt werden, zu der sichern Offenbarung Gottes.

„Stephanus aber, voll des hl. Geistes, blickte zum Himmel empor, sah die Herrlichkeit Gottes, und Jesus zur Rechten Gottes stehen, und sprach: O ich sehe die Himmel offen und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen." Apostelg. K. 7, V. 55.

Ein Sonnenblick.

Der Landgräfin Sophie schien es mit Recht eine unausstehliche Schmach für das ganze landgräfliche Haus, daß ihre Schwiegertochter armselig wie eine Bettlerin in Eisenach umhergehe; sie hatte sich deßhalb Mühe gegeben, ihre Söhne zur Einsicht und Umkehr zu bewegen. Da aber alles Zureden vergeblich war, so wußte sie zuletzt keinen andern Rath, als daß sie heimlich in das Kloster zu Kitzingen berichten ließ, wie es der jungen Wittwe Elisabeth ergehe. In dieser reichen zum Bisthum Würzburg gehörigen Abtei war nämlich Mechtilde, eine Tante der hl. Elisabeth von mütterlicher Seite her, Abtissin. Es war schon Oktober, als Mechtilde das Schicksal ihrer Nichte Elisabeth erfuhr; diese hatte also schon drei Vierteljahr lang im Elend zu Eisenach gelebt, da sie mitten im Winter von der Wartburg vertrieben worden war. Die Abtissin schickte sogleich einige Klosterfrauen mit zwei Wagen nach Eisenach, wo sie dann die hl. Elisabeth an ihrem liebsten Aufenthalt, in einer Kirche fanden. Vielleicht betete die fromme Seele gerade in einem Herzensanliegen, worauf die Einladung, welche die Klosterfrauen ihr in die Kirche brachten, die Antwort und Erhörung war. Denn dieß ist die Art Gottes, daß er zuweilen auf ein recht andringendes Gebet alsbald Jemanden zur Hülfe sendet und

damit sowohl die Bitte gewährt, als auch den süßen Trost seiner freundlichen Nähe. Es sollte aber die fürstliche Wittwe durch diese Botschaft der Tante nicht nur in eine bessere Lage versetzt werden — nach einer solchen Veränderung hätte vielleicht die hl. Elisabeth in ihrer großen Liebe zur Armuth weniger gefragt — aber es wurde dadurch ein drückenderes Leiden beseitigt. Ihre Tante begehrte nämlich, daß Elisabeth auch die Kinder mitbringe; auf diese Weise hatte sie nun die freudenvolle Aussicht, ihre Kinder wieder zu sehen und bei sich haben zu können. Elisabeth nahm also das Anerbieten an.

Als Elisabeth in Kitzingen anlangte, kam ihr die Abtissin Mechtilde, ihre Tante, entgegen, umarmte sie weinend und jammernd im Andenken an all' das Elend, was ihre Nichte ausgestanden. Sie bekam nun mit den Kindern eine anständige Wohnung in dem reichen Kloster. Am liebsten wäre sie ganz dageblieben und hätte als einfache Klosterfrau alle Andachten, Uebungen und Strengigkeiten des Ordens mitgemacht; allein die Obsorge für ihre Kinder, welche sie bei sich hatte, gestattete solches nicht. Hingegen ließ ihr der Geist der Barmherzigkeit auch hier keine Ruhe. In der Stadt Kitzingen hatte das Kloster ein Spital errichtet; dieß war für Elisabeth ein so anziehender Ort, daß sie täglich das Kloster verließ, um die Kranken dort an Leib und Seele zu verpflegen. — Ihrem eigenen Leib aber wohl zu thun, dazu wollte sich die gottesfürchtige Dulderin nicht verstehen. So erzählte eine ihrer Mägde: Die Abtissin befahl ihrer Nichte, ein warmes Bad zu nehmen und ließ es ihr herrichten. Da Elisabeth sich dem Willen der Tante fügen mußte, so ging sie zur Badwanne, plätscherte mit einem Fuß ein wenig hin und her und sagte: „So jetzt ist gebadet," und ging sogleich wieder fort, indem sie die Erquickung des Bades, welche sie so manchem armseligen Menschen hatte angedeihen lassen, ihrem eigenen Leib nicht gönnte.

Elisabeth hatte etwa zwei Monate im Kloster verweilt, als auch eine Einladung an sie kam von dem Fürstbischof Egbert in Bamberg. Dieser war der Bruder der Abtissin Mechtilde, somit also auch der Oheim der hl. Elisabeth. Er scheint erst, seitdem diese in Kitzingen angekommen war, von ihrem Schick-

sal erfahren zu haben. Der Fürstbischof hielt es nicht für geziemend, daß sie mit ihrer ganzen Familie ständig im Kloster wohne; er wolle ihr deßhalb selbst einen angemessenen Aufenthaltsort und Auskommen verschaffen. Elisabeth fügte sich dem Begehren ihres Oheims und verließ das Kloster mit ihren Kindern und treuen Dienerinnen Guda und Isentrud.

Die Frau Mechtilde hatte schon vielen Schmerz und Kummer in ihrer Familie erlebt. Ihr Bruder Heinrich wurde in die Acht gethan und mußte landesflüchtig werden, weil er sich betheiligt hatte an dem Mord des Königs Philipp; und dieser König Philipp war der Schwiegervater ihres andern Bruders, des Herzogs Otto. Ihre Schwester Gertrud, die Mutter der hl. Elisabeth, war ermordet worden. Ihre andere Schwester Agnes lebte sieben Jahre lang mit dem König von Frankreich, Philipp August, im Ehebruch, indem sie sich mit ihm verehelichte, während dessen rechtmäßige Frau noch lebte. Vor Kurzem hatte ihr die Nachricht das Herz zerrissen, daß ihre arme Nichte Elisabeth in Eisenach gleichsam ein Bettelweib geworden sei; und auch den Trost, den deren Aufenthalt im Kloster ihr gebracht hatte, mußte sie schon nach einigen Monaten mit dem Trennungsschmerz vertauschen.

Aber durch eigene Fügung Gottes geschah es, daß so viel Leid und Kummer der Abtissin Mechtilde aus der eigenen Familie erwachsen war, auch eine wunderbare Freude daraus erwuchs von so eigenthümlicher Art, wie sie wohl fast noch nie vorgekommen ist. Die Abtissin hat nämlich bei 20 Jahre ihre Nichte Elisabeth überlebt und erlebte es auch noch, daß sie feierlich in Rom heiliggesprochen wurde. Da ließ nun die Abtissin neben dem großen Portal des Klosters eine Kapelle zu Ehren der hl. Elisabeth erbauen und der Fürstbischof von Würzburg, Hermann, weihte dieselbe persönlich ein; es wurde sogar ein eigener Geistlicher angestellt, um daselbst Gottesdienst zu halten. Auf diese Weise war es der Abtissin vergönnt, ihre Nichte im Leben zu beherbergen und zu verpflegen als verstoßene Wittwe, und sie später als weltberühmte Heilige zu verehren und um ihre Fürbitte anzurufen in einer Kapelle, welche sie der hl. Elisabeth zu Ehren hatte erbauen lassen.

„Siehe, in Frieden hat sich mir der Kummer, die Bitterkeit gewandt, du hast liebevoll gerettet meine Seele aus der Grube des Verderbens.“

Jesaias K. 18, V. 17.

Das Gelübde.

Als Elisabeth nach Bamberg kam, machte der Bischof seiner gottseligen Nichte das Anerbieten, er wolle sie zu ihrem Vater nach Ungarn zurückführen. Elisabeth wollte nicht, wahrscheinlich weil sie fürchtete, an dem königlichen Hofe wieder ganz in den Strudel des Weltlebens zu gerathen. Es ist ein großer Gewinn, abgetödtet zu sein für Lust und Gut und Ehre in der Welt; diesen Erwerb hatte Elisabeth damals gemacht und war sorgsam, ihn nicht wieder zu verlieren. Auch von dem andern Plan des Bischofs wollte Elisabeth nichts wissen. Er meinte nämlich, eine so junge und schöne Wittwe thue am besten, sich wieder zu verehelichen, zumal da Aussicht gewesen sein soll, daß der verwittwete Kaiser Friedrich II. selbst sie zur Gemahlin nehmen wolle.

Es gibt Umstände, wo verwittwete Personen gut thun, eine zweite Ehe einzugehen, z. B. wenn ein Mann kleine Kinder hat und wegen ihrer Pflege und Erziehung in Verlegenheit ist; oder für eine ganz junge Wittwe, welche sich nicht entschließen mag, ein stilles, gottseliges Leben zu führen, ist es besser, sie heirathet wieder, als daß sie in Gesellschaften, Lustbarkeiten und Klatscherein sich herumtreibt. Wo aber keine derartigen Umstände eine zweite Verehelichung rathsam machen, ist es viel schöner und würdiger, wenn der überlebende Ehetheil nicht durch eine zweite oder dritte Ehe auf's Neue sich enger an die Erde bindet, sondern sein Herz desto ausschließlicher Gott zuwendet, bei dem hoffentlich auch der vorausgegangene Ehegatte nun lebt. Selbst die heidnischen Römer sahen eine zweite Ehe nicht für recht anständig an. — Die gottselige Wittwe Elisabeth wurde betrübt über eine derartige Zumuthung ihres Oheims und antwortete in aller Sanftmuth, sie wolle lieber in ledigem Stande Gott ungetheilt dienen. Der Bischof entgegnete, sie sei zu jung, um so allein in der Welt zu bleiben; sie habe schon genug Ver-

folgungen ausstehen müssen; wenn er todt sei, habe sie keinen Schutz, und dann könne sie auf's Neue allen möglichen Unbilden ausgesetzt sein. Darauf gab Elisabeth zur Antwort: „Mein verstorbener Herr hat mich zärtlich geliebt und war immer mein treuer Freund und Beschützer; ich hatte Theil an seiner Ehre und Macht; ich besaß Edelsteine und Reichthümer, alle Freuden der Welt; ich dachte aber immer, was Ihr auch selbst wohl wißt, daß der Welt Freuden eitel und vergänglich sind. Darum will ich sie aufgeben und Gott die Schulden meiner Seele abtragen. Ihr wißt wohl, geliebter Oheim, daß irdisches Wohlleben zuletzt nur Schmerzen und Ungemach, nur den Tod der Seele erzeugen. Mich verlangt sehr darnach, bei meinem Heiland zu sein.

Elisabeth hatte schon zu Lebzeiten ihres Gemahles das feierliche Gelübde in die Hand ihres Beichtvaters Konrad abgelegt, daß sie niemals mehr sich verehelichen werde, wenn Ludwig vor ihr sterben sollte. Sie sagte ihrem Oheim, dem Bischofe, nichts davon, wahrscheinlich aus Besorgniß, er werde ihr Gelübde durch höhere Kirchengewalt auflösen lassen. Sie wollte aber durch ihr Gelübde gebunden bleiben; denn sie hatte nicht nur dieselbe Gesinnung noch, wie zur Zeit, da sie die Enthaltsamkeit gelobte, sondern sie war schon zu einem Grad der Vollkommenheit emporgestiegen, wo man selbst in diesem Leben so wenig von Verehelichung wissen mag, wie die Engel im Himmel. Ihre zwei Dienerinnen, mit welchen Elisabeth zugleich in wahrer Herzensfreundschaft stand, hatten mit ihr das Gelübde lebenslänglicher Enthaltsamkeit abgelegt. Diese waren besorgt, daß der Bischof ihre Herrin zuletzt doch noch zu einer Wiederverehelichung nöthigen werde. Elisabeth gab ihnen deßhalb die bestimmteste Versicherung, daß sie um keinen Preis wieder in den Ehestand treten werde; sie sprach: „Ich habe Gott gelobt und meinem Herrn, da er noch lebte, daß ich nach ihm keinem andern Manne mehr angehören wolle. Gott, der die Herzen prüft und ihre Geheimnisse kennt, weiß, daß ich dieses Gelübde mit reinem, einfältigem Herzen und ungeheuchelter Treue abgelegt habe. Ich vertraue auf seine Barmherzigkeit; er wird mich gegen die Anschläge der Menschen, selbst gegen Gewalt, schützen.

Ich habe mein Gelübde nicht bedingungsweise nur für den Fall gemacht, wenn es meinen Verwandten und Freunden so genehm sei; es war ein freiwilliges, entschiedenes und unbedingtes Gelübde, daß ich nach dem Tod meines Geliebten meine Keuschheit rein bewahre zur Ehre des Schöpfers. Ja, wenn mich mein Onkel gegen meinen Willen einem Manne übergeben will, werde ich mit Herz und Mund widersprechen, und wenn meine Weigerung nicht geachtet wird, so werde ich mir heimlich selbst die Nase abschneiden, damit jeder Mann einen Abscheu gegen mich bekomme, wenn ich so häßlich verstümmelt bin."

Die Möglichkeit, zu einer neuen Ehe genöthigt zu werden, war der jungen Wittwe etwas so Entsetzliches, daß sie mit Angst und Thränen ihre Zuflucht zu Gott nahm und ihn inständigst anflehte, daß er ihr Gelübde unversehrt bewahren möge. Auch zur Jungfrau aller Jungfrauen betete sie um Schutz in dieser Angelegenheit, und wurde in ihrem Gebet mit Trost und Zuversicht erfüllt.

Ein so wichtiges Gelübde, wie das Gelübde lebenslänglicher Enthaltsamkeit, soll man in der Regel nur ablegen, wenn man vorerst einen einsichtsvollen Beichtvater darüber berathen hat. Denn wenn es einmal abgelegt ist, dann ist man heilig daran gebunden — das Gelübde ist ein Opfer, welches man Gott gebracht hat und eben deßhalb so wenig mehr zurücknehmen darf, als die Hostie auf dem Altar nach der Aufopferung mehr hinweggenommen und als gewöhnliches Brod gebraucht werden darf. Gelübde zu machen ist keine Pflicht, weil man dabei mehr verspricht, als geboten ist; sind sie aber einmal gemacht, dann ist es strenge Pflicht, sie zu halten. Dafür ist es aber auch eine gottgefällige That, rechte Gelübde zu machen und auf diese Weise einen Theil seiner Freiheit Gott zu schenken.

> **„Wenn du kein Gelübde machen willst, so wird keine Sünde auf dir sein. Was einmal aus deinen Lippen herausgegangen ist, sollst du halten und thun, wie du dem Herrn, deinem Gott, versprochen und mit eigenem Willen und mit deinem Munde zugesagt hast."**
>
> 5 Mos. K. 23, V. 22 u. 23.

Der Biſchof beſaß eine Ortſchaft und ein Schloß darin, Bodenſtein. Dieſes ließ er für Eliſabeth und ihre zwei Mägde zur Wohnung einrichten, bis ſich nach ſeinem Kopf eine ſchickliche Gelegenheit finden werde, ſeine Nichte einem Fürſten zur Ehe zu geben. Da wendete aber der gütige Gott, den Eliſabeth unaufhörlich um Hülfe anflehte, plötzlich ihre Beſorgniſſe auf eigenthümliche Weiſe.

Fürſtenkron auf Todtengebein.

Als der Gemahl der hl. Eliſabeth, Ludwig, geſtorben war, hüllten ſeine Gefährten den Leichnam in zwei weiße, mit Wachs geſtärkte Tücher und beerdigten ihn zu Otranto am Meeresufer. Ein Theil der Ritter aus Thüringen machte vollends die Fahrt nach Jeruſalem, wo ſie dann auch die Opfergaben und Gebete in der hl. Grabkirche darbrachten, wie es ihnen der ſterbende Landgraf aufgetragen hatte. Ihre Rückreiſe machten ſie wieder über Italien, weil ſie die Gebeine ihres Landesfürſten mit ſich nach Thüringen zurückbringen wollten. In Otranto glücklich angelandet, öffneten ſie das Grab des Seligen; dann ſotten ſie den Leichnam in heißem Waſſer aus, bis alles Gebein gelöst war; dieſes erſchien weißer als friſchgefallener Schnee. In damaliger Zeit hielt man ſolches für ein Zeichen, daß der Verſtorbene ſeinen Eheſtand immer rein und unverſehrt bewahrt habe. Sie ließen nun eine neue Lade machen, legten die Gebeine hinein, befeſtigten ſie auf ein Maulthier, und ſo zogen ſie der Heimath zu. Vor der Lade wurde ein großes, koſtbares Kreuz von Silber und mit Edelſteinen beſetzt einhergetragen. So oft ſie dann auf ihrem Zug in einer Stadt übernachteten, ſtellten ſie die Lade in eine Kirche und beſtellten Kloſtergeiſtliche und ſonſt fromme Perſonen, welche die ganze Nacht hindurch Vigilien ſingen und andere Gebete verrichten mußten.

So ging nun die fromme, ernſte Heimfahrt durch Italien und den obern Theil von Deutſchland. Da der Zug nicht mehr weit von Bamberg war, ſandten die Ritter an den Biſchof die Nachricht von ihrer Ankunft. Alsbald ſchickte dieſer einen Abgeſandten nach Bodenſtein zu Eliſabeth, daß ſie kommen möchte.

Unterdessen versammelte er alle seine Hofherren und Geistlichen und zog in Prozession mit den Schulkindern und zahllosem Volk den Ueberresten des Landgrafen entgegen. Auch aus der Umgegend waren Ritter und Grafen und Bauersleute herbeigezogen, um die Trauerfeierlichkeit mitzumachen. Unter dem Geläute aller Glocken und dem Trauergesang der Priester und Mönche zogen sie nun mit der Lade in die berühmte Domkirche zu Bamberg, wo dann die ganze Nacht hindurch die Exequien in großer Feierlichkeit gehalten wurden. Ludwigs Beichtvater bemerkt hiezu: „Da ward unter einander gehört Singen, Lesen, Beten, Weinen und Klagen, denn es ist viel wohl gethan, daß man viel innigklich bete für alle die, welche in einem rechten Christenglauben von dieser Welt sind verschieden."

Den andern Tag langte Elisabeth aus Bodenstein an, begleitet von ihren zwei treuen Mägden oder, besser gesagt, ihren Freundinnen Guda und Isentrud. Man führte sie zu der Lade und öffnete sie. Nun loderte die Flamme der Liebe und des Schmerzes plötzlich mit großer Gewalt wieder auf, nachdem es geschienen hatte, in der Asche des Wittwenstandes und der Buße sei Alles abgelöscht und kühl geworden. In heftigster Aufregung warf sie sich über die Gebeine hin, küßte sie mit Inbrunst und benetzte sie mit ihren Thränen; ja sie war so gewaltig ergriffen, daß der Bischof und sein Gefolge es für nothwendig hielten, sie von der Lade zu entfernen.

Ach, das arme Menschenherz! So oft meint man, es sei etwas gründlich abgethan und man sei für immer dafür abgestorben, und plötzlich kann ein Ereigniß alle Gluth wieder neu anfachen. Was hier bezüglich eines tadellosen natürlichen Gefühles gesagt ist, gilt leider noch viel mehr von der Sünde. Der Mensch kann meinen, er sei schon Jahre lang für eine frühere Leidenschaft ganz abgelöscht, und er habe nichts mehr davon zu fürchten — plötzlich kommt ein unerwartetes Ereigniß, eine heftige Versuchung, und die alte Sünde steht von den Todten auf, brandmarkt die Seele und hinterlaßt jämmerliche Reue.

Wenn aber die Seele der hl. Elisabeth gleichsam in das Schwanken gekommen war, so mußte doch bald wieder die stär-

kere Liebe, die Liebe zu Gott, sie wieder aufwärts ziehen. Und so quellte dann wie krystallenes Wasser aus kurz getrübter Quelle ein Gebet, dergleichen noch kein schöneres aus Herz und Mund einer Christenfrau gekommen ist. Der Kaplan Berthold, welcher dabei stand, schreibt also: „Ihr ganzer Leib hat gezittert, als sie die Gebeine ihres liebsten Gemahls ohne Gefüge auseinander getrennt daliegen sah. Wiewohl sie nun in großem Leid war, gedachte sie dennoch an die Güte Gottes und sprach mit gefalteten Händen und gegen den Himmel gerichteten Augen diese Worte: Herr, ich danke deiner Gnade und Barmherzigkeit, daß du mir armen Magd ein großes Begehren hast erfüllt und hast mich in meiner Betrübniß gnädiglich getröstet, daß ich gesehen und geschauet habe das theuere Gebein meines allerliebsten Bruders und Freundes. Allein obschon ich ihn von ganzem Herzen über alle irdische Dinge habe lieb gehabt, doch hasse ich es nicht, daß er sich dir geopfert hat und durch deinen Willen, dem heiligen Lande zur Hülfe, sein End in fremdem Lande genommen hat. Herr, du weißt wohl, möchte es sein mit deinem heiligen göttlichen Willen, so wäre mir sein Leben und seine liebliche, fröhliche Gegenwärtigkeit und Angesicht lieber als alle Freude, Wonne, Ehre und Wollust dieser Welt; ich wollte dazu gern erwählen, daß ich alle meine Tage in Armuth mit ihm betteln müßte gehen, wenn ich nur sein freundlich Angesicht und sein Wandeln dürfte sehen; aber nun will ich, allerliebster Herr, wider deinen göttlichen Willen nicht streben; ich befehle ihn und auch mich in deinen göttlichen Willen. Ich wollte ihn nicht wieder zu dem Leben auslösen mit einem kleinen Haar, wenn ich auch könnte, gegen deinen heiligen Willen."

„Denn stark wie der Tod ist die Liebe, mächtig wie das Grab die Liebesgluth; wie Feuerbrand ist ihre Gluth, wie eine Flamme Gottes." Hohes Lied K. 8, V. 6.

Als auf diese Weise der brennende Schmerz sich verklärt hatte zur reinsten Ergebung in den Willen Gottes, faßte sie einen starken Muth, erwehrte sich der Thränen und ging still zum Dom hinaus. Da war ein schöner Garten; Elisabeth setzte sich nun auf einen grasigen Abhang und wartete, bis die Ritter

Fürſtenkron auf Todtengebein.

kämen, welche vom Kreuzzug zurückgekehrt und die Gebeine des Landgrafen gebracht hatten. — Warum wartete die gottselige Frau nicht lieber in dem Haus Gottes? — Sie hatte Gedanken zu überlegen, welche recht und pflichtmäßig waren, die aber nicht in die Kirche und den Gottesdienst gehören, so wenig als die Opferthiere in den Vorhof des Tempels zu Jerusalem gehörten. Was war nun dieses?

Der Abgrund eines Jahres.

Als die Ritter aus dem Dom kamen, ließ die Landgräfin dieselben ersuchen, zu ihr zu kommen. Sie stand vor ihnen auf in großer Ehrerbietigkeit und Demuth, und bat sie, sich zu ihr auf den Rasen zu setzen, da sie vor Schwäche nicht länger stehen konnte. Für ihre Person hätte sie wohl alle Mißhandlung und Unrecht, das sie erlitten, gerne verschwiegen; sie war aber verpflichtet, für ihre armen Kinder zu sorgen. Daher erzählte sie in sanfter Klage, wie grausam und unwürdig ihre Schwäger Heinrich und Konrad mit ihr umgegangen seien, welches Elend sie mit ihren Kindern in Eisenach ausgestanden habe. Sie bat die Ritter um Gottes und Jesu Christi willen, sie möchten sich doch um ihre schutzlosen armen Kinder annehmen. Auch ihr Oheim, der Bischof, trat hinzu und bestätigte die Aussage der hl. Elisabeth, und redete den Rittern ernstlich zu, der Wittwe und ihren Kindern wieder zu ihrem Recht und Eigenthum zu verhelfen, sonst erlaube er nicht, daß sie das Gebein des Fürsten und die Landgräfin in das Thüringerland führten.

Die edlen Kriegsmänner waren über diese Mittheilungen erstaunt und entrüstet; sie gaben dem Bischofe ihr Ritterwort, daß sie für die fürstliche Wittwe und deren Kinder kräftig einstehen werden. Sie begehrten, daß Elisabeth, als rechtmäßige Landesfürstin, mit ihnen nach Thüringen ziehe, was sonach verwilligt wurde.

Den andern Tag hielt der Bischof noch ein feierliches Hochamt, welchem die ganze Stadt Bamberg anwohnte — und dann zogen die Ritter mit der Wittwe und den Gebeinen ihres Gemahls nach der Abtei Reinhardsbrunn, wo Ludwig begraben

ſein wollte. Vor einem Jahr hatte er dort Abſchied genommen und war in Begleitung ſeiner Gemahlin und der Kreuzritter ausgezogen, um in's heilige Land zu pilgern. Ach, wie iſt nun Alles anders geworden! Was hat nicht der Abgrund eines einzigen Jahres verſchlungen! Die Gebeine des ſchönen, jungen Fürſten werden in einer Truhe jetzt dorthin zu Grabe gebracht, wo er im Leben ſo gern geweilt und andächtig geweſen iſt; ſeine Seele iſt in ein beſſeres heiliges Land gezogen, als Paläſtina iſt, wo er nicht das Grab Chriſti, ſondern in ewiger Freude den Auferſtandenen ſelber ſchaut. Die junge Wittwe war beide Mal in großem Leid — jetzt wie damals; ſie ging ſchon im Geiſt mit ſeiner Leiche, als er von Reinhardsbrunn auszog. Unterdeſſen mußte aber die ſchutzloſe Frau ſelber die ſcharfen Zähne der falſchen Welt inne werden, und hatte ſchwere Mißhandlung geduldet, ſeitdem ihre Stütze vom Tod hinweggeriſſen war. Die Ritter aber brachten gleichſam nichts mit ſich zurück, als die Aſche von der Hoffnung, welche in der Perſon des Landgrafen ihnen geblüht hatte.

Die Zukunft, in welche das Menſchenleben hineinlauft, iſt eben wie ein fremdes Land, in welches ein Blinder hineintappt. Keiner weiß, was morgen ſchon kommen mag; es kann ſchweres Unglück, ſelbſt der Tod, kommen. Die Leute wünſchen einander ein glückſeliges neues Jahr. Allein was nützt das Wünſchen! Und doch kann Jeder ein glückſeliges Jahr bekommen, mag ihn Krankheit und ſelbſt Tod überfallen. Er darf nur recht von Herzen ſich bemühen, in Sinn und Wandel Gott zu dienen — dann wird Alles, ſelbſt das bitterſte Leid, ein purer Gewinn.

„Ja wir wiſſen, daß denen, die Gott lieben, Alles zum Beſten gereicht, den Heiligen, die nach Gottes Rathſchluß berufen ſind.“ Röm. K. 8, V. 28.

Liebe über den Tod hinaus.

Es war weit und breit bekannt geworden, daß die Kreuzritter mit den Ueberreſten des Landgrafen Ludwig angekommen ſeien, und daß dieſelben im Kloſter Reinhardsbrunn beigeſetzt werden ſollten. Da zeigte ſich auch wieder die Wahrheit, daß

man erſt recht inne wird, wie lieb man Jemanden hat, wenn er geſtorben iſt. Eine unzählige Menge Menſchen aller Stände war daſelbſt zuſammengeſtrömt, um wenigſtens noch den Sarg zu ſehen, worin die Gebeine ihres geliebten ehemaligen Herrn eingethan waren. Das ganze Land war in Bewegung: Grafen, Freiherren, Knechte, Bürger, Bauern, Reiche und Arme, Edle und Unedle, aus Schlöſſern, Städten und Dörfern, alle zogen der Leiche entgegen. Selbſt Aebte und Biſchöfe hatten ſich eingefunden, um dem die letzte Ehre zu erweiſen, welcher ſein Leben geopfert hatte im Kreuzzug zum heiligen Grab. Aber es war auch gekommen, wie ſie eigentlich nicht anders konnte, die ganze Verwandtſchaft. Hier ſtanden nun vor dem verlaſſenen Gehäus des Verſtorbenen deſſen Mutter, die Landgräfin Sophie, deſſen Gemahlin Eliſabeth, ihre Kinder, die Brüder Heinrich und Konrad. Aber nicht nur die Verwandten, auch das übrige Volk, ſelbſt Grafen und Ritter, waren ſo von Leid erfüllt, daß ſie nicht nur Thränen vergoſſen, ſondern ein großes Aufſchreien ſich erhob. Der Pſalmengeſang der Prieſterſchaft wurde manchmal unterbrochen durch lautes Weinen und Klagen um den lieben Herrn. Der Augenzeuge Berthold ſchreibt hierüber: „Als die Mönche des Kloſters in Prozeſſion der Leiche entgegenzogen, ſollten ſie ſingen, ſie weinten vielmehr; ſie hatten ihren Troſt verloren.“ Mehrere Tage lang wurden die Todtenämter gehalten, Opfer gebracht und reichliche Almoſen gegeben, welche dem Verſtorbenen zu gut kommen ſollten.

Das iſt eben ſo ſchön und tröſtlich in der katholiſchen Religion, daß ſie die Gläubigen lehrt und anleitet, wie ihre Liebe auch dem Verſtorbenen noch nachgehen und Hülfe bringen könne, und der Verſtorbene es dankbar inne wird. Indem nämlich nichts Unreines in den Himmel eingeht und unendlich ſelten ein erwachſener Menſch ganz rein abſcheidet, ſo muß ſeine Seele, wenn ſie nicht verdammt wird, vorerſt ausgeſchloſſen vom Himmel, ſchwere Büßung dulden. Nun weiß die katholiſche Kirche aus apoſtoliſcher Ueberlieferung, daß durch Gebet, Meſſe, gute Werke, welche man für den Verſtorbenen opfert, ſeine Qual erleichtert und verkürzt wird, und jede gut katholiſche Familie iſt in dieſen Liebeswerken ſehr eifrig, wenn eines ihrer Glieder

hinübergegangen ist; bei dem Leichenbegängniß, auf dem Kirchhof, im Gottesdienst, zu Haus wird für den Verstorbenen gebetet, oft auch Almosen gegeben, damit ihn Gott bald zum ewigen Frieden eingehen möge lassen.

„Er veranstaltete eine Sammlung, und sandte 12,000 Drachmen Silbers nach Jerusalem, daß ein Opfer für die Sünden der Todten dargebracht werde.“

2 Makkab. K. 12, V. 43.

Der Schrein mit den Ueberresten des Landgrafen wurde nun in eine Gruft gethan und ein Grabstein darauf gesetzt. Aber ein schöneres, edleres Denkmal, als der kalte Stein war, hatte sich der Verstorbene in den Herzen seines Volkes gesetzt. Während seiner zehnjährigen Regierung war das Land glücklich gewesen; Bürger und Bauer konnten in Friede und Sicherheit ihre Gewerbe betreiben, während sie vorher und nachher durch Krieg, Gewaltthätigkeit und Unordnung viel Jammer und Elend ausstehen mußten. Und statt, wie mancher Herrscher es thut, das Volk auszusaugen, war er in den Zeiten des Mißwachses mit seiner Gemahlin Elisabeth nur darauf bedacht, dem Elend der Nothleidenden abzuhelfen. Je schlimmer es den armen Thüringern später ging, desto schöner und lieblicher leuchtete in ihrem Herzen das Andenken an den besten Fürsten, den sie je gehabt. Zu seinen Lebzeiten wurde er deßhalb: Ludwig der Milde genannt, nach seinem Tode: Ludwig der Heilige.

Donnerschlag der Wahrheit.

Beim letzten Gericht muß es wunderbar zugehen, wenn man auch absieht von dem Richter selbst. Wie werden sich die Auferstandenen selber ansehen, zumal die einander im Leben angehörten oder nahe standen? Was für Gedanken, Gefühle, Blicke werden herüber und hinüber schießen, wie Strahlen des Nordlichts oder wie zuckende Blitze beim Hochgewitter! Und was für Worte des Dankes und Worte der Anklage und des Fluches werden zwischen denen, die einst als Nebenmenschen einander berührt haben, laut werden! So ereignete sich ein kleines Vorspiel des

Weltgerichts zu Reinhardsbrunn. Der Mittelpunkt, gleichsam ein Stellvertreter des obersten Richters, war der irdische Rest, das weiße, stille Gebein des Landgrafen Ludwig.

Selbst während des Trauergottesdienstes mögen die Gedanken und Augen der meisten Anwesenden auch viel der Wittwe des Verstorbenen sich zugekehrt haben, und manche Thräne mag auch geweint worden sein im Andenken an all' die Verfolgung, welche das arme Weib gelitten. Hingegen im Herzen der vornehmen Sünder, der Landgrafen Heinrich und Konrad, hat es wohl schon heftig gegährt von Scham und Reue, als sie stundenlang vor den Gebeinen ihres Bruders standen und vor seiner lebendigen Wittwe, welche sie nie mehr gesehen hatten, seit sie dieselbe zum Thor der Wartburg hinausgetrieben hatten. Ihr stummer Anblick war eine himmelschreiende, herzzerreißende Anklage, ein furchtbarer Hammerschlag an das Gewissen, welcher dessen Steinrinde zerschmetterte. Das Herz der Kreuzritter hingegen war überfüllt von Schmerz über den Tod ihres geliebten Führers und Freundes; da mag aber auch in ihrem Herzen gekocht haben der Zorn über die Unmenschlichkeit, welche die Brüder an der armen Schwägerin ausgeübt hatten.

Als nun der Gottesdienst und die Beisetzung der Gebeine des seligen Landgrafen würdig begangen war, da gedachten die Kreuzritter des Versprechens, das sie zu Bamberg dem Bischof und der Landgräfin Elisabeth feierlich gegeben hatten. Rudolf von Vargila versammelte deßhalb seine Gefährten und sprach zu ihnen: „Jetzt gilt es, die Treue zu bewähren, welche wir unserm edlen Fürsten und unserer Frau Elisabeth, die schon so viel Elend erduldet, geschworen haben, sonst, fürchte ich, verdienen wir die ewige Hölle an ihr." Die Ritter waren alle damit einverstanden, daß man sich kräftig um die hinterlassene Wittwe und Waisen des Landgrafen annehmen müsse, und wählten unter sich vier Herren, welche zunächst das Wort führen sollten, nämlich Rudolf von Vargila, Walter von Vargila, Lutolf von Berlstete und Hartwig von Erfa. Dann begaben sie sich insgesammt in den Saal, wo gerade Heinrich und Konrad bei ihrer Mutter Sophie sich befanden. Sie bildeten einen Kreis um die Landgrafen; es waren noch viele andere rechtschaffene Leute gegen-

wärtig. Ritter Rudolph hatte das Wort und redete den Grafen Heinrich folgendermaßen an:

„Wir haben Reden vernommen, deren wir uns sehr betrüben und von ganzem Herzen schämen, daß man solche große Unehrbarkeit und Ungerechtigkeit an dir erfunden hat und von dir sagt. Ach, lieber Herr, was hast du gethan, wer hat dir das gerathen? Die betrübte Wittwe deines allerliebsten Bruders und die edle Königstochter von Ungarn, die billig solltest getröstet, gewürdigt und geehrt haben, die hast du unehrlicher und lästerlicher Weise ausgetrieben aus ihrer Wohnung, aus ihrem Gute und Habe, wie ein nichtsnutziges, schnödes Weib, und hast sie verwaist und arm und dürftig gemacht, und bettlerisch gelassen in großem Elende. Die Waisen und Kinder deines Bruders, denen du nach Vermögen ein treuer Vormund gewesen sein solltest, die hast du lästerlich von dir gewiesen; man mußte sie um der Armuth willen von der Mutter trennen und ihr nehmen. Dieß hat dich dein Bruder selig, der tugendsame Fürst, nicht gelehrt, der solches seinem geringsten Unterthan in seinem Lande nicht gethan hätte, dessen dürfen wir uns wohl getrauen."

Heinrich schwieg zu diesen Worten und wußte vor Scham nicht, was er antworten sollte, sondern senkte das Gesicht vor sich nieder. Da fing Vargila auf's Neue an: „Herr, was hast du denn an der kranken, verlassenen, betrübten Frau gefürchtet, die ohne Freunde und Verwandte in diesem Lande war? Und was hätte dir die heilige und tugendsame Frau gethan, wenn sie in deinem Schloß gewohnt hätte? Wie gar untugendlich lautet dieß, wenn man dessen in andern Ländern gedenket! Pfui der Schande, welche unsere Ohren über dich hören mußten! Du hast gar übel gethan; du hast Gott erzürnt ohne Zweifel, und hast dich selbst entehrt, das ganze Land zu Thüringen gelästert, und den fürstlichen Leumund geschwächt. Und wahrlich, ich fürchte, daß die Rache Gottes darum über das Land komme, es sei denn, daß du Gott versöhnest und dich mit der tugendlichen Frau, deiner Schwester und Schwägerin Elisabeth, gütlich vereinbarst und ihr das wieder gibst, das ihr und eures Bruders Kindern zu kurz von euch geschehen ist."

Einem Höhern gegenüber so zu sprechen, wie dieser edle Ritter Vargila gesprochen hat, dazu gehört oft mehr Muth, als in der Feldschlacht gegen den Feind zu streiten. Es verwunderten sich auch alle Grafen, Ritter oder wer noch gegenwärtig war, daß Rudolph so kühn mit dem Fürsten redete. — Gewiß wäre viel weniger Sünde in der Welt, und viel mehr Sünde würde erkannt, bereut und gut gemacht, wenn die Menschen mehr Muth hätten, dem Sünder sein Unrecht vorzuhalten. Allerdings muß der Vorhalt nicht aus persönlichem Zorn oder Haß geschehen, sondern im Angesicht Gottes, Gott zu Ehren und den Menschen zum Heil. Und weil der ächte Kreuzritter Vargila in dieser christlichen Gesinnung redete, in Wahrheit und Liebe, so bitter auch die Rede war, darum war auch Segen und Erweckung in seinen kühnen, kräftigen Worten.

Wenn in langem, hartem Winter Bach und Fluß bis auf den Grund zugefroren ist, und dann frühlingswarmer Sturmwind aus Westen kommt und über die Landschaft hinströmt: da kracht und bricht das Eis, das Wasser drängt sich zur gespaltenen Eisdecke hervor und hebt und reißt sie mit sich fort. So war das Herz des Landgrafen hart und kalt und finster gewesen wie eine lange Winternacht seit dem Tod seines Bruders. Aber schon der Anblick der Ueberreste seines Bruders, und die große Liebe und Trauer zahlloser Menschen, welche an seiner Bahre so innig und stark sich zeigte, mag daran aufgethaut haben. Und nun stürmte die Ansprache des edlen Vargila auf sein Herz wie Westwind auf die Eisfläche. Stumm hörte er einige Zeit zu, lautlos gährte es in seinem Herzen, aber nicht von Zorn über die Anklage, sondern von bohrendem Schmerz. Und aus der Tiefe der Seele brachen heftig die Thränen hervor, so daß er lange vor Herzweh und Weinen kein Wort reden konnte.

„Da sprach Nathan zu David: Du bist der Mann. And David sprach: Ich habe gesündigt gegen den Ewigen.“

2. Buch Samuel K. 12, V. 7.

Donnerſchlag der Wahrheit.

Die Verſöhnung.

Heinrich Raspe war ein gewaltthätiger Mann; ſolche Menſchen ſind oft ſtark im Böſen, aber auch gründlich und kraftvoll in der Umkehr. Als die heftige Gemüthsbewegung in ihm ſo weit aufgehört hatte, daß er wieder reden konnte, ſprach er: „Es iſt mir getreulich von ganzem Herzen leid, was ich gethan habe. Damit ich nun vor den Augen meiner lieben Schweſter Eliſabeth Huld und Freundſchaft wieder möge finden, will ich Alles, was ſie von mir begehrt, gern thun, und ihr ſollt deßhalb volle Macht haben, ſo weit mir Geld und Gut reichen mag."

Da ſprach Ritter Vargila: „Herr, es gebührt Euerer fürſtlichen Gerechtigkeit und Ehre wohl, daß Ihr dieß thuet, wollt Ihr anders beſſern, was Ihr verbrochen habt, und Gottes Zorn vermeiden." Da antwortete der Landgraf: „Ich will es zumal gern thun nach Euerer Anweiſung."

Ritter Rudolph von Vargila hatte bei dem Kreuzzug nicht das Glück, Jeruſalem erobern zu helfen; dafür hatte er nun ein anderes, wohl noch größeres Glück, daß er nämlich eine ſtarke Burg eroberte, die Seele eines verblendeten Fürſten. Er begab ſich nun mit ſeinen Waffengefährten zu der fürſtlichen Wittwe und berichtete ihr, wie ihr Schwager in ſich gegangen ſei, ſein Unrecht erkannt habe und nun Alles gern leiſten wolle, was ſie anſpreche. Die Ritter hielten nun Rath mit der guten Eliſabeth, was dem Landgrafen für Anſinnen und Forderungen geſtellt werden müßten. Da war nun Eliſabeth viel weniger begehrlich, als die Ritter für ſie von Heinrich verlangen wollten; ſie ſprach: „Seiner Burgen und Städte und Dörfer, ſeines Landes und ſeiner Leute, noch alles deſſen, weßhalb man der Welt wegen Sorgen und Bekümmerniſſe haben muß, begehre ich nicht: denn in dieſen Dingen wird der Menſch bekümmert mit weltlicher Eitelkeit und träge im Dienſte Gottes. Nur das, was mir von Rechtswegen als Mitgift und als Leibgedinge meines ſeligen Mannes zukommt, darum bitte ich, daß er mir das folgen laſſe, damit ich es nach meinem Willen, Gott zum Lobe und zu meinem und meines lieben Freundes Heil und Seligkeit verwenden könne."

Um nun Alles in recht gute Ordnung zu bringen, gingen die Ritter abermals zu dem Landgrafen Heinrich, berichteten ihm, wie versöhnlich Elisabeth seinen Antrag aufgenommen habe, und führten ihn nun selbst zu Elisabeth; seine Mutter, die alte Landgräfin, und sein Bruder Konrad gingen mit ihm, damit Versöhnung und Friede allseitig zu Stande käme.

Des Menschen Herz ist, wie die hl. Schrift sagt, ein verzagtes und trotziges Ding. Wenn der Mensch Unrecht gethan hat, kommt es ihm unerträglich vor, wie eine große Schande, sein Unrecht zu gestehen. Aber gerade das ist die wahre Ehrenhaftigkeit und ein Zeichen, daß man ein besserer Mensch geworden ist, wenn man es über sich bringt, frei und offen zu gestehen, daß man Unrecht gethan habe. Diesen Sieg über sich selbst hat auch Heinrich errungen. Er hatte wohl seiner Schwägerin, seit er sie zur Wartburg hinausgestoßen, nie mehr in's Gesicht gesehen. Als er das bleiche, abgehärmte Weib seines Bruders erblickte, mag ihm das Gewissen wie mit feurigem Messer in der Seele gewühlt haben. Er bat sie um Gottes willen, ihm alles zugefügte Unrecht zu verzeihen; es thäte ihm herzlich leid und er wolle es ihr gut und treulich ersetzen. Die Mutter und der Bruder des Landgrafen baten gleichfalls, sie möge Alles verzeihen und vergessen, was geschehen sei. — Wer weiß, vielleicht hat Gott dem seligen Ludwig, dessen leibliche Ueberreste soeben in Reinhardsbrunn beigesetzt worden, vergönnt, seine zurückgelassenen Blutsverwandten mit gutem Geist anzuhauchen, so daß Einsicht, Reue, guter Wille und Friede über sie kam.

Wie Elisabeth dieß aufgenommen haben mag, laßt sich bei ihrem liebevollen Herzen und tief christlichen Geist ungefähr denken; es ist aber genau aufgeschrieben, was sie gethan hat. Statt mit Worten eine Antwort zu geben, gab sie mit Thränen eine solche; sie fiel ihrem Schwager laut weinend um den Hals. — In den Thränen thaut das tiefste Menschenwesen auf; wie auflodernde Feuer zünden sie leicht auch Andere an. Heinrich, sein Bruder, sein: Mutter und all' die Kreuzritter, welche die Gebeine ihres verstorbenen Landesfürsten überbracht hatten, mußten insgesammt weinen; und der selige Geist des Verstorbenen und die Engel im Himmel mögen sich an diesen Thränen gefreut

haben, wie an einem ſchönen Regenbogen nach langem, ſchwerem Ungewitter und finſterem Wetter.

„Barmherzigkeit und Wahrheit ſind ſich begegnet; Gerechtigkeit und Friede haben ſich geküßt.“

Pſalm 84, V. 11.

Weltmüde.

Der Biſchof, die Kreuzritter und die Landgrafen machten nun einen Vergleich, wornach Eliſabeth mit ihren Kindern auf der Wartburg leben ſolle, der junge Hermann ſeinem Vater in der Herrſchaft von Heſſen und Thüringen nachfolgen, und während deſſen Minderjährigkeit ſein Oheim Heinrich die Vormundſchaft führen.

Es hätte kein Menſch je gedacht, daß die Gemahlin des Landgrafen, die Königstochter von Ungarn, ſchimpflich aus ihrer Reſidenz, aus der Wartburg fortgejagt werde. Als ſie aber fortgejagt war und ſie in Eiſenach armſelig wie ein Bettelweib lebte, hätte auch wieder kein Menſch gedacht, daß ſie je wieder auf die Wartburg zurückkehren dürfe. Und doch geſchah das Eine und geſchah das Andere. Hierin zeigt ſich eben Gottes Hand beſonders deutlich, daß den meiſten Menſchen die Zukunft etwas bringt, an das ſie nie gedacht haben, und daß öfters nicht kommt, was ſie hofften oder fürchteten. Darum iſt es ſo viel Werth, allzeit und überall recht an Gott halten; denn er iſt der Ewige und hat alles Menſchengeſchick in ſeinem Auge und in ſeiner Hand, und verlaßt keinen Menſchen, der ihn nicht zuerſt verlaßt.

Heinrich zeigte, daß es ihm mit ſeiner Sinnesänderung zunächſt Ernſt war: er behandelte ſeine Schwägerin Eliſabeth gütig und liebreich, und legte ihrer frommen Lebensweiſe und Uebung der Mildthätigkeit nichts in den Weg. Wenn am fürſtlichen Hofe auf der Wartburg Gaſtmähler oder Feſte gehalten wurden, zog ſich Eliſabeth davon zurück. Vor der Welt war ihre Abgeſchiedenheit entſchuldigt, weil ſie im Wittwenſtand war; vor Gott aber vermied ſie alle Geſellſchaften und Luſtbarkeiten, weil ſie wohl wußte, wie man dadurch in die größte

Gefahr kommt, fremder und kälter für Gott zu werden. Sie glich dem Kaufmann im Evangelium, welcher im Acker einen Schatz gefunden hatte, und Alles dran gab, diesen Acker zu kaufen. Dieser Schatz ist die Liebe Gottes über Alles, und der Kaufpreis, den man daran geben muß, ist die weltliche Lust.

Aber noch einen andern heimlichen Grund hatte Elisabeth, weßhalb sie sich von den Lustbarkeiten am fürstlichen Hofe fern hielt. Wer im Reichthum lebt und persönlich mit den Armen niemals in Verkehr kommt, der ißt und trinkt und laßt sich wohl sein ohne alles Bedenken. Hingegen wer nicht nur Almosen gibt, sondern auch selbst die Armen aufsucht und mit eigenen Augen zusieht, wie es ihnen geht: dem stoßt eben doch bisweilen Bedenken auf, wenn er selber prächtig gekleidet ist, schöne Wohnung hat und kostbaren Tisch führt, während seine Brüder nicht einmal das Nothwendige haben. Darum wollte Elisabeth nicht mehr Theil nehmen an den üppigen Gastmählern auf der Burg.

Aber solche Denkart und Lebensart kommt den Weltmenschen unangenehm vor, ungefähr wie wenn man mitten unter die Platten und Flaschen bei einem Herrengastmahl statt eines großen Blumenstraußes ein großes Kruzifix stellen würde. Es geht nicht zusammen. Der Mensch ist eben zusammengesetzt aus zwei Grundelementen, die einander oft sehr widerwärtig sind und Krieg mit einander führen: aus einem lebendigen Leib und einem vernünftigen Geist Wenn nun der Leib oder die Sinnlichkeit ganz die Oberhand bekommen hat und der Geist unterdrückt ist, dann gibt es scheinbar Ruhe und der Mensch lebt ohne innerlichen Zwiespalt nach seinen Gelüsten. Wenn aber solchen ausgemachten Weltmenschen Jemand vor Augen kommt, bei dem umgekehrt die Sinnlichkeit ganz unter die Füße getreten ist und die höhere Natur des Menschen, der Geist, seine volle Herrschaft ausübt: da regt sich bei jenen das unterdrückte, erstickte Gewissen wieder, als wolle es von Todten auferstehen und laut aufschreien; es wird ihnen davon gar unheimlich. Darum wollen sie solche gottselige Leute aus den Augen schaffen, um ihre frühere Ruhe wieder zu bekommen.

So geschah es auch am Hof von Eisenach. Der stete Anblick

der jungen fürſtlichen Wittwe, wie dieſelbe alle Weltluſt verachtete und die Armuth und die Armen über Alles liebte, das war ihnen eine bittere Bußpredigt, welche in ihr Vergnügen Wermuth goß. Darum wurde Eliſabeth von den Hofleuten gehaßt, wie in früheren Zeiten auch; aber dieſer Haß wurde ihr auch offen gezeigt, weil man von ihrer Güte nichts zu fürchten hatte und kein Gemahl oder Schützer zur Seite ſtand. Sie bekam auch nicht einmal die Beſuche, welche ſonſt bei beſtimmten Anläſſen einer Fürſtin ſchicklicherweiſe gemacht werden; ja ſie wurde geradezu beſchimpft und eine Verückte, eine Närrin, eine Bäuerin genannt. Da aber Eliſabeth durch ihr gottſeliges Leben jenen Frieden gewonnen hatte, von welchem der Herr ſagte: „Ich gebe euch den Frieden, den die Welt nicht geben kann," ſo blieb ſie bei all' dieſen Beleidigungen dennoch ruhig und heiter. Aber auch dieſes wurde ihr von den Hofleuten übel ausgelegt; es hieß, dieſer Wittwe müſſe der Tod ihres Gemahls wenig zu Herzen gegangen ſein, ſonſt könnte ſie nicht ſo heiter ſein; es werde ihr recht ſein, daß er geſtorben, damit ſie deſto ungehinderter ihr Geld verſchwenden könne. Selbſt ihre Schwiegermutter Sophie war unzufrieden mit ihrem Benehmen und machte ihr bittere Vorwürfe.

„Hieltet ihr es mit der Welt, ſo würde ſie euch als ihresgleichen lieben; da ihr es aber nicht mit der Welt haltet, und ich euch von der Welt ausgeſondert habe, ſo haßt euch deßwegen die Welt."

Joh. K. 15, V. 19.

Abwärts, vorwärts und aufwärts.

Schon früher wurde erzählt, daß Eliſabeth den allerſtrengſten Mann, welcher weit und breit zu finden war, zum Beichtvater gewählt hatte, Konrad von Marburg. Religiöſe Perſonen ſcheuen ſich, in wichtigen Angelegenheiten ihren eigenen Einfällen oder Anwandlungen zu folgen; ſie beten deßhalb nicht nur viel und dringend zu Gott, daß er ſie auf den richtigen Weg leiten möge, ſondern unterwerfen ſich gehorſam dem Ausſpruch des Beichtvaters, wenn ſie das Glück haben, einen einſichtsvollen,

frommen Prieſter zu finden; es gilt ihnen hier das Wort des Herrn an die Apoſtel: „Wer euch hört, hört mich.“

So machte es nun auch Eliſabeth. Der Drang ihres Herzens ging dahin, möglichſt vollkommen und heilig zu werden. Sie legte in dieſer Abſicht ihrem Beichtvater dreierlei Lebensarten vor, die ſie zu ergreifen bereit wäre: In ein Kloſter zu den Franziskanerinnen zu gehen, eine Klausnerin zu werden, oder von Haus zu Haus zu betteln. Allein es gibt Dinge, welche ſich der frömmere Chriſt wohl ſelbſt zumuthen mag, die er aber einem andern niemals zumuthen, ja nicht einmal geſtatten wird. Konrad ſelbſt lebte freiwillig ganz arm und kam deßhalb gering gekleidet daher; dennoch wies er all' dieſe Anträge der fürſtlichen Wittwe zurück, und gab ihr noch einen ſtrengen Verweis, als ſie fortfuhr, mit Thränen ihn zu bitten, daß er die Einwilligung zu einer ſolchen Lebensweiſe geben möge. Konrad geſtattete ſolches beſonders auch darum nicht, weil er wollte, daß ſie mit ihrem Einkommen als fürſtliche Wittwe den Armen Gutes thue und es auch verwende, um einige Schulden zu tilgen, welche ihr Gemahl hinterlaſſen hatte.

Eliſabeth that nun, was ihr wenigſtens vom Beichtvater nicht verboten wurde; nachdem ſie ungefähr ein Jahr auf der Wartburg gelebt hatte, verzichtete ſie auf den fürſtlichen Hof und bat ihren Schwager Heinrich, in ſeinem Gebiet ihr ſonſt einen Ort anzuweiſen, wo ſie ſtill den Werken der Gottſeligkeit und Barmherzigkeit leben könnte. Heinrich gab ihr den Ort Marburg als Leibgeding; damals war die jetzige Stadt nur ein Flecken, der nicht einmal eine eigene Pfarrei hatte, ſondern als Filial dem Dorfe Ober-Weimar zugetheilt war. Sie dankte ihrem Schwager und erklärte, daß ſie damit zufrieden ſei. Er aber verſprach, daß er ihr eine Summe Geldes geben wolle, damit ſie ſich für's Erſte einrichten könne. Dieß Geld verwandte ſie aber hernach, um ein Spital vor dem Ort zu bauen.

In Marburg fand Eliſabeth kein Haus, wo ſie mit den Ihrigen allein wohnen konnte. Sie wanderte deßhalb mit ihren Kindern und mit Guda und Iſentrud in ein benachbartes Dorf Namens Wehrda. Hier konnten ſie keine andere Wohnung auftreiben, als ein altes, zerfallenes Bauernhäuschen, an welchem,

wie es ſcheint, ſelbſt das Dach und der Verſchluß von Fenſtern und Thüren fehlte. Die Frauen machten deßhalb unter der Treppe eine Art Hütte, indem ſie Baumzweige darüber bogen, was ihnen aber keinen Schutz gegen Sonnenhitze, Zugluft und Rauch gewährte, ſo daß Eliſabeth ſehr an den Augen dadurch zu leiden hatte. In dieſer elenden Behauſung bereitete Eliſabeth ihr tägliches Eſſen, welches eben ſo arm geweſen ſein mag, wie die Wohnung ſelbſt.

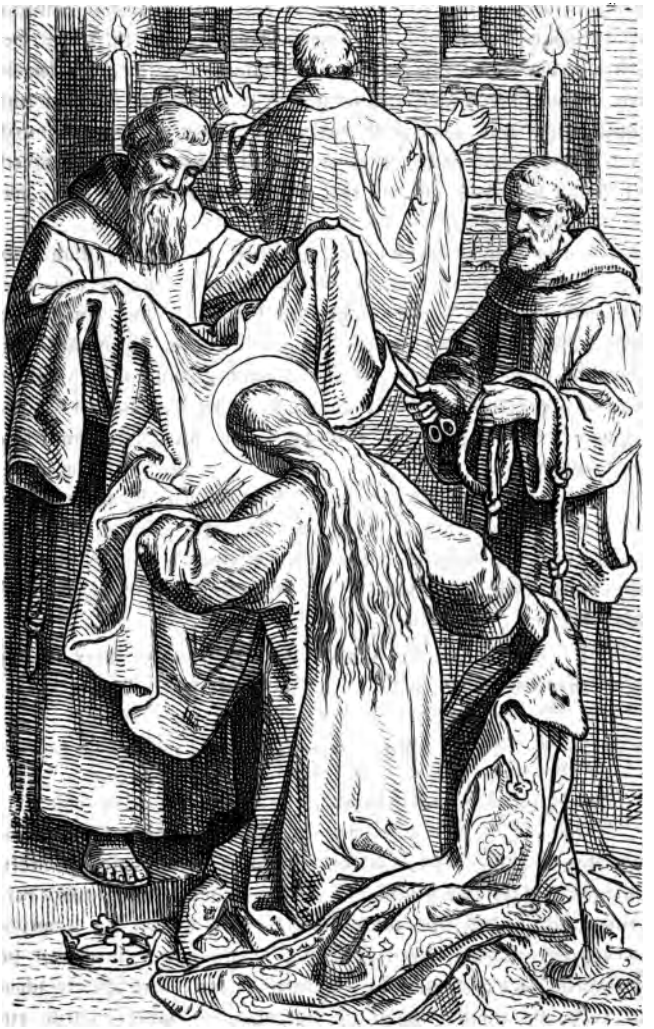
Es gibt genug Menſchen in der Welt, welche es auch nicht viel beſſer haben als die hl. Eliſabeth und ihre treuen Dienerinnen in der elenden Hütte zu Wehrda. Der Unterſchied liegt aber darin, daß Eliſabeth in fürſtlichem Reichthum aufgewachſen war und ſomit die Entbehrungen ganz anders fühlen mußte, als wer von jeher an Armſeligkeit gewöhnt iſt. Insbeſondere iſt aber die große Dürftigkeit der Landgräfin dadurch ſo verehrungswürdig, weil ſie ſich ganz freiwillig derſelben unterzog. Wie der Heiland die himmliſche Herrlichkeit unſertwillen verlaſſen und im Stall zu Bethlehem ſich niedergelaſſen hat, ſo wollte ſeine treue Dienerin im Kleinen dasſelbe ihm zu lieb thun, einen fürſtlichen Hof verlaſſen und in äußerſte Armuth ſich begeben.

„Selig ſind die Armen im Geiſt, denn ihrer iſt das Himmelreich.“ Matth. K. 5, V. 3.

Alles abgeſtreift.

Unterdeſſen ließ ſich Eliſabeth ein kleines Häuschen von Holz und Lehm zu Marburg erbauen, ganz nahe bei dem Franziskanerkloſter, und zog dann mit ihren Kindern und Mägden hinein. Da ihr der Beichtvater durchaus die Einwilligung verweigert hatte, daß ſie vollſtändig in den Orden der Franziskanerinnen eintreten oder ihr Brod betteln gehe: ſo wollte ſie wenigſtens das Gelöbniß zum dritten Orden, welches ſie ſchon zu Lebzeiten ihres Gemahles übernommen hatte, durch ein öffentliches Bekenntniß feierlich erneuern und erhöhen.

Am Charfreitag, da Chriſtus nackt an's Kreuz genagelt wurde, werden zur Erinnerung daran die Altäre von allem



Alles abgeſtreift.

Schmuck und aller Bekleidung entblößt. An einem Charfreitag wollte auch die treue Nachfolgerin Christi sich entkleiden von Allem, was noch Erdhaftes an ihr hing. Einige Monate bevor Elisabeth von Eisenach abzog, legte sie in der Franziskanerkapelle ihre Hände auf den geweihten Altarstein, auf welchem das allerheiligste Meßopfer dargebracht wird, und legte das Gelöbniß ab, daß sie dem eigenen Willen und aller weltlichen Pracht und Allem, was der Heiland zu verlassen anrieth, widersage. Der Guardian der Franziskaner, Burkard, schnitt ihr dann, wie es die Ordensregel verlangt, die Haare ab, legte ihr das graue Kleid an und umgürtete sie mit dem Strick. Ihr Beichtvater Konrad aber las die Messe zur Einkleidung. Barfuß, in grauem Büßergewand, gegürtet mit einem Seil — das war von nun an der Anzug, worin die Königstochter von Ungarn, die Fürstin von Thüringen sich der Welt zeigte bis zu ihrem Tod.

Manchmal wird der Mensch vom Gewissen ermahnt, etwas zu thun und zu unterlassen, das ihm sehr schwer vorkommt, z. B. eine gefährliche Bekanntschaft aufzugeben, mit einem Feind sich zu versöhnen. Man meint, es sei fast unmöglich, und doch laßt es einem innerlich keine Ruhe. In solchen Seelenzuständen, zeigt sich so recht handgreiflich die Wahrheit des biblischen Spruches: „Was bei Menschen nicht möglich ist, das vermag Gott.“ Bete nur recht inständig zu Gott um die fehlende Kraft, und es wird früher oder später eine Umstimmung in dir vorgehen, so daß du ohne große Mühe, ja vielleicht freudig das thuest, was dir vorher unerschwinglich schien.

Dieses zeigte sich auch bei der hl. Elisabeth. Sie fühlte, daß ihr zu dem neuen, großen Schritt in vollständiger Weltentsagung hauptsächlich noch drei Dinge fehlten, und darum betete sie recht inständig, nämlich um diese drei Gnaden: 1) gänzliche Verachtung aller irdischen Dinge, 2) muthige Annahme von Schimpf und Verleumdung, 3) Befreiung von der übermäßigen Liebe zu ihren Kindern. Nach einiger Zeit sagte sie zu ihren Dienerinnen: „Der Herr hat mein Gebet erhört; sehet, alle weltlichen Güter, welche ich einst geliebt, halte ich für Unrath. Deßgleichen ist Gott mein Zeuge, daß ich mich um meine Kinder

nicht mehr kümmere, als um irgend einen andern Nebenmenschen; ich habe sie Gott übergeben, er mache mit ihnen, was ihm gefallt. Ferner finde ich jetzt ein Vergnügen daran, wenn ich beschimpft, verleumdet und verachtet werde; ich liebe nichts mehr, außer Gott allein." Daß dieses nicht bloß Einbildung oder flüchtige Anwandlung war, sondern bnrchgreifende Kraft, zeigte Elisabeth dann durch die That. Sie entkleidete sich auch noch dessen, wovon das Mutterherz am schwersten sich trennt; sie ergab sich darein, daß ihre noch so jungen Kinder von ihr entfernt wurden.

> **„Jeder, der Häuser oder Brüder oder Schwester oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Aecker um meines Namens willen verlaßt, wird es hundertfach wieder erhalten und das ewige Leben besitzen."**
>
> Matth. K. 19, V. 29.

Gertrud,

so hieß das jüngste Kind, war erst zwei Jahre alt, als es in dem Frauenkloster Altenburg untergebracht wurde. Elisabeth wurde darüber scharf und viel getadelt, daß sie dieses Kind in so zartem Alter von sich gethan und in das Kloster gegeben habe, zumal da das neugestiftete Kloster noch in ärmlichem Zustande sich befand. Allein die Mutter rechtfertigte sich einfach damit, daß ihr seliger Mann bei seiner Abreise zum Kreuzzug mit ihr das Gelöbniß gemacht habe, das Kind, welches damals noch nicht geboren, sondern erst erwartet wurde, in einem Kloster dem Dienste Gottes zu weihen.

Es findet sich in dem Leben sehr vieler Heiliger [illegible] nicht nur mehr Gutes thaten und Schwereres übernahmen als die Christenpflicht fordert, sondern daß sie zuweilen [illegible] was gegen die gewöhnliche Ordnung zu verstoßen [illegible] das man keineswegs als Regel für Andere aufstellen [illegible] Allein wie Gottes Gedanken und Gottes Wege [illegible] als die Gedanken und Wege der Menschen [illegible] Heilige, die viel mehr von Gottes Geist [illegible] auch innerliche Erkenntnisse und Aufforderungen [illegible]

lungsweise, welche ganz von der Lebensart gewöhnlicher Christen abweicht; ihre Wege sind auch viel höher, als die Wege der Welt oder mittelmäßiger Christen. Auch Elisabeth hat gerade darin, worüber sie von der Welt besonders hart getadelt wurde, offenbar das Richtige, den Willen Gottes, getroffen. Von allen drei Kindern ist allein der Gertrud ein so glückliches Leben zu Theil geworden, wie es selten ein Mensch bis in hohes Alter hat, und sie ist zuletzt eines heiligmäßigen Todes gestorben.

Elisabeth besuchte von Zeit zu Zeit ihr Töchterlein; von Marburg sind es ungefähr 7 oder 8 Stunden bis nach Altenberg. Einmal wachte das Kind um Mitternacht auf und sagte zu den Wärterinnen: „Ich höre das Todtenglöcklein zu Marburg läuten; jetzt wird wohl meine liebe Frau Mutter verschieden sein.“ Und wirklich starb Elisabeth zu derselben Stunde in Marburg. Nach einem andern Berichte sah das Kind die Gestalt seiner Mutter selbst im Zimmer erscheinen; Gertrud war aber damals erst vier Jahre alt. Sie wuchs in dem Kloster auf, wie in einem friedlichen, windstillen Garten. Von der verstorbenen Mutter blieb dem Kinde und der Jungfrau als Erbtheil einmal die gute Anlage, angeboren von einer Mutter, die jedes Jahr ihres Erdenlebens immer noch heiliger wurde; dann die Gewalt des Beispiels, und endlich gewiß auch das Gebet einer Seele, die mit der Siegeskrone geschmückt vor dem Throne Gottes steht. Denn wir dürfen wohl glauben, daß selig verstorbene Personen oft noch mehr für ihre Angehörigen auf Erden durch ihre Fürsprache erwirken, als sie vor ihrem Tod denselben nützen konnten.

Als ächtes Kind ihrer heiligen Mutter zeigte und übte Gertrud besonders dieselben Tugenden, worin Elisabeth sich so sehr ausgezeichnet hatte: Liebe und Barmherzigkeit gegen den Nebenmenschen und Strenge gegen sich selbst. So war es z. B. ihre Gewohnheit, daß sie die ganze Fastenzeit bis zum Palmsonntag auf Stroh, die Charwoche hindurch aber auf Scherben schlief, um einigen Theil am Leiden Christi zu nehmen; fortwährend aber kreuzigte sie den Leib mit Fasten und Wachen. Sie richtete im Kloster ein Spital für Kranke her und leistete selbst dabei die niedersten Dienste, als wahre Tochter der barm-

Vor der Kloſterpforte.

herzigſten Chriſtenfrau Eliſabeth. Gertrud war aber ſchon mit dem 21. Jahr zur Abtiſſin des Kloſters gewählt. Da beſonders Jungfrauen von Adel und den vornehmſten Familien in dieſes Kloſter ſich aufnehmen ließen, ſo ſagte ſie ihnen oft den Wahlſpruch: „Je vornehmer, deſto mehr verdemüthigt euch in Allem,“ und ging ſelbſt mit ihrem Beiſpiel voran. Insbeſondere hatte ſie die Gabe und auch den Eifer, verfeindete Perſonen mit einander zu verſöhnen.

Gertrud war gegen 50 Jahre lang Vorſteherin des Kloſters und brachte dasſelbe in allen Beziehungen zu großem Gedeihen. Sie ließ auch die ſchöne, große Kirche bauen, welche ſpäter ihr eigenes Grabmal wurde, indem ihr Leib nach ihrem glückſeligen Abſcheiden (13. Auguſt 1297) im Chor beigeſetzt und, nachdem ſie von Papſt Clemens VI. ſelig geſprochen, daſelbſt verehrt wird. Selbſt nach Jahrhunderten iſt ihr Andenken noch ſo geſegnet, daß ſelbſt die proteſtantiſche Fürſtenfamilie von Braunfels, welche in Beſitz des aufgehobenen Kloſters kam, noch vor wenigen Jahren jedesmal auf Gertrudistag einen feierlichen katholiſchen Gottesdienſt in der Kirche halten ließ und demſelben anwohnte. — Und ſo viel iſt gewiß, daß Gertrud, welche als Kind ſchon in das Kloſter gleichſam verſchenkt wurde, ein ſo ſchönes, würdiges Leben gelebt hat, als nur eine Frauensperſon auf Erden haben mag. Der Segen Gottes ruhte auf dem Opfer, welches die Eltern ihm darbrachten, indem ſie das Kind für das Kloſter beſtimmt haben.

„Den Frieden hinterlaſſe ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht wie die Welt gibt, gebe ich euch.“

Joh. K. 14, V. 27.

Hermann.

Mit dem Menſchen iſt es eben nicht wie mit dem Thier, inſofern das junge Thier immer die nämliche Geſtalt und Lebensart bekommt, wie das alte gehabt hat. Die Eltern können ſehr ſchlimm geweſen ſein und die Kinder doch gut werden, denn jeder Menſch hat ſeinen freien — nicht von den Eltern herkömmlichen Willen, und die Gnade Gottes iſt noch freier und

weht, wo sie will. Anderseits können auch heiligmäßige Eltern keineswegs sicher darauf zählen, daß ihre Kinder werden, wie sie selbst gewesen sind; denn auch zum Bösen fällt der freie Wille in die Wagschale, und die Welt und ihre Versuchungen sind eine furchtbare Macht, wovon so manche Menschenseele sich überwältigen und zu Grunde richten laßt. Zwar sind die beiden andern Kinder der hl. Elisabeth nicht mißrathen, sie scheinen aber auch nicht im Christenthum über das gewöhnliche Maß hinausgekommen zu sein. Und ihr Leben war voll Unruhe und Plage, wie fast bei Allen, die äußerlich hochgestellt in das Fahrwasser der Welthändel gerathen. Das Meiste, was man von ihrem Geschick liest, ist eine recht trübselige Geschichte.

Heinrich Raspe hatte seit dem Tode seines Bruders Ludwig die Regierung über die Landgrafschaft geführt. Da nun der Sohn des verstorbenen Landgrafen, Hermann, 16 Jahre alt geworden war, mußte ihm Heinrich das Erbe seines Vaters übergeben. Was man nun von dem Leben dieses jungen Fürsten weiß, ist kurz beisammen, wie auch sein Leben kurz war. Einmal kam er an den Hof des französischen Königs Ludwig des Heiligen, nachdem die hl. Elisabeth schon längere Zeit gestorben war. Die Mutter des Königs fühlte eine solche Verehrung für die heilige Landgräfin, daß sie ehrerbietig die Stirne des Jünglings küßte, indem sie dachte, dieser Stirne werde auch seine heilige Mutter manchmal einen Kuß gegeben haben.

Hermann verheirathete sich mit Helena, einer Tochter des Herzogs Otto von Braunschweig, und mag sich selbst ein schönes, angenehmes Leben auf lange Jahre hinaus versprochen haben. Er machte Marburg, welches bisher nur ein Flecken gewesen, zu einer Stadt; auch andere gute Einrichtungen in Hessen waren sein Werk; insbesondere nahm er sich um den Bürger- und Bauernstand an. Dadurch machte er sich aber Manche unter dem Adel zum Feind, weil er sie hinderte, den gemeinen Mann wie bisher zu bedrücken und auszusaugen. Und gewiß wäre noch viel Heilsames von dem gutgesinnten Fürsten zu erwarten gewesen, wenn sein Leben nicht so schnell zu Ende gegangen wäre. Er war nämlich erst 18 Jahre alt, als er vergiftet wurde von einer Hofdame, Bertha von Seebach, und so starb

der junge Fürſt auf dem nämlichen Schloß, wo er geboren war, auf der Kreuzburg.

Hermann hatte noch auf dem Todbett begehrt, zu Marburg an der Seite ſeiner heiligen Mutter beerdigt zu werden. Allein Heinrich Raspe duldete es nicht und ließ den Leichnam in Reinhardsbrunn in der landgräflichen Grabſtätte beiſetzen, und zwar aus einem ſonderbaren Grund. Da man nämlich ſchon Jahre lang von Wundern erzählte, welche am Grab der hl. Eliſabeth geſchehen waren, ſo fürchtete der herrſchſüchtige Heinrich, wenn der Leichnam Hermanns zu dem Grab ſeiner heiligen Mutter gebracht würde, ſo könnte er wieder zum Leben erweckt werden. Durch den Tod des jungen Landgrafen nämlich, welcher keine Kinder hinterlaſſen, hatte Heinrich ſelbſt wieder die Herrſchaft über das Land bekommen. Ja, er ſtand ſogar bei Manchen im Verdacht, daß der junge Fürſt auf ſein Anſtiften vergiftet worden ſei, zumal da Heinrich das Verbrechen der Vergiftung niemals unterſuchen und beſtrafen ließ. Wenn dieſes wahr ſein ſollte, dann müßte der Geiſt der früheren Bekehrung wieder ganz von ihm gewichen ſein, wie es eben bei den meiſten Sündern geht, wenn ſie lang leben und im Weltgetrieb verbleiben. Nach einem andern Bericht hat jene Perſon auf eigene Rechnung den jungen Landesfürſten getödtet; ſie miſchte nämlich einen Trank, damit Hermann große Liebe zu ihr faſſe. Dieſer Liebestrank ſei aber ein Todestrank für ihn geworden, an welchem er geſtorben iſt. Andere wieder ſagten, Bertha habe den jungen Fürſten abſichtlich tödten wollen, und zwar aus Haß.

In den Jahrbüchern von Reinhardsbrunn iſt noch weiter erzählt: „Es geſchah aber, daß die genannte Frau Bertha mit vielen andern Adeligen des Landes auch anweſend war. Als ſie aber zum Kloſter hineinging, ſo fing der Leichnam des Landgrafen an, vor Aller Augen aus der Naſe zu bluten. Als Rudolf von Vargila mit andern Rittern und angeſehenen Männern dieſes ſahen, fingen ſie alle an zu weinen und laut zu rufen: ‚Schaffet hinweg dieſe ruchloſe Hexe, welche uns unſern Herrn ſo elend weggenommen und umgebracht hat.‘ Sie iſt aber von ihren Freunden heimlich fortgeführt worden.“

Auf dieſe traurige Art hat es ein kurzes Ende genommen

mit dem Mannesſtamm des herrlichen Fürſtenpaares Ludwig und Eliſabeth.

„Der Menſch kennt die Zeit ſeines Endes nicht. Wie die Fiſche gefangen werden mit dem Netz, und die Vögel mit dem Garn gefangen werden: ſo werden die Menſchenkinder verſtrickt durch Unglückszeit, die plötzlich über ſie einbricht.“ Pred. K. 9, V. 12.

Sophie.

Heinrich Raspe war dreimal verheirathet, aber bekam keine Kinder, was man vielfältig als Strafe für ſeine Vergehen betrachtete, und wohl mit Recht. Denn die Höflinge, welche ihn zu der Schandthat gegen ſeine Schwägerin verhetzten, hatten ihm beſonders als Lockſpeiſe vorgehalten, er ſolle ſich verheirathen und dann ſeinen eigenen Nachkommen das Land hinterlaſſen, welches ſonſt dem Sohn ſeines Bruders zufallen würde. Heinrich ſtarb im Jahr 1247 den 17. Februar auf der Wartburg. Die Leiche ſollte in das Familienbegräbniß zu Reinhardsbrunn gebracht worden; allein es brach ein ſo entſetzlich wildes Wetter los, daß man den Sarg nur mit größter Mühe von der Wartburg herab nach Eiſenach tragen konnte. Daſelbſt beerdigte man den Todten im Kloſter Sankta Katharina, denn es ſchien unmöglich, bei dem Toben des Wetters in das weit entfernte Kloſter Reinhardsbrunn zu gelangen. Auf dieſe Art hat es der Himmel ſelbſt verhindert, daß Heinrich dort an der Seite ſeines Neffen ruhte; hatte er dieſen nicht beerdigen laſſen, wo es Hermann verlangt hatte, nämlich in Marburg bei ſeiner Mutter: ſo ſollte nun Heinrich auch nicht an dem Ort, den er für ſein Begräbniß beſtimmt hatte, beerdigt werden.

Jetzt war der ganze Mannsſtamm der bisherigen Landgrafen von Thüringen und Heſſen erloſchen. Am nächſten verwandt war Sophie, die erſte Tochter der hl. Eliſabeth. Dieſe hatte ſich an den Herzog von Brabant verheirathet und von demſelben einen Sohn, Namens Heinrich. Sophie begehrte nun für dieſen die Herrſchaft über alles Land, was ihr Vater, ihr Bruder und

zuletzt ihr Oheim Raspe besessen hatte. Allein andere Fürsten machten auch Ansprüche darauf unter verschiedenen Vorwänden und suchten das Land zu zerstückeln. Da nun schon ein Jahr nachher der Gemahl der Herzogin Sophie starb, so mußte die Wittwe allein die Rechte ihres erst dreijährigen Sohnes aus-fechten. Als sie nach Thüringen kam, um ihre Ansprüche gel-tend zu machen, sagte ein Theil der Einwohner, Gott möge sie bewahren vor einem Weiber- und Kinder-Regiment; der Schat-ten ihres jetzigen Herrn (Markgrafen von Meißen) gelte mehr, als das Schwert eines Kindes. In Hessen, insbesondere in Marburg, ging es ihr besser. Sie trat hier unter die versam-melten Bürger, indem sie ihren Sohn auf den Armen hielt, und sprach: „Verfolgt von meinen Feinden, verlassen von einem großen Theil meiner Unterthanen, nehme ich zu euch meine Zu-flucht; euerer Treue und euerem Schutze übergebe ich den Enkel euerer Elisabeth.“ Die Bürger schwuren bei Gott und bei der hl. Elisabeth, Gut und Blut für Sophie und ihren Sohn freudig zu wagen. Und wirklich fand sie von Seiten der Marburger und übrigen Hessen treuen Beistand in den Kriegszügen gegen die unbotmäßigen Ritter und Grafen, welche das Land mit Raub und Gewaltthaten unglücklich machten.

Anders ging es der Herzogin zu Eisenach. Die Einwohner hielten zu dem Landgrafen von Meißen und weigerten sich, ihre rechtmäßige Herrin in die Stadt zu lassen. Dieser Undank gegen ihre Eltern brachte sie zum größten Unwillen, so daß sie eine Axt ergriff und einige Hiebe in das zugesperrte Stadtthor von Eichenholz führte, welche man noch bei 200 Jahre nachher gesehen haben soll. Endlich wurde man eins, daß in der Domini-kanerkirche zu Eisenach eine Verhandlung stattfinden solle zwischen der Herzogin Sophie und dem Markgrafen von Meißen. Am festgesetzten Tage kamen sie daselbst zusammen mit beiderseitigem Gefolge. Sophie sagte zu dem Landgrafen: „Ich bitte dich, lieber Vetter, gib mir und meinem Sohne das Land, welches dir in gutem Glauben anvertraut worden ist.“ — Er antwortete: „Recht gern, liebe Nichte.“ — Da er aber die Handschuhe aus-ziehen wollte, um ihr den Handschlag darauf zu geben, nahmen ihn seine Räthe bei Seite und sprachen zu ihm: „Was machst

du, Herr, und laſſeſt das fruchtbare Land und das uneinnehmbare Schloß Wartburg? Wenn es möglich wäre, daß du ſchon einen Fuß im Himmel hätteſt, und den andern auf der Wartburg, ſo müßteſt du jenen Fuß im Himmel zurückziehen zu dem andern auf der Wartburg. Es geziemt vor Allem, daß du Rückſicht nehmeſt auf deine zwei Söhne." — Der Markgraf Heinrich ließ ſich bereden, wandte ſich zu Sophie und ſprach: „Ich kann dir das Land nicht zurückgeben, ich muß die Rathſchläge der Grafen und Ritter des Landes berückſichtigen, was mir und dir am beſten frommt."

Nun forderte Sophie, überzeugt von ihrem Recht auf die Grafſchaft Thüringen, den Markgraf von Meißen auf, er möge einen Eid ablegen mit zwanzig rechtſchaffenen Rittern, daß ihm rechtmäßig das Land gehöre. Sie meinte, er könne keine zwanzig Männer aufbringen, welche zu einem ſolchen Eid bereit wären. Sophie hatte eine Rippe von ihrer Mutter, der hl. Eliſabeth, auf den Altar legen laſſen, um den Eid feierlich zu machen. Allein der Markgraf und ſeine zwanzig Begleiter traten Einer nach dem Andern vor, legten die eine Hand auf die Rippe und ſchwuren, daß ihm Thüringen mit mehr Recht gebühre, als dem Sohne der Landgräfin Sophie. Dieſe weinte bitterlich, ſchlug ihre Hände zuſammen, zerriß ihre Handſchuhe und warf ſie in die Luft mit den Worten: „Mag Gott zuſehen und richten. O du Feind aller Gerechtigkeit und Erfinder aller Schlechtigkeiten, ich meine dich, Teufel, nimm hin die Handſchuhe mit den falſchen Rathgebern." Die Chronik ſetzt hinzu, die Handſchuhe ſeien verſchwunden und von den 21 Herren ſei keiner eines guten Todes geſtorben.

Es ſcheint überhaupt, daß auf Sophie mehr von dem Geiſt ihres entſchloſſenen, ritterlichen Vaters übergegangen iſt, als von dem milden, der Welt abgekehrten, nur Gott zugewandten Weſen ihrer Mutter Eliſabeth. Sie führte nun neun Jahre lang mit Beiſtand des Herzogs Albrecht von Braunſchweig, dem ſie ihre Tochter Eliſabeth zur Frau gab, einen ſogenannten Erbfolgekrieg. Nach einiger Zeit aber kam nichts als Unglück; ihre einzige Tochter ſtarb, Marburg wurde von einer Feuersbrunſt verzehrt, der Erzbiſchof von Mainz ſprach den Bann über ſie aus.

Mehrere Rathsherren und Bürger in Eisenach, welche zu Sophie gehalten hatten, wurden vom Markgrafen hingerichtet; ja ein Rathsherr wurde wegen seiner Treue zu dem angestammten Fürstenhaus auf die Wartburg geschleppt, auf eine Wurfmaschine gelegt und zur Stadt hinunter geschleudert. Im Sterben noch rief er: „Thüringen gehört dennoch Sophien und dem Kind von Brabant.“

Aber auch der Bundesgenosse von Sophie, ihr Schwiegersohn Albrecht, bedrängte und verwüstete grausam das Land Thüringen, und wurde zuletzt mit vielen andern Herren, die zur Partei Sophiens hielten, gefangen, und konnte erst nach anderthalb Jahren durch eine große Summe Geldes seine Freiheit erkaufen. Sophie selbst mußte nun auf Thüringen verzichten für sich und ihre Nachkommen; das Land Hessen blieb ihr allein übrig. All' das viele Blutvergießen und Elend, welches ein neunjähriger Krieg über Land und Leute brachte, war für sie umsonst. Sophie starb im Jahr 1284, 60 Jahre alt, und wurde auch in der Elisabethenkirche zu Marburg beerdigt, wo noch ihr Grabstein zu sehen ist. Ihr ganzes Leben war eine Kette von Unruhen, Gefahren und Beschwerden, um ihrem Sohne Heinrich seine Rechte zu verschaffen. Dieser Sohn, welcher in Widerwärtigkeiten von einer mannhaften Mutter auferzogen wurde, wurde übrigens ein vortrefflicher Regent und ist der Stammvater des hessischen Fürstenhauses.

Daß die meisten Menschen Beruf haben, in der Welt zu leben und thätig zu sein, läßt sich nicht wohl läugnen; Hermann sollte Landesfürst sein und Sophie die Rechte ihres Sohnes verfechten. Allein ein gänzlicher Irrthum ist, wenn man meint, im Weltleben und gar im hohen Rang oder im Fürstenstand sei mehr Freude und Genuß, als in einem von der Welt zurückgezogenen, ausschließlich Gott zugewandten Leben. Abgesehen von der Vorbereitung für die Ewigkeit, welche in dem Getrieb der Welt viel schwerer gelingt, hatte gewiß Gertrud in ihrem Kloster mehr wahrhaft glückliche Jahre, als die beiden Geschwister Hermann und Sophie zufriedene Tage im Weltleben gehabt haben.

„Hoch stehen sie — einen Augenblick — und sie sind

nicht mehr; ſie ſinken hin, wie die Uebrigen, und werden abgeſchnitten wie das Haupt der Aehren.“

Hiob K. 24, V. 24.

Kehren wir jetzt wieder zurück zur Mutter dieſer Kinder.

Der Diamant in Fließpapier.

Als die Lehmhütte in Marburg fertig war, zog Eliſabeth mit Guda und Iſentrud in dieſelbe. Dieſe zwei Dienerinnen waren ſchon längſt die Freundinnen der hl. Eliſabeth geworden und hatten ſich auch in den dritten Orden aufnehmen laſſen. Hier lebte nun die Landgräfin in wunderſamer Armuth. So ſehr der gewöhnliche Menſch ſtrebt, ſich in beſſere Vermögensverhältniſſe zu verſetzen, insbeſondere beſſer zu eſſen, zu wohnen, ſich beſſer zu kleiden, zu den Angeſehernen im Orte gezählt zu werden: ſo hatte die Königstochter einen noch viel größern Eifer, in Allem den Aermſten gleich zu werden. Und ſie hat ſolches auch ſo ſehr erreicht, daß in Marburg ſchwerlich eine Perſon zu finden war, welche ärmer gelebt hätte. Von allem Beſitz, welchen ſie nach dem Befehl ihres Beichtvaters nicht ganz aufgeben durfte, verwandte ſie auch nicht das Geringſte auf ihre eigene Perſon, ſondern bloß für Arme und wohlthätige Anſtalten. Was ſie ſelbſt zur Erhaltung des Lebens bedurfte, verſchaffte ſie ſich durch eine wenig einträgliche Arbeit; ſie gab ſich nämlich mit dem Wolleſpinnen ab, da ſie nicht gelernt hatte, Hanf und Flachs zu ſpinnen. Aus dem Kloſter Altenberg erhielt ſie den Stoff dazu, und bekam dann für das Geſpinnſt eine geringe Bezahlung. Hiebei war ſie auch noch ſo gewiſſenhaft, daß ſie einmal von einer vorläufigen Bezahlung eine kleine Münze wieder in das Kloſter zurückſandte, weil ſie durch eine Reiſe nach Eiſenach abgehalten war, vollſtändig alle überſchickte Wolle fertig zu ſpinnen. Selbſt wenn ſie wegen Krankheit das Bett hüten mußte, ſo wollte ſie doch noch arbeiten; und wurde ihr die Spindel aus der Hand genommen, damit ſie ſich mehr ſchone, ſo zupfte ſie wenigſtens Wolle und bereitete ſie vor zur Arbeit. Sie wollte nämlich mit dem armen Verdienſt ihrer Hände nicht nur ſich den nöthigen

Unterhalt verſchaffen, ſondern auch noch kleine Opfergaben in der Kirche darbringen.

Ihre Speiſe beſtand gewöhnlich aus Gemüs ohne Salz und Schmalz, bloß in Waſſer gekocht, was ſie ſelbſt zubereitete, ſo gut ſie es verſtand. Brachte man ihr beſſere Speiſen, ſo genoß ſie nichts davon, ſondern brachte dieſelben alsbald den Armen im Spital. — Ihre Kleider waren nicht beſſer, als ihre Speiſe. Der Rock war von grobem, ungefärbtem Tuch, wie es damals nur die Bauern und armen Leute trugen, und war umgürtet mit einem gemeinen Seil. Da ihr Kleid nach einiger Zeit zerriſſen war, beſonders an den Aermeln, ſo flickte ſie die nächſten beſten Lappen darauf, und zwar von verſchiedenen Farben, wie ſie gerade ſolche fand; ſo machte ſie es auch mit ihrem Mantel. Dieſes Ausbeſſern mußte aber um ſo öfter vorgenommen werden, weil zuweilen beim Kochen oder wenn ſie, um ſich zu wärmen, beim Feuer ſaß, Kohlen oder Feuerfunken Löcher in ihr Kleid brannten, während ſie in ihre gottſeligen Gedanken ſo verloren war, daß ſie es nicht merkte. Dazu kam noch der Umſtand, daß ſie nicht beſſer mit dem Nähen umzugehen verſtand, als mit dem Kochen. Dennoch verſchenkte ſie im Winter noch theilweiſe dieſe dürftige Kleidung an Arme, ſo daß ſie zuweilen aus Mangel an genügender Bedeckung beim Feuer ſitzen bleiben mußte. Ein anderes Mal, da ſie bei einfallender Kälte gerade keine zureichenden Kleider hatte, legte ſie zwei Kiſſen neben ſich, jedoch ſo, daß der Leib auf dem harten Brett lag, und ſagte fröhlich über dieſe Armſeligkeit: „Ich liege da, wie in einem Sarg.“

Unterdeſſen hörte König Andreas von Wallfahrern, was ſeine Tochter Eliſabeth für ein armes Leben führe. Solches jammerte den König ſo ſehr, daß er anfing zu weinen und es ſeinen Hofherren klagte. Er ſandte deßhalb einen Grafen, Namens Panian, mit einigen Rittern und Knechten, daß ſie ihm ſeine Tochter zurückführten. Als der Graf nach Marburg kam, fragte er in der Herberge, wo er mit dem Gefolge ſeine Einkehr nahm, über Frau Eliſabeth, warum ſie ſo bettelhaft lebe. Der Wirth ſagte: „Es geht ihr wohl; wenn ſie ſo gering lebt, ſo kommt dieß nicht von Dürftigkeit, ſondern von ihrer Frömmigkeit und Demuth. Alle Leute, welche mit ihr umgehen,

fühlen sich gebessert, und die ganze Stadt hat Segen von dieser frommen Frau. Uebrigens ist Marburg ihr Leibgeding; allein sie fragt nichts nach Haus und Stadt, sondern wohnt bei dem Spital, das sie selbst gebaut hat." Der Graf bat den Wirth, bei Elisabeth anzufragen, ob er sie sprechen könne. Der Wirth traf sie gerade an, wie sie weiße Wolle spann, welche die Klosterfrauen von Altenberg ihr geschickt hatten. Als der Wirth die Gesandtschaft ihres Vaters angemeldet hatte, und dann der Graf in das kleine Häuschen eintrat und die kümmerlich gekleidete Fürstin an ihrer Arbeit sah, entsetzte er sich und schlug ein Kreuz und sprach: „Hat das je ein Mensch gesehen, daß eines Königs Tochter Wolle gesponnen hätte?" — Darauf setzte sich der Graf und erzählte der Frau Elisabeth, wie ihr Vater ihn ausgesandt habe, sie wieder nach Ungarn zurückzuführen; sie solle dort nicht mehr in Armuth leben, sondern als des Königs liebe Tochter Ehre und Wohlstand genießen. — Elisabeth erwiederte hierauf, sie wolle ihr armes Leben nicht um des Vaters Königreich vergeben. Sie erzählte dem Grafen, wie es ihr bisher ergangen sei; daß sie aber jetzt weder nach Gut noch Ehre ein Verlangen mehr habe; sie wolle der Welt Unruhe meiden, auf ihr Gebet bauen und sich ganz an Gott hingeben. — Und diese Armuth war keine Armuth vom Schicksal aufgezwungen. Elisabeth hatte nach unserm Geld ungefähr 16,000 Gulden, was Heinrich Raspe ihr zu geben schuldig war, nach Marburg gebracht (für einen Gulden bekam man aber damals mehr, als heutigen Tages für drei Thaler); außerdem bezog sie die gesetzlichen Einkünfte von Marburg und der Umgegend. Dieses Geld verwendete sie ganz für Erbauung und Ausstattung eines Spitals und für die von weit und breit zusammenströmenden Armen.

Was soll aber diese große Armuth, welcher die Fürstin freiwillig sich unterzog? Viele Leute, welche dieselbe in dem überaus ärmlichen Aufzug sahen, behaupteten geradezu, die Landgräfin sei närrisch geworden. Und auch manche Person, welche dieß liest, wird denken, es sei unvernünftig und überspannt, die Entbehrungen so weit treiben. Allein vor Allem soll der Christ nicht etwas darum an Heiligen verurtheilen wollen, weil er selbst

nicht den Muth und die Kraft fühlt, Gleiches zu thun; wer viel tiefer steht, soll nicht richten wollen über Solche, die viel höher stehen in Beherrschung der Sinnlichkeit, in Liebe und Treue gegen Gott. In der freiwilligen Armuth liegt an sich schon etwas geistig Vornehmes, es ist eine Freiheit und Stärke der Seele, möglichst wenig von der sinnlichen Welt zu brauchen. Eine höhere Bedeutung noch hat aber die Armuth im Christenthum. Die Sünde ist in die Welt gekommen dadurch, daß unsere Voreltern an ihrem paradiesischen Reichthum nicht genug hatten, sondern noch zusetzen wollten die Frucht vom verbotenen Baum. Deßhalb hat die Erlösung den umgekehrten Weg gehen müssen, den Weg durch Schmerz und Weh aller Art, und auch den Weg der tiefsten freiwilligen Armuth. Im Stall geboren, arm sein Leben lang, fehlte dem Heiland am Kreuz, womit er die Blöße bedecken, den glühenden Durst stillen und wohin er die müden Glieder und das sterbende Haupt legen konnte. Darum mögen Solche, die so recht nah zum Heiland durchgedrungen sind, die Glieder, welche von seinem Herzblut am erwärmtesten sind, diese mögen auch arm sein — nicht als wäre es Pflicht, und nicht um größere Verdienste zu gewinnen, sondern aus edler Liebe zum Heiland von Grund der Seele. Denn es ist der starken Liebe eigen, daß ihr alles Thun und alle Eigenschaften des Geliebten gefallen. Daher wollen recht innige Christen dem Heiland nachfolgen, auch in Demüthigung und Armuth und allerlei für Kreuz. Die Schönheit am Kreuz ist der Magnet, welcher sie an sich zieht.

Daß die Armuth aber auch besonders zur Heiligung vortheilhaft ist, zeigt der Umstand, daß Gott so viele gute Menschen arm sein laßt, und daß die Armen allzeit und überall lieber das Christenthum angenommen und geübt haben, als die Reichen. Die edelste Pflanze, der Weinstock, gibt den geistigsten Wein, wenn er auf magerem Boden wachst, wenn die üppigen Schosse weggeschnitten und die überflüssigen Blätter ausgebrochen werden.

„Höret, meine lieben Brüder! hat denn Gott nicht die Armen der Welt auserwählt, daß sie reich durch Glauben und Erben des Reiches sein sollen, welches er denen, die ihn lieben, versprochen hat?“ Jak. K. 2, V. 5.

Ein Kind von 24 Jahren.

Wie bei der hl. Elisabeth alle Eitelkeit, Gefallsucht und Hoffart bis auf die letzte Spur ausgetilgt gewesen sein müsse, geht schon aus dem hervor, was von ihrer freiwilligen Armuth erzählt worden, denn so schön die freie Armuth vor Gott ist und so sehr sie einst jenseits verherrlicht wird werden, so verachtet und gehaßt ist vor der Welt das alte, zerrissene Kleid. Aber auch in anderer Weise suchte Elisabeth ihren Heiland in freiwilligen Verdemüthigungen nachzuahmen. Sie ließ sich selbst von ihren Mägden nur mit dem Taufnamen nennen, und sie mußten Du zu ihr sagen. Was sonst die Mägde zu thun hatten, z. B. das Geschirr waschen, das Hausgeräth putzen, fegen, das that die Fürstin am liebsten selbst. Um sich die Gelegenheit dazu nicht nehmen zu lassen, sandte sie mit irgend einem Auftrag die Dienerinnen aus dem Haus; wenn sie dann zurückkamen, war ihre Arbeit durch die Herrin selbst gethan.

Ueberhaupt wollte Elisabeth lieber selbst dienen, als sich bedienen lassen. Daß ihre Mägde mit ihr am Tisch essen mußten, verstand sich bei Elisabeth von selbst; ja sie begehrte sogar, die Dienerinnen sollten mit ihr zugleich aus der Schüssel essen. Eine derselben sagte deßhalb einst zu ihrer Herrin, sie erwerbe sich durch solche Herablassung wohl ein Verdienst, sie beachte dabei aber nicht, wie solches ihnen, den Mägden, gefährlich werden könne. Sie wollte damit sagen, daß bei ihnen leicht der Hochmuth geweckt werde, wenn sie von einer Fürstin wie ihresgleichen behandelt werden. Darauf gab Elisabeth ihr zur Antwort: „Siehe, jetzt mußt du noch auf meinen Schooß sitzen," und zog sie an sich, und die Dienerin mußte sich wirklich fügen. Elisabeth sagte selbst einmal: „Unser Leben ist das allerverachtetste, aber wenn ich noch ein verachteteres wüßte, so würde ich es gewählt haben."

Eigenthümlich ist auch der Grund, weßhalb Elisabeth gerade den strengen Konrad zu ihrem Beichtvater gewählt hat; sie sagte: „Ich hätte einem Bischofe oder einem Abte, der selbst Besitzungen hat, Gehorsam geloben können; aber ich habe den Meister Konrad vorgezogen, welcher nichts hat, sondern selbst

vom Almosen lebt, damit ich nichts Angenehmes auf weltliche Art habe." Sie ließ sich aber auch von diesem merkwürdigen Geistlichen Demüthigungen gefallen, welche heutigen Tages ganz unerhört sind. Konrad war ein frommer und eifriger Priester; aber es lag auch eine Strenge in seinem Wesen, welche ihn bisweilen fürchterlich hart erscheinen ließ. Da Elisabeth ihm nicht nur beichtete, sondern all' ihr Thun und Lassen gehorsam seiner Leitung unterwarf: so war er ihr wohl ein Stab zur Stütze auf der Bahn zum Himmel, aber ein Stab mit spitzigen Dornen. Meistens mag aber sein rücksichtsloses, gewaltthätiges Verfahren gegen die fürstliche Wittwe wohl berechnet gewesen sein. Er hatte erkannt, daß Elisabeth den Beruf von Gott habe, eine vollkommene Heilige zu werden; darum wollte er ihr auch Anleitung geben zum Fundament aller Heiligkeit auf Erden, zur tiefsten Demuth — und darum übte er sie mit Demüthigungen, die Millionen unerträglich gewesen wären, denen aber Konrad seine geistliche Tochter für gewachsen hielt. Der Erfolg zeigte, daß er richtig gerechnet hatte.

Es geschah mehr als einmal, daß Konrad der jungen Fürstin Ohrfeigen gab oder ihr einen Backenstreich versetzte, wenn er glaubte, sie habe eine seiner Vorschriften nicht beobachtet. Statt darüber empört zu sein und einen solchen rücksichtslosen Mann aufzugeben, nahm Elisabeth die Schläge willig an und freute sich noch darüber, daß sie, dem Heiland gleich, auch in's Gesicht geschlagen worden sei. — Einmal, da das jüngste Kind der hl. Elisabeth schon im Kloster zu Altenberg war, befand sich auch Konrad dort und ging mit dem Gedanken um, ob er nicht auch Elisabeth im Kloster aufnehmen wolle lassen. Er ließ ihr daher sagen, daß sie nach Altenberg kommen solle, um mit ihr die Sache zu besprechen. Elisabeth machte sich alsbald von Marburg auf; als sie im Kloster angekommen war, baten die Nonnen den Meister Konrad, er möge erlauben, daß sie der Landgräfin das Innere des Klosters zeigten. Nun war es aber ein Kirchengesetz, daß jede weltliche Person, welche in's Innere eines Klosters, das Klausur hat, hineingehe, in Kirchenbann falle oder exkommunizirt sei. Wahrscheinlich meinte Konrad, verstehe es sich von selbst, daß Elisabeth nicht hineingehen werde,

da er ihr früher von jenem Kirchengebot gesprochen hatte, oder er wollte sie auf die Probe setzen. Er sagte deßhalb nur: wenn sie will, kann sie gehen. Diese zweideutige Aeußerung nahm Elisabeth als eine Erlaubniß, hineinzugehen, auf. Ihre Magd nahm die Schlüssel an und öffnete die Thüre: kaum waren sie aber mit einander in den verbotenen Klosterraum eingetreten, so ließ Konrad sie zurückrufen, zeigte ihr das Buch, worin sie sich eidlich zum Gehorsam gegen ihn verpflichtet habe, dann befahl er einem ihn begleitenden Bruder, die Fürstin und ihre Magd mit Schlägen zu züchtigen. Dieses geschah dann mit einer dicken, langen Gerte so lange, bis Konrad das Miserere gesungen hatte. Die Magd berichtete später im Verhör bei den geistlichen Richtern, daß sie drei Wochen nachher noch Striemen auf dem Rücken gehabt habe, Elisabeth aber noch länger, weil diese noch ärger geschlagen worden sei. Später äußerte sich Elisabeth darüber in Worten, die so recht ihr süßes, kindliches Gemüth offenbarten; sie sagte zu der Magd: „Wir müssen solche Strafen willig tragen, denn es ist mit uns wie mit dem Schilfe, das in dem Fluß wachst. Schwillt der Fluß über, so beugt sich das Schilf und taucht unter, und das Wasser fließt darüber hin, ohne es zu verletzen. Hört die Ueberschwemmung auf, so richtet sich das Schilf wieder auf und wachst in fröhlicher, gedeihlicher Kraft. So müssen auch wir zuweilen gebeugt und gedemüthigt werden, damit wir uns nachher mit frohem Gedeihen wieder aufrichten." — Ein andermal sagte Elisabeth zu ihren Dienerinnen: „Wenn ich einen sterblichen Menschen also fürchte, wie viel mehr müssen wir den allmächtigen Gott fürchten, der da ist ein Herr und Richter über Alle!"

Der Heiland hat einmal gesagt: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnet ihr nicht eingehen in das Reich Gottes." An einer andern Stelle der hl. Schrift erklärt er noch genauer, daß dieses Kindlichwerden besonders in der Demuth bestehe, wie solche in der Regel bei Kindern gefunden wird. Daß man aber hierin wieder ein Kind werden könne, hat sich nirgends schöner gezeigt, als gerade bei der Frau und Fürstin Elisabeth. Ein unverdorbenes Kind sieht nicht auf den

Stand, ſondern geſellt ſich ſo gern den Kindern armer Leute bei, als denen von hohem Rang. Ein Kind ſchämt ſich keiner Arbeit, ſondern hat auch Freude an ganz niedriger und geringer; ein Kind laßt ſich von ſeinem Erzieher willig ſtrafen und meint, er habe jedesmal Recht, und tragt ihm auch eine harte Züchtigung nicht nach. Dieß ſehen wir Alles bei Eliſabeth, nur mit dem Unterſchiede, daß bei dem Kinde die Natur ſolches mit ſich bringt — bei Eliſabeth aber die Wiedergeburt aus dem hl. Geiſt und der freie Wille dieſe ſchöne Kindlichkeit neu erzeugt hat. Und eine derartige Demuth iſt noch viel geiſtiger und koſtbarer, als die natürliche Demuth des Kindes, wie der Wein etwas Vollkommeneres iſt, als der ſüße Moſt. Vielleicht hat es Gott gerade darum gefügt, daß Eliſabeth einen ſo ſtrengen, rückſichtsloſen Mann, wie Konrad, zum Gewiſſensrath bekam, um der Welt das ſchöne Schauſpiel einer Seele zu zeigen, welche aus Chriſtenthum wieder demüthig geworden, wie ein junges, harmloſes Kind.

„Wahrlich, ich ſage euch, wenn ihr euch nicht umändert und werdet wie die Kinder, ſo könnet ihr nicht eingehen in das himmliſche Reich. Wer denn ſich ſelbſt erniedrigt, wie dieſes Kind, der iſt der Größte im himmliſchen Reich.“ Matth. K. 18, V. 3 u. 4.

Der Kuß aus Barmherzigkeit.

Man ſtellt ſich Perſonen, welche ſehr hart gegen ſich ſelbſt ſind, gern auch ſtreng gegen ihre Nebenmenſchen vor. Dieß iſt allerdings der Fall, wenn der Menſch aus Geiz oder aus trübſeliger Stimmung ſeinen Leib ganz ſpärlich kleidet und nährt; ein ſolcher wird ſogar ſeinen Kindern ungehörige Entbehrungen zumuthen. Auch gibt es ein religiöſes Faſten, worin wenig Liebe und viel phariſäiſcher Geiſt ſteckt; ſolche Leute meinen, ein ſtrenges Geſicht und herbes Gebaren ſtehe ihnen gut an, man werde dann eher ihre Heiligmäßigkeit bemerken. Wo aber das Faſten aus dem wahren Geiſt des Chriſtenthums hervorgeht, da iſt der Menſch ſtreng gegen ſich und liebevoll gegen Andere. Daher kam es, daß die Liebethätigkeit der hl. Eliſabeth für

Andere keineswegs abnahm, als ihre Strenge gegen ſich ſelbſt zunahm; während das göttliche Feuer in ihr die Sinnlichkeit gleichſam austrocknete, erwärmte und erheiterte es die Andern. Eliſabeth wollte ſelbſt ihrem eigenen Mund abſparen, um deſto mehr den Armen geben zu können. Das Krankenhaus, welches ſie in Marburg erbauen hatte laſſen, war bald mit Kranken angefüllt. Jeden Tag ging ſie dann mit Guda und Iſentrud dahin und verpflegte die Kranken in jeder Weiſe, reichte ihnen Arznei und verband ihnen ihre Wunden oder Geſchwüre. Je abſtoßender ein Kranker war, je ekelhafter ſein Zuſtand, deſto eher konnte man darauf zählen, daß die Fürſtin gerade dieſen zur Verpflegung ſich auserwählen werde. Ja ſie ging ſo weit, daß ſie ſelbſt die Wunden und Geſchwüre der elendeſten Kranken noch küßte.

Mancher Leſer oder Leſerin wird ſolches als unvernünftige Uebertriebenheit anſehen und tadeln. Allein es muthet dir ja Niemand zu, daß du Gleiches thueſt; wenn du aber nicht zu der chriſtlichen Höhe der hl. Eliſabeth hinaufſteigen magſt oder kannſt, ſo begehre doch auch nicht, daß ſie zu dir auf die Stufe der gewöhnlichen Lauheit im chriſtlichen Leben herabſteige. Wäre deine eigene Perſon dergeſtalt mit Geſchwüren bedeckt, daß die meiſten Menſchen, ja daß du ſelbſt Ekel vor dir hätteſt. und es würde eine Königstochter deine Geſchwüre noch küſſen, was für eine Rührung und ſüßen Troſt würde eine ſolche Herablaſſung dir bringen! Und thut dieſes denn nicht alle Tage auch unſer Herr und Heiland, indem er auch zu dem elendeſten, halbverfaulten Menſchen kommt und ihn gleichſam auch leiblich küßt im heiligen Abendmahl? Seine getreue Schülerin iſt ſomit recht genau dem Wort ihres lieben Herrn nachgekommen, der geſagt hat: „Wer mir nachfolgen will, verläugne ſich ſelbſt und folge mir nach.“

Der tiefere Grund, weßhalb die hl. Eliſabeth eine wahre Leidenſchaft zeigte, gerade an den armſeligſten Kranken Liebesdienſte auszuüben, war der lebendige Glaube und die lebendige Liebe zu Jeſus Chriſtus. Daß ſie Ausſätzige, welche ſinnlich beſonders widerwärtig ſind, ganz eigentlich mit Vorliebe pflegte, davon war die treibende Wurzel ihre Liebe zu dem Heiland

im Glauben an ſein Wort: „Was ihr dem Geringſten gethan habt, das habt ihr mir gethan.“ Sie reinigte dieſe ekelhaften Kranken; wenn es an Leinwand fehlte, ſchnitt ſie ſelbſt Vorhänge entzwei, um die Kranken abzutrocknen, machte ihnen das Bett zurecht und deckte ſie zu, als wären ſie eigene ſchöne Kinder. Und ſie ſagte manchmal zu ihren Mägden: „Wir haben es doch gut, daß wir unſern Herrn baden und ihn betten dürfen.“ Da gab einmal eine Magd zur Antwort: „Euch mag es wohl ſein bei ſolchen Ausſätzigen, aber ich weiß nicht, ob es Andern auch ſo zu Muth iſt.“

Was gewöhnliche Menſchen zu wenig haben, nämlich Liebe und Luſt, häßlich ausſehende Kranke zu beſuchen oder zu verpflegen, das hatte Eliſabeth im Uebermaß. Außer der täglichen Krankenpflege im Spital nahm ſie auch noch einzelne, recht widerwärtige Geſtalten in ihre eigene kleine Wohnung auf; ſo z. B. einen armen Waiſenknaben, der unaufhörlich an der rothen Ruhr krank war. Sie legte ihn in ihr eigenes Bett, wachte bei ihm, hob ihn vielmal in der Nacht aus dem Bett, wie es der Blutfluß erfordert. Ihre verunreinigten Betttücher wuſch ſie dann mit eigenen Händen. — Nach dem Tod des Knaben nahm ſie ein ausſätziges Mädchen zu ſich und verpflegte dasſelbe, wuſch und kleidete es jeden Morgen an, bis ihr Beichtvater es erfuhr und ungeachtet ſeiner Strenge es ihr verbot; er wollte überhaupt nicht mehr dulden, daß ſie Ausſätzige berühre oder ihre Geſchwüre küſſe, aus Beſorgniß, daß ſie angeſteckt werde. Dieſer Abhalt aber, wozu der Gehorſam gegen ihren Beichtvater ſie verpflichtete, war ihrem mitleidigen Herzen ſo qualvoll, daß ſie ſchwer krank wurde. — Nachher nahm ſie wieder einen lahmen Knaben zu ſich, der zugleich einen ſo bösartigen Ausſchlag am Kopf hatte, daß man faſt kein einziges Haar daran ſah. Dieſer Knabe ſaß neben dem Bett, als ſeine Pflegmutter Eliſabeth ſtarb; wahrlich, ein koſtbares Pfand, eine gute Hoffnung für fröhliche Aufnahme bei dem Barmherzigen, welcher ſelbſt den gereichten Trunk Waſſer belohnt!

„Hienieden bleiben einmal Glaube, Hoffnung, Liebe, dieſe drei; aber die größte unter dieſen iſt die Liebe.“

1 Kor. K. 13, V. 13.

Die Seelsorgerin.

Die Mildthätigkeit gegen den Nebenmenschen kann hervorgehen aus natürlichem Mitleid, das der Mensch beim Anblick menschlichen Elendes empfindet; oder man kann auch aus einem gewissen religiösen Eigennutz mildthätig sein, indem man eben den reichen Gewinn machen will, den die christliche Religion den guten Werken verheißt. In dem ersten Beweggrund ist zu wenig Religiosität, und in dem zweiten Beweggrund ist zu wenig Liebe. Woran erkenne ich, ob es wahrhaft christliche Liebe ist, welche mich zu Werken der Barmherzigkeit treibt? Einfach daran, wenn mir das Seelenheil des Nebenmenschen wenigstens ebenso sehr am Herzen liegt, als sein leibliches Wohlbefinden. Wer lebendigen Christenglauben hat, der möchte jede Seele gleichsam wie eine Kerze zur Ehre Gottes anzünden, daß sie ihn erkenne, liebe, lobe und preise jetzt und in Ewigkeit. Dieses Erbarmen, welches nicht bloß bis zur Haut des Menschen, bis zu seinem leiblichen Befinden geht, sondern tiefer dringt, bis in die Seele hinein, dieses finden wir bei der hl. Elisabeth so ausgeprägt, daß sie ganz eigentlich eine Seelsorgerin genannt werden konnte.

Gott will etwas mit der Krankheit, die er dem Menschen schickt; die Krankheit soll den Menschen von der Sünde und der Welt abziehen und näher zu Gott hinziehen. Die meisten Kranken denken aber nicht daran; sie tragen ihr Leiden nur stumpfsinnig, weil sie eben müssen, und so wird ihnen dann die Krankheit nicht zum Fegfeuer, sondern zur nutzlosen Plage, zu einem Funken aus der Hölle. Elisabeth wollte nun eben helfen, daß die Heimsuchung Gottes den Kranken auch zum Heil gereiche; sie ermahnte dieselben, daß sie die heiligen Sakramente empfangen, um versöhnt mit Gott in christlicher Geduld die Leiden der Krankheit zu tragen und sich dadurch vorzubereiten zu einem guten Tod, oder, wenn sie wieder genesen sollten, zu einem bessern Leben. Sie zeigte den Kranken, wie sie ihre Krankheit in Vereinigung mit dem Leiden Christi als Abbüßung ihrer Sünden tragen müßten, und gewiß hat sie auch viel mit den Kranken und für dieselben gebetet. Das Herz der Kranken

mußte ſich aber um ſo mehr den Zuſprüchen der gottſeligen Frau erſchließen, da ſie vorher durch leibliche Gutthaten und Pflege den Dank und die Liebe der Nothleidenden gewonnen hatte. Und indem ſie die trübſeligen Seelen der Kranken wie geknickte, verkümmerte Pflanzen aufrichtete zur Richtung zum Himmel, hat ſie gerade den ſchönſten Segen den Kranken gebracht, den Frieden Gottes.

Weil aber Eliſabeth nicht nur ein gütiges Herz hatte, ſondern auch ſtark und kraftvoll im Chriſtenthum war, ſo brauchte ſie auch Ernſt, wo es nothwendig war. So z. B. kam einmal ein Blinder und begehrte in's Spital aufgenommen zu werden. Eliſabeth war bereit, ſeinem Verlangen zu entſprechen, ermahnte ihn aber dabei, er möge auch für Heilung der Seele ſorgen durch gute Beicht und Buße. Da wurde der Blinde ärgerlich und ſchimpfte, das ſei dummer Aberglauben, einem Kranken zur Bedingung zu machen, daß er beichte, wenn er in's Spital aufgenommen werden will. Eliſabeth gab ihm auf dieſe freche Rede einen ſolchen eindringlichen Verweis, daß er wie umgewandelt wurde, demüthig niederkniete und alsbald dem Meiſter Konrad, der gerade gegenwärtig war, eine Beicht ablegte.

Uebrigens machte es Eliſabeth nicht, wie man es oft in der Welt ſieht und ſelbſt mancher Geiſtliche es macht, daß ſie nämlich nur armen, geringen Leuten in's Gewiſſen redete, hingegen für Vornehme nichts als Höflichkeit und angenehme Worte hatte. Einſt kam eine Rittersfrau, um mit ihr über eine beſondere Angelegenheit zu reden. Sie hatte auch einen Edelknaben bei ſich, einen jungen Menſchen von etwa 14 Jahren, welcher nach der damaligen Mode mit kurzen, engen Kleidern zierlich angethan war und offenbar ſich etwas zu gut darauf that. Nachdem beide Frauen längere Zeit mit einander ſich unterredet hatten, wandte ſich die Fürſtin zu dem Jüngling und ſprach: „Liebes Kind, du kleideſt dich in deiner Jugend gar zu weltlich, und haſt Hoffart und Eitelkeit in deinem Anzug. Statt der Welt zu dienen, mußt du deinen Schöpfer erkennen und ihm dienen, dann wird es dir an Leib und Seele deſto beſſer gehen. Sage mir, liebes Kind, hat mein und dein Herr auch ſolche Kleider getragen, da er in aller Demuth kam, ſein Blut für uns zu

vergießen?" — Der Jüngling erwiederte: „O liebe Frau, betet für mich, daß mir Gott die Gnade gebe, ihm zu dienen." — Da sprach die hl. Elisabeth: „Willst du denn gern, daß ich Gott für dich bitte?" Er sagte: „Ja, recht gern." — „Nun dann," antwortete sie, „mußt du auch für diese Gnade dein Herz aufthun und mit mir beten; komm mit mir zur Kirche." Sie gingen nun zu Dritt in die Kirche. Der Jüngling kniete mit seiner Herrin vor dem Altar und in einiger Entfernung davon die hl. Elisabeth.

Nachdem sie eine Zeit lang in Andacht zugebracht hatten, rief auf einmal der Jüngling zu der hl. Elisabeth: „Höret auf, ich habe dessen genug." Elisabeth hörte aber nicht auf, sondern betete noch andringender; da schrie der Jüngling noch heftiger: „Höret auf, Frau, ich gehe zu Grund, mein ganzer Leib brennt, das Herz zerspringt mir!" Er war so heiß geworden, daß es schien, ein Rauch steige von ihm auf; und als die Frauen sehen wollten, was ihm fehle, da war er ganz naß von Schweiß und seine Haut so glühend, daß man ihn kaum anrühren konnte. Elisabeth ließ aber noch nicht mit Beten ab, bis er um Gottes Willen bat, sie möchte doch aufhören, weil er sonst noch ganz verbrenne, er halte es nicht mehr aus. Ja, die Frauen, welche ihn hielten, ertrugen kaum die Hitze, als rührten sie einen feurigen Ofen an. — Die sinnliche Hitze, welche über den Jüngling gekommen, war sozusagen nur ein Zeichen, ein Gleichniß von der göttlichen Liebe, welche sich in dem jungen Herzen entzündet hatte auf das gewaltige Gebet der hl. Elisabeth. Und als das Gebet und die Hitze des Körpers vorüber waren, so brannte in seinem Herzen die Liebe Gottes fort, und diese ließ ihm keine Ruhe, bis er nach einiger Zeit in den Franziskanerorden trat. Dieses geschah ein Jahr vor dem Tode der hl. Elisabeth. Eine Dienerin bezeugte, daß Aehnliches mehrmal vorgekommen sei, wenn die gottselige Wittwe für Jemanden betete.

„Darum nehme Einer des Andern sich liebreich an, wie auch Christus eurer sich liebreich angenommen zur Verherrlichung Gottes." Röm. K. 15, V. 7.

Wunder.

Der Heiland ſagte in ſeiner Abſchiedsrede: „Was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben.“ Es gibt vielerlei Auslegung darüber, was das heiße, im Namen Jeſu beten; aber unter allen weiß ich nur eine einzige, wobei auch die verſprochene Erhörung regelmäßig eintrifft, nämlich folgende: Wenn der Menſch recht oft das heilige Abendmahl empfangt, und durch vieles liebſtes Denken an Jeſus Chriſtus und getreues Nachfolgen ſo recht innerlich mit dem Heiland verwachſen und ein lebendiges Glied von ihm geworden iſt: dann betet ein ſolcher Menſch in und mit Chriſtus, Chriſti Geiſt ſelber betet aus einer ſolchen Menſchenſeele heraus, und darum erhört der himmliſche Vater ihr Gebet, und erhört es manchmal ſelbſt über die Grenze der natürlichen Ordnung hinaus, d. h. auf wunderbare Art. Solche Gebetswunder ſind bei Menſchen, welche durch Heiligkeit mit Chriſtus wahrhaft Eins geworden ſind, nichts Ungewöhnliches: ja die Kirche verſteht ſich nur dann dazu, Jemanden als Heiligen verehren zu laſſen, wenn bei ihm derartige Wunder nachgewieſen werden können.

Schon das Ereigniß mit dem Jüngling, welcher ſich auf das Gebet der hl. Eliſabeth bekehrte, iſt wunderbar; Gott zeigte aber auch durch äußerliche Wunder, wie lieb und ſtark das Gebet ſeiner treuen Tochter Eliſabeth ſei. Als ſie einſt bei ihren täglichen Krankenbeſuchen in das Spital gehen wollte, fand ſie an der Staffel des Hauſes einen Knaben liegen, der gleichſam alle Schäden an ſich hatte. Er war taub und ſtumm und die Glieder waren ihm durch die Gicht ſo verrenkt, daß er wie ein Thier auf allen Vieren kriechen mußte, wenn er ſich vom Platz bewegen wollte. Die Mutter des Knaben hatte ihn vor die Thüre des Spitals geſetzt, damit die Landgräfin ihn ſehen und für ihn ſorgen möchte; ſie ſelber ſchämte ſich aber, die Mutter einer ſo elenden Kreatur zu ſein, und hatte ſich davon gemacht.

Als Eliſabeth den Knaben ſah, fühlte ſie herzliches Mitleid mit ihm, bückte ſich zu ihm herab und ſagte: „Liebes Kind, wer hat dich hiehergebracht?“ Der Taubſtumme gab ihr natür-

lich keine Antwort; da wiederholte ſie ihre Frage, indem ſie ihn ſtreichelte und freundlich ſagte: „Aber was iſt denn dein Gebrechen? Willſt du nicht mit mir reden?“ Als der Knabe ſie nun bloß anblickte und ſeinen Kopf bewegte, ohne ein Wort zu ſprechen, da kam ihr der Gedanke, er ſei vielleicht von einem böſen Geiſt beſeſſen, und wurde deßhalb von noch größerm Mitleiden erfaßt; ſie ſprach im Gefühl ihrer Einigung mit dem Herrn mit lauter Stimme: „In der Kraft unſeres Herrn Jeſu Chriſti gebiete ich dir und dem, was bei dir iſt, daß du dein Schweigen brecheſt und mir ſagſt, woher du biſt.“ Auf dieſe Worte der Dienerin Gottes war der Knabe plötzlich von all' ſeinen Uebeln befreit. Er richtete ſich auf, fing an zu erzählen, wie er ſeit ſeiner Geburt taub, ſtumm und voll Gebrechen geweſen ſei, wie ihn ſeine Mutter hieher getragen habe, und wie ihm nun Gott auf einmal Gehör, Sprache und geſunde Glieder hergeſtellt habe.

Wenn man von langem Leid unverhofft erlöst wird, wenn in der Seele auf vieljähriges Weh ſonnige, warme Freude aufgeht, dann entſtehen Thränen. Das Kind fing an zu weinen und dankte Gott, der, wie es ſcheint, mit dem leiblichen Uebel auch die Verdüſterung des Geiſtes, wie ſie bei taubſtummen Kindern gewöhnlich ſtattfindet, auf wunderbare Weiſe hinweggenommen hatte. Der Geheilte ſprach: „Ich wußte nichts von Gott, alle meine Sinne waren todt; ich habe kein Gefühl gehabt, daß ich ein Menſch bin; jetzt erſt empfinde ich, daß Vernunft in mir lebt; ich bin unſinniger geweſen als ein Thier; jetzt weiß ich von Gott zu reden. Geſegnet ſei die Frage eures Mundes, die mir von Gott ſolche Gnade erworben hat.“

Eliſabeth erkannte wohl, daß hier ein Wunder geſchehen ſei an Leib und Seele des Knaben. Wäre noch ein Funke von Hochmuth in ihr gelegen, ſo hätte eben die wunderbare Heilung dieſen Funken angeblaſen zu einer böſen Flamme, zur Flamme der geiſtlichen Hoffart. Statt deſſen war Eliſabeth erſchrocken darüber und in angſtvoller Beſorgniß, wie leicht die Welt ihrer Perſon die Ehre geben könnte, die doch allein Gott gebührt. Sie betete die Hand Gottes an, die hier eingegriffen, dankte und weinte mit dem Knaben auf den Knieen. Hernach gab ſie ihm Geld

auf den Weg zur Heimkehr und sprach: „Gehe jetzt schnell zu deinen Eltern zurück, sage aber nichts von mir. Sage den Leuten bloß, Gott habe dir geholfen. Hüte dich bei Tag und Nacht vor Sünden und denk immer daran, was du bisher gelitten. Bete allzeit für mich, ich will dieß auch für dich thun.“ Dann ging Elisabeth schnell fort.

Jetzt kam die Mutter wieder; mit größtem Erstaunen bemerkte sie, daß ihr Kind gehen und reden konnte, und fragte, wer ihm die Sprache gegeben habe. Der Knabe antwortete: „Eine Frau in grobem Kleid hat mir befohlen, im Namen Jesu Christi zu reden.“ Die Mutter suchte nun durch schnelles Laufen diese Frau noch zu erreichen, sah sie jedoch nur von Weitem, erkannte aber, daß es die heilige Landgräfin sei, und verkündete überall das Wunder.

Hatte früher die große Wohlthätigkeit, dann der außerordentliche Lebenswandel der hl. Elisabeth viele Menschen von Nah und Fern angezogen, sie zu sehen, so kam jetzt noch hinzu der Ruf, daß auch wunderthätige Heilungen durch ihr Gebet bewirkt werden. Von allen Seiten kamen Presthafte und Kranke, welche von ihr Hülfe begehrten. Einerseits war solches der tiefen Demuth der heiligen Frau anstößig, anderseits konnte sie es doch nicht über ihr mitleidiges Herz bringen, die Leidenden fortzuschicken, ohne den Versuch zu machen, ob ihnen durch Gebet zu helfen sei. Um nun die Demuth nicht zu verletzen und die Barmherzigkeit nicht zu unterlassen, betete sie, daß Gott dem lieben heiligen Johannes zu Ehren und auf seine Fürbitte den Kranken heilen möge. Da einst ein Kranker auf solches Gebet sich ganz gesund fühlte, kniete er vor der hl. Elisabeth nieder, um ihr zu danken; sie aber ließ sich sogleich neben ihm auch auf die Kniee nieder und lenkte den Dank von sich ab, indem sie Gott lobte und pries, daß er die Bitte seines Jüngers Johannes erhört habe.

Ein Mann, der an Händen und Füßen lahm war, rief der Landgräfin zu, als er ihrer ansichtig wurde: „O aller Weiber klare Sonne, hilf mir um deines Mannes Seele willen, denn ich bin von Reinhardsbrunn, wo er begraben liegt; hilf mir und heile mich!“ — Der Mann hatte wohl erkannt, was von

allen irdischen Erinnerungen das treue Herz der jungen Wittwe am meisten rühren mußte. Sie blieb stehen und sah den Lahmen liebevoll an; und ihr heiliger, gütiger Blick wirkte hier, was einst das Wort des Petrus an dem Lahmen vor der Tempelpforte gewirkt hatte — da und dort kam plötzlich Kraft in die lahmen Glieder. Elisabeth aber dankte Dem, welcher hier wie in Jerusalem seine unbeschränkte Allmacht ausgeübt hatte.

Würde mehr Heiligkeit und gläubiges Gebet unter den Christen sein, es würden auch viel mehr wunderbare Gebetserhörungen stattfinden.

„Der Herr sagte: Wenn ihr Glauben habet gleich einem Senfkorn, so möget ihr zu diesem Maulbeerbaum sagen: Entwurzle dich und pflanze dich auf das Meer! und er würde euch gehorchen." Luk. K. 17, V. 6.

Gewaltthätigkeit durch Gebet.

Neben dem Spital hatte Elisabeth eine Kirche bauen lassen. Hieher begab sie sich besonders gern zur Mittagszeit, weil es da im Haus Gottes recht einsam und still war und Niemand sie im Gebet und in der Betrachtung störte. Einst kam sie auch zu dieser Zeit und sah einen Blinden, welcher in der Kirche hülflos herumtappte; seine Augäpfel waren so verwelkt und zusammengeschrumpft, daß man kaum noch etwas davon sah. Elisabeth redete ihn an und fragte, was er hier so allein mache und nach was er suche. — Der Blinde antwortete: „Ich wollte zu der lieben Frau, der armen Leute Trösterin, ob sie mir etwas um Gottes willen geben möchte. Und jetzt habe ich in dieser Kirche mein Gebet hergesagt und bin dann umhergegangen, daß ich wisse, wie lang und breit sie sei, denn ich kann sie leider nicht sehen." — Da sprach Elisabeth: „Wolltest du sie nicht gern anschauen?" — Er antwortete: „Wäre es Gottes Wille, so möchte ich sie wohl gern anschauen; aber ich bin von Jugend auf des Augenlichtes beraubt, so daß ich nie die Sonne gesehen habe. Ich weiß nicht, was ich anfangen soll," fuhr er fort; „beten kann ich nicht immer, und doch mag ich auch nicht

unter die Leute, weil ich sie nicht sehe. So muß ich denn herumziehen, obgleich es mir nicht ansteht. Ich wollte viel lieber arbeiten, wenn ich mein Gesicht hätte, als um Almosen betteln. So aber bin ich auf Erden Niemanden zum Nutzen, kann mir selber nicht helfen, und bin Gottes Gefangener. Die Stunden, welche für andere Menschen so kurz sind, kommen mir sehr lang vor. Bin ich unter Menschen, so kann ich mich vor Sünden nicht hüten; sitze ich allein, so muß ich viel über mein Elend weinen; selbst im Gebet plagen mich die Gedanken darüber." — Elisabeth suchte ihn zu trösten und sprach: „Gott hat dieses zu deinem Besten so gefügt; vielleicht wärest du sonst übermüthig geworden und in viele Sünden gefallen." — Da sprach der Blinde: „Ich wollte mich gern aller Sünden wehren und mit saurer Arbeit mein Brod verdienen und nicht vergessen, was für schwere Zeiten ich durchgemacht habe, wenn ich das Augenlicht bekäme."

Da hatte die gute Frau gar herzliches Mitleid mit dem blinden Mann und sprach: „So bitte Gott, daß er dich erleuchte; ich will dir helfen beten." Da kam dem Blinden plötzlich der Gedanke, die, welche mit ihm spreche, sei eben die liebe Frau, die hl. Elisabeth, welche er gesucht. Er fiel vor ihr nieder und sagte: „Ach, gnädige Frau, erbarmet Euch über mich!" — Nun ermahnte ihn Elisabeth, er solle einen recht starken Glauben haben und auf Gott vertrauen, der schon viel größere Dinge gethan. Dann kniete sie nieder, und ihr Gebet ist gleichsam in das Herz Gottes gedrungen und hat die wunderbare Gnade erzwungen, daß die Augen des Blinden von den Todten auferstanden sind; die paar elenden, verdorrten Häute wandelten sich zu gesunden, schönen, leuchtenden Augen.

Der Mann stand sogleich auf, schaute um sich, ging zur hl. Elisabeth hin und sprach: „Frau, Gott sei gelobt; er hat mir große Gnade verliehen; ich sehe schön und hell; euere Worte sind wahr geworden." Die hl. Elisabeth machte es nun wie ihr lieber Herr Jesus Christus; die Heilung am Leib war ihr nicht das Wichtigste; darum hielt sie sich nicht lange über das Wunder auf, sondern dachte alsbald an die Seele des hocherfreuten Mannes und sagte: „Weil du nun dein Augenlicht hast,

so diene Gott und sündige nicht. Arbeite und sei ein frommer Knecht, rechtschaffen und demüthig."

Da Elisabeth einmal wieder ihr Töchterlein Gertrud im Kloster Altenberg besuchen wollte, rief ein armer Mensch ihr von Weitem zu: „Ich bin schon zwölf Jahre lang von einem bösen Geist besessen; laß mich nur den Saum deines Kleides berühren, so muß er von mir weichen." Woher wußte der unglückliche Mann, daß ihm durch Elisabeth geholfen werden könne und daß jene ärmlich gekleidete Frau die heilige Landgräfin sei? Es ist jedem Menschen ein Schutzengel beigegeben, welcher ihn vor der Gewalt der bösen Geister behütet. Der Besessene war nach den unerforschlichen Rathschlüssen Gottes der Plage eines bösen Geistes überlassen worden; nun war die Zeit seiner Erlösung gekommen, und darum mag ihm der Schutzengel jenen Gedanken und jenes Vertrauen in die Seele gehaucht haben. Elisabeth kniete neben dem Besessenen auf der offenen Straße nieder, betete und segnete ihn im Namen Jesu Christi, worauf alsbald der böse Geist und dessen Plage ihn verlassen mußte.

„Viel vermag das eifrige Gebet des Gerechten."
Jak. K. 5, V. 16.

Undank in allweg.

Einmal traf Elisabeth am Weg eine Frauensperson an, die sich in Umständen befand, wo ein Weib am allernöthigsten der Hülfe und Pflege bedarf. Daß Elisabeth sich auf das Sorgfältigste um die Gebärende annahm, versteht sich gleichsam von selbst; die Frau wurde nicht nur in das Spital gebracht, sondern die Landgräfin wollte selbst dem neugebornen Kinde Pathe sein, weßhalb es auch in der Taufe den Namen Elisabeth bekam. Jeden Tag besuchte sie dann die Kindbetterin, redete Erbauliches zu ihr und erquickte sie mit angemessenen Speisen. Als die Frau nach einem Monat wieder hergestellt und kräftig war, schenkte ihr Elisabeth noch einen Mantel und ihre eigenen Schuhe, ferner Lebensmittel auf den Weg und etwas Geld; ja in ihrer liebevollen Sorgfalt trennte sie den Pelz von dem Mantel ihrer

Dienerin, um damit das junge Kind gegen die Kälte zu schützen. Die Frau nahm hernach Abends von ihrer Wohlthäterin Abschied, um den andern Tag in aller Frühe mit ihrem Manne abzureisen, der unterdessen gekommen war. Die gute Landgräfin ließ ihnen noch Speck und Mehl auf den Weg geben, und als sie Morgens zur Kirche ging, hatte ihre Sorglichkeit noch keine Ruhe; sie sagte zu ihrer Dienerin: „Ich habe noch einige Thaler in der Tasche, das kann der armen Frau und ihrem Kinde zur Stärkung dienen; gehe hin und bringe ihr noch das Geld."

Die Dienerin traf die Mutter nicht mehr an, wohl aber das Kind; das schlechte Weib hatte sich nämlich davon gemacht und ihren Säugling als unbequeme Last zurückgelassen. Dieß war der Dank, den sie ihrer edlen Wohlthäterin brachte.

Wenn der gewöhnliche Mensch in natürlicher Güte da und dort Wohlthaten erweist, und öfters Undank dafür erntet, oder sonst an Armen manche schlimme Seite entdeckt; so verliert er oft die Lust, für Andere noch etwas zu thun; er denkt: man wird nur betrogen und hat keinen Dank dafür. Allein frage dich einmal: bist denn du nicht alle Tage deines Lebens schon gegen deinen größten Wohlthäter auch undankbar gewesen? Und wie wäre es dir ergangen, wenn Gott nur den Menschen, die ohne Sünden sind, gnädig sein wollte? Hat er denn nicht den ungeheuersten Undank der Welt vorausgesehen, als er seinen einzig geliebten Sohn der Welt zum Geschenk gegeben hat? — Auch in dieser Beziehung zeigte sich Elisabeth als wahres Kind Gottes. Als ihr die Nachricht hinterbracht wurde, was für einen schlechten Streich jenes Weib ausgeübt habe, sagte sie kein Wort der Entrüstung darüber, sondern in ihrem guten Herzen regte sich vor Allem die Sorge um den verlassenen Säugling. Sie sagte zur Dienerin: „Laufe schnell und bringe das Kind, damit es nicht verlassen bleibe." Hernach that Elisabeth allerdings auch, was die menschliche Ordnung in solchen Dingen verlangt; sie ließ den Vorgesetzten von Marburg kommen und theilte ihm das Ereigniß mit, damit er die Polizeidiener aussende, um das entlaufene Weib aufzusuchen und zu ihrem Kind zurückzubringen. Solches geschah sogleich; allein obschon die Männer nach den

verschiedenen Straßen sich vertheilt hatten, so kehrten sie sämmtlich wieder zurück, ohne die Person gefunden zu haben.

Wenn die natürlichen Mittel, um etwas zu erreichen, vergebens angewandt worden sind, dann bleibt noch ein übernatürliches, gleichsam ein Zaubermittel übrig, wodurch man eine höhere Macht bewegt, uns das zu thun, was wir mit eigenen Kräften nicht zu erreichen vermögen — es ist dieß das Gebet. Eine Dienerin, welche die Wirksamkeit des Gebetes ihrer gottseligen Herrin aus Erfahrung wohl kannte, forderte sie dazu auf, damit Gott dem Kinde die entlaufene Mutter wieder zuführe. Elisabeth war zum Beten ganz willig, sagte aber: „Ich weiß nichts Anderes vom Herrn zu bitten, als daß sein Wille geschehe."

Eine Stunde nachher sieht man auf einmal den Mann eilig herbeilaufen; er warf sich der hl. Elisabeth zu Füßen und bat sie um Verzeihung. Er erzählte, daß er mit seiner Frau, wie gebannt, nicht mehr vorwärts konnte und innerlich gezwungen wurde, zurückzukehren. Gefragt, wo sein Weib sei, bezeichnete er genau den Ort; die dahin abgesandten Boten brachten sie auch richtig zurück; sie gestand gleichfalls, daß sie nicht mehr vorwärts gehen konnte, und bat um Verzeihung wegen ihres undankbaren, schlechten Benehmens. Die Anwesenden forderten nun die hl. Elisabeth auf, sie solle dem undankbaren, herzlosen Weib den geschenkten Mantel und die Schuhe wieder abnehmen lassen und solchen Armen geben, die es besser verdienen. Sie antwortete: „Thuet, was euch recht scheint." Der Mantel wurde dann einer frommen Jungfrau gegeben, und dieses Geschenk brachte die eigenthümliche Wirkung hervor, daß die Jungfrau sogleich Gott sich weihete und in ein Kloster sich aufnehmen ließ. Die Schuhe aber wurden einer armen Wittwe gegeben. Die gute Landgräfin konnte es jedoch nicht über das Herz bringen, das lieblose Weib leer fortzuschicken, und gab ihr deßhalb andere Schuhe und Kleider. Denn wie der ganz schlechte Weltmensch oft dem Wohlthäter Gutes mit Undank und Beleidigung vergilt, so vergilt der wahre Christ Undank und Beleidigung mit Wohlthaten, wie es alle Tag an Millionen Menschen Derjenige thut, von dessen Geist der gute Christ belebt ist und getrieben wird.

Einen ähnlichen Undank erlebte Elisabeth auch an einer an-

dern Frau, welche sie zur Verpflegung in die eigene Wohnung aufgenommen hatte. Als das schlechte Weib hergestellt war, machte es sich in der Nacht heimlich davon und stahl ihrer Wohlthäterin die Kleider. Als Elisabeth Morgens aufstehen wollte, hatte sie nichts anzuziehen und mußte deßhalb im Bette liegen bleiben. Ihr frommes Herz wurde aber darüber nicht im Geringsten ärgerlich, sondern wendete es zum Guten und sprach: „Lieber Herr, ich danke dir, daß ich dir jetzt gleich geworden bin; denn auch du bist nackt und bloß auf die Welt gekommen, und bist nackt am Kreuz gehangen."

„Seid also vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist." Matth. K. 5, V. 48.

Der Elisabethen-Brunnen.

Der Heiland hat sich zeitweise von den Menschen zurückgezogen, ist auf einen einsamen Berg gestiegen, um daselbst in Andacht nur mit seinem himmlischen Vater zu verkehren. Ebenso fand Elisabeth ihre Erholung nach mühsamer Krankenpflege darin, daß sie ihren geliebten Herrn in der Einsamkeit aufsuchte und Stunden lang bei ihm verweilte.

Gegen Morgenaufgang von Marburg, am Fuß und Rand eines Waldberges, liegt der Elisabethenbrunnen, so genannt, weil die hl. Elisabeth öfters ganz allein dorthin sich begab, um recht ungestört von der Welt sich der Andacht hinzugeben. Auf dem ganzen Weg, der beinahe eine Länge von zwei kleinen Stunden hat, betete sie dann nur ein einziges Vaterunser; ihr Geist nagte und zerrte gleichsam daran, indem sie den unendlichen Reichthum und die Tiefe seines Inhaltes betrachtete. Denn das Vaterunser ist nicht nur ein Gebet zu Gott, sondern es ist auch eine Predigt an die eigene Seele. — Was wäre das für ein schönes Schauspiel, wenn wir all' die Gedanken und Empfindungen schauen könnten, welche die gottselige Frau, vom hl. Geiste erleuchtet, aus dem zweistündigen Vaterunser saugte, wie eine Biene aus dem Blüthenstrauch! — Wie arm und nackt an der Seele ist doch der Weltmensch, welchem das Gebet beschwerlich, gleichsam eine geistliche Frohnarbeit ist, das er möglichst abkürzt oder ganz

Der Eliſabethen-Brunnen.

unterlaßt! Wie wird es ihm gehen in jener Welt, wo die Seligkeit in ewiger Andacht besteht!

Wie wenn nun das Beten der hl. Elisabeth an jener Waldquelle als Samenkorn liegen geblieben und Jahrhunderte lang Frucht getragen hätte: so hat sich auch an jener Stelle im Wald das Gebet fortgepflanzt bis auf den heutigen Tag. Ober der Quelle wurde zum Andenken an die Heilige eine Kapelle gebaut; diese ist schon längst nicht mehr da, aber das Beten daselbst ist geblieben. An den Sonn- und Feiertagen versammeln sich hier die Leute aus dem benachbarten Dorfe Schrök und verrichten eine gemeinsame Andacht. Die Natur selbst bildet jetzt dort den Tempel dazu; hohe Waldbäume sind die Säulen, das Himmelsgewölbe die Decke, der grüne Rasen der Fußboden, und statt einem Altarbild tragen diese Leute das Andenken und die Verehrung zu der lieben Heiligen im Herzen, und als Orgelspiel bei dieser gemeinsamen Andacht dient das Rauschen des Brunnquells und Windeswehen in den Baumwipfeln — und wohl mag der Geist der seligen Elisabeth hier selbst lieber unter den frommen Betern im Wald weilen, als in der prächtigen Steinkirche, welche ihr zu Ehren in Marburg gebaut und deren Inneres in neuerer Zeit mit reichem Gold- und Farbenschmuck wieder hergestellt worden — denn die Hauptsache ist eben dort nicht hergestellt. Die Domkirche nämlich, welche gleichsam als Grabmal der hl. Elisabeth gebaut wurde, ist nämlich in der Reformationszeit von den Protestanten in Beschlag genommen worden. Deßwegen fehlt das darin, wozu die prächtigste Kirche doch gleichsam nur die Rahme, die Einfassung ist, nämlich das hochgebenedeite, allerheiligste Altarsakrament.

„Wie der Hirsch verlangt nach den Wasserquellen, so verlangt meine Seele nach dir, o Gott! Es dürstet meine Seele zu Gott, dem Starken, dem Lebendigen.“

Psalm 41, V. 1 u. 2.

Die Vorhalle des Himmels.

Auch sonst ging Elisabeth gern in das offene Feld, um einsam unter freiem Himmel der Andacht sich hinzugeben. Daß

solches Hinausgehen in Flur und Wald bei Elisabeth nicht etwa gemischt war mit sinnlicher Lust am Spazierengehen, kann man daraus abnehmen, daß sie bisweilen zu jenem weit entfernten Waldbrunnen ging, selbst wenn das Wetter ganz schlecht war. Allein wenn der wahre Christ zuweilen sich besonders zur Andacht gehoben fühlt in freier Natur, in dem hohen, edlen Tempel, den sich Gott selbst gebaut hat, so vernachlässigt er deßhalb nicht den Besuch der Kirche; denn hier ist noch Heiligeres zu finden. Gott ist in der Kirche nicht bloß gegenwärtig, wie er es überall ist, sondern es ist daselbst auch gegenwärtig der Gottmensch Jesus Christus; das ewige Licht zeigt den Ort an, wo er im Tabernakel auf uns wartet mit der unaufhörlichen Einladung: „Kommet Alle zu mir, die ihr mit Mühe und Arbeit beladen seid, ich will euch erquicken.“ Hier knieest und betest du vor der wahren, lebendigen Person Jesu Christi, der mit Gottheit und Menschheit in der armen, demüthigen Gestalt der consekrirten Hostie weilt, und durch seine Gegenwart die Kirche unaufhörlich weiht und heiligt, und die Gläubigen drin unaufhörlich segnet und begnadigt. Eben deßhalb darf der Christ auch erwarten, daß eben in der Kirche vor dem allerheiligsten Sakrament sein Gebet eine höhere, durchdringendere Kraft bekomme durch unsern Fürsprecher Jesus Christus.

Die klare Seele der hl. Elisabeth hat das Richtige hierin stets herausgefühlt und geübt. Sie ging regelmäßig nicht nur in den gemeinsamen Gottesdienst, sondern hielt sich auch sonst Stunden lang in den Kirchen auf, zuweilen sogar einen Theil der Nacht. Man hat auch an ihr beobachtet, wenn sie in der Kirche der Andacht sich hingab, daß ihre Augen und Hände so unbeweglich in die Höhe gerichtetet waren, als wäre sie eine Bildsäule. Selbst der strenge Konrad schrieb an den Papst, daß er vor Gott bezeuge, noch selten eine Frau gesehen zu haben, die so sehr in Betrachtung geübt wäre, wie Elisabeth.

„Siehe, Gottes Wohnung unter den Menschen! Er wird bei ihnen wohnen, sie werden sein Volk sein und Gott wird selber bei ihnen sein als ihr Gott.“

Offenb. Joh. K. 21, V. 3.

Gemeinschaft der Heiligen.

So sehr Elisabeth ihren Geist in Gott eingesenkt hatte und ganz in Gott lebte, so war sie dennoch oder vielleicht gerade deßwegen eine fleißige, treue Verehrerin der Heiligen. Mit Freuden hörte sie die Lebensgeschichte derselben an, feierte die einzelnen Heiligenfeste, verehrte ihre Reliquien, zündete ihnen zu Ehren Wachslichter und Weihrauch an. Dieß konnte auch nicht anders sein; denn je genauer eine Seele mit Gott in Harmonie steht, desto herzlicher wird sie auch lieben und ehren, wen Gott besonders liebt und ehrt; dieß sind aber gerade seine Heiligen. — Deßwegen wird aber auch gerade der demüthige Christ die Heiligen gern um ihre Fürbitte anrufen.

Das Gebet des Gerechten vermag viel, daher am meisten das Gebet des Heiligen im Himmel. Dieß lehrt auch die Erfahrung. Bei den meisten Heiligen, deren Leben man genauer kennt, kommt regelmäßig die Erscheinung vor, daß nach ihrem Tod viel mehr wunderbare Hülfe denen zu Theil geworden, welche sie mit Vertrauen angerufen, als zur Zeit ihres irdischen Wandels. Wie Gott die Menschen auf Erden nicht nur an seinen Wohlthaten, sondern auch an seiner thätigen Liebe Theil nehmen laßt, so noch viel mehr die Heiligen im Himmel. Es ist darum Unverstand, wenn Christen die Heiligen nicht verehren und anrufen wollen, gleichsam als wäre Gott eifersüchtig, wenn man diejenigen seiner Kinder, an welchen der Herr sein größtes Wohlgefallen hat, die er seine Brüder und Freunde und Kinder nennt, wenn man diese ehrt und im Gefühl der eigenen Sündhaftigkeit bittet, sie möchten mit ihrem Gebet aus rein goldener Seele unserm Strohgebet bei Gott Gewicht geben.

Bei der Verehrung der Heiligen wählt sich der katholische Christ gern solche zu seiner besondern Andacht aus, welche irgend eine Art Verwandtschaft oder Beziehung zu seinen eigenen persönlichen Verhältnissen haben. So hat auch Elisabeth, welche lebenslänglich so viel Kreuz tragen mußte, besonders die Heiligen verehrt, welche einst unter dem Kreuz gestanden sind, nämlich den Apostel Johannes und Maria Magdalena voll Reue und Treue und vor Allem die große Dulderin der Welt, die Mutter

Gottes. Was aber die seligste Jungfrau Maria angeht, so ist es kaum begreiflich, wie ein Mensch, der an Christus glaubt und Vernunft hat, die Mutter seines Erlösers nicht verehren mag. Wer dieß nicht thut, in solchem ist der Geist des Vaters nicht, der ihr den Engel mit dem Gruß gesandt hat, er hat Christi Geist nicht, und hat den heiligen Geist nicht. Denn gerade dieser hat der seligen Jungfrau das Magnifikat eingegeben, worin es heißt:

„Siehe, von nun an werden alle Geschlechter selig mich preisen." Luk. K. 1, V. 48.

Wenn du, lieber Leser, nicht zu den Geschlechtern gehörst, welche Maria grüßen und selig preisen — so ist deine Religion nur noch verstümmeltes Christenthum und besitzt die vollständige Wahrheit nicht. Denk darüber nach.

Schwerer Tausch.

Wie der Heiland alle Menschen liebte, unter diesen aber besonders seine Apostel, welche er auch seine Freunde und seine Kinder nannte, und unter den Aposteln wieder insbesondere den Johannes: so trug die hl. Elisabeth gegen alle Menschen, welche ihr nahe kamen, Wohlwollen im Herzen und zeigte es in der That; aber mit innigster, tiefster Freundschaftsliebe war sie ihren zwei Dienerinnen Isentrud und Guda ergeben. Selbst ein nicht so liebevolles Herz hätte nicht kalt bleiben können gegen die langjährige Treue, womit die beiden Frauen alle Verfolgungen und alles Elend ihrer Herrin theilten. Isentrud war so sehr die Vertraute der hl. Elisabeth gewesen, daß sie jeden Gedanken und jede Stimmung ihres Herzens derselben mitgetheilt hatte. Guda war schon seit dem fünften Jahr ihr als Gespielin beigegeben worden. Beide, Isentrud und Guda, waren Zeugen von dem Glanz und irdischen Glück, als die Fürstin mit ihrem Gemahl noch auf der Wartburg ihre Residenz hatte; beide waren ihr in das tiefste Elend gefolgt, als sie im Winter aus ihrem Schloß vertrieben und in Eisenach nicht aufgenommen wurden; beide waren ihr gefolgt in die Fremde

nach Bamberg und Bodenſtein; beide hatten mit ihr das Gelübde der Keuſchheit abgelegt, das Gelübde des Franziskanerordens angenommen, und mit ihr auf allen Lebensgenuß verzichtet und in die arme Hütte und in das arme Leben zu Marburg ſich zurückgezogen. Die einzige, unſchuldige Erholung der hl. Eliſabeth war das vertrauliche Geſpräch mit dieſen treuen Seelen. Auf alles Angenehme, was die ſichtbare Welt bietet, ſelbſt auf ihre Kinder, hatte die junge Fürſtin heldenmüthig verzichtet; das Einzige, was ſie noch hatte, waren dieſe zwei Freundinnen.

Und nun kommt der Meiſter Konrad und nimmt ſeinem heiligen Beichtkinde auch noch dieſen letzten irdiſchen Troſt hinweg. Zuerſt mußte auf ſeinen Befehl Iſentrud von der lieben Herrin ſich trennen, und nach einiger Zeit auch Guda. Gehorſam, aber in bitterm Herzenleid und und mit unendlichen Thränen verabſchiedete ſich Eliſabeth von ihren theuern Lebensgefährtinnen. Es war aber dem ſchrecklichen Beichtvater nicht genug, der armen Fürſtin eine tiefe Wunde verſetzt zu haben; wie dem gegeißelten Heiland auf die offenen Wunden der Schultern noch das ſchwere Kreuz gelegt wurde und er dieſes bergauf ſchleppen mußte, ſo beſchwerte Konrad das wunde Herz der guten Eliſabeth auch noch mit einem dornigen Kreuz. Er ſuchte nämlich zwei recht widerwärtige Perſonen aus und gab ihr dieſe als Hausgenoſſen, ſtatt der fortgeſchickten lieben edlen Freundinnen. Die eine hieß auch Eliſabeth und war eine ledige Perſon, gerade nicht unreligiös, aber gemein, ungeſchlacht und grob, dabei ſo abſcheulich von Ausſehen, daß man Kinder mit ihr erſchrecken konnte. Die andere, Irmengard, war eine taube alte Wittwe, ein wunderliches zänkiſches Weibsbild, dem nichts recht war und das viel zu murren und zu ſchelten hatte. Die eine war gut zur Uebung der Demuth, die andere zur Uebung der Geduld.

Konrad that hier an ſeinem Beichtkind, was Gott alljährlich an Millionen von Menſchen thut. Wenn Gott den Eltern ihr einziges Kind durch den Tod zurücknimmt, der glücklich verehelichten Frau ihren Gemahl, der jungen Tochter ihre Mutter, dem armen Kranken ſeinen vieljährigen Wohlthäter, ſo iſt wohl

der Schmerz nicht weniger brennend, als da Konrad der hl. Elisabeth ihre Freundinnen nahm. Wie nun Gott bei solch' wehthuendem Zerreißen der Liebesbande stets durch weise Güte sich leiten läßt, so hatte auch Konrad eine gute Absicht, nämlich sie zu immer höherer Vollkommenheit in Gehorsam, Abtödtung und Demuth zu führen.

Manches, das an sich nicht sündhaft ist, verschönert das Leben, wie der Epheu den Baum, aber zehrt an der höhern Seelenkraft und an der Liebe Gottes. Da schneidet der Gärtner die Schlingpflanze entzwei und reißt ihre zahllosen Wurzeln und Zweige gewaltsam vom Baum herab. So wollte nun Konrad die letzten Reste natürlicher irdischer Liebe an dieser Seele austilgen, die so offenbar auserwählt war, zur höchsten Stufe christlicher Vollkommenheit zu gelangen. Viele werden aber das Verfahren Konrads höchst grausam und verwerflich finden. Ich bin Konrads Richter nicht, bemerke aber, daß Isentrud selbst, welche ihre liebste Herrin verlassen mußte, ihn vertheidigt; sie sagt ausdrücklich: „Dieses that aber Meister Konrad guten Angedenkens aus gutem Eifer und Absicht, weil er fürchtete, daß wir über die frühere Weltherrlichkeit mit ihr reden könnten und sie darüber Reue fasse. Außerdem entzog er ihr allen menschlichen Trost, den sie an uns hatte, damit sie allein Gott anhange." — Strenge Klosterorden fordern übrigens auch solche Trennung von den liebsten Angehörigen. Und Elisabeth, welche so gern bereit gewesen wäre, in den strengsten Orden einzutreten, hat gezeigt, daß sie jeder Ordensstrenge gewachsen sei; sie hat diese doppelte Prüfung glorreich bestanden. Zuweilen kamen Isentrud und Guda, ihre theure Frau Elisabeth zu besuchen; diese hielt aber ihr Gelöbniß, allen Forderungen des Beichtvaters nachzukommen, so genau, daß sie ohne dessen Erlaubniß sich nicht einmal getraute, ein Wort mit ihnen zu sprechen oder ihnen etwas zum Essen aufzustellen.

Nun hatte Elisabeth Gelegenheit, täglich und stündlich in Demuth und Geduld sich zu üben, und sie legte hiebei wahrhaft das Meisterstück ab. Sie ließ sich von den zugeschickten Hausgenossen eine Behandlung gefallen, wie nicht leicht eine Magd von ihrer Herrschaft. Sie selbst fegte und reinigte die

Stube, und jede unangenehme, harte Arbeit wurde ihr überlassen. Wenn sie etwa, in religiöse Betrachtungen versunken, nicht genug Acht hatte beim Kochen und eine Speise mißrathen war, so warfen ihr die Weiber vor, sie verstehe gar nichts, und zankten sie aus. Wenn sie etwa von ihrer Herzensgüte sich bewegen ließ, einem Armen etwas zu geben oder um einen Kranken sich anzunehmen, so wurde dieß von den Weibern ihrem Beichtvater angezeigt, und dieser gab ihr dann wieder Schläge, weil sie wider seine Vorschrift solches gethan habe. In himmlischer Geduld, selbst ohne Mühe und Kümmerniß, trug die liebe hl. Elisabeth solche Mißhandlung, ja sie behandelte ihre neuen Hausgenossen mit der größten Freundlichkeit und verlangte von ihnen, sie sollten Du zu ihr sagen und mit ihr aus der nämlichen Schüssel essen, wie früher Isentrud und Guda. Durch solches liebreiches, sanftes Wesen wurde zuletzt das rohe Gemüth dieser Personen aufgeweicht und sie fingen an, die wunderbare Frau zu verehren.

Für den gewöhnlichen Weltmenschen ist solches Benehmen einer Fürstin zu tief und zu hoch: er kann es nicht begreifen und wird es Unsinn und Verrücktheit schelten. Der Christ aber wird gerade darin schauen, wie die Seele der hl. Elisabeth gleichsam farblos geworden ist, wie ein Krystall, und deßhalb in reiner, lieblicher Klarheit Christi Geist durchleuchten konnte, der gesagt hat:

> **„Nehmet mein Joch auf euch und lernet von mir; denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig; und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen.“**
>
> Matth. K. 11, V. 29.

Gehorsam und Barmherzigkeit im Streit.

Ueber das Benehmen der zwei unwirschen Weibsleute, welche Elisabeth bei sich haben mußte, wollen wir nun auch den Ordensbruder derselben, den Pater Kochem, erzählen lassen. Er sagt von den oben erwähnten zwei Mägden: „Diese thaten ihr viel Laid und Schmach an, tadelten alle ihre heiligen Uebungen, und verursachten ihr manchen Zorn bei ihrem Beicht-

Schwerer Tauſch.

vater. Es waren dieſe Mägde ſo ungeſchlacht, daß ſie ihrer Frau ſchier keinen Dienſt thäten, ſondern ſie allein kochen, ſpülen und das Haus kehren ließen. Wann jeweilen eine Speiſe nicht wohl gekocht oder angebrännt war (denn Sankt Eliſabeth ihr Lebtag nicht gekocht, noch das Kochen gelernt hatte), ſo ſchändeten ſie die heilige Frau übel aus und rupften ihr vor, daß ſie nicht einmal eine Suppe kochen könnte.

„Ihr Beichtvater verbot ihr das Almoſen ſo gar reichlich auszugeben, weil er fürchtete, das Geld, ſo ſie von ihrem Schwager empfangen hatte, würde nicht erklecken. Die barmherzige Mutter war aber ſo mitleidig gegen den Armen, daß ſie allen reichlich mittheilte, und ſich hierin ſchwerlich abbrechen könnte. Die unnütze Mägd nahmen gar genau in obacht, was ſie einem jeden Armen gabe; und wann ſie nur einen Kreuzer zuviel gab, ſo ſagten ſie dieß dem Beichtvater und verklagten ihre Frau, daß ſie ihm keinen Gehorſam leiſtete. Auf dieſe Anklage kam der Pater in ihr Haus, ſchändete ſie gar übel aus, legte ihr zur Buß ſchwere Disciplinen auf, ja, was erbärmlich zu hören iſt, gab ihr manchen Backenſtreich auf ihr heilig Angeſicht. Alsdann fiel ſie auf ihre Kniee, klagte ſich wegen ihres Ungehorſams reumüthig an, und bat demüthig um Verzeihung. O wohl eine Geduld! O wohl eine Demuth!

„Als nun die loſe Mägd ihre heilige Frau wiederum verklagten, daß ſie zu viel Geld ausgebe, gebot ihr der Beichtvater bei Kraft des heiligen Gehorſams, hinfüro keinem Bettler mehr als einen einzigen Heller auf einmal zu geben. Dieß war dem freigebigen Herzen eine ſehr große Pein, und hätte lieber die ſchwerſte Buß, als dieſen ſchweren Gehorſam verrichtet. Sie fand doch bald ein Mittel, wie ſie ohne Verletzung des Gehorſams mehr geben könnte. Denn wenn die Bettler klagten, daß ſie ihnen ſo gar wenig gebe, ſprach ſie: „Mir iſt geboten worden, daß ich nicht mehr als einen Pfennig auf einmal hinweg geben ſolle. Wenn ihr aber über eine Zeit wieder kommt, ſo iſt mir nicht verboten, euch abermal einen Pfennig zu geben.“ — Die begierigen Bettler wußten ſich dieſes Anſchlags wohl zu bedienen, gingen nur ein oder andermal um das

Spital und kamen alsdann abermal zu betteln und einen Pfennig abzuholen. Wie dieß die verrätherischen Mägd dem Beichtvater vortrugen, gab er abermalen der frommen Frau einen Backenstreich, und verbot ihr hinfüro einigen Heller noch Pfennig mehr auszugeben.

„Was meinst du, daß die barmherzige Mutter allhie gethan habe? Sie gab zwar kein Geld mehr aus; dennoch gab sie anstatt dessen nicht allein große Stücke, sondern mehrentheils ganze Brod und Weck aus. Dieß war dem Pater wieder nicht recht, deßwegen befahl er hinfüro niemals ein ganzes, sondern nur ein Stücklein Brods auszutheilen; und als sie einem Bettler zwei oder drei Stücklein auf einmal gab, wurde ihr auch das Brod geben verboten. In allem diesem wollte der Pater ihren Gehorsam probieren und ihre Geduld exercieren. Wie schwer es ihr aber sei gefallen, weiß ich nicht genugsam zu erklären.

„Wie ihr nun das Almosen geben ganz verboten war, da fieng sie an den Kranken und Aussätzigen zu dienen, ihnen heilsame Bäder zu bereiten, und ihre Wunden und Schäden zu küssen. Der Beichtvater aber fürchtend, sie würde wegen ihrer zarten Complexion erkranken oder angesteckt werden, verbot ihr, mit den Aussätzigen und mit erblichen Krankheiten umzugehen, vielmehr aber ihre Geschwär und Schäden zu küssen. Es war dieser barmherzigen Mutter nicht möglich, sich von den Werken der Barmherzigkeit zu enthalten; denn die Barmherzigkeit war im Mutterleib mit ihr empfangen worden und von Kindheit auf mit ihr gewachsen. Deßwegen verließ sie zwar die erblichen Kranken, diente aber desto mehr, sonderlich in ihrem Spital, den heilsamen (heilbaren) Kranken. Sie nahm ihre Mägde mit sich dorthin, machte ihnen kräftige Bäder, trug sie nach dem Bad in die Better, reinigte ihre Unsauberkeiten, trug ihnen die Speisen auf, und diente ihnen in allen Nothwendigkeiten. Unter diesen Arbeiten sprach sie einmal zu ihren Mägden: „O wie wohl ist's uns, daß wir unsern Herrn in diesen Bädern wäschen und abtrucknen." Da sprach eine von den Mägden: „Euch, o Frau, ist es zwar wohl bei ihnen; ich weiß aber nicht, obs auch andern wohl dabei sei." Auf diese

Weis hat die hl. Elisabeth die Werk der Barmherzigkeit geübt, und ist darin verharret bis in ihren Tod."

„Die Liebe tragt Alles; sie glaubt Alles; sie hofft Alles; sie duldet Alles." 1 Kor. K. 13, V. 7.

Das Stemmeisen.

Gewiß wird die hl. Elisabeth ihrem Beichtvater ewig danken, daß er sie einen so steilen Weg zum Himmel geführt und durch so harte Proben ihre Christentugenden zur hohen Vollendung gebracht hat. Rathe nun du, Leser, ob noch etwas übrig ist, worin die heilige Seele noch geprüft und ausgeläutert werden könnte, es fällt dir vielleicht nichts ein. Aber Gottes Weisheit sinnt unaufhörlich neuen Rath. Wie der Bildhauer mit Kraft und Geschick so lange am Marmorblock Stück für Stück hinweg haut, bis ein Bild daraus geworden ist, würdig, im Tempel Gottes aufgestellt zu werden: so meißelt gleichsam Gott an mancher Seele Jahre lang, bis sie mehr und mehr zum göttlichen schönen Ebenbild sich gestalte, und wenn zuletzt der Erdenstaub noch hinweggefegt ist, einst im Himmel den dreieinigen Gott, den Schöpfer, den Erlöser und den Heiligmacher ewig verherrliche. Weil aber die Menschenseele lauter Leben ist, so ist eben das Stillhalten sehr schwer und schmerzlich, wenn der göttliche Bildhauer zuweilen so gewaltige Hammerschläge fallen laßt, als sollte das Herz entzwei geschmettert werden. Zur Ausführung bedient sich der große Werkmeister verschiedener Werkzeuge, oft auch eines eigenthümlichen Stemmeisens, das zwar vom Teufel geschärft und in Bewegung gesetzt wird, aber dennoch Gottes Plan ausführen muß, nämlich die Zunge böser Menschen.

Auch Elisabeth sollte davon getroffen werden. Ist sie früher wegen ihrer Frömmigkeit und außerordentlichen Gutthätigkeit bald für eine Närrin, bald für eine Verschwenderin ausgeschrieen worden, so mußte erst noch die abscheulichste Verleumdung hinzukommen, womit der Ruf einer christlichen Frau befleckt werden kann. Der bettelhaft arm gekleideten, von Fasten und Krankendienst abgehärmten Frau wurde nachgesagt, sie stehe in

einem unziemlichen Verhältniß mit ihrem Beichtvater Konrad. Dieser habe gerade deßhalb die junge Wittwe in seine Heimath Marburg verlockt, um deren Wittwengut mit ihr gemeinsam zu verprassen — Es war auch nicht der geringste Anlaß zu einer solchen schändlichen Lüge da; aber weil die Welt selbst schlecht ist, so ist ihr nichts unerträglicher, als der Anblick von Menschen, welche die Welt mit ihrer Lust gänzlich verachten und gleichsam unter die Füße getreten haben. Deßhalb wurde von Christi Zeiten an bis auf den heutigen Tag allenthalben jeder heiligmäßige Wandel gelästert und den frömmsten Seelen Heuchelei und allerlei Schlechtigkeiten nachgesagt; und je schlechter der Mensch ist, desto lieber glaubt er es und hat eine teuflische Freude daran.

Das schändliche Gerede kam auch dem Ritter Vargila zu Ohren. Als wahrer Freund war es ihm unerträglich, über seine ehemalige Herrin solche Abscheulichkeiten reden zu hören. Er war zwar überzeugt, daß Elisabeth unschuldig sei, wohl aber besorgte er, daß sie in ihrer Unschuld vielleicht zu unvorsichtig in ihrem Benehmen sei und nicht ahne, wie gelüstig die Welt nach dem Aergerniß lauert. Der Ritter reiste deßhalb nach Marburg zur Landgräfin und sprach ehrerbietig zu ihr: „Erlaubt mir, Frau, offen mit Euch zu reden.“ — Elisabeth forderte ihn auf, frei Alles zu sagen, was er wisse. Da sagte Vargila: „So bitte ich Euch, liebste Frau, auf Euern Ruf Acht zu haben, denn Eure Vertraulichkeit mit Meister Konrad gibt dem dummen und gemeinen Volke Anlaß zu boshaften und unziemlichen Reden.“

Es ist ein Zeichen vollendeter Abtödtung, wenn Jemand bei einem heiligmäßigen Leben alle Lästerungen schmerzlos und ruhig zu ertragen weiß. Eine schmähliche Nachrede, welche einer gewöhnlichen Christenfrau unerträglich schwer gefallen wäre, hatte bei Elisabeth keine besondere Wirkung mehr; ihre Seele lebte schon so ausschließlich in Gott, daß ihr die Welt nicht mehr beikommen und weh thun konnte. Als Elisabeth von dem Ritter gehört hatte, was man ihr nachrede, da hob sie in frommer Heiterkeit die Augen zu Gott, in welchem sie all' ihren Frieden hatte, und sprach: „Gelobt sei in Allem unser Herr und

Gott Jesus Christus, der dieses kleine Opfer von mir anzunehmen nicht verschmäht. Aus Liebe zu ihm und um ihm zu dienen, habe ich meine edle Abkunft verläugnet; die Reichthümer der Welt habe ich verachtet und bin bettelarm geworden; auch Jugend und Schönheit habe ich nicht in Anschlag genommen und war nur darauf bedacht, mir als einzigen Schmuck des Weibes den Ruf der Ehrbarkeit zu bewahren. Aber auch dieses fordert Gott, wie ich vernehme, von mir; er will meinen guten Ruf noch als besonders angenehmes Opfer annehmen. Ich willige darein, als verschmähtes Weib zu leben; aber, lieber Heiland, behüte meine armen, noch unverleumdeten Kinder vor Schande, daß ihnen keine durch mich zukomme." — Dann wandte sich Elisabeth zu dem Ritter und sprach: „Damit Ihr, Herr, keinen Argwohn gegen mich habt, will ich Euch meine Schultern zeigen." Es waren noch blutige Striemen daran von den Geißelstreichen, welche sie erst vor Kurzem erhalten hatte. „Sehet," sprach sie, „von der Art ist die Liebe, womit mich der heilige Priester liebt, oder vielmehr zur Liebe Gottes antreibt."

„Befiehl dem Herrn deinen Weg, und vertraue auf ihn; er wird es schon machen. Und er wird aufgehen lassen wie Licht deine Gerechtigkeit, und dein Recht wie den Mittag." Psalm 36, V. 5 u. 6.

Es klopft an.

Endlich war die Seele der hl. Elisabeth, von allem Sündigen und Irdischen ausgereinigt, ein lauteres Gold geworden; das Ebenbild Gottes war vollendet zur himmlischen Schönheit; darum war es auch Zeit, daß sie aus der trüben Werkstätte der Erde übersetzt würde in den hohen Sternensaal des Himmels, in den Tempel des Allerhöchsten. Während der letzten Zeit war der Himmel und sein seliger Friede schon diesseits in ihrer Seele aufgegangen. Man sah die heilige Frau niemals erzürnt oder aufgeregt oder bekümmert; in Widerwärtigkeiten war sie nicht nur ganz geduldig, sondern ihr Antlitz schien dabei von besonderer Freudigkeit und Anmuth aufzuleuchten, wie wenn

man im Feuer schürt. Sie war in der großen, heiligen Harmonie Gottes und seiner Geister eine rein gestimmte Saite geworden. Wohl aber weinte sie sehr oft, immer häufiger, je näher sie ihrem Lebensende kam. Dieß waren aber keine Thränen, dergleichen sie in früheren Zeiten aus Schmerz und Kummer geweint hatte, sondern es waren Thränen übernatürlicher innerer Seligkeit. Selbst die alte, wunderliche Wittwe Irmengard bezeugte im Verhör: „Niemals verzog sie das Gesicht in Falten oder Entstelltheit, wenn sie weinte, sondern die Thränen flossen gleichsam wie aus einer Quelle, indem ihr Gesicht dabei höchst heiter und lieblich blieb."

Es war im Jahr 1231, da befand sich Elisabeth in einem Zustand zwischen Wachen und Schlafen; denn bei starkem Fasten hat der Mensch auch weniger Schlaf. Ihre Gedanken zogen aber Tag und Nacht aufwärts zu Gott, gleich dem Weihrauch. In solcher Andacht nun kam es ihr vor, als sehe sie Christus in wunderschönem Licht erscheinen, und als spreche er mit zarter, holder Stimme zu ihr: „Meine Magd, die Zeit ist da, daß deine Arbeit, deine Armuth, dein Elend, das du um meinetwillen auf dich genommen hast, dir entgolten soll werden. Komm zu mir, du wonnige Freundin, meine auserwählte liebe Braut, in den Thron der Ewigkeit, den dir mein Vater in väterlicher Minne bereitet hat von Anbeginn." — Elisabeth fühlte mit großer Bestimmtheit, jene Erscheinung sei nicht eine bloße Einbildung, sondern zeige gewiß und sicher ihren nahen Tod an.

Gleich am nächsten Morgen rüstete sie Alles für ihre Bestattung. Dann ging sie zu ihren Kranken und segnete sie und theilte mit vieler Freude Alles, was sie noch hatte, unter dieselben und ihre Dienerinnen aus. Zu dieser Zeit war gerade auch ihr Beichtvater Konrad schwer krank und litt große Schmerzen. Er ließ es ihr sagen und daß sie zu ihm kommen möchte. Als Elisabeth nun ihr Mitleid mit seiner Krankheit äußerte, sprach er: „Meine liebe Herrin und Tochter in Gott, wie gedenkt Ihr nach meinem Tod Euer Leben einzurichten, wen wollt Ihr als Führer zur Gottseligkeit nehmen?" Da sagte Elisabeth ruhig und bestimmt: „Eure Frage ist unnöthig; ich sterbe vor Euch; Ihr werdet wieder gesund, ich aber werde in Kurzem

heimgeholt. Darum brauche ich keinen andern Führer als Euch, den mir Gott gegeben."

Schon am vierten Tag nach dieser Aeußerung wurde sie so krank, daß sie sich zu Bett legen mußte. Gegen zwei Wochen lang hatte sie ein heftiges Fieber; der Seele nach war sie aber ganz heiter und betete ohne Unterlaß. Eines Morgens hatte sie ihr Gesicht gegen die Wand gekehrt und schien zu schlafen; da hörte ihre Dienerin ein äußerst liebliches Singen oder, wie eine alte Schrift sagt, „einen übermäßig süßen Gesang", als käme er aus dem Hals der Kranken, ohne daß sie den Mund bewegte oder öffnete. Nach einer Stunde kehrte sich die hl. Elisabeth nach Vornen und sagte: „Wo bist du, meine Liebe?" — Die Dienerin antwortete: „Da bin ich; aber, meine Herrin, wie habt Ihr so süß gesungen!" — Nun fragte die Heilige: „Hast du auch etwas gehört?" — Als die Dienerin sich dessen versicherte, erzählte die Kranke: „Es ist zwischen mir und der Wand ein schöner Vogel gesessen und hat mir lange in lieblichster Weise vorgesungen, so daß es mich gereizt hat, mit ihm zu singen; die süße Minne hat mich dazu gezwungen. Das Vöglein hat mir auch geoffenbart, daß ich am dritten Tag von jetzt sterben soll." Ein alter Schriftsteller sagt: „Gewiß ist es ihr Schutzengel gewesen, welcher auf diese Art die ewige Freude ihr angesungen hat."

„Siehe, ich stehe vor der Thüre und klopfe an; wer meine Stimme hört und mir die Thüre öffnet, zu dem gehe ich hinein und halte Mahl mit ihm und er mit mir." Offenb. Joh. K. 3, V. 20.

Vor der Thüre in die Ewigkeit.

Also kaum noch drei Tagreisen hatte die Fürstin bis zum Uebergang in eine andere Welt. Ungeachtet der lieblichsten, freundlichsten Art, womit Gott seiner treuen Tochter den Tod angekündigt hatte, so benützte sie die noch übrige kurze Frist mit dem Ernst einer demüthigen, gottesfürchtigen, bußfertigen Christin. In ihrer Seele war Beides, wozu der zweite Psalm auffordert: „Jubelt dem Herrn mit Zittern," Freudengesang

Es klopft an.

und tiefes Bangen vor dem Gericht des unendlich Heiligen. Denn in Wahrheit ist auch selbst der heilige Mensch noch ein armseliger Sünder; abgesehen von den Verfehlungen, welche auch die Besten im Leben nachschleppen, so bleibt die Liebe und die Treue und der Dank und die Anbetung des Heiligsten noch weit hinter dem zurück, was der unaussprechlich großen Majestät Gottes gebührt. Und wer kann sagen, daß er allen Anregungen der Gnade immer nachgekommen sei?

Elisabeth begehrte, daß man keine Besuche mehr zu ihr lasse; selbst die Edelfrauen, welche sonst öfters zu ihr kamen, ließ sie nicht vor sich. Nur ihre Hausgenossen und einige fromme Ordensfrauen durften bleiben. Sie gab selbst den Grund an und sagte: „Ich will mit Gott jetzt allein sein und über mein Ende nachdenken und über die Untersuchung bei dem strengen Gericht und über meinen allmächtigen Richter.“ Nun stellte sie ihre Betrachtungen an, weinte über ihre Sünden und flehte Gott mit großer Innigkeit an, daß er ihr doch barmherzig sein möge. — Wie ganz anders machen es die Weltmenschen! Haben sie in Betäubung des Gewissens gelebt, so wird dafür gesorgt, daß sie auch in Betäubung sterben. Während ihrer Krankheit bekommen sie fortwährend Besuche, und die Besuchenden halten es für heilige Pflicht, dem Kranken alle Todesgedanken auszureden, wenn es auch offenbar gefährlich mit ihm steht. Und so bringt der Kranke dann die unendlich kostbare letzte Lebensfrist mit weltlichen Gedanken und Anliegen zu — und der Tod findet und ergreift ihn unvorbereitet: „Wie du lebst, so stirbst du.“

Unterdessen war Meister Konrad so weit von seiner Krankheit wieder hergestellt, daß er am Sonntag früh nach der Mette seine geistliche Tochter besuchen konnte, um ihr die letzte Beicht abzunehmen. Allein mit aller Sorgfalt und Strenge fand sie in ihrem geheiligten Christenherzen nichts, was sie nicht schon lange bereut und gebeichtet hätte. Nach der Beicht fragte der Meister, wie es mit ihrem Hab und Gut und Hausgeräthe gehalten solle werden.

Gleich einem dicken Rauch, welcher den Athem beschwert und den Augen weh thut und sie am Sehen hindert, beunruhigt

diese Frage oder dieser Gedanke zahllos viele Sterbende. Statt in der so wichtigen Todesstunde nur vorwärts zu schauen zu Gott und dem Heiland, schaut die armselige Seele rückwärts auf das Zeitliche, quält sich mit Vertheilungssorgen, während der Boden unter ihr wankt und sie nach wenigen Augenblicken in das Meer der Ewigkeit versinkt. In gesunden Tagen ist die Zeit, sich zu besinnen und durch ein Testament seine Habseligkeiten für den Fall des Todes zu vertheilen. — Die hl. Elisabeth hatte schon längst auch in dieser Beziehung ein gutes Sterben vorbereitet; sie wunderte sich deßhalb, wie ihr Beichtvater nur noch darüber fragen möge. Sie sprach: „Ihr wisset doch, daß ich am nämlichen Tag, da ich Euch Gehorsam gelobte, zuerst dem eigenen Willen, dann meinen Kindern, hernach jedem sinnlichen Vergnügen und der Welt entsagt habe. Nur auf Euern Befehl habe ich Einiges behalten, um Schulden zu zahlen und Almosen auszutheilen. Gern hätte ich auf Alles verzichtet und in einer Zelle von dem Almosen gelebt, was ich von andern armen Leuten täglich bekommen hätte, wenn Ihr es erlaubt hättet. Was ich dem Schein nach bisher noch besaß, gehörte schon lang den Armen. Theilt also unter sie aus, was noch da ist, nur meinen bösen Rock nicht, in diesem will ich begraben werden. Ein Testament mache ich nicht; mein einziger Erbe ist Christus." Das Einzige, was das gottselige Herz begehrte, war, daß man sie in der Kirche des Franziskanerspitals beerdigen möchte, welches sie gegründet hatte. Ihr Leib, wünschte sie, sollte im Tode dort ruhen, wo die Werkstätte ihrer letzten Lebensjahre gewesen.

„Es ist freilich ein großer Gewinn, gottselig und dabei genügsam sein; wir haben ja nichts in die Welt gebracht; offenbar werden wir auch nichts daraus mitnehmen können." 1 Timoth. K. 6, V. 5 u. 6.

Abend- und Morgendämmerung.

Es war am 18. November, an einem Sonntag, daß Elisabeth ihre letzte Beicht abgelegt. Nachdem sie noch längere Zeit mit ihrem Beichtvater gesprochen hatte, wurde die heilige

Messe in ihrer Stube gelesen, so daß vor ihren Augen die geheimnißvolle Wiederholung des Kreuzesopfers geschah, durch welches auch ihr ein seliger Tod gekauft und jetzt bald zu Theil werden sollte. Sodann empfing sie die heilige Oelung und Kommunion.

In tiefster Andacht nach innen zu dem eingekehrten Heiland versunken, blieb sie still und unbeweglich bis gegen Abend; da auf einmal brach es auf, wie eine verschüttete Quelle. Elisabeth war sonst so vorsichtig im Reden und so schweigsam; nun aber strömten mit besonderer Lebendigkeit fromme, erbauliche Reden von ihren Lippen. So erzählte sie umständlich die Geschichte der Erweckung des Lazarus durch den Herrn; dann redete sie tiefsinnig und wunderbar von den Thränen Christi, und zwar von den dreimaligen Thränen, welche er geweint am Grab des Lazarus, beim Anschauen von Jerusalem, und am Kreuz. Bei dem Anhören solcher Reden und im Gedanken, daß die kostbare liebe Seele in wenigen Stunden abscheiden werde, fingen alle Umstehenden an zu weinen. Da sprach die Sterbende zu ihnen die Worte Christi auf seinem Todesgang: „Ihr Töchter Jerusalems, weinet nicht über mich, weinet über euch selber."

Man könnte etwa denken, diese Worte seien gleichsam spielend hingeworfen und der Sterbenden eben eingefallen, weil sie sich gerade mit Christus und mit Thränen im Geist beschäftigte. Allein es kann auch eine tiefere Bedeutung haben. Wie gewöhnlich der Wahnsinnige einige Tage vor dem Sterben wieder zur Besinnung kommt, so kommt der Verständige beim Sterben zu einer noch höheren Besinnung; er sieht mit einer schreckhaften Klarheit die Nichtigkeit des Irdischen und die Größe des Ewigen. Darum müssen gar bei einer heiligen Person, wie Elisabeth war, ganz übernatürliche Erkenntnisse in die Seele hineinleuchten, wenn die Thüre zur Ewigkeit aufgeht und der Geist vorläufig in's Jenseits blickt. Und so mag ihrer Seele klar eingeleuchtet haben, wie sie nur noch wenige Schritte von seliger Ruhe und ewiger Glückseligkeit entfernt sei, während die Umstehenden, welche ihretwegen weinten, selbst noch Jahre lang mannigfaches Leid und Gefahren auf Erden bestehen mußten, und vielleicht

erſt noch die äußerſt qualvolle Reinigung im Fegfeuer, welchem ohne heiligmäßigen Wandel auch der beſſere Chriſt nicht entgeht. Nun aber lebt in jeder heiligen Seele Chriſtus. Er hat aber bei dem Kreuztragen, mitten in den Flammen des grimmigſten Leidens, mehr an die Leiden der weinenden Frauen gedacht, als an die ſeinigen. Ebenſo hat auch das mitleidige, chriſtusähnliche Herz der ſterbenden Eliſabeth mehr die Mühſalen und Bedrängniſſe betrachtet, welche ihren Geliebten und Freundinnen, wie ſie die Umſtehenden nannte, noch bevorſtanden, als ihr eigenes Befinden. Und ſo hat ſie dann beim Sterben die nämlichen Worte zu ihnen geſagt, welche ihr Herr auf ſeinem Todesgange ſprach: „Ihr Töchter Jeruſalems, weinet nicht über mich, weinet über euch ſelber.“

Hierauf ſchwieg Eliſabeth wieder längere Zeit; aber wie ganz ſpät, wenn das Abendroth verglimmt, die Lerche noch einmal in die Höhe ſich erhebt und dem ſterbenden Tag zum Abſchied, dem ewigen Gott zum Preis und der aufgehenden Sternenwelt zum Willkomm ihre Pſalmen ſingt: ſo ſollte auch ein Erdenleben, das in jeder Weiſe ein lauteres Lob Gottes war, nicht in trübſeligem Todeskampf, ſondern im Jubel der Lobpreiſung Gottes enden. Man hörte auf einmal wieder ein außerordentlich ſüßes Singen von der Sterbenden, obſchon ſie die Lippen nicht bewegte; das Singen war leiſe, ähnlich wie wenn man von weiter Ferne ein Abendglöcklein hört. Als die Umſtehenden verwundert darüber fragten, ſagte Eliſabeth: „Habt ihr die Engel nicht mit mir ſingen hören? Ich habe mitgeſungen, ſo gut ich konnte.“ Dann blieb ſie wieder ſtill; man ſah ihr aber an, daß ihre Seele von heiliger Andacht und ſeliger Wonne überſtrömt war; der Himmel war ſchon in ihr, bevor ſie in den Himmel kam.

„Denn Chriſtus iſt mein Leben, und Sterben mein Gewinn.“ Phil. K. 1, V. 21.

Der Teufel.

Die heilige Schrift lehrt mit großer Beſtimmtheit, daß es in der unſichtbaren Geiſterwelt auch böſe Geiſter, Teufel gibt;

und die christliche Erfahrung findet es tausendfältig bestätigt, nicht durch sinnliche Erscheinungen, sondern durch das, was der Teufel wirkt und gewirkt hat. Inwiefern der gewöhnliche Mensch von dem bösen Geist versucht wird, gehört jetzt nicht hieher. Die Erfahrung lehrt aber, daß solche Personen, welche durch lebendiges Christenthum mehr als gewöhnlich aus der Erde heraus- und in die geistige Welt hineingewachsen sind, in ein Gebiet gerathen, wo sie auch deutlicher die Regsamkeit des Satans inne werden. Da die ersten Menschen noch heilig waren, stellte ihnen der Teufel nach; der unendlich Heilige wurde in der Wüste vom Teufel versucht; ein Apostel wurde vom Teufel in Verrath, Verzweiflung und Selbstmord getrieben. Der Apostel Paulus sagt, wie ihm Gott einen Satansengel zur Demüthigung beigesellt habe. Und woher kommt es, daß oft ganz fromme Christen mitten im Gebet und in den heiligsten Augenblicken des Gottesdienstes die abscheulichsten Gotteslästerungen in sich inne werden, worüber sie selbst in Entsetzen gerathen? Und woher kommt es, daß man nie heftigere Anfechtungen zu einer bestimmten Sünde, z. B. zum Zorn, bekommt, als wenn man sich einen guten Vorsatz entgegengesetzter Art, z. B. zur Geduld und Sanftmuth, gemacht hat?

Heiligmäßige Personen werden schon deßhalb besonders stark von bösen Geistern angefochten werden, weil der Haß der bösen Geister gegen jene viel grimmiger ist, und weil Gott als letzte Prüfung solches zulaßt, nachdem die Anfechtungen der Sinnlichkeit und der Welt, überhaupt die Versuchungen gewöhnlicher Menschen gründlich überwunden sind. Da aber das ganze Leben eine Prüfung ist, und da gerade das Prüfungsleben in der Sterbestunde seinen Abschluß findet, so muß hier die letzte, ewig entscheidende Probe noch bestanden werden. Deßhalb spannen sich hier alle Kräfte; die Geistermächte streiten und stemmen sich gegen einander mit höchster Anstrengung. Daher kommt es, daß zuweilen die Geisterwelt bis zur Grenze der Sichtbarkeit herüberlangt, so daß der Sterbende sie wahrnimmt. Beim Sterben vieler Heiligen zeigten sich noch ihrer schon vergeistigten Seele nicht nur Erscheinungen Christi und vielverehrte Heilige, sondern auch Teufelsgestalten. So z. B. hatte der

berühmte Heilige, mit welchem wir schon einmal die hl. Elisabeth verglichen haben, der hl. Martin, beim Sterben eine Teufelserscheinung. Er sprach zu ihm: „Was stehst du da, wilde Bestie, Elender, du wirst mir nichts anhaben können. Abrahams Schooß nimmt mich auf.“ — Etwas Derartiges kam auch bei der hl. Elisabeth vor. Im Gefühl, daß der höllische Geist sie noch ängstigen wolle, sagte sie kurz vor Mitternacht zu den Umstehenden: „Was würden wir thun, wenn der Teufel sich uns zeigte?“ — Auf einmal rief sie mit lauter Stimme: „Fort, fort, du böser Geist; denn ich habe dir widersagt!“ — Dann sagte sie: „Er flieht von dannen!“

„Seid nüchtern, wachet! denn euer Feind, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe, und sucht, wen er verschlinge.“ 1 Petr. K. 5, V. 8.

Der wahre Geburtstag.

Und nun sollte der Vorhang hinweggezogen werden, welcher diese heilige, gottgeliebte Seele noch trennte von der unendlichen Herrlichkeit Gottes und des Himmels. Der Vorhang zwischen uns und der Ewigkeit ist nämlich das Geweb des Leibes. — Als es gegen Mitternacht ging, wurde das Antlitz der Sterbenden so leuchtend, daß man sie kaum ansehen konnte; es war, wie wenn sich jetzt schon das Wort des Heilandes an ihr erfüllen wollte: „Die Heiligen werden im Reich meines Vaters leuchten wie die Sonne.“ Da sprach Elisabeth: „Die Stunde ist jetzt nahe, wo die Jungfrau Maria den Heiland geboren; lasset uns von Gott und dem Jesuskinde reden; es ist Mitternacht, da der Heiland geboren wurde und in der Krippe ruhete und in seiner Allmacht einen neuen Stern schuf, welcher vorher nie gesehen worden. Er will mich jetzt auch erlösen von der schnöden Welt. Nun wird uns auch die Zeit kund, da Christus auferstanden, die Todten erweckte und die gefangenen Seelen aus dem Kerker führte. Also möge er auch meine Seele in seine Hände empfangen von diesem Elend.“ Es schien ihr mitten in der Todesstunde gleichsam immer wohler zu werden; sie sagte: „Ich bin zwar hinfällig, aber ich fühle keine Leiden.“

Dann betete sie laut für alle Anwesenden recht andringend zu Gott, und sprach noch Vieles in feuriger Gottesliebe. Endlich rief sie: „O Maria, komm mir zu Hülfe! Die Zeit ist da, wo der allmächtige Herr die, welche seine Freunde sind, zu sich ruft. Es kommt der Bräutigam, die Braut zu holen.“ Dann hieß sie mit leiser Stimme Alle still sein, neigte ihr Haupt und starb so sanft, wie wenn ein unschuldiges Kind in ruhigen Schlaf sinkt.

Als wären die Himmlischen selbst schaarenweis gekommen, die unendlich liebe Seele abzuholen, so verbreitete sich in der Hütte ein außerordentlicher süßer Wohlgeruch, und man hörte in der Höhe ein wunderbares Singen; nach einem Bericht waren es die Worte, welche in den Tagzeiten der hl. Agnes vorkommen: „Das Reich der Welt habe ich verachtet wegen der Liebe meines Herrn Jesu Christi, den ich gesehen, den ich geliebt, an den ich geglaubt habe.“

So schön das Leben, so schön der Tod — oder vielmehr dieß ist kein eigentlicher Tod mehr, sondern ist ein Abstreifen der Belastung des Leibes. Es ist uns armen Menschen nicht vergönnt, in die Geheimnisse des Todes einzudringen, ohnmächtig stehen wir Alle vor seiner Thüre und warten, gleichsam wie eine Schafheerde im Pferch der Erde, bis Einer nach dem Andern, und auch ich und du, herausgerissen und in das schwarze Thor und den finstern Gang des Todes hineingezogen werden, wo Jeder dort einen ewigen Ausgang findet, und Keiner weiß jetzt schon, was für einen.

Aber das ist gewiß, wenn der Mensch Gott gesucht, Gott gehofft und Gott geliebt hat, recht, ehrlich, wahr und kräftig bis an's End — für den ist der Tod ein unendlich schöner Tag, der glückselige Geburtstag in's ewige Leben. So ist es bei Elisabeth gewesen. Und wenn die liebe Seele auch noch nicht vom Papst selig und heilig gesprochen wäre, so würden wir sie dennoch glückselig preisen, das süße, treue, goldene Herz, die gute heilige Frau Elisabeth. Und da ich dieses schreibe, so freue ich mich über den Himmel, in den sie gekommen ist — und wenn mich der Herr begnadigt, wie den Schächer, so daß ich auch noch eingehen darf, so freue ich mich besonders auch,

Der wahre Geburtstag.

jene edle Heilige dort ſchauen zu dürfen, wie ſie durchſtrahlt und verklärt iſt von der unermeßlichen Menſchenfreundlichkeit und Schönheit Gottes.

„Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch: Wenn Jemand meine Lehre befolgt, der wird in Ewigkeit den Tod nicht ſehen.“
Joh. K. 8, V. 51.

In den Himmel.

Für ſo manchen Menſchen iſt die Erde wie ein kaltes, unſauberes Gefängniß, ein Zuchthaus mit Hungerkoſt, und der eigene Leib wie ein ſtachlichtes Bußhemd. So war es auch bei der hl. Eliſabeth, beſonders in der letzten Zeit. Darum mußte ihr der Tod ſchon in dieſer Beziehung gleichſam ein Erlöſer ſein, wie wenn einem eingeſperrten Adler plötzlich die Freiheit gegeben würde; mit unendlicher Luſt fliegt er aus der Beengung und Noth hoch über Alpenhöhen zum reinen, blauen Himmelsgewölb empor und ſchaut der geliebten Sonne in's Aug.

Ein gewöhnlicher Menſch, wenn das Sterben heranrückt, ſchaudert beſonders davor, daß er jetzt hinauskomme in eine entſetzlich unbekannte Welt, wo er nicht weiß, wie es ihm gehen werde, und zwar ganz allein und ganz wehrlos. Manchmal ſagt ein Todkranker: „Wenn ich nur nicht in der Nacht ſterbe,“ und drückt damit ſeine Bangigkeit aus über das Dunkel und die Finſterniß ſeiner nahen Zukunft. Ganz anders der wahre Chriſt; er geht in eine Welt hinüber, die ihm keineswegs fremd iſt, wo er manche Bekanntſchaft hat und namentlich eine, welche ihn dergeſtalt anzieht, daß der Apoſtel Paulus ſchrieb: „Chriſtus iſt mein Leben, und Sterben mein Gewinn.“ So war es auch bei Eliſabeth. Die glückſeligſten Augenblicke ihres Lebens auf Erden waren die Augenblicke einſamer Andacht, wenn ſie, ungeſtört vom Getös des Erdenlebens, dem Geiſte nach einkehren konnte in jene ſtille Welt, wo Gott Alles in Allem iſt, und wo auf die Seele zuweilen ein Thautropfen vom Himmel fällt, der an Seligkeit alle irdiſchen Freuden weit übertrifft. Jetzt durfte ſie ungetheilt und für immer in's weite, unendliche Meer jener Seligkeit eingehen,

welche sie zuweilen nur ahnen konnte, wie wenn durch einen feinen Spalt etwas Sonnenschein fallt in eine tiefe Kluft, aber mit unauslöschlichem Heimweh füllt nach jener schönern Welt.

Es ist oft traurig anzusehen, wie auch ärmere Leute nach einigem Vergnügen so sehr dürsten und ihm nachlaufen, wenn es auch noch so armselig ist; sei es eine Tanzmusik, sei es eine Drehorgel, sei es ein Trunk, ein besseres Essen, eine Verzierung der Stube, ein vornehmeres Kleidungsstück. Und auch was reiche Leute mit vielem Geld herschaffen, um das Leben zu genießen, wie dünn und ungenügend ist es — ihre Häuser und Gärten, ihre Kleiderpracht, ihr Kutschenfahren, ihre Theater und Bälle und Unterhaltungsbücher, ihre Bäder und Lustreisen! Nicht nur vor höhern Geistern ist all' dieß eine elende, traurige Armseligkeit, Papierschnitzel; selbst dem Menschen genügt es nicht mehr nach einiger Zeit. Es füllt nicht aus und gleicht in Wahrheit dem Schweinefutter, womit der verlorene Sohn seinen Hunger zu stillen begehrte und nicht genug bekam. Es ist dem Menschenherzen ein gewaltiges Verlangen angeboren, sich mit Wohlsein und Freude zu füllen. Und da graben die Meisten in die Erde hinab, um es da zu finden; und es ist da nicht zu finden, so wenig als ein Kind den Mond oder einen Stern fassen mag, wenn es in das Wasser hinuntergreift, weil es dort den Widerschein sieht von dem einstrahlenden Gestirn. Elisabeth hat von Jugend auf ihr Glück nicht unten in der Erde gesucht, sondern aufwärts geschaut und von dort ihren Frieden gesucht. Darum war ihr der Tod, wie wenn der Leib nur ein Bindfaden wäre, welcher sie anheftete an die traurige Erde, nun aber entzwei geschnitten wurde, so daß die Seele frei und froh dorthin schweben konnte, wo sie schon lange ihre Heimath vorgefühlt hatte.

Noch bin ich nicht fertig. Ich habe vor längern Jahren ein auszehrendes Mädchen von 15 Jahren besucht. Es hatte schwer zu leiden, hat aber Alles christlich getragen. Nicht lange vor seinem Erlösungstod bekam es eine Ohnmacht; als es daraus erwachte, fing es an zu jammern, wie Einer, der plötzlich all' sein Hab und Gut verloren hat; es erzählte, wie es im Himmel gewesen sei, und wie unsäglich schön es dort sei, und jetzt habe

es wieder zurück müssen in dieses traurige Leben. — Der Himmel ist nicht bloß ein seliges Gefühl, das man überall haben kann, im Leib und außer dem Leib; sondern der Himmel ist eine neue Welt, eine Welt von der Art, wie es auf Erden keine Spur gibt. „Kein Aug' hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, in kein Herz ist es gestiegen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben."

Wenn ein Kind, das noch nicht geboren ist, schon Verstand und Nachdenken hätte und sich Gedanken machen würde, wie es aussehen werde auf seinem künftigen Wohnorte: so wären die Vorstellungen darüber ganz kümmerlich und gar nicht zu vergleichen mit der wirklichen Welt. Es könnte sich nichts denken von Berg und Wald, von Haus und Stadt. Es ahnete nichts von Menschenstimme, von Orgelton und Glockenklang. Und wie der Frühling so süßen Odem haucht, wie seine Blüthen duften, wie sein unschuldiges Grün in Laub und Gras lächelt, wie seine lieben Vögel singen, jeder in seiner Art; davon ist die ungeborene Kinderseele ganz abgesperrt. Nun ist es wohl denkbar, daß der Menschengeist im Erdenleben einem Kinde im Mutterleibe gleiche; daß wenn seine Seele von der Einsperrung in den Leib und Heftung an die Erde erlöst wird, sie in eine Welt kommt, viel größer und weiter und schöner noch, als die Erde mit all' ihrer Herrlichkeit ist im Vergleich mit der engen, finstern Höhle, aus welcher das Kind bei seiner Geburt an's Tageslicht heraustritt.

Sollte Gott nicht mächtig genug sein, eine unbeschreiblich schöne Welt zu erschaffen? Können ja schon die Menschen aus einem wilden Wald, aus einem pestilenzialischen Sumpf eine schöne Landschaft, einen Blumengarten machen. Ist doch eine prachtvolle Domkirche geschaffen hauptsächlich aus wildem Felsgestein, aus rindigen Waldbäumen und seine farbig leuchtenden Glasfenster aus geschmolzenen Kieselsteinen. Die schönste goldene Uhr, welche so genau die Stunde und die Minute zeigt, sie war einmal rohes, eckiges Metall, im finstern Schacht vom Felsgestein heruntergeschlagen. Ich sah einmal Feuerwerke, wo unter dem Nachthimmel wunderschöne rothe, grüne, blaue, goldige Sterne erschienen und wie ein Blüthenregen von lauter Licht und Glanz

in die schwarze Nacht hinausrieselten. Und aus was ist dieses schöne Augenspiel geschaffen? Aus Schwefel, Kohlen, Vitriol und anderm Mineral. Wenn nun der armselige, gegen den geringsten Engel so blödsinnige Mensch aus dem unscheinbaren Erdstoff so Schönes wandeln kann — was wird erst der allmächtige Gott aus seiner eigenen großen Welt und aus dem Abgrund seiner Gedanken durch seine schrankenlose Allmacht schaffen können? Gott hat keine Grenze in Liebe, Weisheit, Kraft und Schönheit — darum hat auch die Herrlichkeit keine Grenze, die zu finden ist in den vielen Wohnungen des himmlischen Vaters. Und das Allerschönste und Allerseligste, was jenseits zu finden ist, das ist Gott selber.

Ja Gott selbst! Alle Güter und Schönheit auf Erden, alle Lieblichkeit und Anmuth menschlichen Antlitzes, alle Süße des wunderbarsten Gesanges und eindringlicher Musik, die Pracht des funkelnden Sternengewölbes über uns, die Majestät der Engel, die unendliche Herrlichkeit des Himmels selbst und seine Beseligung — all' dieses ist nur ein Schatten von Gott. Er ist die Sonne, das Herz des Himmels, und Gott selber will sein unser überaus großes Erbtheil. In dem Hohen Lied ist gleichnißweise geschildert das wunderbare Leben und die Seligkeit einer Seele, die Gott zum Geliebten hat; wenn das Gleichniß schon so lieblich ist, was wird erst die gewisse Wahrheit und Wirklichkeit sein! Das Anschauen Gottes im Licht und in der Liebe Gottes ist etwas so unaussprechlich Großes und Seliges, daß die Geister in Ewigkeit nicht genug bekommen und keinen Augenblick ihre Gedanken von ihm abwenden mögen. Und nach Millionen von Jahren ist dem seligen Geist der Anblick Gottes noch ebenso frisch und wonnevoll, als im ersten Augenblick, da der Geist zur Anschauung Gottes gelangt. Man sagt deßhalb auch, die allergrößte Qual der Seelen im Fegfeuer bestehe darin, von Gottes Anschauung getrennt zu sein; die Seelen haben glühendes Heimweh nach Gott.

Nun aber ist auch im Himmel ein großer Unterschied: „In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen." Wo in einer Seele die Vollkommenheit größer, die Liebe heißer, die Gotteswerke reicher, die in Geduld getragenen Leiden länger und

brennender gewesen sind, da wird auch die Glückseligkeit im Himmel größer sein. Wer reichlich säet, wird auch reichlich ernten. Die schmerzensreiche Mutter Gottes oder ein Apostel Paulus, der mehr gearbeitet hat als alle andern Apostel, wird eben doch eine andere, unendlich höhere Seligkeit haben, als die Seele eines Kindes, welches kurz nach seiner Taufe schon gestorben ist, ohne daß es die Dornen des Erdenlebens inne geworden.

So muß auch Elisabeth in eine ganz außerordentliche Seligkeit eingegangen sein, als ihre Seele hinüberkam. Nicht nur war ihr Leben gleich einem Perlenkranz, wo jeder Tag neue Werke christlicher Liebe hinzufügte; nicht nur hatte sie die schwersten Verleumdungen und Verfolgungen geduldet für ihre Frömmigkeit und Gutthätigkeit, sondern in ihrem Leben war auch eine ganz besondere Nachfolge Christi ausgeprägt, wie es noch selten bei einem Menschen vorgekommen ist. Wie der Sohn Gottes die Herrlichkeit seines Vaters verlassen, sich selbst erniedrigt und Knechtsgestalt angenommen hat: so hat Elisabeth fürstlichen Rang und Reichthum aufgegeben und ist herabgestiegen und untergetaucht in tiefes Menschenelend, indem sie sich selbst zu einer geringen Magd der Armen und Kranken gemacht hat. Ja der gütige Gott hätte gewiß nicht ansehen können und hätte nicht geduldet, daß das Herz seiner treuen Tochter mit so vielen Dornen zerstochen und ihr kurzes Leben mit so manchem schweren Kreuz belastet wurde: wenn er nicht zugleich geschaut hätte das unermeßliche Meer von Freude und Seligkeit, welches solche Thaten und solche Leiden ihr jenseits bereiten. Gewiß, wer auch nur einen Augenblick schauen könnte die Seligkeit, in welcher Elisabeth jetzt wohnt, dem kämen alle Schönheit, Güter und Freuden der Erde vor wie eine finstere, traurige Nacht in kaltem Nebel.

„Sie schauen sein Angesicht und tragen seinen Namen auf ihrer Stirne. Nacht wird da nicht sein; der Leuchte und des Sonnenlichtes bedürfen sie nicht; denn Gott der Herr wird über ihnen leuchten, und herrschen werden sie bis in die ewigen Ewigkeiten.“

Offenb. Joh. K. 22, V. 4 u. 5.

Kleid und Leib bleiben zurück.

Die heilige Seele ist aufgezogen worden von ihrem Herrn und Heiland zur himmlischen Freude; der Leib ist liegen geblieben und um ihn hat sich gesammelt eine Wolke von Schmerz und Thränen. Als Elisabeth den Geist, oder vielmehr, als ihr Geist den Leib aufgegeben hatte, wurde der Leichnam wie üblich von den Frauen gewaschen, welche bei ihrem Sterben gegenwärtig waren. Dann bekleideten sie denselben mit dem grauen, zerrissenen Rock, welchen Elisabeth zuletzt getragen hatte. Sie wollte Christus gefallen und hatte in ihrer Weisheit gefunden, daß sie ihm besser gefalle und schöner sei, wenn sie in Armuth vor ihm erscheine; und darum sollte auch ihr Leib mit dem kümmerlichen Kleid der Armuth geschmückt sein, wie man sonst auch dem Leichnam einen Rosenkranz oder ein Kruzifix in die Hand gibt, zum Zeichen, wie es mit der Seele stehen möge.

Das Kleid, worin sie beerdigt sein wollte, hatte Elisabeth selbst bezeichnet. Aber auch Anderes, was mit ihrem Leichnam geschah, fügte sich so recht zutreffend, denn Gott hatte seine Hand auch in scheinbaren Kleinigkeiten, zumal bei Personen, deren Herz wahrhaftig und ehrlich ihm angehört. Es ist schon früher gesagt worden, daß Elisabeth die erste Deutsche war, welche sich in den Orden des hl. Franziskus aufnehmen ließ, und sie war besondere Liebhaberin und Wohlthäterin dieses Ordens der Armuth. Gerade Franziskanerbrüder waren es nun auch, welche den Leichnam auf ihren Schultern in die Kapelle des Spitals trugen, welches sie dem hl. Franziskus zu Ehren hatte erbauen lassen. Diese kleine Kirche war bisher die eigentliche Heimath ihrer Seele gewesen; hier hatte sie alle Tage mit Gott gelebt, hier hatte sie Trost, Muth, Kraft und Freude aus der Andacht und aus den hl. Sakramenten gesogen. Vielleicht kehrte ihre Seele beim Abscheiden noch in dieser geistigen Werkstätte an; jetzt sollte auch ihr Leichnam daselbst ausgestellt werden und seine stille Wohnung bekommen.

Es ist eine regelmäßige Erscheinung in der Welt, daß das Gute an einem Menschen nie mehr erkannt und gefühlt und geehrt wird, als wenn er Abschied nimmt oder stirbt. Da ist es

einem oft, wie wenn ein Glied vom eigenen Leib abgeschnitten sollte werden. Als bekannt wurde, daß die liebe Frau Elisabeth gestorben sei, strömten von allen Seiten die Leute herbei. Man hörte ringsum ein unendliches Wehklagen, besonders der Armen und Kranken, nicht nur weil sie eine wohlthätige Mutter verloren, sondern weil überhaupt die Person, in welcher die Liebe und Freundlichkeit Gottes leibhaftig erschienen und umhergegangen war, von ihnen gewichen sei.

Gerade weil es eine Auferstehung des Fleisches gibt, so ist dem gläubigen Christen auch der zurückgebliebene Leib von hoher Bedeutung. Der Leichnam wird unter Gebet beerdigt an geweihter Stätte; der Leib des Heiligen jedoch wurde allzeit in besondern Ehren gehalten. Was aber an sich gesundes christliches Gefühl ist, das übersprudelt zuweilen bei rohern Menschen auch in ungeschlachter Weise. Als der Leichnam der lieben Frau Elisabeth in der Kapelle ausgesetzt war, war ein großes Gedräng von Weinenden und Jammernden; allein die Menge Menschen, welche zukommen konnten, wollten auch etwas von ihr haben. Nicht nur rissen Manche von ihrem Rock Stücke herab, nicht nur schnitten Andere Haare und Nägel dem Leichnam ab, sondern es geschah, was ein Frevel wäre, wenn es nicht aus eigentlicher Verehrung geschehen wäre, es wurden dem Leichnam sogar die Ohren und andere kleine Theile des Körpers abgeschnitten, um sie als Reliquien zu bewahren.

Das Zuströmen der Leute aus Nah und Fern wollte gar nicht aufhören, und um ihnen nicht zu früh den Anblick der allgeliebten Frau zu entziehen, ließ man sie vier Tage lang offen in der Kirche liegen. Aber das war kein Anblick, wie von einem Todtengesicht, sondern im Tod war sie wieder viel schöner geworden, nachdem in der letzten Zeit ihres Lebens die Schönheit ihres Gesichts doch von vieler Anstrengung und Leiden gelitten hatte. Was aber als eigentliches Wunder erschien und auch sonst beim Tod heiliger Personen schon wahrgenommen worden ist, war der Umstand, daß selbst nach vier Tagen an dem Leichnam nicht die geringsten Spuren der Verwesung zu bemerken waren; er hauchte im Gegentheil noch einen überaus kostbaren, süßen Wohlgeruch aus.

Am vierten Tag wurde das Todtenamt und die Beerdigung gehalten. Eine unermeßliche Menschenzahl drängte sich hier zusammen. Es wird wohl Keinem eingefallen sein für die Ruhe der Verstorbenen zu beten; denn wer sie gesehen oder auch nur von ihr gehört hatte, fand die Seligsprechung der hl. Elisabeth deutlich im eigenen Herzen angeschrieben Dafür aber wurde desto mehr Gott gepriesen und gedankt, daß er ein so schönes Ebenbild seiner Liebe und Barmherzigkeit sehen hat lassen. Statt für sie zu beten, mögen jetzt schon Tausende die selige Elisabeth angerufen haben, daß dieselbe ihre Fürbitte ihnen zuwenden und auf diese Weise ihre große Menschenliebe fortsetzen möge.

„Verwesliches wird gesäet, Unverwesliches wird auferstehen. Unansehnliches wird gesäet, Herrliches wird auferstehen. Gebrechliches wird gesäet, Kraftvolles wird auferstehen." 1 Kor. K. 15, V. 43.

Die Vögel des Himmels.

In der letzten Nacht vor der Beerdigung, da die Vigilien gehalten wurden, befand sich auch die Abtissin eines auswärtigen Klosters in der Kapelle. Auf einmal hörte sie und auch andere Personen, die zugegen waren, ein außerordentlich liebliches Singen. Die Abtissin ging mit den Anwesenden zur Kapelle hinaus, um zu sehen, woher dieser Sang komme. Da sahen sie auf dem Dach der Kapelle eine Menge kleiner Vögel, wie man da zu Land noch nie gesehen hatte; von diesen kam das süße Singen, gleichsam als wollten sie die Exequien halten. — Manche sprachen die Meinung aus, daß es Engel gewesen seien. Aber auch die Natur und ihre Singvögel gehören dem Allmächtigen, wie seine Engel; und wie ihn jene selbst in gewöhnlicher Naturordnung verherrlichen durch ihren frohen, unschuldigen Sang, so mag zuweilen der Herr der Schöpfung auch durch sie eine Seele verherrlichen, die zu besonderer Ebenbildlichkeit und Kindschaft Gottes aufgestiegen ist.

So geschah etwas Aehnliches, wie bei der Leiche der heil. Elisabeth, auch beim Tod des hl. Franziskus. Als er im Kloster starb, kamen in der Nacht eine Menge Lerchen, die er besonders

geliebt und oft aufgefordert hatte, mit ihm Gott zu loben; sie schwebten um das Klosterdach und erhoben zur Ehre des Verstorbenen einen großen nächtlichen Jubel — daß man meinen konnte, die Vögel seien Engel oder die Engel Vögel geworden. — Solches ereignete sich auch bei dem Tod eines andern Heiligen, der gleichfalls dem Franziskanerorden angehört und sich durch die süßeste Liebe zu Gott und den Menschen ausgezeichnet hatte. Es war dieß der hl. Solano aus Spanien (siehe Legende vom 24. Juli). Als er in dem Kloster zu Lima zum Sterben kam, da setzten sich verschiedene Vögel von schönen Farben auf das eiserne Gitter seiner Zelle und sangen überaus lieblich fünf Stunden lang, ohne sich vom Zulauf der Leute stören zu lassen. Der Heilige selbst aber hauchte seine Seele aus mit seinem lebenslänglich gewöhnten Lobspruch: „Gott sei gepriesen!"

„Die mit Thränen säen, werden mit Jubel ernten."
Psalm 125, V. 5.

Als ich einst der hl. Elisabeth wegen nach Eisenach reiste und auf die Wartburg ging, wo sie gelebt hatte — war es gerade ein sonniger Sonntag Morgen. Der große sogenannte Sängersaal ist neu und prachtvoll hergestellt, ungefähr wie er zur Ritterszeit ausgesehen haben mag. Manches Bild erinnert daselbst an die hl. Elisabeth und ihre Angehörigen, welche einst hier gehaust hatten. Da ich mich genug inwendig umgesehen, stand ich an ein Fenster und schaute hinaus in die schöne Berglandschaft und das Thal von Eisenach. Auf einmal flog ein Waldvögelein auf das Steingesims am Fenster, schaute mich einen Augenblick an und kehrte dann in die Waldestiefe zurück. Es ist das nichts Besonderes — aber es hat mich seltsam gerührt und weckt liebliche Freude, so oft ich mich daran erinnere — es war mir diese einfache natürliche Erscheinung wie ein leiser Gruß von der hl. Elisabeth, derentwegen ich hieher gekommen.

Das Angesicht der hl. Elisabeth.

Jetzt, da ihr leibliches Leben zu Ende ist, mag auch ihr Bild gezeigt werden. Es ist eine unrichtige Behauptung, daß

man jedem Gesichte ansehen könne, was für eine Seele dahinter haust; es hat manche Person Gesichtszüge, wornach man meinen solle, sie sei sehr sanftmüthig, während sie in der Wirklichkeit sehr reizbar zu Zorn und gehässigen Reden ist. Anderseits kann Jemand ein häßliches, abstoßendes Gesicht haben, wenn man ihn aber genauer kennen lernt, bekommt man Achtung und Liebe vor seinem Charakter, und man sieht gleichsam nicht mehr, daß seinem Gesichte alle Schönheit fehlt.

Allein die Seele und ihre Zustände wirken doch auf das Gesicht, wenigstens vorübergehend. Das schönste Gesicht bekommt etwas Widerwärtiges, Häßliches, wenn der Mensch gerade vom Zorn oder sonst einer schlechten Leidenschaft aufgeregt ist, und auch das häßliche Gesicht wird angenehmer, wenn der Mensch in Freundlichkeit und herzlichem Wohlwollen Andern sich zuwendet.

Wenn aber nun ein Mensch Jahre lang recht entschieden einer Tugend oder einem Laster sich hingibt, so wird allmählich das, was in der Seele stark herangewachsen ist, sich herausarbeiten von innen nach außen, es wird mehr oder weniger selbst im Gesicht sichtbar werden. Daher kann oft ein Jüngling, welcher von Natur aus eine schöne Gesichtsbildung hatte, später in Folge eines unsittlichen Lebens die letzte Spur von Schönheit verlieren und ein gemeines, thierisches Aussehen bekommen. Hingegen gibt es alte Leute, welche eigentlich schöner sind, als sie in der Jugend gewesen; die Güte, Sanftmuth und Frömmigkeit, worin sie Jahre lang gewachsen sind, hat zuletzt selbst ihr Aug' und den Ausdruck ihres Gesichts verschönert.

Wie verhaltet es sich nun mit dem Gesicht der hl. Elisabeth in dieser Beziehung? Das älteste Bild von ihr ist in der Domkirche von Marburg auf dem Hauptaltar. Es ist eine fein ausgehauene Figur von Stein, ungefähr zwei Fuß hoch. Da der Bau dieser Kirche alsbald nach ihrem Tod begonnen wurde, so ist zu vermuthen, daß der Bildhauer, welcher jenes Bild verfertigt hat, die Landgräfin noch selbst von Angesicht gekannt und somit auch dem Bild wahre Aehnlichkeit gegeben hat. In dem Gesichte der Statue ist aber auffallend gerade das ausge-

prägt, was in der Seele und im Leben der hl. Elisabeth immer mehr herangewachsen ist zur größten Vollkommenheit: der heilige Ernst und die Güte auf einem schönen jugendlichen Gesicht. Hier ist eine Abbildung von ihrem Gesicht.

Uebrigens wird erst bei der Auferstehung der Leib eines jeden Menschen vollkommen Gestalt und Aussehen bekommen, wie die Seele geworden ist. Je verwüsteter durch Sünden eine Seele in's Jenseits hinüber ist, desto abscheulicher wird auch der Leib sein, mit welchem sie sich bei der Auferstehung vereinigen muß. Hingegen je schöner eine Seele durch alle christliche Tugenden geworden ist, desto schöner wird auch der Leib sein, worin sie nach der Auferstehung vor der ganzen Welt erscheinen wird. Ihr Leib wird Aehnlichkeit haben mit der himmlischen Schönheit, worin sich der Herr auf dem Berg Tabor gezeigt hat. Darum wäre es unendlich vernünftiger, wenn Personen, welche gern durch ihr Aeußeres gefallen möchten, statt auf das Spinngeweb schnöden Putzes darauf bedacht wären, inwendig schön zu werden durch Frömmigkeit und Tugend. Dadurch würden sie nicht nur für ihre unsterbliche Seele großen Gewinn machen, sondern sie würden selbst in den Körper den Keim unendlicher, ewig junger Schönheit legen.

„Er wird unsern hinfälligen Leib umbilden, dem Leibe seiner Herrlichkeit gleich gestalten mittelst der Kraft, durch welche er Alles sich unterwerfen kann."

Phil. K. 3, V. 21.

Doch jetzt wollen wir von dem Bild zu der Person der hl. Elisabeth zurückkehren.

Freundschaft über den Tod hinaus.

In dem Kloster Reinhardsbrunn, wo der Landgraf Ludwig im Leben so gerne weilte und nach dem Tod beigesetzt wurde, war ein Laienbruder, Namens Volkmar, der als gelernter Müller die Mühle des Klosters besorgte. Dieser war ein ausnehmend frommer, heiligmäßiger Mann; er legte sich selbst die strengsten Bußübungen auf und trug sogar einen eisernen Panzer auf dem

Das Angeſicht der hl. Eliſabeth.

Leib, um seinen Leib gegen alle Gelüstigkeit recht abzutödten. Die Landgräfin wallfahrtete oft zu der Gruft ihres lieben Gemahles. Hier lernte sie jenen Mönch kennen und faßte besondere Vorliebe für ihn, eben weil sie mehr als gewöhnliche Gottseligkeit an ihm bemerkte. Und wie sie denn überaus demüthig war, so dachte sie, ein so guter Christ wie dieser Mönch könne ihr selbst zum Seelenheil wohl behülflich werden. Sie empfahl sich deßhalb seinem Gebet und begehrte von ihm, daß er eine geistliche Freundschaft und Verschwisterung mit ihr schließe, und reichte ihm zum Zeichen hiefür die Hand. Vor Demuth, daß die Fürstin so viel aus ihm mache und so weit sich herablasse, wurde er ganz roth im Gesicht und konnte sich kaum entschließen, seine von der Müllerarbeit grobe Hand der Fürstin zu reichen.

Nach längerer Zeit wollte Bruder Volkmar das Mühlenwerk ausbessern, da kam ein plötzlicher Windstoß, ein Flügel der Windmühle traf seinen Arm und schlug ihm denselben entzwei und zerquetschte ihm die Hand. Er litt sehr große Schmerzen, die er übrigens mit christlicher Geduld ertrug. — In der Nacht des 19. Novembers, da Elisabeth starb, saß Volkmar gerade in der Kirche, wachend und betend, und hatte so heftige Schmerzen, daß er laut wimmerte. Auf einmal sah er die Dienerin Gottes Elisabeth fürstlich gekleidet und strahlend in außerordentlichem Glanz. Die Erscheinung redete ihn freundlich an mit den Worten: „Mein Bruder Volkmar, was machst du, wie geht es dir?“ — Voll Erstaunen und ganz geblendet von dem übernatürlichen Leuchten, erkannte der Mönch wohl die Fürstin, aber dachte doch nicht an den Tod seiner geistlichen Freundin und sagte deßhalb: „Wie kommt es, meine Herrin, daß du jetzt so schön und glänzend gekleidet bist, während du doch sonst gewöhnt warst, dich ganz gering zu tragen?“ Da antwortete sie: „Ich habe meinen Stand geändert.“ Mit diesen Worten ergriff sie die Hand, welche er ihr einst zum geistlichen Bündniß reichen mußte, und die jetzt übel zugerichtet war. Bei der Berührung durchzuckte es ihn heftig, so daß er zusammenschreckte; aber alsbald fühlte er auch, daß die Hand sammt dem Arm vollständig geheilt war. Die Erscheinung war aber verschwunden. Nun

Freundſchaft über den Tod hinaus.

lobte er den Herrn, daß er ihm durch Eliſabeth wieder ſeine Geſundheit geſchenkt.

Alle Beziehungen, welche einzelne Menſchen durch leibliche Verwandtſchaft oder Verehelichuug oder ſinnliche Liebe zu einander gehabt haben, ſetzen ſich jenſeits nicht in gleicher Weiſe fort — dagegen hört die geiſtliche Verwandtſchaft, alle Freundſchaft und beſondere Liebe, welche rein die Seelen zu einander haben und die in Chriſtus gegründet iſt, keineswegs nach dem Tod auf. Wir dürfen mit aller Sicherheit annehmen, daß eine Liebe, welche mit dem Leib nichts zu thun hat und ihn nichts angeht, ſondern in Gott ihren Halt und Verband hat, durch den Tod des Leibes nicht ausgelöſcht wird, wie die ſinnliche Liebe.

„Gott iſt kein Gott der Todten, ſondern der Lebendigen; denn in ihm leben Alle.“ Luk. 20, 38.

Broſamen aus dem Himmel.

Es iſt eine Erfahrung in mancher Familie, daß wenn ein beſonders chriſtliches Mitglied oder ein frommes Kind im Haus geſtorben iſt, nach einiger Zeit oft beſondere Gnaden einkehren, z. B. Erlöſung von einer ſchweren Sorge, Bekehrung eines leichtfertigen oder verſtockten Angehörigen. Das Gebet des Hinübergegangenen ſcheint im Himmel in der Anſchauung Gottes mehr zu wirken, als in dem unvollkommenen Zuſtand des Erdenlebens. — Dieß finden wir ganz beſonders bei den Heiligen und auch bei der hl. Eliſabeth, daß ſie meiſtens Größeres nach ihrem Tod vor Gott erwirkt haben, als in ihrem irdiſchen Leben.

Wie dem Benediktinerbruder ſogleich nach ihrem Tod die ſelige Eliſabeth Hülfe bringen durfte, ſo wurde noch vielen Perſonen wunderbar geholfen, wenn ſie vertrauensvoll ihre Zuflucht zu der Verſtorbenen nahmen. Ein Ordensmann in einem Ciſterzienſer-Kloſter litt ſchon vierzig Jahre an Schwermuth und innerlichen Aengſten: alles Leſen, Tröſten und Beten hatte ihm bisher nicht geholfen. Eine ſolche Qual iſt aber viel ärger als leibliches Weh, weil ſie unmittelbar an der Quelle des Menſchenlebens, an der Seele ſelber nagt. Nun kam es ihm in Sinn, ob eine ſo heilige und barmherzige Seele wie die ſelige Eliſabeth

ihm nicht Hülfe verschaffen möchte. Schon den zweiten Tag nach ihrer Beerdigung ging er zu ihrem Grab, kniete daselbst nieder und rief inständig das gutefte Herz der Verstorbenen um ihre Fürbitte an. Da war es, wie wenn von einem Scheintodten, welcher im engen zugenagelten Sarg erwacht und in banger, unermeßlicher Angst und Noth sich nicht selber helfen konnte, der Sargdeckel auf einmal weggenommen wird. Der Cisterzienser fühlte sich vollständig geheilt und eilte in großer Freude zu Meister Konrad und zu dem Pfarrer von Marburg, und zeigte es ihnen an. — Auf diese Weise konnte Elisabeth, welche auf Erden so viel geängstigt und bedrängt war, und jetzt im Himmel durch ihre Fürbitte manchem geplagten Menschen Trost verschaffte, mit dem Apostel sprechen:

„Gelobt sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der Vater der Barmherzigkeit und alles Trostes, der uns in allen Drangsalen tröstet, damit wir mit demselben Troste, womit uns Gott aufrichtet, auch Andere in ihren mannigfaltigen Drangsalen aufrichten können.“

2 Kor. K. 1, V. 3 u. 4.

Höllischer Brand gelöscht.

Ein scharfsinniger Kirchenvater sagt: Die Bekehrung eines Sünders sei ein größeres Wunder, als die Auferweckung des Lazarus, ja sogar als die Schöpfung der Welt. Auch wunderbare Heilungen von dem ärgsten Uebel der Seele sind durch die Fürbitte der hl. Elisabeth geschehen. Es gibt Leidenschaften, welche wie ein höllisches Ungeziefer in der Seele, wie ein geistiger Bandwurm fortwährend hungrig nach neuem Futter, nach neuen Sünden begehren. Das Ende ist ewige Verdammung, wenn nicht Gottes Barmherzigkeit und Allmacht noch rechtzeitig die arme Seele herausreißt, wie das angebrannte Scheit aus dem Feuer.

Ein Geistlicher von adeliger Geburt und hohem Rang war in schwere Sünde gegen das sechste Gebot verfallen. Auch hier bewährte sich der Ausspruch des Heilandes: „Wer Sünde thut, ist ein Sklave der Sünde.“ Der unglückselige Mann war noch

nicht in volle Verstockung versunken; noch machte ihm das Gewissen oft schwere Vorwürfe und große Bangigkeit. Allein die guten Vorsätze, welche er bei der Beicht jedesmal faßte, wurden nachher wieder durch eine heftige Versuchung plötzlich überschwemmt und fortgerissen; und je öfter die Versuchung wieder gesiegt hatte, desto mehr erstarkte die Gewalt und Herrschaft der Sünde. Wie unsäglich aber Gott eine solche Sünde an einem Priester verabscheut und einst bestraft, ist daran zu sehen, daß im alten Testament angeordnet war: wenn auch nur die Tochter eines Priesters, der doch einen viel weniger heiligen Dienst hatte, als der christliche Priester, sich durch eine derartige Sünde vergangen hatte, sie lebendig verbrannt werden mußte.

Vielleicht war es schon nahe daran, daß Verzweiflung oder der kalte Brand der Seele, d. h. die Ruhe in der Todsünde eintrat, als ihm die Gnade Gottes in Sinn legte, auch Hülfe zu suchen, wie so viele andere Menschen in leiblichen Nöthen, am Grabe der hl. Elisabeth. Hier betete er nun recht bitter und jammervoll; der bessere Theil in ihm, Geist und Gewissen, klagten über das befleckte Leben und über die verwüstete arme Seele. Viele Stunden lang betete, weinte und bereute der schwer belastete Sünder am Grabe der barmherzigsten Frau.

Es darf und soll auch der größte Sünder zu Gott beten, denn Gott denkt auch noch an den größten Sünder, zwar nicht mit Wohlgefallen, aber in Langmuth und Barmherzigkeit, und will seine Bekehrung. Allein Gott ist eben auch unendlich heilig, und das Gebet aus einer ganz unsaubern Seele wird eben vor ihm oft sein, wie die Worte eines Menschen, der einen übel riechenden Athem hat. Nur das Gebet des Gerechten hat die Verheißung, daß es viel vermag; ein böses Gewissen laßt nicht wohl ein großes Vertrauen auf das eigene Gebet aufkommen. Deßhalb ist die Lehre der katholischen Kirche so tröstlich, wornach der schuldbewußte Mensch sein Sündergebet mit dem Gebet der Gerechten verbessern, gleichsam vergolden und vor Gott angenehm machen kann, wenn er die Heiligen anruft, daß sie sein Gebet mit dem ihrigen verstärken und gewichtiger machen möchten. Es ist zugleich auch Demuth, wenn der Sünder Heilige anruft, daß sie sein Gebet annehmbar machen möchten.

Auch der Geiſtliche hatte ſchon oft gebetet, von der Leidenſchaft frei zu werden, welche wie ein ſelbſterſchaffener Teufel ihn plagte; und doch blieb er davon beſeſſen. Als er aber am Grabe der hl. Eliſabeth lang und inbrünſtig betete, bekam er eine deutliche Antwort in die Seele hinein, nämlich er wurde inne, daß die Kette ſeiner Leidenſchaft zerbrochen ſei, und er wieder als Chriſt und Prieſter Gott dienen könne in wahrer Freiheit. Und dieſe innerliche Einſprechung beſtätigte ſich dann auch im Leben; er betheuerte ſeinem Beichtvater, dem Meiſter Konrad, lange nachher, daß ſeit jenem Gebet die unreine Begierlichkeit in ihm ſo ausgelöſcht ſei, daß er gar keine heftigen Verſuchungen mehr bekomme, und die geringeren Anwandlungen, welche ſich zuweilen noch regten, ganz leicht überwinde.

Die Menſchen ſuchen zwar viel eher Befreiung von leiblichen Uebeln als von Krankheit der Seele, eben weil der natürliche Menſch im Sinnlichen mehr haust als im Geiſtigen, und ſich deßhalb viel mehr darum kümmert. Doch gab es auch ſonſt noch mannigfache Sünder, welche Hülfe gegen ihre Leidenſchaften durch die Fürbitte der hl. Eliſabeth ſuchten; denn es iſt keine geringe Unruhe und Qual, wenn die eingewurzelte Sünde und das beleidigte Gewiſſen in der Seele mit einander kämpfen. Nun wird aber ausdrücklich berichtet, daß viele Sünder, welche an ihrem Grabe beteten, von Hochmuth, Zorn, Neid, Geiz und ſolchen Hauptſünden erlöst wurden.

„Aber Gott ſei Dank, daß ihr, ehedem Sklaven der Sünde, nun von Herzen der Lehre gehorchet, die euch mitgetheilt worden.“ Röm. K. 6, V. 17.

Erlöſe uns von dem Uebel.

Dreierlei Noth iſt, welche den Menſchen auf Erden oft ſchwer bedrängt, körperliche Leiden, Kummer oder Angſt im Gemüth, und die ärgſte Noth, die feſtgeſeſſene Sünde, das Brandmal der Hölle. Wir haben nun geſehen, wie die hl. Eliſabeth alsbald nach ihrem Tod Erlöſung aus dieſen dreifachen Uebeln Andern von dem lieben Gott erworben und gebracht

hat. Dem Laienbruder wurden Arm und Hand plötzlich hergestellt, dem Cisterzienſermönch Gemüthsruhe geſchenkt, und dem unglückſeligen Weltprieſter die Banden der Sünde gelöst.

Dieſes war gleichſam nur das Vorſpiel von den mannigfaltigſten wunderbaren Heilungen, welche auf Anrufung und Fürbitte der hl. Eliſabeth geſchahen. Es hat einmal eine verrückte Perſon ein tiefſinniges Wort geſprochen; ſie ſagte: „Durch jede Seele, welche in den Himmel kommt, wird der Himmel weiter; und durch jede Seele, welche in die Hölle kommt, wird die Hölle enger.“ Dieß kann man auch auf die Erde anwenden; man kann ſagen: Durch jeden Sünder kommt mehr Unheil in die Welt, und durch jeden Heiligen kommt mehr Segen auch für Andere. Solches zeigte ſich nicht nur in dem irdiſchen Leben der hl. Eliſabeth, ſondern faſt mehr noch nach ihrem Tod. Wir wollen einen Augenzeugen darüber hören. Zu damaliger Zeit lebte ein Cisterzienſermönch, Namens Cäſarius von Heiſterbach. Derſelbe hatte eine ausführliche Geſchichte des hl. Engelbert, welcher Erzbiſchof von Köln war, geſchrieben, und war überhaupt einer der beſten Schriftſteller jener Zeit. Deßwegen wurde er ſowohl von Meiſter Konrad als auch von Andern aufgefordert, das merkwürdige Leben der hl. Eliſabeth zu ſchreiben und auf dieſe Weiſe Gott zu verherrlichen und die Chriſtenheit zu erbauen. Cäſarius hielt ſich kaum würdig, ſolches zu unternehmen, gab aber wiederholten Bitten nach, im Vertrauen auf Gottes Gnade und den Beiſtand der hl. Eliſabeth, wie er in der Vorede ſagt. Dieſer berichtet nun Folgendes:

„Da der gütige Gott die Verdienſte ſeiner Magd offenbaren wollte, ſo verherrlichte er ihr Grab mit ſo vielen Zeichen und Wundern, daß aus verſchiedenen Gebieten Volksmengen zuſammenſtrömten, um die Geſundheit zu erlangen oder der Andacht wegen. Blinde, Lahme, Taube, Fallſüchtige und mit verſchiedenen Krankheiten Behaftete wurden dort geheilt, ſelbſt Todte, ſagt man, wurden an jenem Ort erweckt. Nicht allein aus dem Bezirk von Mainz und Trier, ſondern auch aus entfernteren, nämlich aus den Diözeſen von Köln, von Bremen und von Magdeburg kamen eine Menge Leute nach Marburg, um geſund zu werden oder zu beten. Denen, die zurückreisten,

kamen Andere entgegen; die die Geſundheit erlangt hatten, verkündigten denen, die ankamen, Gottes Kraft. Es wurde ſehr viel geopfert, woraus eine ſteinerne Kirche über ihrem heiligen Grabe errichtet wurde. Ich war zu jener Zeit daſelbſt anweſend und erinnere mich nicht, in meinem ganzen Leben je ſo viel Volk beiſammen geſehen zu haben, wie ich in der Stadt Marburg um jene Zeit erblickt habe. Es konnte kaum Jemand in die Kirche ohne große Mühe hineinkommen oder herausgehen. Sehet, ſo hat ſich Eliſabeth als Zufluchtsſtätte erwieſen, indem ſie der Noth der Elenden zu Hülfe kam, und jetzt iſt ſie es im Himmel, indem ſie die Bitten derer, welche ſie anrufen, barmherzig erhört."

„Wohl, du guter und getreuer Knecht, weil du über Weniges treu geweſen biſt, ſo werde ich dich über Vieles ſetzen; geh' ein in die Freude deines Herrn."

Matth. K. 25, V. 21.

Gott iſt wunderbar in ſeinen Heiligen.

Ich will dich über Vieles ſetzen, heißt es alſo in dem obigen Bibelvers; und bei Lukas Kap. 12, V. 44 wird dem pflichtgetreuen Knecht noch mehr zugeſprochen; es heißt dort: „Wahrlich! ich ſage euch: „Er wird ihn über alle ſeine Güter ſetzen." Dieſe Schriftſtellen beſagen ganz beſtimmt, daß die Seele, welche beim Gericht nach dem Tod vor Gott recht befunden wird, eine Gewalt und Herrſchaft bekommt. Wenn nach der hl. Schrift ſelbſt die Engel auf Erden wirkſam ſind, warum ſollen dieſe Gewalt nicht auch engelreine Seelen bekommen, die einſt Bürger dieſer Erde geweſen ſind? Darum iſt es ganz in der Ordnung Gottes und ſeinem Haushalt gemäß, daß ſeine treu befundenen Knechte und Mägde auf Erden eine Wirkſamkeit haben. Und ich würde mich eher wundern, wenn die hl. Eliſabeth ihre größte Freude, wohlzuthun, nach ihrem Tode nicht fortſetzen hätte dürfen, als daß ſie damit begabt wurde, den vielen andringenden Bitten auch wirklich Hülfe zu verſchaffen.

Es ſind nun auch eine große Zahl wunderbare Heilungen aufgezeichnet, welche auf Anrufung der hl. Eliſabeth geſchehen

sind. Und zwar sind diese Wunder ganz sicher herausgestellt. Die Sache verhaltet sich nämlich so: Wenn in Rom die Meldung geschieht, daß eine Person außerordentlich heilig gelebt und auf ihre Anrufung Wunder geschehen seien, und wenn deßhalb der Antrag gestellt wird auf ihre Heiligsprechung: so wird eine außerordentlich genaue und strenge Untersuchung darüber geführt. Alle, welchen selbst eine wunderbare Heilung widerfahren, oder die Verwandten und Augenzeugen müssen einen Eid auf ihre Aussage ablegen, sonst gilt sie nicht als Beweis. Selbst die Aerzte der Kranken, welche wunderbar geheilt worden, müssen vernommen werden, was sie beobachtet haben und davon urtheilen. Ueberhaupt können die gewissenhaftesten Richter die Untersuchung wegen eines Verbrechens nicht sorgfältiger führen, als die Untersuchung bei einer Heiligsprechung geführt wird. Wie dort ein Anwalt aufgestellt wird, welcher den Verbrecher vertheidigt: so wird bei der Heiligsprechung ein Anwalt aufgestellt, welcher alle Bedenken gegen das Leben oder die Wunder desjenigen vorzubringen hat, um dessen Heiligsprechung es sich handelt.

So wurde auch bei der Heiligsprechung der Landgräfin von Thüringen nicht kurzweg oder leichthin verfahren. Als der Zulauf zu dem Grab der Verstorbenen ungeheuer groß wurde, und unaufhörlich von neuen wunderbaren Heilungen gesprochen wurde, hielt es Meister Konrad an der Zeit, daß er es an den Papst berichte und einen Antrag stelle, Elisabeth heilig zu sprechen. Obschon aber Papst Gregor IX. noch zu Lebzeiten der gottseligen Fürstin Vieles von ihrer wundersamen Demuth, Gutthätigkeit und freiwilligen Armuth gehört hatte, bewilligte er nicht geradezu den Antrag des Meisters Konrad, sondern forderte denselben auf, er müsse vorerst mit dem Erzbischof von Mainz und dem Abt von Eberbach eine genaue Untersuchung führen und darüber berichten.

Dieses geschah denn auch, wie der Papst gefordert hatte. Meister Konrad verkündete von der Kanzel, daß Alle sich melden sollen, welche durch Anrufung der verstorbenen Landgräfin Heilung oder sonst eine Hülfe erlangt hätten. Darauf kamen denn sehr viele Personen, welche aus Dank und zur

Ehre der hl. Elisabeth die Gnaden angaben, welche sie durch ihre Fürbitte erlangt hatten, und einen Eid darüber ablegten. Konrad schrieb Alles wörtlich auf und sandte es nach Rom. Dieser Bericht ist jetzt noch vorhanden, und ich will einen Theil davon hier abdrucken lassen.

„Wir vermögen nichts wider die Wahrheit, sondern nur für die Wahrheit.“ 2 Kor. K. 13, V. 8.

Brief des Meisters Konrad von Marburg an den Papst, über das Leben der hl. Elisabeth.

„Euerer Heiligkeit, verehrungswürdigster Vater, sei erinnerlich, daß ich beauftragt wurde, Euch zu benachrichtigen über die Wunder, welche der Herr gewirkt hat durch die Herrin Elisabeth, weiland Landgräfin von Thüringen, welche Euere Väterlichkeit mir zur Leitung übertragen hatte. Als vor Kurzem der Herr Erzbischof von Mainz auf meine Bitte zwei Altäre in der Kirche, wo der Leib vorgenannter Herrin begraben ist, einweihte, und ich dort eine große Volksmenge theils zur Predigt, theils zur Einweihung zusammenberufen hatte: da geschah es, daß ich den Gedanken bekam, dem Wunsch Euerer Heiligkeit nachzukommen in Betreff der Sicherstellung der bezeichneten Wunder. Ich befahl deßwegen allen Anwesenden, welche irgend eine Hülfe durch die Verdienste der Landgräfin erhalten hatten, dem Herrn von Mainz und andern Prälaten, welche zur Einweihung gekommen waren, des folgenden Tages mit Zeugen sich zu stellen und getreulich anzugeben, welche Gnade sie auf Anrufung derselben empfangen hätten. Als daraufhin keine geringe Menge zusammengekommen war, die Alle versicherten, von ihr Hülfe erlangt zu haben: so ließ der Herr von Mainz, weil er wegen anderer wichtigen Geschäfte Eile hatte, die aufzeichnen, welche am meisten überzeugend sind. Damit Ihr aber nicht nur über die Wunder, sondern auch über ihren Wandel vollständiger unterrichtet werdet, so will ich Euch einen Inbegriff ihres Lebens aufschreiben.

„Zwei Jahre, bevor sie mir anbefohlen wurde, und als ihr Gemahl noch lebte und ich ihr Beichtvater war, hörte ich sie

klagen, daß ſie durch die Ehe verbunden ſei worden und dieſes Leben nicht in jungfräulicher Blüthe vollenden habe können. Zu jener Zeit, da ihr Gemahl nach Apulien zu dem Kaiſer reiste, war durch ganz Deutſchland eine ſchwere Theuerung entſtanden, ſo daß Viele an Hunger ſtarben. Schon hatte die Schweſter Eliſabeth angefangen, durch Tugenden ſich auszuzeichnen; wie ſie nämlich in ihrem ganzen Leben eine Tröſterin der Armen war, ſo fing ſie nun an, vollſtändig die Nährerin der Hungerigen zu werden. Sie befahl, daß in der Nähe ihres Schloſſes ein Spital hergerichtet werde, worin ſie ſehr viele Kranke und Gebrechliche ſammelte und auch Allen, welche daſelbſt Almoſen ſuchten, reichlich die Liebesgaben austheilte. Und nicht allein hier, ſondern auch im ganzen Gebiet ihres Mannes entleerte ſie dergeſtalt alle ihre Einkünfte, daß ſie zuletzt allen Schmuck und alle koſtbaren Kleider zum Vortheil der Armen verkaufen ließ. Sie hatte zur Gewohnheit, daß ſie zweimal im Tag, Morgens und Abends, alle ihre Kranken perſönlich beſuchte und zwar in der Art, daß ſie ſolche, die unter den andern beſonders abſcheulich waren, perſönlich beſorgte, manche verband, manche bediente, manche auf ihren Schultern trug und viele andere Dienſte der Menſchlichkeit ausübte; und dem war der Wille ihres Mannes nicht entgegen. Da ihr Gemahl endlich ſelbſt geſtorben war, und Euere Väterlichkeit ſie mir zur Leitung übergeben hatte, und ſie zur höchſten Vollkommenheit anſtrebte, fragte ſie mich um Rath, ob ſie im Kloſter oder in irgend einem andern Stande mehr Verdienſte ſich ſammeln könne; dieß blieb ihr endlich in der Seele ſitzen, daß ſie mit vielen Thränen von mir begehrte, daß ich ihr erlaube, von Haus zu Haus zu betteln. Da ich ihr dieß derb verweigerte, antwortete ſie: „Das werde ich thun, das werde ich thun, was ihr mir nicht verwehren könnet.“ Und am Charfreitag, da die Altäre geleert waren, legte ſie in einer Kapelle ihrer Stadt, wo ſie mindere Brüder geſetzt hatte, die Hände auf den Altar und widerſagte in Gegenwart von einigen Brüdern dem Gegenwärtigen und Vergangenen und dem eigenen Willen und aller Pracht der Welt und denjenigen Dingen, welche zu verlaſſen der Heiland der Welt im Evangelium an-

gerathen hat. Da ſie auch auf die Beſitzungen Verzicht leiſten wollte, hielt ich ſie davon ab, theils um die Schulden ihres Gemahls zu tilgen, theils wegen der Armen. Hierauf, da ſie ſelbſt einſah, ſie könnte eingenommen werden von dem Zeitgeiſt und dem weltlichen Glanz jenes Landes, wo ſie zu Lebzeiten ihres Gemahles vornehm gelebt hatte, iſt ſie mir, obſchon gegen meinen Wunſch, nach Marburg gefolgt, was an den äußeren Landesgrenzen ihres Mannes liegt. Hier in der Stadt baute ſie ein gewiſſes Spital, wo ſie Kranke und Schwache aufnahm, die elenderen und verächtlicheren aber an ihren Tiſch ſetzte. Als ich ſie darüber tadelte, gab ſie zur Antwort, ſie gewinne von ihnen beſondere Gnade und Demuth, und es thue ihr Noth, auf dieſe Art Entgegengeſetztes durch Entgegengeſetztes zu heilen. Da ich aber ſah, daß ſie vollkommener werden wollte, nahm ich ihr alle überflüſſige Dienerſchaft und gab ihr bei eine äußerſt häßliche alte Jungfer und eine Wittwe vom beſſern Stand, die aber taub und ſehr ſtreng war, damit durch die Magd ihre Demuth vermehrt und durch die grobe Wittwe ihre Geduld geübt würde. Während nämlich die Magd das Gemüſe zubereitete, ſo wuſch die Herrin die Teller, und umgekehrt. Unter Andern nahm ſie einen lahmen Waiſenknaben zu ſich, der fortwährend am Blutfluß litt; dieſen legte ſie zu ihrer größeren Uebung zu ihrem Lager und hatte viel Beſchwerden durch ihn zu leiden; manchmal trug ſie ihn ſechsmal und noch mehr, wie es die Natur verlangte, auf ihren Armen heraus und wuſch mit eigenen Händen die verunreinigten Tücher. Nach deſſen Tod nahm ſie ohne mein Wiſſen ein ausſätziges Mädchen zur Verpflegung, verbarg es in ihrem Haus und erwies ihm jeglichen Dienſt der Menſchlichkeit, ſo daß ſie ſich herabließ, es nicht nur zu ſpeiſen, ihm das Bett zu machen und es zu waſchen, ſondern auch ihm die Schuhe auszuziehen, wobei ſie ihre Leute beſchwichtigte, daß ſie keinen Anſtoß daran nähmen. Als ich ſolches erfuhr, habe ich ſie (verzeih' mir es der Herr!) ſehr hart gezüchtigt, weil ich fürchtete, daß ſie davon angeſteckt werde. Als die Ausſätzige von mir fortgeſchafft worden war, und ich mich zum Geſchäfte des Predigens in weitere Gegenden entfernt hatte, nahm ſie einen lahmen Knaben, der ganz voll Ausſchlag war, ſo daß er

kaum ein einziges Haar am Kopf hatte, um ihn von dem Ausschlag zu kuriren, und besorgte ihn sowohl im Waschen, als auch mit Heilmitteln (von wem sie dieß gelernt hat, weiß ich nicht). Und dieser Knabe saß an ihrem Bett, als sie starb.

„Außer dieser Werkthätigkeit, sage ich vor Gott, daß ich selten eine Frauensperson gesehen habe, welche beschaulicher gewesen wäre; oft, wenn sie von einsamem Gebete kam, sahen manche Ordenspersonen ihr Gesicht wunderbar leuchten und aus ihren Augen gleichsam Sonnenstrahlen hervorkommen. Wenn sie aber, was öfters einige Stunden lang geschah, in Entzückung des Geistes gerieth, so nahm sie sehr lange nachher entweder keine oder nur ganz wenig Speise zu sich."

Nun erzählt Konrad, was vor und bei ihrem Sterben geschehen ist, wie ich es schon mitgetheilt habe, und fahrt also fort:

„Dann empfahl sie Alle, die bei ihr saßen, inbrünstig Gott und hauchte aus, gleichsam in süßem Einschlafen. Da die Mönche des Cisterzienserordens und viele andere Ordensleute ihren Tod erfuhren, kamen sie aus der ganzen Umgegend zu dem Spital, wo sie beerdigt werden sollte. Daselbst blieb sie bis zum vierten Tag unbeerdigt, weil die Andacht des Volkes es so verlangte; sie hatte gar kein Zeichen des Todes an sich, außer daß sie blaß war, und ihr Körper blieb so weich, wie wenn sie am Leben wäre, und hatte einen sehr guten Geruch. Gleich den nächsten Tag aber nach ihrer Beerdigung fing der Herr alsbald an zu wirken durch seine Magd. Denn ein gewisser Mönch vom Cisterzienserorden wurde an ihrem Grabe von einer Seelenkrankheit, die er mehr als 40 Jahre hatte, geheilt, und hat dieses beschworen in meiner Gegenwart und vor dem Plebanus (Ortspfarrer) aus Marburg."

Nach diesem Vorbericht über das Leben der hl. Elisabeth werden nun 34 Wunder aufgezählt, welche nach ihrem Tod geschehen und mit einem Eid beschworen worden sind. In dem größern Buch von dem Leben der hl. Elisabeth habe ich einen Theil dieser Wunder abdrucken lassen, namentlich kommen auch einige Todtenerweckungen darin vor. — Auch noch ein anderer Bericht ist vorhanden von 58 wunderbaren Heilungen auf Für-

bitte der hl. Elisabeth, worauf jedoch kein Eid abgenommen worden ist. Gewiß sind auch noch viele andere wunderbare Gebetserhörungen vorgekommen, aber ohne daß sie alle angemeldet worden sind, weil nicht alle Geheilte nach Marburg reisen konnten oder nicht einmal von der Aufforderung des Meisters Konrad wußten. — Ich glaube aber, daß auch jetzt noch manches Gebet, welches mit Vertrauen zur hl. Elisabeth verrichtet wird, Erhörung findet; denn sie ist heute noch barmherzig, wie einst in den Tagen ihres irdischen Lebens, und ist heute noch so lieb und wohlgefällig vor Gott, wie in den ersten Tagen nach ihrem seligen Tod.

„Viel vermag das eifrige Gebet des Gerechten."
Jak. 5, 16.

Wolf und Lamm.

Die Bemühungen des Meisters Konrad, daß seine geistliche Tochter heilig gesprochen werde, führten nicht zum Ziel, weil er bald um's Leben kam; er wurde im Wald todtgeschlagen. Dafür erweckte Gott einen Ersatzmann, von dem kein Mensch vermuthet hätte, daß dieser je sich um die Heiligsprechung der Elisabeth besonders annehmen werde. Gott zeigt auch hier die Wahrheit von Salomons Wort: „Wie Wasserbäche ist das Herz des Königs in der Hand des Herrn; wohin er will, kann er es leiten."

Es ist früher erzählt worden, wie Konrad, der jüngste Bruder des Landgrafen, auch betheiligt war, als Heinrich Raspe die verwittwete Schwägerin so schmählich vertrieb; wenigstens hat sich Konrad nicht um sie angenommen und bekam hernach die Provinz Hessen zu verwalten. Er war ein leidenschaftlicher, kampfluftiger Herr, welcher nicht leicht eine Beleidigung ertrug, ohne sich zu rächen. So z. B. war er einmal mit dem Erzbischof Siegfried von Mainz in Streit gerathen, so daß er ihn sogar körperlich mißhandelte. Nachher sammelte er ein großes Heer, fiel dem Erzbischof in sein Landesgebiet, plünderte und zerstörte mehrere Mainzische Ortschaften und rächte auf diese Weise an den unschuldigen Unterthanen, was der Oberherr gethan hatte.

Auch die Stadt Fritzlar gehörte dem Bischof von Mainz; deßhalb zog Konrad mit seinem Heere davor, belagerte es, brannte die Vorstädte nieder, zerstörte die Mühlen und Brücken. Zuletzt warf er Feuer in die Stadt und ließ stürmen, bis sie sich ergab. Ein großer Theil der Einwohner wurde getödtet, die ganze Stadt geplündert und sammt dem Münster und allen Kirchen und Klöstern gänzlich niedergebrannt; der Bischof von Worms, Propst Günther, mehrere Domherren und bei 200 Soldaten wurden gefangen fortgeführt; Bücher, Kelche, Kirchenschmuck und Reliquien zerstreut; ja es soll sogar das Allerheiligste von den Missethätern schmählich auf den Boden geworfen worden sein. Dieses geschah ein Jahr nach dem Tod der hl. Elisabeth.

Nach dieser grausamen Kriegsthat kehrte der Landgraf Konrad mit seinen zwei Gefährten Hartmann und Dietrich auf sein Schloß Tenneberg bei Gotha zurück. Da kam eines Tages, wahrscheinlich des Bettelns wegen, eine Weibsperson auf das Schloß, die in Folge von Liederlichkeit und Elend ein gräuelhaftes Aussehen hatte. Da der Landgraf ihr begegnete, schalt er sie mit harten Worten aus, daß sie ein so schlechtes Leben führe. Er selbst scheint ungeachtet seines wilden, unbändigen Charakters in dieser Beziehung rein gewesen zu sein. Die Person fing an zu weinen und versicherte ihn, nur die größte Noth habe sie dazu gebracht, sich dem Laster und der Schande hinzugeben. Der Landgraf fühlte Bedauerniß mit der unglückseligen Kreatur und machte ihr das barmherzige Anerbieten, er wolle für ihren lebenslänglichen Unterhalt sorgen, wenn sie verspreche, in Zukunft einen ehrbaren Wandel zu führen.

Wenn sich ein Mensch zu einer recht guten, gottgefälligen That gleichsam aufgerafft hat, belohnt ihn Gott oft mitten in seinen Sünden mit der größten Gnade auf Erden, nämlich mit der Gnade wahrer Bekehrung. So geschah es auch hier. In der Nacht stiegen Gedanken in der Seele des Grafen auf, welche ihn nicht schlafen ließen. Die Vorwürfe, womit er die Sünderin ausgescholten hatte, kehrten jetzt ihren Stachel gegen seine eigene Seele. Es predigte ihm innerlich scharf einschneidend: „Du hast größere Verantwortung auf dir, als jenes arme Mensch,

das durch bittere Noth in's Laster hineingestoßen wurde; dir hat Gott Ueberfluß geschenkt, und du hast ihm dafür mit schwerem Frevel gedankt." So nagte es die ganze Nacht in ihm und verscheuchte den Schlaf, wie denn Beängstigung oder bleischwere Sorge den Menschen nicht schlafen lassen, wenn er auch will. — Eine alte Chronik sagt schön und einfach: „Da reuete Landgraf Konrad von Eingebung des heiligen Geistes seine Sünde, die er begangen hatte an denen von Fritzlar, wo also viele unschuldige Leute von ihm zu Grund gerichtet waren."

Den andern Tag erzählte er seinen zwei Freunden, was ihn die Nacht hindurch geplagt habe. Und wunderbarer Weise zeigte es sich, daß diese zwei Ritter von ganz gleichen Beängstigungen nächtlicher Weise bedrängt worden waren; ein scharfer Pflug, das Andenken an einstige Verantwortung, furchte auch ihr Gewissen auf. Der gleiche Mahnruf, in drei Seelen in einer einzigen Nacht, ließ den leichtsinnigen Trost nicht aufkommen, es seien dieß nur zufällige Gedanken, welche wie Wolken vorübergehen. Gerade die Uebereinstimmung wirkte mächtig auf sie; Bangigkeit und Reue brachte sie zu dem gemeinsamen Entschluß, eine Wallfahrt zu machen. Barfuß, in Bußkleidern, wanderten sie nach Gladenbach zur Kirche des hl. Nikolaus und flehten Gottes Barmherzigkeit an, demüthig niedergeworfen am Hochaltar. Dann beichteten sie mit einander bei dem Pfarrer; dieser rieth ihnen an, da sie noch ledig waren, in den deutschen Orden zu treten und durch einen erbaulichen Wandel ihre früheren Sünden wieder gut zu machen.

Unterdessen hatte aber der Bischof von Mainz den Landgrafen bei dem Papst Gregor IX. in Rom angeklagt, daß er sich an der geweihten Person des Erzbischofs vergriffen und Gotteshäuser zerstört habe. Auf diese Verbrechen ist aber die Strafe der Exkommunikation oder des Kirchenbannes gesetzt, und Konrad wurde sonach exkommunizirt. Da es nun keine Versöhnung mit Gott gibt, ohne daß man sich auch mit der Kirche versöhnt, und da Konrad recht wohl die Worte des Herrn kannte, die er zu Petrus gesprochen: „Was du auf Erden binden wirst, wird auch im Himmel gebunden sein; und was du auf Erden lösen wirst, wird auch im Himmel gelöst sein," so

machte er die weite Reise nach Rom, um sich vom Bann lösen zu lassen. Während seines Aufenthaltes in Rom speiste er jeden Tag 24 Arme und bediente sie in eigener Person, und zeigte auch noch durch andere Werke der Mildthätigkeit und Demuth, wie wahrhaftig und gründlich er sich bekehrt habe. Endlich wurde er vom Bann losgesprochen unter der Bedingung, daß er sich mit dem Erzbischof von Mainz und allen Andern, denen er Unrecht gethan, versöhne, daß er in einen Orden trete, die Gotteshäuser reichlich beschenke, zu Fritzlar ein neues Münster erbaue und noch überdieß öffentliche Buße thue.

In treuer, standhafter Bußfertigkeit kehrte Konrad aus Rom zurück; waren seine Vergehen schwer, so wollte er auch schwere Genugthuung leisten. Nachdem er sich mit dem Erzbischof verglichen hatte, suchte er nun besonders den Einwohnern von Fritzlar das Elend zu vergüten, in das er sie gebracht hatte. Nicht nur ersetzte er den angerichteten Schaden aus seinem eigenen Vermögen, sondern that auch freiwillig eine öffentliche Kirchenbuße. Barfuß, im bloßen Hemd und unbedeckten Hauptes, eine Geißel in der Hand, ging er unter Zulauf einer großen Volksmenge in Prozession zur Kirche. Vor der Thüre warf er sich demüthig auf die Kniee, bat die Vorübergehenden um Vergebung und reichte ihnen die Geißel zu seiner Züchtigung. Unter den vielen Menschen, welche dieses eigenthümliche Schauspiel herbeizog, soll aber nur eine einzige Person wirklich die Geißel angenommen und dem reumüthigen Büßer einige Streiche versetzt haben — es war ein altes Mütterchen. Einer solchen Demüthigung sich unterziehen, insbesondere wenn man auch den Stand des Büßers erwägt: ein Ritter und Fürst in den kräftigsten Jahren, dazu gehörte offenbar eine besonders große Gnade. Und es ist wohl denkbar, daß die Fürbitte seiner Schwägerin im Himmel hiebei mitgewirkt hat, das einst so harte, stolze Herz demüthig zu beugen unter das Joch Jesu Christi.

Nachdem Konrad noch angeordnet hatte, daß auf seine Kosten in Fritzlar ein Dom gebaut wurde, entsagte er dem Weltleben und trat zu Marburg in den Deutschorden. Die Ritter Hartmann und Dietrich, welche seine Gefährten in der Sünde gewesen waren, wollten jetzt auch seine Gefährten auf dem Weg

in den Himmel sein; sie traten mit 24 andern Edelleuten gleichfalls in den Orden. Die feierliche Einweihung geschah in der Kirche des Spitals, welches die hl. Elisabeth gestiftet hatte. — Von nun an zeigte sich Konrad ganz umgewandelt; gegen Gewaltthätigkeit und Unrecht hatte er einen großen Widerwillen und führte ein so heiligmäßiges Leben, daß man ihm sogar übernatürliche Begabungen zuschrieb. Später, im Jahr 1237, wurde er zum obersten Vorsteher des Ordens, zum Hochmeister, erwählt, in welch' hohem Amte er sich durch Frömmigkeit, Wohlthätigkeit und Tapferkeit auszeichnete. — Dieser Landgraf Konrad war es nun, der die Heiligsprechung seiner Schwägerin besonders eifrig betrieb.

Bevor ich jedoch erzähle, was er Alles zur Verherrlichung seiner heiligen Schwägerin that, will ich zunächst seine Lebensgeschichte noch abschließen. Im Jahr 1240 war eine heftige, verderbliche Zwietracht ausgebrochen zwischen dem Kaiser Friedrich II. und Papst Gregor IX. Den Reichsfürsten lag daran, daß der Streit vermittelt werde; sie glaubten, daß gerade Konrad zu einem solchen Friedenswerk besonders geeignet sei, und ersuchten ihn deßhalb, nach Rom zu reisen. Nun sollte auch er, wie sein seliger Bruder Ludwig, in Italien den Tod finden. Alte Handschriften erzählen darüber Folgendes: „Der Bruder Konrad lieben Andenkens, einst Hochmeister des Deutschordens, der Fürst von Thüringen gewesen war, wurde in Rom krank. Hier war er durch Wirkung der Gnade zu einer so großen Reinheit des Herzens und Leibes gelangt, daß er während der Krankheit die Gegenwart keines Menschen, der mit einer schweren Sünde behaftet war, ohne große Qual aushalten konnte, weßhalb auch seine ganze Dienerschaft sich sorgfältig vor der Todsünde hüten mußte. Es war damals ein gottseliger Mann, der Abt von Haina, Cisterzienserordens, anwesend, ein sehr ehrwürdiger und frommer Mensch, durch welchen jenes bekannt wurde und der ihn auch Beicht hörte. In dessen Gegenwart gerieth der Kranke eines Tages in Entzückung (Ekstase). Als nachher der Abt ihn fragte, was er gesehen habe, antwortete Konrad: „Ich bin vor dem Richterstuhl des ewigen Richters gewesen, wo über meinen Seelenzustand streng Untersuchung gehalten

wurde. Endlich sprach mich das Urtheil des Richters, weil die Gerechtigkeit es verlangte, fünf Jahre zur Büßung dem Fegfeuer zu. Es nahte sich aber meine Schwester Elisabeth und erbat mir sofort den Nachlaß des Fegfeuers. Wisset daher, daß ich an dieser Krankheit sterben und in die ewige Herrlichkeit eingehen werde." Konrad starb dann wirklich in Rom, 34 Jahre alt; seine Gebeine wurden nach Marburg gebracht und in dem schönen Dom, den er seiner Schwägerin bauen hatte lassen, beerdigt. In dem Chor der Elisabethen-Kirche, links vom Hochaltar, liegt er beerdigt unter einem schönen Grabmal. Dieses stellt den Landgrafen in Lebensgröße dar, auf dem Rücken liegend; mit der einen Hand hält er die Falten des Ordensmantels, mit der andern eine Geißel, wahrscheinlich als Denkzeichen seiner entschlossenen Buße, zu seinen Füßen den zweifachen Wappenschild mit dem Löwen als Thüringer Fürst und mit dem Kreuz als Ritter und Hochmeister des Deutschordens.

„Gott will den Tod des Sünders nicht, sondern daß er sich bekehre und gerettet werde."

2. Brief Petr. K. 2. V. 9.

Die Heiligsprechung.

Schon bei seiner ersten Wallfahrt nach Rom erzählte Landgraf Konrad dem Papst von dem heiligen Wandel seiner verstorbenen Schwägerin und bat dringend um ihre Heiligsprechung. — Allein dem Treiben des Landgrafen setzte der Papst Schwierigkeiten entgegen, nicht aus Mißtrauen gegen die Heiligkeit der Verstorbenen, sondern um die üblichen Regeln und kirchliche Vorsicht hiebei einzuhalten. Er gab dem Bischof von Hildesheim und zwei Aebten den Auftrag, die weitere Untersuchung zu führen. Nun geschah ein Ausschreiben, daß Alle, die irgend eine Hülfe durch Fürbitte der hl. Elisabeth erlangt hätten, in Marburg an einem bestimmten Tage sich einfinden sollen. Es wurde auf's Neue eine Kommission von Geistlichen und Rechtsgelehrten versammelt. Vor dieser Kommission erschienen aber einige tausend Menschen aus den verschiedensten Ländern. Als die bestbewiesenen Wunder, wobei auch mehrere Todtenerweckun-

gen waren, wurden 129 aufgezeichnet und das Protokoll, mit dem Siegel des Bischofs und der Prälaten versehen, zur Uebersendung nach Rom zubereitet. Konrad mit zwei Ordensgeistlichen reisten nach Italien, um die Urkunden dem Papste zu überbringen. Sie kamen im Frühjahr zu Perugia an, wo der Papst mit den Kardinälen sich gerade befand. Die Sendschreiben wurden übergeben und von dem Papst in Gegenwart einer zahlreichen Priesterschaft geöffnet. Der Papst theilte der Versammlung nun mit, was über das Leben und die Wunder der Fürstin berichtet wurde. Mit Rührung und Thränen hörten die Anwesenden zu, wie die gottselige Frau so große Demuth und Liebe zur Armuth und Barmherzigkeit für die Nothleidenden gehabt habe.

Der Papst wählte nun zur feierlichen Heiligsprechung den Pfingsttag, also den Tag, da die Kirche die Sendung desjenigen feiert, von welchem alle Heiligkeit ausgeht und hervorgebracht wird. Dieß geschah im Jahr 1235 den 26. Mai; gerade sieben Jahre vorher war von demselben Papst, Gregor IX., in derselben Stadt Perugia, der Ordensstifter Franz von Assisi heilig gesprochen worden.

In feierlicher Prozession, unter dem Schalle der Musik, zogen der Papst, die Patriarchen von Jerusalem und Antiochia, die Kardinäle, viele Erzbischöfe, sämmtliche Prälaten, eine große Menge von Mönchen und Priestern und zahlreiches Volk in die Dominikanerkirche. Alle, welche den großen Zug begleiteten, hatten brennende Kerzen in der Hand; Landgraf Konrad hatte sie zur Erhöhung der Feierlichkeit anschaffen lassen und persönlich ausgetheilt. In der Kirche mußte nun der Kardinal-Diakon dem Volke vorlesen, was Elisabeth für ein Leben geführt und wie Gott sie durch Wunder verherrlicht habe. Die Gläubigen brachen theils in Thränen der Rührung, theils in freudigen Jubel aus, als ihnen die Leiden und die Thaten der treuen Dienerin Gottes geschildert wurden. Darauf ermahnte der Papst Alle zum Gebet, damit ihn Gott in dieser Angelegenheit nicht irren lasse. Nachdem das Lied „Komm', heiliger Geist" gesungen war, verweilte der Papst mit der zahllosen Menge, welche die Kirche anfüllte, in stillem Gebet. Und nun setzte der Papst

seine Mitra auf, begab sich auf seinen Thron im Chor und that nun den feierlichen Ausspruch:

„Zur Ehre des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, zur Verherrlichung des katholischen Glaubens und zur Vermehrung der christlichen Religion, durch die Gewalt desselben allmächtigen Gottes, der seligen Apostel Petrus und Paulus und durch unsere eigene erklären wir und setzen fest, daß Elisabeth seligen Andenkens, zu ihren Lebzeiten Landgräfin von Thüringen, heilig ist und in das Verzeichniß der Heiligen eingetragen werden soll, sowie wir sie darin hiemit eintragen und zugleich verordnen, daß die allgemeine Kirche jedes Jahr an ihrem Sterbetage, den 19. November, ihr Fest feierlich und andächtig begehe. Durch dieselbe Gewalt verleihen wir zugleich allen Gläubigen, die reumüthig beichten und ihr Grab an jenem Tag besuchen werden, einen Ablaß von einem Jahr und vierzig Tagen." Nun wurde unter dem Geläute aller Glocken, unter dem freudevollen Wogen der Orgeltöne vom Papste selbst das Te deum laudamus angestimmt, welchem die ganze Kirche jubelnd beistimmte.

Wenn ich zurückdenke an das Te deum laudamus, welches die verstoßene Fürstin bei großer Kälte um Mitternacht in der Franziskanerkirche zu Eisenach für sich singen ließ — und nun das Te deum laudamus daneben stelle, welches am schönen Pfingstfest in der italienischen Stadt Perugia von dem Papst und den höchstgestellten Häuptern der Christenheit und dem Volk einer andern Nation wegen der hl. Elisabeth gesungen wurde, was für ein Unterschied! Und doch ist jener mitternächtliche Sang in Winternacht und im Winterland — und einige Jahre später dieser Jubelsang im schönen Italien vor dem Ewigen, wie wenn zwei verschiedene Instrumente einander begleiten und helfen, die nämliche Melodie doppelt schön zu machen.

Nachdem der prächtige Sang vollendet war, rief ein Kardinal, wie es bei den Heiligsprechungen üblich ist: „Bitte für uns, heilige Elisabeth, Alleluja!" Darauf sang der Papst zum ersten Mal die von ihm verfaßte Oration (das Gebet), wie es jetzt, nach mehr als 600 Jahren, von allen Priestern der katholi-

schen Kirche in Brevier und Messe am 19. November gebetet wird:

„Gott, Erbarmer, erleuchte die Herzen deiner Gläubigen, und durch die herrliche Fürbitte der seligen Elisabeth laß uns das Glück der Welt verachten und uns immerdar der himmlischen Tröstung erfreuen. Durch unsern Herrn Jesus Christus, deinen Sohn, der mit dir lebt und regiert in Einheit des hl. Geistes als Gott durch alle Ewigkeit. Amen."

In der Klosterkirche selbst aber wurde der erste Altar errichtet zu Ehren der hl. Elisabeth, und seither wird alle Jahr an ihrem Tag in Perugia von den Dominikanern ein feierliches Hochamt gehalten.

Nach dieser prachtvollen Festlichkeit in der Kirche gab Konrad ein großes Gastmahl, wozu er 300 Geistliche eingeladen hatte, und sandte auch sonst noch in viele Klöster der Umgegend Wein und Nahrungsmittel. Außerdem ließ er an mehrere Tausend Arme, überhaupt Jedem, der es begehrte, Fleisch, Brod, Wein und Geld vertheilen, so daß auch in Italien zahllose Menschen inne wurden, was für eine liebevolle, gütige Frau das gewesen sein müsse, die nun heilig gesprochen, und welcher zu Lieb und zu Ehren so viele Wohlthaten gespendet wurden. — Sodann erließ der Papst ein Schreiben an die ganze katholische Christenheit, worin er die Heiligsprechung der seligen Elisabeth verkündet.

So überaus herrlich wurde also die Frau geehrt, welche einst ihres demüthigen, armen Lebens willen für eine Närrin verschrieen wurde. Wo ist hingegen die stolze Agnes und deren Mutter, die Landgräfin Sophie, welche das Mädchen Elisabeth seiner Frömmigkeit wegen verhöhnten? Und wo sind die stolzen Hofdamen, welche das unendlich barmherzige Weib für keine rechte Fürstin gelten wollten lassen? — Die sind begraben, vermodert und vergessen; und wo ihre armen Seelen hingewiesen worden, das weiß ich nicht. — Hingegen seit dieser Heiligsprechung im Jahr 1235 bis auf den heutigen Tag wird in allen katholischen Kirchen der ganzen Erde alljährlich am 19. November das Andenken der hl. Elisabeth begangen, indem Bre-

vier und Meßbuch mit eigenen Lektionen und Gebeten ihren Festtag feiern. — Das ist die arme, graue Gestalt, die in geflicktem Rock täglich im Spital den Kranken diente, die zu Haus den Boden fegte, die sich von den eigenen Mägden schelten, von dem strengen Konrad schlagen ließ, und seinetwegen schmachvoll verleumdet wurde. Nun kann sie auch auf sich anwenden, was einst die seligste Jungfrau sprach:

„Meine Seele machet groß den Herrn und es jubelt mein Geist in Gott meinem Heil, weil er angeschaut hat die Niedrigkeit seiner Magd; denn siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.“

Luk. K. 1, V. 47 u. 48.

Der heilige Leichnam.

Der Heiland wurde einmal in entsetzlicher Schmach und Elend auf den Kalvarienberg geschleppt, um dort an das Kreuz genagelt zu werden, das er selbst auf seinen Schultern tragen mußte. Jetzt wird in hunderttausend Orten, in allen Welttheilen mit aller Verehrung, Anbetung und so prächtig, als es der Ort aufbringen kann, der Leib des Herrn in Prozession herumgetragen. Aehnliches geschah auch mit der Tochter Jesu Christi. Nach einem Leben voll Leid und Schmerz und Verachtung und Verleumdung und Verfolgung, dergleichen noch selten einem Menschen in so kurzem Leben widerfahren ist, sollte sie auch auf Erden wunderbar verherrlicht werden; ihr Leib sollte in solcher Pracht und Freude übergetragen werden, daß der Zug einer Frohnleichnamsprozession gleichkam; und ihr Leib war auch insofern ein Frohnleichnam, als das Wort frohn nichts Anderes bedeutet, als heilig.

Da nämlich das päpstliche Schreiben über die Heiligsprechung nach Deutschland kam, bestimmte der Erzbischof Siegfried von Mainz den 1. Mai des kommenden Jahres, um feierlich die Gebeine der Heiligen zu erheben. Er wollte nämlich fast ein ganzes Jahr die Feierlichkeit hinausschieben, damit überall die Kunde davon sich verbreiten könnte und desto mehr Gläubige dem Feste anwohnen. Die Erwartung des Erzbischofs wurde

noch weit übertroffen. Als der festgesetzte Tag herankam, strömte eine solche ungeheuere Zahl Menschen nach Marburg, daß ein alter Bericht sagt, es seien mehr als eine Million gewesen; die Leute erstaunten über ihre eigene Menge und sagten, seit Jahrhunderten seien nicht so viele Menschen beisammen gewesen. Nicht nur aus ganz Deutschland, sondern auch aus Ungarn, Böhmen, Frankreich und andern Ländern strömten die Pilger herbei. Außer einer zahllosen Menge von Priestern, Mönchen und Aebten sind zwölf Kirchenhäupter aufgezählt, welche dem Feste beiwohnten: die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier und Bremen; die Bischöfe von Hamburg, Halberstadt, Merseburg, Bamberg, Worms, Speyer, Paderborn und Hildesheim. Ja selbst der berühmte deutsche Kaiser Friedrich II., damals der mächtigste Fürst auf Erden, hatte sich nebst einer Menge Herzoge, Fürsten und Grafen eingefunden.

Die Brüder des deutschen Ordens wollten aber Vorrichtung treffen zur feierlichen Erhebung der Gebeine der hl. Elisabeth. Der Prior Ulrich mit sieben Brüdern gingen Nachts in die Kirche, schlossen die Thüren und öffneten die Gruft. Als sie die Steinplatte darüber abhoben, stieg ein köstlicher Wohlgeruch empor. Die Brüder erstaunten um so mehr, da die Leiche nicht einbalsamirt war und auch keinerlei Spezerei in das Grab mitgegeben worden war. Der Leichnam zeigte sich unversehrt und unverwesen, obschon es schon über fünf Jahre war, daß er beerdigt wurde. Die Hände lagen kreuzweis über der Brust. Die Brüder bekleideten nun den Leichnam mit purpurfarbigem Gewand, legten ihn in einen mitgebrachten neuen Sarg von Blei und ließen dann das Grab ungedeckt, damit man bei der Feierlichkeit weniger Umstände habe.

Mit Anbruch des Tages versammelte sich alles Volk um die Kirche, wo Elisabeth beerdigt war; nur mit Mühe konnte man dem Kaiser Weg machen durch die unermeßliche Volksmenge. Er stieg selbst in das Grabgewölb hinab, küßte mit Ehrfurcht den Sarg und hob ihn mit den Bischöfen aus der Gruft. Dann hielten sie unter Musik und Gesang Prozession, indem der Kaiser, Fürsten und Bischöfe sich eine Ehre daraus machten, die Bahre mit dem heiligen Leib zu tragen. Um seine

tiefe Verehrung zu der wunderbaren Frau vor aller Welt an den Tag zu legen, behielt Friedrich II. einerseits das Zeichen seiner kaiserlichen Majestät, d. h. er trug die Reichskrone auf dem Haupt, war aber anderseits gekleidet wie Elisabeth selbst in der Tiefe ihres armen Lebens; nämlich er trug einen schlechten grauen Rock und ging barfuß. Nach ihm kamen die Kurfürsten und Fürsten des römischen Reiches, goldene Kronen auf dem Haupt; dann die Bischöfe und Aebte in ihrer feierlichen Kirchenkleidung.

Der Leib wurde nun in festlicher Prozession übergetragen, um dem Volk zur öffentlichen Verehrung ausgestellt zu werden. Als der Zug feierlich langsam durch das Meer der Volksmasse sich bewegte, und man zugleich den Wohlgeruch des heiligen Leibes inne wurde, da entstand ein unendlicher frommer Jubel. Es sind noch aus den ältesten Zeiten Reden aufgeführt, wie sie bei jener Prozession vom Volk verlautet: „O heiligster, holdseligster Leib, der du bei Gott so viel giltst und bei den Menschen so viele Wunderkräfte besitzest! Die man für thöricht gehalten, dieselbe hat mit ihrer Thorheit die Welt zu Schanden gemacht. Engel haben ihr Grab oft besucht; nun eilen alle Völker herbei, die größten Fürsten, selbst der Kaiser, verneigten sich, ihr zu huldigen. Die im Leben den Ruhm dieser Welt verachtet, die der Gesellschaft der Großen sich entzogen, wird nun verherrlicht durch die Ehrenbezeugungen der höchsten Majestät des Papstes und des Kaisers. Die immer die letzte Stelle gewählt hat, die sich auf die Erde niedergesetzt, die arm und verachtet im Staub geschlafen, wird nun von fürstlichen Händen zu höchster Ehre emporgehoben. Und wohl hat sie es verdient, denn sie hat sich arm gemacht und Alles verkauft, was sie besaß, um die kostbare Perle der Ewigkeit dafür zu erhandeln." So soll das Volk gesprochen haben.

Der Leichnam wurde hernach öffentlich ausgestellt und ein Hochamt vom Erzbischof Siegfried gehalten. Bei der Opferung trat Kaiser Friedrich zu der Tragbahre und setzte dem heiligen Leib eine goldene Krone auf das Haupt und sprach: „Da ich sie nicht auf Erden zur Kaiserin krönen durfte, so will ich sie jetzt ehren mit der Krone als eine ewige Königin in Gottes

Reich.“ Dann geleitete er selbst den jungen Landgrafen Hermann, den Sohn der Heiligen, beim Opfergang; ihre zwei Töchter aber, Sophie und Gertrud, wurden von der Kaiserin Isabella geführt.

Den Ueberresten der demüthigen Fürstin wurde hier eine so außerordentliche Verherrlichung zu Theil, wie noch selten einem Weib auf Erden widerfahren ist. Gewiß war es eine besondere Fügung Gottes, daß gerade die drei Personen auch gegenwärtig waren, welche die Fürstin nicht bloß in ihrer tiefsten Niedrigkeit gekannt, sondern welche selbst die lebendige Geißel gewesen, womit Elisabeth viel gepeinigt und in Staub niedergeschlagen wurde: die alte Landgräfin Sophie nämlich, welche dem Kinde und der jungen Braut Elisabeth so manches wehthuende, bittere Wort gesagt, und die beiden Schwäger Heinrich und Konrad, welche die Wittwe mit ihren unmündigen Kindern in das tiefste Elend grausam verstoßen hatten. Jetzt sahen sie, wie selbst die todte Hülle derjenigen, welche sie früher verachtet und verhöhnt hatten, nun von den hochgestelltesten Herren der Erde und von vielen Tausenden von Menschen ganz außerordentlich verehrt wurde. Auch sie knieten vor den Sarg und beteten lange; sie mögen wohl besonders um Verzeihung gebetet haben, und daß die Heilige das gelittene Böse mit Gutem vergelten möge durch ihre starke Fürbitte im Himmel.

„Ich hoffte fest auf den Herrn, und er neigte sich zu mir und erhörte mein Flehen; und er zog mich aus der Grube des Elendes und aus kothigem Schlamm, und stellte auf einen Fels meine Füße.“

Psalm 39, V. 1 u. 2.

Das Oel.

Die Feierlichkeiten bei Aussetzung des heiligen Leibes währten längere Zeit fort, weil jede Landsmannschaft der zahllosen Wallfahrer ihr besonderes Amt und besondere Gesänge zu Ehren der hl. Elisabeth haben wollte. Dabei wurden unermeßlich viele und kostbare Opfer gebracht; denn es war im Plan, einen großen, prachtvollen Dom zu bauen, worin die Heilige in Zukunft beige-

ſetzt und verehrt werden ſollte. Die Frauen brachten ihre Ringe und andern goldenen und ſilbernen Schmuck; Andere gaben ſonſtige werthvolle Geſchenke, und wieder Andere machten ſich verbindlich zu beſtimmten koſtbaren Gaben für den künftigen Dombau.

Während dieſer Feierlichkeiten brachte eine neue Erſcheinung die unermeßliche Volksmaſſe in die freudigſte Aufregung. Als nämlich die Ueberreſte der hl. Eliſabeth einige Tage lang ausgeſtellt waren, fand man in dem Sarg ein feines, wohlriechendes Oel, das aus den Gliedern des heiligen Leibes tropfte; ſobald man es abwiſchte, ſo ſchwitzten dieſelben in feinen Tröpfchen auf's Neue Oel aus, und es ſtand darauf wie Thautröpfchen am Gras. Das Volk und die Geiſtlichkeit wurden hoch erfreut über dieſes neue Zeugniß, wodurch Gott ſein Wohlgefallen an ſeiner treuen Dienerin an den Tag legte. Das Oel wurde ſorgfältig geſammelt und zur Heilung von Krankheiten und Wunden angewendet.

Ganz dasſelbe, nämlich das Ausſchwitzen von wohlriechendem Oel, iſt ſchon bei einer ganzen Anzahl heiliger Leiber vorgekommen und ſo genau unterſucht und von zahlloſen Augenzeugen beſtätigt, daß nur das unvernünftige Vorurtheil, als ſei alles Unbegreifliche unmöglich, es wegleugnen mag. So z. B. zeigte ſich ganz dieſelbe Erſcheinung an den Ueberreſten der hl. Hedwig, der Tante der hl. Eliſabeth, und an der hl. Walburg. Wie ſich dieſes erklären laßt, weiß ich nicht; wenn aber ſelbſt die gewöhnlichen Dinge im letzten Grund ſich nicht erklären laſſen, z. B. wie aus einer Eichel ein Eichbaum werden könne, ſo ſtört mich eine Erſcheinung nicht, welche bei einer Perſon, die wahrhaft ein übernatürliches Leben geführt hat, eben auch übernatürlichen Charakter zeigt.

Wohl aber läßt ſich vermuthen, warum Gott gerade Oel als Sinnbild wählte für das Heilige, und ſogar bei den meiſten Sakramenten Oel angewandt wird, bei der Taufe, bei der Firmung, bei der Prieſterweihe und bei der hl. Oelung. Schon der Oelbaum iſt Sinnbild eines tugendhaften Menſchen, wie es ſonſt keines gibt. Der Oelbaum wachst an dürrem, felſigem Boden, ſo daß man kaum begreift, wie er gedeihen mag bei ſo geringer Nahrung. Sein Ausſehen iſt wahrhaft demüthig; die

Blätter sind fast mehr grau als grün, und sein Wuchs ist gleichsam krüppelhaft, gebogen und nicht hoch aufstrebend. So wenig der Baum aber bedarf, so ist desto werthvoller und reicher, was er gibt. Die Beeren, welche er hervorbringt, geben das Olivenöl. Dieses Oel selbst aber hat in sich etwas eigenthümlich Menschenfreundliches. Das Oel leuchtet, nährt, lindert den Schmerz und heilt die Wunde; ja selbst das Metall, welches im Rad oder in der Thürangel knirschend sich reibt, wird still durch das Oel. An dem Heiligen findet man dieselben Eigenschaften; er hat wenig Bedürfnisse für seine Person; seine äußere Erscheinung ist möglichst bescheiden; aber sein Thun und Lassen, sein ganzer Wandel ist für Alle, die mit ihm in Berührung kommen, wahres Oel. Er leuchtet und nährt; er lindert und heilt durch seine Sanftmuth, seine Friedfertigkeit, seine leiblichen und geistlichen Werke der Barmherzigkeit, durch seine Frömmigkeit, durch sein Zureden und Fürbitten und durch seinen ganzen Wandel.

Auch darüber sind Aeußerungen berichtet, wie man sie bei der Volksmenge hören konnte. Da heißt es z. B.: „O schönes Wunder! Diese Gebeine, von strengen Uebungen und Abtödtungen gebrochen, schwitzen jetzt süßen Wohlgeruch aus, wie wenn ein Alabastergefäß voll köstlicher Salbe zerbrochen wird. Oel tropft aus dem Körper derjenigen, welche ihr ganzes Leben lang von Werken der Barmherzigkeit überströmte; und so wie das Oel in jeder Flüssigkeit oben schwimmt, so soll auch die Barmherzigkeit über das Gericht gehen. Oel fließt besonders aus ihren Füßen, weil diese so oft zu den Hütten der Armen und zu jenem Elend sie hingetragen haben. Wie viele kranke Seelen, wie viele leidende Körper hat sie durch ihre Menschenliebe und das Vorbild ihrer Heiligkeit *geheilt*! Wie viele Tausend Arme hat sie mit ihrem eigenen Brode *genährt* und gesättigt! Durch wie viele Wunder hat sie die Kirche *erleuchtet*! Mit Recht verkündet dieses wohlriechende Oel die Heiligkeit derjenigen, die in so reinem Lichte gestrahlt, so sanft zu heilen, so großmüthig zu nähren gewußt und ihr ganzes Leben hindurch einen so reichen, ausnehmenden Wohlgeruch verbreitet hat."

„Dein Name ist wie ausgegossenes Oel des Wohlgeruches." Hohes Lied K. 1, V. 2.

Das Denkmal.

Manche Pflanzen geben ihren ſtärkſten, vollen Wohlgeruch erſt dann von ſich, wenn ſie abgeriſſen und gleichſam um's Leben gebracht und zerrieben ſind. Deßgleichen verbreitete ſich auch der Wohlgeruch der hl. Eliſabeth, ihr Ruhm, erſt dann mit außerordentlicher Stärke über die ganze Chriſtenheit der Erde, als ſie geſtorben war. Es wurden eine Menge Kapellen, Kirchen, Klöſter und Spitäler in verſchiedenen Ländern der hl. Eliſabeth zu Ehren und auf ihren Namen gegründet. Abgeſehen von Deutſchland, wurden Kirchen und Klöſter zum Andenken der hl. Eliſabeth errichtet in Ungarn, in Böhmen, in den Niederlanden, in Frankreich, in England, in Italien, in Spanien, wo auch Cardinal Ximenes ein Haus für arme, verlaſſene Mädchen zu Toledo gründete unter Anrufung der hl. Eliſabeth; und ſelbſt in Mexiko wurde ein Kloſter zur hl. Eliſabeth gegründet; ſogar die ganze Straße, wo das Kloſter ſteht, hat ihren Namen. Außerdem gibt es eine zahlloſe Menge von Gemälden, Bilder in Holz und Stein, ſelbſt Münzen, welche ihr zu Ehren geſchlagen ſind, und es werden wohl ſchon einige Millionen weibliche Perſonen ſein, welche in der hl. Taufe den Namen Eliſabeth bekommen haben, damit dieſe große Heilige ihr Vorbild und ihre Patronin ſei. Man kann wohl ſagen, daß außer der Mutter Gottes noch keine weibliche Perſon eine größere, weiter verbreitete Verherrlichung auf Erden gefunden hat, als die hl. Eliſabeth. — Das iſt die Frau, welche einſt zu Eiſenach von den Thüren der Häuſer gewieſen wurde, und die einſt in morſtigem Waſſer lag, von einer Bettelfrau hineingeſtoßen. — So wunderbar ſind die Wege Gottes, und ſo herrlich weiß er Alles hinauszuführen!

Unter allen ſichtbaren Denkmälern, womit Eliſabeth geehrt worden iſt, gibt es kein ſchöneres, als der herrliche Grabſtein in jener Stadt, wo ſie die letzten und heiligſten Jahre ausgelebt hat. Wenn man auf der Eiſenbahn nach Marburg reist und vom Bahnhof zur ſchön gelegenen Stadt ſich wendet, ſo zieht gleichſam mit aller Gewalt den Blick auf ſich die gothiſche Domkirche mit ihren zwei gleichmäßigen Thürmen. Sie iſt

ganz von Quaderſteinen gebaut, und ungeachtet die Wetter von mehreren Jahrhunderten über ſie dahingezogen ſind, ſteht ſie ſo unverſehrt da, als wäre ſie erſt vor Kurzem fertig geworden. Dieſe Kirche iſt das ſchöne, große Denkmal, der Grabſtein, welcher der hl. Eliſabeth bald nach ihrem Tod geſetzt worden iſt. Wer hat ihn erbaut?

Derſelbe Mann, welcher einſt mitgeholfen hatte, die Wittwe Eliſabeth mit ihren unmündigen Kindern aus ihrer rechtmäßigen Wohnung, aus der Wartburg, zu verſtoßen, ſo daß ſie obdachlos und rathlos um ein Unterkommen betteln mußte, derſelbe Mann hat ihrem Leichnam einen ganzen Dom zur Grabeswohnung erbauen laſſen — und durch eine eigene Fügung ſind ſeit einiger Zeit die Gebeine der hl. Eliſabeth unter demſelben Stein beigeſetzt, auf welchem ſein Bildniß ausgehauen iſt und unter welchem er ſelbſt begraben liegt.

Im Jahre 1235 am Tag vor Mariä Himmelfahrt wurde der Grundſtein zu dieſer Domkirche gelegt. Der Landgraf und Hochmeiſter Konrad hatte ſich mit den heſſiſchen Rittern und dem Deutſchorden vereinigt, daß ſie der demüthigſten Fürſtin ein majeſtätiſches Denkmal, einen prächtigen Tempel erbauen wollten. 20 Jahre lang wurde daran gearbeitet, um den Grund zu legen, denn das Fundament der Thürme, welche über 300 Fuß hoch ſind, geht 43 Fuß tief unter die Erde. 28 Jahre brauchte es dann noch, bis der Oberbau vollendet war, und im Jahr 1283 wurde der Dom feierlich eingeweiht. Aber wie eine Eiche Jahrhunderte lang immer noch wachst und neue Theile anſetzt, ſo wurde beinahe hundert Jahre lang noch an dem Innern des Domes weitergearbeitet. Der edle, große Bau hat auch eine entſprechende Stimme, womit er weithin über Stadt und Feld und zum Berg hinauf zur Andacht ruft. Sieben Glocken, wovon jede einen beſonderen Namen hat, loben Gott in tröſtlicher Harmonie.

Als dieſer herrliche Dom vollendet war, wurde dann ein Sarg von ſtark vergoldetem Metall angefertigt, und derſelbe in einer beſondern Kapelle der Sakriſtei aufgeſtellt. Der fortwährende Zudrang der Wallfahrtsleute war ſo groß, daß allmählich der Steinboden der Kapelle ganz ausgehöhlt wurde von

dem Knieen der zahllosen Andächtigen, welche dort ihre Andacht verrichteten.

„Wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren.“
Joh. 12, 26.

Weihrauch.

Mit den Ueberresten des heiligen Leibes hat sich im Verlauf der Jahrhunderte so Manches verändert. — Die Wallfahrten haben aufgehört, denn die schöne Domkirche ist jetzt in den Händen der Protestanten. Dafür sind uns aber die Reliquien ihres Geistes, ihr herrliches Beispiel geblieben. Gerade das ist es aber, was die katholische Kirche ganz besonders von uns will, nämlich, daß wir uns bemühen, dem herrlichen Beispiel der Heiligen nachzufolgen. Es ist noch ein Brief vorhanden, welchen Papst Gregor IX. gleich nach der Heiligsprechung der hl. Elisabeth an die überaus fromme, tugendreiche Königin Beatrice in Spanien schrieb. Der Papst will gerade in diesem Briefe der gottseligen Fürstin, die von Geburt eine Deutsche war, das Beispiel der hl. Elisabeth vorhalten, um sie noch zu größerer Heiligung des Sinnes und Wandels aufzumuntern. Ich will den Hauptinhalt dieses Briefes hier mittheilen; möge ihn jeder Leser und jede Leserin aufnehmen, als sei derselbe an die eigene Person geschrieben. Es heißt darin:

„Elisabeth war durch die Tugend der Demuth für alle Zeiten ein wunderbares Schauspiel; obschon sie von königlichem Stamm war und ausgezeichnet durch fürstliche Hoheit, wurde sie die Magd der Armen und Dürftigen; sie entäußerte sich selbst, indem sie die Gestalt eines Dienstboten annahm und bis zum Tod den Kranken, den Fremden, den Armen Gehorsam leistete. Sie war bewundernswerth in Geringschätzung des Leibes; denn obschon sie vorher gewohnt war, sich mit königlichen Abzeichen zu schmücken, mit goldenen Ketten, mit Silber, mit Medaillen, mit Perlen und kostbaren Steinen, so hat sie plötzlich diesen weltlichen Glanz abgelegt und das rauhe Gewand des Armen angenommen, damit sie, gekleidet in die elende Bedeckung unseres in der Krippe weinenden Herrn Jesu Christi,

mit ihm den Menschen ein Gegenstand der Verachtung werde. Sie war bewunderungswerth durch ihr herzliches Mitleiden; denn sie pflegte die Kranken und Armen, sie wusch und verband und küßte die abscheulichen Wunden der Aussätzigen. Sie war ein Werk des Allerhöchsten; des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes war sie ein Werk, geschaffen und selber schaffend durch das Geschenk der Gnade nach allem göttlichen Wohlgefallen. Sie war ein neues Werk des Herrn; sie trug den Herrn Jesus Christus im Innern ihres Herzens; sie hat ihn durch Liebe empfangen, durch Liebe geboren, durch Vervollkommnung genährt. Indem nun öffentliche Kunde dieses neuen Werkes hinaus ergeht, wird unsere Kirche durch die Strahlen der Erkenntniß und der Liebe unseres Herrn beleuchtet. Unser Widersacher, der Teufel, hat gleichsam zwei Mauern errichtet, die eine, um von uns die Erleuchtung des ewigen Lichtes abzuhalten, nämlich die Blindheit des Geistes. Indem er sprach: „Ihr werdet sein wie die Götter, Gutes und Böses erkennen," ist der Mensch hoffärtig angeschwollen gegen Gott und wurde mit Blindheit der Unwissenheit geschlagen. Die andere Mauer errichtete er durch die Begierlichkeit des Fleisches, indem er sprach: „Warum hat euch Gott befohlen, daß ihr nicht esset von dem Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen?" Und das Weib sah, daß der Apfel schön anzusehen und süß zu essen sei; sie nahm ihn und aß, und gab ihrem Manne. Dadurch gerieth sie nach dem Wort des Herrn in die Nothwendigkeit des Todes und in die Elendigkeit der Sterblichkeit. Durch das Erste verfinsterte Satan die Erkenntniß, durch das Zweite aber zerrüttete er die Liebe, so daß die Majestät des Schöpfers nicht erkannt, und die Gutthaten des Erlösers nicht geliebt werden mögen.

„Die Kundmachung dieses neuen Werkes Gottes (das Leben der hl. Elisabeth) erleuchtet nun den Geist und zügelt die Begierlichkeit, wenn wir folgen wollen dem Lichte Christi, durch dessen Strahlen erleuchtet die hl. Elisabeth die Hütte der Demuth bewohnte und der Enthaltsamkeit von Gaumenlust sich hingab. Und da sie auf diese Weise niedergerissen hat die Mauer der Finsterniß, durch Anschwellung des Hochmuths errichtet, ist ihr erschienen die Klarheit des göttlichen Lichtes; und da sie zerstört

hat die Mauer der sinnlichen Begierlichkeit, hat sie gefunden und ergriffen die Liebe des göttlichen Namens. Gott hat sie geschaffen nach seinem Bild und nach seiner Aehnlichkeit, damit er sie theilhaftig mache des Genusses seiner Güter und ihr ewige Freuden bereite, welche kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz gestiegen sind. Sie hat das Feuer der innerlichen Liebe nicht nur durch religiöse Betrachtung erhalten, sondern auch die Liebesflammen stets durch gute Werke angefacht, welche weder der Anprall der Wasserfluthen, noch das Stürmen des Windes, noch die Dornen der Trübsale und Bedrängnisse ausgelöscht haben. Darum ist sie nun in das himmlische Brautgemach eingeführt worden von der Jungfrau, der Mutter Gottes; und selbst gebenedeiet unter den Weibern, ist sie gekrönt mit dem Diadem unaussprechlicher Herrlichkeit, die triumphirende Kirche wird von ihr erfreut, die streitende wird von ihr erleuchtet durch den Glanz der Wunder. Denn die Blinden sehen, die Tauben hören, die Stummen reden, die Lahmen gehen, die Todten stehen auf und andere mit verschiedenen Krankheiten Behaftete erlangen die Gesundheit durch die Verdienste der Seligen.

„Theuerste Tochter in Christus, wir haben dir nun den Lebenswandel der hl. Elisabeth gleichsam als die kostbarste Perle wegen Zweierlei vorgesetzt; erstlich damit du oft in diesen Spiegel ohne Flecken schaueſt, damit nichts in den Winkeln deines Gewissens verborgen bleibe, was die Augen der göttlichen Majestät beleidigt. Zum zweiten, damit nichts fehlen möge zum Schmuck, welcher zur Schönheit einer himmlischen Braut erforderlich ist, so daß du vor dem ewigen Gott einst erscheineſt, geschmückt mit Tugenden, und geziert mit den Werken der Frömmigkeit.

„Gegeben zu Perugia den 7. Juni, im neunten Jahr."

„Alsdann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich." Matth. K. 13, V. 43.

Das Senfkörnlein.

Sehen wir uns aber um, was das Beispiel der hl. Elisabeth wirklich ausgerichtet hat. Im Allgemeinen kann wohl sagen,

das böse Beispiel wirkt in der Regel viel stärker als das gute, weil eben die menschliche Natur viel mehr zum Bösen geneigt ist, als zum Guten. Ein schlechter Geistlicher z. B. richtet durch sein Beispiel ungeheueres Verderben an, während der eingezogene Wandel eines frommen Priesters oft wenig beachtet wird. Wenn aber das Beispiel des Guten ungewöhnlich groß und stark ist und eine wunderbare Höhe erreicht, dann hat es eben doch auch seine gewaltige Wirkung. Dieß sehen wir an der Nachwirkung, welche das Beispiel der hl. Elisabeth selbst nach dem Tod noch hatte.

Ihr Bruder Bela IV. wurde nach dem Tod des Vaters Andreas König von Ungarn. Er ließ seiner heiligen Schwester zu Ehren eine Kirche bauen und trat hernach selbst, wie Elisabeth einst, in den dritten Orden des hl. Franziskus ein. — Ein anderer Bruder, Coloman, war in ähnlicher Weise, wie Ludwig mit Elisabeth, als Kind schon auferzogen mit der ihm bestimmten Braut, mit einer polnischen Herzogstochter von großer Schönheit, Salome mit Namen. Beide machten aber am Hochzeitstage das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit; als Coloman starb, stiftete Salome ein Klarissenkloster und trat daselbst ein und führte ein heiliges Leben; bei ihrem Tode sah man einen kleinen Stern von ihren Lippen in die Höhe schweben. — Eine Nichte der hl. Elisabeth, Margaretha, beschäftigte sich so ernstlich mit dem Beispiel ihrer Tante, daß sie alle Anerbietungen, welche die mächtigsten Fürsten machten, sie zu ehelichen, ausschlug und in einem Kloster der Andacht, der Abtödtung und den Liebeswerken sich hingab; ihre Liebe zu Christus bezeugte sie auch dadurch, daß sie vor dem Einschlafen ein Kreuz auf ihr Gesicht legte, um beim Erwachen zuerst dieses zu sehen. Sie wird jetzt noch von den Ungarn verehrt. Die Insel auf der Donau, wo ihr Kloster stand, hat jetzt noch ihren Namen, Margaretheninsel. — Eine andere Nichte der hl. Elisabeth, Kunegunde, wurde mit Boleslaus, dem Herzog von Polen, verehelicht; sie bewog ihren Mann zum öffentlichen und feierlichen Gelübde der Enthaltsamkeit und lebte darin mit ihm 40 Jahre. Als sie Wittwe wurde, ging sie mit Jolande, einer andern Schwester, die auch Wittwe geworden war, in den Orden der Klarissinnen und

lebte so heilig, daß sie Jahrhunderte lang von den Polen verehrt und zu ihrem Grabe gewallfahrtet wurde.

Ferner hatte die hl. Elisabeth eine Stiefschwester, welche auch Jolande hieß und an Jakob, König von Aragonien, verheirathet wurde. — Deren Enkelin bekam aus Rücksicht auf die Großtante den Namen Elisabeth: sie wurde Königin von Portugal und wurde ebenfalls eine große Heilige, welche von der Kirche mit dem Namen „Mutter des Friedens" geehrt wurde. — Ihre Tante Hedwig, Herzogin von Schlesien, überlebte die hl. Elisabeh noch um zwölf Jahre. Sie wurde selbst eine berühmte Heilige und hielt das Andenken an ihre heilige Nichte so in Ehren, daß sie einen Schleier derselben um den Kopf sich winden ließ, als ihre Todesstunde herannahte. — Agnes, Tochter des Herzogs von Böhmen und Geschwisterkind mit der hl. Elisabeth, bekam Heirathsanträge von dem Kaiser Friedrich II. und von dem König von England; sie schlug beide aus und wurde dafür eine arme Franziskanerin.

Dieß sind nur ein Theil der Verwandten, auf deren Heiligung das Beispiel der hl. Elisabeth so mächtig wirkte. Aber viel größer ist die Zahl derjenigen, welche mit Elisabeth nicht blutsverwandt, aber herzensverwandt sind, und die deßhalb, durch ihr herrliches Vorbild angezogen, eine ähnliche Lebensweise haben in Selbstverläugnung, Abtödtung und Hingabe an die leidende Menschheit. Dieß sind die Elisabethinnen. Sie bilden einen eigenen Orden, der nach der Regel des hl. Franziskus lebt, aber sich insbesondere dem Krankendienste widmet nach dem Beispiel der hl. Elisabeth und davon auch den Namen tragt. In ihren Satzungen wird insbesondere den Schwestern vorgeschrieben, daß sie mit Liebe und Ehrbarkeit den armen Gliedern Christi aufwarten, daß sie Mühe und Undankbarkeit der Kranken geduldig ertragen, und mit Worten und Werken jene zur Geduld bewegen, daß sie mit dem Kranken nicht reden, was in der Welt vorgeht; daß sie die Kranken, welche in dem Glauben nicht wohl unterrichtet sind, unterweisen und beten lehren; es soll dafür Sorge getragen werden, daß die Kranken zur rechten Zeit mit den heiligen Sakramenten versehen werden u. s. w. Dieser Orden der Elisabethinnen grünt nun fort bis auf den

heutigen Tag; das Senfkörnlein, woraus er entstanden, ist die hl. Elisabeth. Alljährlich sterben Mitglieder und werden eingethan als guter Waizen in die himmlische Fruchtkammer, die gottseligen Töchter kommen zu ihrer heiligen Mutter; und alljährlich knospen neue Blüthen und setzen sich neue Früchte an dem großen Baume des Ordens an.

Das Beispiel der hl. Elisabeth ist lebendig gewordenes, Fleisch gewordenes Wort Gottes; darum gilt von diesem Beispiel, was der Herr vom Worte Gottes überhaupt sagt:

„Ein Theil (des Samens) fiel aber auf einen guten Boden, und gab theils hundert-, theils sechzig-, theils dreißigfältige Früchte." Matth. K. 13, V. 8.

Abſchiedswort.

Wenn du, Leſer, bis zu dieſen letzten Blättern des Buches gekommen biſt, dann trennen ſich drei Perſonen, welche eine Zeit lang mit einander geiſtig verkehrt haben: der Leſer, die hl. Eliſabeth und Ich, der Schreiber des Buches. Vor der Trennung will ich jetzt noch ein beſonderes Anliegen vorbringen.

Was ich geſchrieben habe, iſt kein Roman, ſondern die wahre Geſchichte einer außerordentlich heiligen Frau. Deßhalb bin ich keineswegs damit zufrieden, wenn ich dem Leſer eine angenehme Unterhaltung verſchafft habe; auch gebe ich nicht viel darum, wenn Jemand ſagt: „Ich habe mich erbaut an dieſer Leſung, und die Leiden der guten Landgräfin haben mich wahrhaft gerührt.“ Wo dieſes die alleinige Wirkung iſt, da hätte das Beiſpiel der hl. Eliſabeth ſo viel gewirkt, als der Sonnenſchein auf einen dürren Sandhaufen; der Sand wird warm, aber bringt keine Frucht.

Eine heilige Seele, wie die der hl. Eliſabeth, iſt auch im Himmel noch hungrig und durſtig, ſo lange als es Menſchen auf Erden gibt; ſie iſt voll Verlangens darnach, daß recht viele Menſchen denſelben Weg gehen, den ſie gegangen iſt, und der ſie in unausſprechlich große Herrlichkeit geführt hat. Und dazu fordert eben das vorgehaltene Beiſpiel ihres Lebenswandels auf. Allerdings, wenn ich an die unendliche Verſchiedenheit der Gemüther denke, ſo bildet die Geſammtheit der Leſer eine große Leiter von der tiefſten Stufe des ungläubigen, widerchriſtlichen Spötters bis zur Seele, welche ernſt und treu ſich bemüht, die hl. Eliſabeth ſtill nachzuahmen in Frömmigkeit, in Demuth, in Verachtung der Welt, in Abtödtung der Sinnlichkeit, in Gottes- und Nächſtenliebe und in Liebesthaten. Ich muthe nun zwar keinem Leſer eine Höhe der Vollkommenheit zu, wie ſie Eliſabeth erreicht hat, obſchon dieſes für Jedermann das Seligſte wäre; aber ich will auch keinen Leſer, der noch einen Funken guten Willens im Herzen tragt, entlaſſen, ohne ihm recht dringend zum Schluß wenigſtens *eine* Zumuthung zu machen. Ich be-

gehre nämlich, daß Jeder das Beispiel der hl. Elisabeth ehre und seiner eigenen armen Seele eine Gutthat erweise durch das Leichteste, was der Christ Christliches thun kann. Was ist dieß? — Die hl. Elisabeth soll dir selbst darüber Unterweisung und Zuspruch geben.

Ein Werk der Barmherzigkeit.

Sieh' das Bild auf Seite 262 an; ein Dominikaner in Italien, der wegen seines heiligmäßigen Lebens selig gesprochen ist, Angelo von Fiesole, hat auch die hl. Elisabeth gemalt. Was du vor dir hast, ist eine Abzeichnung von dem Bild des hl. Malers. Siehst du ihm nicht an, was es will? Die hl. Elisabeth steht vor dir im Bild und bettelt dich an; die Rosen im Schurz zeigen dir, was dir einst in der Ewigkeit erwachst aus Allem, was du an Gutthaten dem nothleidenden Nebenmenschen zuwendest. Niemand, der dieses Buch gelesen hat, lege es hinweg, ohne sich vorerst zu entschließen, daß und was er geben wolle zu einem barmherzigen Werke, sei es zur Unterstützung einer nothleidenden Familie, für einen armen Kranken, um ein Kind zu versorgen, das keine oder schlimme Eltern hat, um einen Knaben etwas Rechtschaffenes lernen zu lassen; sei es, um gottgefällige Anstalten zu gründen oder zu unterstützen, z. B. eine Rettungsanstalt, ein Spital, Versorgungsanstalt für alte Dienstboten, Missionen, Bonifaziusverein, den Bau einer nothwendigen Kirche, Unterstützung der gesperrten, ihres Einkommens beraubten oder vertriebenen Priester. Damit du es aber nicht vergessest, so lege gleich das Geld zur Seite, was du zur Barmherzigkeit jetzt bestimmst; und wenn du gerade nicht in Baarem es hast, so versprich und schenk' es im Herzen, so daß du es Gott schuldig wirst und nicht mehr zurückgehen könntest.

Wenn aber eine Person dieß Buch gelesen hat, welche selber gründlich arm ist und vielleicht von anderer Leute Gutthaten lebt, du liebe Seele hast doch etwas, womit du Andern Barmherzigkeit erweisen kannst. Und zwar ist die Gutthat, welche ich meine, viel werth für Andere, und ganz wohlfeil für dich —

nämlich bete recht andächtig für alle Arme, Gefangene, Troſtloſe, Kranke, Sterbende, Abgeſtorbene, für die ganze Chriſtenheit, insbeſondere aber für ſolche Perſonen, mit welchen du bekannt biſt und die elend ſind am Leib oder an der Seele oder an beidem. Dieß iſt eine ſchöne, gute Gabe, und mag Manchem noch viel mehr nützen als Geld und Geldeswerth.

Ohne Gabe entlaſſe ich keinen Leſer und keine Leſerin. Wer es über ſich bringen kann, im Angeſicht dieſer barmherzigen Frau Eliſabeth Nichts zu thun, der iſt inwendig todt und tragt das Urtheil in ſich, welches die Unbarmherzigen beim Gericht treffen wird. Halte ſich Jeder auf die rechte Seite.

„Dann wird der König zu denen zu ſeiner Rechten ſagen: Kommet, ihr Geſegneten meines Vaters! Nehmet das Reich in Beſitz, welches euch von Anbeginn der Welt bereitet iſt. Denn mich hungerte, und ihr gabet mir zu eſſen; mich dürſtete, und ihr gabet mir zu trinken; ich war Fremdling, und ihr nahmet mich auf; ich war nackt, und ihr kleidetet mich; ich war krank, und ihr beſuchtet mich; ich war im Gefängniß, und ihr kamet zu mir.“

Matth. K. 25, V. 34—36.

Bitte für uns, heilige Eliſabeth, daß wir würdig werden, einſt neben dir zu hören dieſe Worte aus dem Munde des Herrn! Amen.

Sammlung

historischer Bildnisse.

VII

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1872.

Friedrich Leopold

Graf von Stolberg.

Amalia

Fürstin von Gallitzin.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1872.
Strassburg: Agentur von B. Herder, 15, Domplatz.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck von H. Stratz in Altbreiſach.

Die vorliegende Biographie des Grafen Friedrich Leopold von Stolberg hat den Zweck, das reiche Material, welches Gelehrte, wie Dr. Theodor Menge, Professor Hennes und Professor Nicolovius, gesammelt und dem Publikum übergeben haben, weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Wo es möglich war, sind Stolbergs Aussprüche unverändert wiedergegeben. Das Charakterbild des edlen Mannes soll sich in der Zusammenstellung von eigenen und Freundesäußerungen klären und sich durch sein ächt vaterländisches Gepräge Sympathien erwecken.

Möge es gerade in unserer hochwichtigen Zeit freundliche Aufnahme finden!

Coblenz, den 6. Juli 1871.

J. D.

Friedrich Leopold
Graf von Stolberg.

I.

„Er wog auf gleicher Wage
Der Großen dauernd Recht
Und eines Bauern Klage."

In diesen Worten sprach sich die allgemeine Volksmeinung über den Vater Friedrich Leopolds von Stolberg aus, der erst als Amtmann von Segeberg auf seinem in der Nähe liegenden Gute Bramstedt, dann als Oberhofmeister der Königin von Dänemark auf dem königlichen Gute Hirschholm die ersten Urkunden der Freilassung von Leibeigenen in dortigen Gegenden erließ. Sein Beispiel reizte Andere zur Nachahmung, und der Erste, der ihm folgte und auf seinem Gute ebenfalls die Frohndienste abschaffte, war Graf Bernstorff. Gemeinsame deutsche Abstammung, die Nähe der beiderseitigen Besitzungen und gleiche Interessen für die Wohlfahrt des Landes, die Belebung geistigen und sittlichen Strebens führte die beiden bedeutenden Männer und ihre Familien in herzlicher Freundschaft zusammen. Die Zerstreuungen und Vergnügen, welche der Verkehr am Hofe zu Kopenhagen herbeiführte, waren wenig nach dem Geschmack des Grafen Stolberg, noch weniger nach dem seiner Gemahlin, einer geborenen Gräfin Castell. Ihr war bei der durch die vielfachen Geschäfte oft bedingten Abwesenheit des Grafen hauptsächlich die Erziehung der Kinder und die Leitung eines großen, gastfreien Hauses überlassen. In Segeberg waren die drei ältesten Kinder,

Henriette Friederike, Christian, dann Friedrich Leopold (am 7. Nov. 1750), geboren. Katharina, Auguste, Juliane folgten, drei Söhne starben im zartesten Alter und ein Sohn, Magnus, fiel auf der Universität im Zweikampf. Die innigste Liebe herrschte zwischen Eltern und Kindern, und man war gewöhnt, alle Freude und alles Leid gemeinschaftlich zu tragen. Später fiel es den Kindern auf, daß sie die Begriffe von Geld und Besitz fast nie hatten erwähnen hören. Es herrschte in dem großen Hause keinerlei Ueberfluß, aber für alle Bedürfnisse war hinreichend gesorgt. Die Kleidung der Kinder war nie nach der neuesten Mode, aber die Stoffe waren fein und gut, wie es ihrem Stande zukam. Die Gräfin wußte jedoch die Beschaffung derselben so einzurichten, daß die Kinder merkten, wie keinerlei Gewicht auf das Aeußere zu legen sei; wie in dieser Beziehung wußte sie überall, z. B. auch bei der Wahl der Freunde, darauf hinzuwirken, daß die Kinder lernten, wie nur das Innere, nicht das Aeußere den Werth der Menschen ausmache.

Als gereifter Mann fühlte sich Friedrich Leopold einst von der Erinnerung an das Wesen seiner Eltern ganz übermannt und schrieb an seine Schwester Katharina: „Dank, ewiger Dank unsern lieben Eltern, daß sie uns, ohne daß wir es wußten, mit starkem Arm aus Allem, was Welt heißt, herausrissen und uns laufen und kindern ließen in den Gefilden besserer Freuden, deren Andenken uns immer bleibt, die uns früh ein Gefühl gaben, das uns über Alles, was vom Wahn abhängt, unendlich erhebt, und nie versiegende Quellen der Freuden uns entspringen ließen. Vieles haben die Jahre und die Welt und die Stadtluft getrübt, und oft fühle ich mich entartet, wie ein verpflanzter Baum; aber doch saug' ich mit Wur-

zeln und Zweigen immer durstend und immer getränkt an der Mutter Erde, am Thau des Himmels, und sehne mich so sehr, wie man nicht vergeblich sich sehnen kann, immer tiefer und tiefer einzusinken in die Arme der Einfalt und der Natur, zum Kinde zu werden auch in dem höheren Sinne, welcher die größte Verheißung hat von Dem, der auch Kind ward, auf daß wir die Kindschaft empfingen."

Den wissenschaftlichen Unterricht der Kinder leitete Clauswitz und ein französischer Hauslehrer. In die Eindrücke vergangener Geschichte mischten sich die großen Ereignisse der Zeit. Die Kriegslieder Gleims entfachten hohe Bewunderung Friedrichs des Großen und seiner Helden, und die Schlachten bei Lowositz, Prag und Collin weckten die lebhafteste Theilnahme. Henriette Friederike mußte die Kaiserin Maria Theresia vorstellen, ein ernsthaftes, vorläufiges Gefecht entschied, ob Christian oder Friedrich Leopold den König Friedrich vorstellen durfte. Der Ueberwundene mußte sich dann mit der Rolle des Feldmarschall Daun zufrieden geben. So sehr galt jedoch das Recht des Stärkeren, daß die jüngern Schwestern nicht einmal die Wahl hatten, ob sie die Kaiserin von Rußland, die Reichsarmee oder gar die Franzosen vorstellen sollten.

Die Heiterkeit des jugendlichen Kreises erreichte ihren Höhepunkt, wenn der gefeierte Sänger des Messias sich in die Spiele und die Arbeit der Kinder mischte. Klopstock stand zu jener Zeit auf dem Gipfel seines Ruhms, und es fiel Niemanden ein, ihm den Preis des ersten Oden-Dichters streitig zu machen. Einst trat er in einen Saal, wo Christian und Friedrich Leopold beschäftigt waren, den Cicero in französischer Uebersetzung zu lesen. Mit seinem bedeutenden Ton und durchdringenden Blick sagte er nur wenige Worte, welche jedoch in beiden Jünglingen

für immer die Liebe zur lateinischen Sprache und Literatur weckten. Fand der Dichter die Knaben mit Spielen und körperlichen Uebungen beschäftigt, so nahm er ebenso lebhaft Theil. Wie wurde im Sommer in den malerischen Seen der Umgebung Hirschholms gebadet und im Winter das von ihm so hoch besungene Vergnügen des Eislaufs genossen! Dann drängten sich die Jünglinge um ihn, hörten aus seinem Munde die von aller Welt gepriesenen Dichtungen und schauten begeistert zu dem Meister auf. Der wahrhaft dichterische Zauber des Landes, die geheimnißvoll umschlossenen und verborgenen Seen, die hohen Buchenwälder und das Meer in seiner erhabenen Unendlichkeit, Alles trug dazu bei, die Phantasie der reich begabten Knaben zu nähren und den Trieb eigenen Schaffens zu wecken. Wie aber bei Klopstock selten eine Dichtung die sinnlichen Umrisse der Wirklichkeit angibt, sondern fast immer mit der kühnen Begeisterung des Sehers Gefühle der Andacht, Freude oder Trauer ausmalt, so neigten sich auch die ersten dichterischen Versuche der beiden Stolberg dieser Richtung zu. Es bestand zwischen den beiden Brüdern eine fast ideale Freundschaft, und sie, die für Beide das ganze Leben hindurch ein hohes Glück blieb, begeisterte Friedrich Leopold zu dem ersten dichterischen Erguß:

Und wir wuchsen empor, freudig wie Stauden am Bach,
Kannten früh die süßesten Freuden des Lebens, und pflückten
Jeden kleinen Genuß, der sich im Schatten verbirgt.
Ungesondert lebt' ich mit dir die Tage der Jugend;
Wenn ein Morgen uns schied, schied uns der Abend nicht mehr.
Wie, aus Einem Born, von Einem Schatten gekühlet,
Zwillingsströme sich hell stürzen vom Felsen herab,
Mit vereinter Kraft bald Tannen wälzen und Felsen,
Bald mit spiegelnder Fluth schlängeln im ruhigen Thal,
Also flossen auch uns vereint der Kindheit und Jugend
Tage; jegliche Lust theilten wir, jeglichen Schmerz!

Jeden werdenden Wunsch und jede heimliche Sorge,
Jedes Sehnen, das kein Flügel der Hoffnung noch hub,
Jeden ahnenden Trieb, eh' Selbstbewußtsein ihn wiegte,
Fühlten beide zugleich in der innersten Brust.

Es lag im Geiste der Zeit, lebhafte Gefühle zu haben und zu äußern. Einst las Klopstock seine Hermannsschlacht, ehe sie gedruckt war, den beiden jungen Freunden vor. Bei einer ausgezeichneten Stelle fängt Friedrich Leopold an zu weinen und „drückt schweigend und voll freudigen Grimmes dem Barden die Hand." — „Jüngling," antwortete der Dichter, der in der Hitze des Vorlesens war, „dieß Lob reizt mich mehr als Deutschlands Lob," und er weinte auch.

Gewiß lag in dem überschwenglichen Idealismus Gefahr für die beiden ohnehin zu Schwärmerei neigenden Jünglinge; es war aber unmöglich, daß sie, deren natürliche Empfindung für alles Hohe und Edle noch reiner und stärker als bei anderen Menschen war, von dem Geiste ihres Jahrhunderts nicht berührt werden sollten. In all' ihren Dichtungen, in den Verhältnissen, die sie mit der Außenwelt verbanden, spricht sich eine Weichheit des Gefühls aus, die man heutzutage kaum recht männlich finden wird. Dennoch that dieß ihrem durchaus männlichen und festen Charakter keinen Eintrag, und das Befremdende für uns liegt eben gerade in dem Aufwand von Worten, womit man sich gegenseitig immer von Neuem der unwandelbarsten Liebe und Zuneigung versicherte.

Das Freundschaftsverhältniß mit der Familie Bernstorff wurde durch die Vermählung des jungen Grafen Bernstorff mit der Gräfin Henriette Friederike v. Stolberg im Jahre 1763 noch fester. Zwei Jahre später schloß der alte Graf Stolberg sein thätiges, für Viele segensreiches Leben. Er

ſtarb zu Aachen in den Armen von Clauswitz, der ihn zum Gebrauche der Bäder dorthin begleitet hatte.

Trotz ihrem tiefen, nachhaltigen Schmerz unterzog ſich die zurückgelaſſene Wittwe muthig ihrer ſchweren Aufgabe, der Leitung ihrer talentvollen Kinder. Zuerſt vertauſchte ſie ihr großes Haus mit einem von der Hauptſtadt entfernteren kleinen Gute Rongſtet. Ihr Schwiegerſohn, deſſen Vater, vor allen Klopſtock ſtanden ihr mit Rath und That zur Seite, und die beiden Söhne berechtigten, als ſie im Anfang des Sommers 1770 das elterliche Haus verließen, zu den ſchönſten Hoffnungen. Clauswitz begleitete die jungen Grafen auf der Reiſe durch Deutſchland nach der Univerſität Halle, wo ſie ihre höhere wiſſenſchaftliche Bildung vollenden wollten. Die Lehrſtühle der Univerſität waren jedoch gerade in dieſen Jahren von minder bedeutenden Perſönlichkeiten beſetzt, und die philoſophiſchen und juriſtiſchen Vorträge mögen den beiden lebhaften jungen Leuten wohl nicht recht behagt haben. Sie ſuchten ſich darüber durch launige Gedichte einigermaßen ſchadlos zu halten und widmeten ſich zu Hauſe mehr als je dem claſſiſchen Alterthum und mit großem Eifer den neuern Sprachen. Dazwiſchen wurde ein lebhafter Briefwechſel mit der Mutter und den Schweſtern unterhalten und durch die regſte Theilnahme an den allſeitigen Intereſſen das Gefühl der Trennung ſo viel als möglich erleichtert.

Der Gemahl Henriettens, Graf Bernſtorff, wurde wie ſein um den däniſchen Staat ſo ſehr verdienter Onkel in Folge unwürdiger Intriguen aus däniſchen Dienſten entlaſſen und zog nach Hamburg. Die Gräfin Stolberg wünſchte in der Nähe ihrer Tochter zu bleiben und verlegte deßhalb ihren Wohnſitz nach Altona. Klopſtock folgte nach Hamburg, und der Kreis, den die beiden jungen Gra-

fen bei ihrem Ferienaufenthalt (1771) antrafen, wurde durch immer neue, anregende Elemente belebt. Der gelehrte Schönborn blieb von da an ein von der ganzen Familie besonders geehrter Freund. Andere, wie Hensler und Mumsen, schlossen sich ihm an, und am heitersten wurde der Ton der Unterhaltung, wenn der Wandsbecker Bote, Claudius, erschien und gemeinschaftliche Heimathsklänge aus Seeland weckte.

Die Universität Göttingen, welche die Jünglinge im Jahr 1772 bezogen, bot für ihre ästhetischen und dichterischen Neigungen viel mehr Befriedigung als Halle. Eine Menge gleichgesinnter und begabter Jünglinge, Boie, Gotter, Bürger, Hölty, Frd. Hahn, Frd. Cramer, ein Jugendfreund der Stolberge, später auch Voß studirten, dichteten und lebten in zwangloſem Verkehr für und miteinander. Sonntag Nachmittags versammelten sie sich abwechselnd bei Einem, dann wurden die Erzeugnisse der Muse vorgelesen und beurtheilt, und eines Abends, als ein herrlicher Sonnenuntergang die Gesellschaft noch spät zu einem Spaziergang in ein nahes Dorf veranlaßt hatte, und die Gemüther sich besonders erregt fühlten, wurde der berühmte Hainbund geschlossen. Die jungen Dichter schworen sich unter einer mächtigen Eiche, auf die der Vollmond sein bleiches Licht ausgoß, den Bund ewiger unverbrüchlicher Freundschaft. Die größte Aufrichtigkeit im Urtheil über die gegenseitigen Leistungen wurde feierlich gelobt, die schon eingeführten wöchentlichen Versammlungen sollten streng eingehalten werden, und Voß wurde durch das Loos zum Aeltesten erwählt. In feierlicher Stimmung wurden die Hüte mit Eichenlaub bekränzt, die jungen Leute faßten sich an den Händen, tanzten um die Eiche und riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen an, daß es ihnen mit

dem Streben gegenseitiger Vervollkommnung Ernst sei. Der Jahrestag des Bundes, der 12. September, sollte von nun an jedes Jahr festlich begangen werden.

Welche Sympathien öffneten sich hier den beiden Grafen, welche Ende October 1772 mit Clauswitz in Göttingen eintrafen. Sie trugen den neuen Freunden ausgezeichnete Stellen des noch ungedruckten letzten Theiles der Messiade vor und spannten dadurch die Erwartung aller Verehrer Klopstocks auf das Höchste. Ihre eigene Persönlichkeit, die Art und Weise ihres Verkehrs hatte für alle Angehörigen des Hainbundes etwas ungemein Anziehendes. „Die Grafen Stolberg," schrieb Voß an einen Freund, „ach! welche Leute sind das! Es ist an sich ungewöhnlich, Leute von mittelmäßigem Geschmack nur unter den französirenden Großen und Landsassen zu finden; aber Leute von der feinsten Empfindung, dem edelsten Herzen, voll Vaterland und Gott, den vortrefflichsten Talenten zur Dichtkunst, und ohne den kleinen Stolz — kurz Leute, die Klopstock schätzt und liebt, in diesem Stande zu finden, das ist ein großer Fund, denke ich." — Besonders fühlte sich Voß von Friedrich Leopold angezogen: „Nicht darauf bin ich stolz", schrieb er, „daß ein Graf mich liebt, nein, darauf, daß ein Deutscher, ein Biedermann, ein Dichter, ein Freund Klopstocks mich werth achtet."

Die Jurisprudenz wollte den beiden Grafen, trotzdem sie an G. L. Böhmer und Stephan Pütter ausgezeichnete Vertreter hatte, auch in Göttingen nicht besonders gefallen. Schließlich gaben sie diese Collegien ganz auf und widmeten sich mit wahrem Feuereifer dem Studium des Griechischen. Der Traum seiner Knabenzeit, Griechisch zu lernen, um den Homer zu übersetzen, trat wieder vor die Seele Friedrich Leopolds. In seinen Dichtungen aus dieser Zeit:

„die Freiheit," „der Genius," „die Natur" spiegelten sich die Ideale, welche ihn und seine Freunde beschäftigten. „Er war," wie Voß von ihm sagte, „so voller Feuer, Tugend und Deutschland, daß Eifersucht bei Einem entstehen könnte."

Doch auch diese herrliche, für alle Theilhaber so genußreiche Zeit erreichte ihr Ende, und nichts gibt ein so treues Bild der Betrübniß über das Scheiden der Stolberge und die allgemeine Gefühlsrichtung ihrer Freunde, als eine Schilderung, die Voß von dem letzten Abschiede gab.

„Der 12. September war der Trennungstag von den Grafen Stolberg und ihrem vortrefflichen Hofmeister Clauswitz. Den Sonnabend waren wir bei Boie versammelt. Der ganze Nachmittag und der Abend waren noch so ziemlich heiter, bisweilen etwas stiller als gewöhnlich; Einigen sah man geheime Thränen des Herzens an. Des jüngsten Grafen Gesicht war fürchterlich. Er wollte heiter sein, und jede Miene, jeder Ausdruck war Melancholie. Wir sprachen indeß noch Vieles von unserm künftigen Briefwechsel, von Jedes vermuthlicher Bestimmung, von Mitteln, wie wir einmal wieder zusammenkommen könnten, und dergleichen bittersüße Gespräche mehr. Unser Trost war noch immer der folgende Abend; aber bloß die Nacht blieb ihnen und uns übrig. Wir waren schon um 10 Uhr auf meiner Stube versammelt und warteten .... Es war schon Mitternacht, als die Stolberge kamen. Aber die schrecklichen drei Stunden, die wir noch in der Nacht beisammen waren, wer kann die beschreiben? Jeder wollte den Andern aufheitern, und daraus entstand eine solche Mischung von Trauer und verstellter Freude, die dem Unsinn nahe kam. Der älteste Miller und Hahn (von mir weiß ich's nicht)

fanden in jedem Wort etwas Komisches, man lachte und die Thräne stand im Auge. Jetzt wollten wir durch Gesang die Traurigkeit zerstreuen; wir wählten Millers Abschiedslied auf Esmarchs Abreise, das wir auf die Grafen verändert hatten. Hier war nun alle Verstellung, alles Zurückhalten vergebens; die Thränen strömten und die Stimmen blieben nach und nach aus. Millers deutsches Trinklied machte uns darauf etwas ruhiger, und dann ward noch ein Trinklied von mir gesungen. Das Gespräch fing wieder an. Wir fragten zehnmal gefragte Dinge, wir schwuren uns ewige Freundschaft, umarmten uns, gaben Aufträge an Klopstock. Jetzt schlug es drei Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir suchten uns wehmüthiger zu machen und sangen von Neuem das Abschiedslied, und sangen's mit Mühe zu Ende. Es war ein lautes Weinen. — Nach einer fürchterlichen Stille stand Clauswitz auf: „Nun, meine Kinder, es ist Zeit!" — Ich flog auf ihn zu und weiß nicht mehr, was ich that. Miller riß den Grafen an ein Fenster und zeigte ihm einen Stern. — Wie ich Clauswitz losließ, waren die Grafen weg. Einige waren mit ihnen die Treppe hinuntergelaufen. Sie hatten sich aber losgerissen."

Man muß gestehen, die Sturm- und Drangperiode unserer Literatur hatte sich nach diesem Vossischen Brief der Göttinger Dichter bereits bemächtigt. Die Freude lautet fast grimmig und der Schmerz in so verschwommenen Gemüthswallungen macht, weil er ohne tiefern sittlichen Grund so heftig auftritt, jetzt einen fast komischen Eindruck.

Während des Aufenthaltes der Brüder in Göttingen hatten sich ihre häuslichen Verhältnisse wieder verändert. Ihr Schwager war mit allen Ehren an den dänischen Hof zurückberufen, und zu ihm nach Kopenhagen begaben sich jetzt die

Jünglinge, nachdem sie ihre Mutter in Altona abgeholt hatten. Die Familie lebte nun wieder vereint im Hause des Grafen Bernstorff. Christian und Friedrich Leopold setzten mit großem Eifer ihre Studien fort und genossen den Einfluß, den ein sittlich und geistig so bedeutender Mann wie Graf Bernstorff immer auf seine Umgebung ausübt. Leider wurde das Glück des Zusammenlebens der Familie bald durch den Tod der Mutter zerstört. Die Gräfin Stolberg starb am 22. December 1773, von Allen beweint und betrauert, die ihr je nahegestanden. Das Vermächtniß der Mutter an die Kinder, das man nach ihrem Tode in ihrem Schreibtische fand, lautete: „An meine Kinder! Haltet euch an den Heiland, an sein Verdienst, an sein treues Herz; und habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. Alles dieß vergeht und ist wie Staub. Nichts hält im Leben und im Sterben mit uns aus als Jesu Blut, Gottes Gnade, die Bekanntschaft und Freundschaft mit ihm. Diese suchet, und ruhet nicht, bis ihr diese habt; und dann haltet euch fest daran; sie hilft durch, bis wir bei ihm sind. O bleibe Keines, Keines zurück. Ich werde mich stets nach euch umsehen, und euch entgegeneilen mit offenen Armen, wenn ihr mir nachkommt. O wachet und betet!" — Und die Kinder der edlen Frau haben das Vermächtniß hoch gehalten ihr ganzes Leben lang! Auch die Trennung von Clauswitz, der eine lange Reihe von Jahren Hausgenosse und verehrter Lehrer in der Familie Stolberg war, ging den Brüdern nahe. Doch ihre Erziehung durfte als abgeschlossen betrachtet werden, und Clauswitz nahm eine Stelle bei der deutschen Kanzlei in Kopenhagen an.

Im Frühling des Jahres 1775 sollte ein langgenährter Wunsch der beiden Grafen, die Schweiz zu bereisen, in

Erfüllung gehen. Gleichzeitig sollte diese Reise den Trennungsschmerz von der ersten Liebe Friedrich Leopolds besänftigen. Er selbst wünschte das herrliche Freundschaftsverhältniß, welches zwischen ihm und einer Engländerin bestand, und welches er in dem Gedichte „Stimmen der Liebe" verewigte, wieder zu lösen. Sie war eben bei näherer Bekanntschaft nicht das Ideal, welches er in schwärmerischer Begeisterung in ihr gesehen hatte. In Frankfurt sollten die Grafen Stolberg einen Baron von Haugwitz treffen, mit dem sie in Göttingen sehr befreundet gewesen; zugleich sollten sie dort auch die persönliche Bekanntschaft mit Goethe machen, der bereits seit einem Jahre, durch den Göttinger „Musen-Almanach" veranlaßt, in lebhaftem Briefwechsel mit ihnen und ihrer Schwester Auguste stand. „Ach Gott, Ihre Brüder kommen, unsere Brüder zu mir!" so schrieb Goethe an Gräfin Auguste. „Welch' ein lieber Brief von Euch dreien!" Und der Aufenthalt in Frankfurt, der Verkehr im Goethe'schen Hause, wo besonders „die Frau Rath" sich den Gästen ihres Sohnes in ihrer geraden, tüchtigen Art und echten Gastfreundschaft hingab, war wirklich für Jeden aus dem Kreise eine wahre Herzensfreude. Zuletzt schlugen die Grafen Goethen vor, sie auf ihrer Reise in die Schweiz zu begleiten. Er ging mit Freuden darauf ein, denn auch ihm lag daran zu versuchen, ob er sich von den Fesseln, in denen seine vielbesungene Lili ihn gefangen hielt, losreißen könne.

So reisten sie denn zuerst nach Darmstadt, wo die Stolberge durch Goethe die Bekanntschaft Mercks machten, und sich bei Hofe vorstellen ließen. Goethe schrieb an Gräfin Auguste über den Eindruck der Reise als Gegengift seiner Liebe: „Mir war's in all' dem wie einer Ratte, die Gift gefressen hat, sie läuft in alle Löcher, schlürft alle

Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare, das ihr in den Weg kommt, und ihr Innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer . . ." Stolberg, der auf dem Wege von Darmstadt nach Mannheim Goethen sein Liebesleid klagte, konnte auch nicht so schnell darüber Herr werden. In Karlsruhe trafen die vier Reisenden Klopstock, verließen ihn jedoch nach kurzer Rast und kamen, nachdem sie den Rheinfall bei Schaffhausen bewundert hatten, in Zürich an, wo ein kleiner Halt gemacht wurde. Mit Lavater, den sie schon aus der Ferne verehrt hatten, knüpfte sich in diesen wenigen Tagen eine Freundschaft, die das ganze Leben dauerte. „Die Stolberge sind unbeschreibliche Menschen," schreibt derselbe an Herder, „so viel poetisches Gefühl, Genie, Geschmack und so viel simple, naive Menschlichkeit! . . . Und nun habe ich vom Auffallendsten (an Frd. Leop.) nichts gesagt! nichts von der edlen, von aller Affectation reinen Simplicität! nichts von der Kindheit des Herzens! nichts von dem gänzlichen Nichtgefühle seines äußerlichen Adels! nichts von der unaussprechlichen Bonhommie, mit welcher er Warnung und Tadel, sogar Vorwürfe annimmt und duldet!"

Goethe trennte sich in Zürich von seinen Gefährten, und die Grafen Stolberg und Haugwitz gingen weiter nach Bern, wo der Anblick des Rüsthauses Friedrich Leopold zu dem Lied: „Das Herz im Leibe thut mir weh", begeisterte. Eigentlich wurde erst jetzt die großartige Natur der Schweiz so recht von Herzen genossen. Die Reisenden bestiegen zu Fuße die steilsten Punkte der Alpen, ruhten auf grünen Matten je nach Bedürfniß und nahmen ihre einfachen Mahlzeiten bei den harmlosen Hirten, die sie in den malerisch gelegenen Sennhütten trafen. Ueber den St. Gotthard ging's nach Graubünden, dann durch die italie-

nischen Theile der Schweiz an den Luganersee und den Lago maggiore, nach Piemont, Savoyen und Genf. In Vevay brachten sie Ende October herrliche Tage der Weinlese zu. In Zürich nahmen sie auf der Rückreise Abschied von Lavater; noch einmal weilte Friedrich Leopold an dem Rheinfall in Schaffhausen, dessen erhabener Anblick ihn mächtig erregte, dann ging's über Ulm, wo sie den alten Hainbundsgenossen Miller besuchten, nach Weimar, wo sie sich mit Goethe wieder treffen wollten. Weimar bot den jungen Grafen viele und nachhaltige Freuden. Der Herzog Carl August empfing sie auf das Freundlichste und wünschte dringend, daß Friedrich Leopold in weimarische Staatsdienste treten möge. Goethe, Wieland und Andere, welche ihren dauernden Aufenthalt in Weimar genommen hatten, fühlten sich durch die Geistesverwandtschaft, welche sich zwischen ihnen und den Grafen Stolberg bald fühlbar machte, auf das Lebhafteste angeregt, und alle wünschten dringend, daß Friedrich Leopold bleiben möge.

In der That trat er nach seiner Rückkehr von Kopenhagen aus mit dem weimarischen Hof dieserhalb in Unterhandlung und nahm den Ruf für den darauffolgenden Herbst an. Klopstock aber trat als väterlicher Freund dazwischen, führte einen Briefwechsel mit Goethe, der ihm fast dessen Freundschaft kostete, und schloß seine letzten Bemühungen in dieser Angelegenheit mit den Worten: „Graf Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr, wenn er sich selber hört." Friedrich Leopold kam nicht und schrieb später selbst darüber, wie er das Hofleben in Weimar nicht lange hätte aushalten können. Das Leben Goethe's, dichtend und spielend in ununterbrochenen geistigen und körperlichen Genüssen seine Tage zu verbringen, paßte nicht für Friedrich Leopold, der von früh an ein Bedürfniß der Arbeit in sich trug.

II.

Es war um die Mitte des Januar 1776, als die Brüder nach ihrer großen Reise in Kopenhagen von den übrigen Mitgliedern der Familie freudigst begrüßt wurden. Viel wurde erzählt und mancher lange Winterabend durch die anziehenden Schilderungen der Reisenden verkürzt. Im Innern der beiden jungen Leute regte sich aber jetzt unwiderstehlich der Wunsch nach einem geeigneten Wirkungskreis, wo die herangereifte männliche Kraft und die bis zu einem gewissen Abschluß gediehenen Studien ihre Verwendung im Leben finden konnten.

Zuerst trat Friedrich Leopold in die Dienste des Herzogs von Oldenburg, der zugleich Fürstbischof von Lübeck war und in Eutin Hof hielt. Stolberg hatte zu Eutin den Titel eines Oberschenken und wurde noch in demselben Jahre als Gesandter nach Dänemark geschickt. Bei diesem kurzen Aufenthalt zu Eutin im Jahre 1776 traf er zuerst mit seinem künftigen Gebieter und fürstlichen Freunde, dem Prinzen Peter von Oldenburg zusammen.

Der Prinz Peter von Holstein Gottorp war ein Neffe des regierenden Herzogs von Oldenburg und wurde von diesem zur Nachfolge ausersehen, weil dessen eigener Sohn dem Irrsinne verfallen war. Er war „ein Mann von Geist, von aufgewecktem Verstand und wohlwollender Gesinnung.“ Zwischen ihm und Friedrich Leopold gestaltete sich allmählich eine echte Männerfreundschaft in des Wortes edelster Bedeutung. Merkwürdig ähnliche Lebensschicksale und vereintes Streben, das kleine Ländchen Eutin zu heben und zu fördern, führte die beiden Männer in Arbeit und Genuß, in Freude und in Leid zusammen.

Für die Poesie war Stolbergs Aufenthalt in Kopenhagen sehr fruchtbar. Außer lyrischen Gedichten, die ihm seine Liebe zur Natur eingab, trieb er viel Griechisch und begann die Ilias in Hexametern zu übersetzen. Einzelne Theile davon schickte er an seinen Göttinger Freund Boie, der damals „das deutsche Museum" herausgab. „O wie klein," schrieb er dabei, „ist mir Alles in der Welt, nun da ich lebe und webe in homerischen Ideen! Wenn Sie über mich urtheilen hören oder lesen, was Männer von meiner Ilias sagen, so theilen Sie mir's mit. Ich lebe hier abgeschnitten und muß immer der Aristarch meiner eigenen Muse sein, das will nicht frommen."

Der Dichter Bürger trat bald darauf mit seinen Uebersetzungen aus dem Griechischen in einen poetischen Wettkampf ein. Stolberg sang ihm entgegen:

„Laß uns beide das heilige Lied des göttlichen Greises
Unserm Volke singen; wir lieben den Göttlichen beide."

Um persönlichen Ruhm war es ihm hier so wenig wie bei andern Gelegenheiten zu thun. Stolberg hielt immer den Kern der Dinge, das Streben nach möglichster Vollendung der begonnenen Arbeit, im Auge. Ob dieser Grad der Vollkommenheit durch ihn selbst oder durch Andere erreicht wurde, war ihm von untergeordneter Bedeutung. Ebenso verschmähte er einen Lohn in Geld für freie Geistesarbeit und schenkte die Manuscripte seiner Dichtungen und wissenschaftlichen Arbeiten an Freunde, ohne eine andere Gabe als 50 Freiexemplare dafür anzunehmen.

Vielerlei lyrische Gedichte aus den Jahren seines Aufenthaltes zu Eutin zeigen, wie lebhaft seine Empfänglichkeit für Natur-Eindrücke geblieben war. Dabei schien es ihm stets, als ob seine Sprache der Tiefe seiner Empfindung

nicht gleichkomme: „Was sind Beschreibungen der größten Dichter gegen das Wort der lebendigen Natur, gegen den Hauch Gottes!“ — „Das Herz kränkelt in der Stadt. Mit geschwächten Geistes- und Leibeskräften verlasse ich jeden Frühling die Stadt, schöpfe aus der Fülle Gottes in der Natur und freue mich meiner jährlichen Genesung. Wie die Ameise für den Winter Körner einsammelt, so sammle ich Naturideen ein für das Stadtleben. Du verläßt mich nicht in der Stadt, süße Erinnerung des gehabten Genusses; du besuchst mich, drängst dich durch den Taumel der Welt zu mir und stärkst mich, wenn ich um Mitternacht, nach getragener Last und Hitze des Stadtzwangs, mein Fenster öffne, und dann mich begrüßt der sanfte Mond und die rollenden Sphären.“

In den folgenden Jahren verlegte sich Friedrich Leopold mehr auf Balladen, und mehrere unter ihnen, wie „Graf Gleichen“ und „Ritter Bayard“, sind dem Herzen des deutschen Volkes theuer geworden.

Graf Christian wurde 1777 zum Amtmann von Tremsbüttel ernannt und vermählte sich mit der Gräfin Louise von Reventlow, die bald von der ganzen Familie wie eine der geliebtesten Schwestern angesehen wurde. Für Friedrich Leopold gab es bei aller Freude über dieß Ereigniß, welches seinen Bruder so sehr beglückte, doch auch den Schmerz der Trennung:

„Ach, nun sind wir getrennt, zwar bringt der Frühling dich wieder,
Aber im saufigen Baum rauschet noch herbstliches Laub.“

Der Frühling 1779 aber brachte ein wirklich sehr frohes Wiedersehen von alten und neuen Freunden, welches auf dem Wohnsitze der Neuvermählten gefeiert wurde. Friedrich Leopold war auf einer Reise nach Deutschland

begriffen und traf bei seinem Bruder in Tremsbüttel mit Klopstock und Claudius zusammen. Voß, der sich mittlerweile mit Ernestine Boie vermählt hatte, kam auch dazu, und bei einem kurzen Aufenthalte der Grafen Stolberg in Hamburg machten dieselben auch die Bekanntschaft der Schriftstellerin Sophie von Laroche. Endlich führte der Sommer Friedrich Leopold mit seiner Schwägerin und zwei Schwestern nach Pyrmont. Trotz all' dieser Reisen und Zerstreuungen bewiesen indessen die noch in demselben Jahre erfolgte erste Gesammt-Ausgabe seiner und seines Bruders Gedichte, die Fortsetzung seiner homerischen Uebersetzung und manche wissenschaftlichen Beiträge zum Almanach, wie unermüdlich er im Schaffen war.

Die Herbst- und Wintermonate, welche Friedrich Leopold wieder in Kopenhagen verlebte, brachten ihm manche traurige Stunde durch die schmerzhafte Krankheit und den Tod der von ihm hochverehrten Gräfin Emilia Schimmelmann. In einem an den Gatten der Gräfin gerichteten Gedichte, „Das Leben", sucht sein Schmerz um die geliebte Todte Ausdruck; in einem andern, das bald darauf folgte, „Die Gestirne", spricht sich die Hoffnung auf ein dereinstiges frohes Wiedersehen aus.

Voß wünschte für die zweite Ausgabe der Ilias eine sorgfältige Vergleichung des Originals und bat Stolberg darum. Es lag aber nicht in dessen Art, mühsam hin- und herzuwenden, zu feilen und zu verbessern, und er war der Ansicht, daß „wer des Geistes, der die Uebersetzung beseele, gewahr werde, der kleinen Fehler nicht achte."

In dem geselligen Kreis, worin Friedrich Leopold in und bei Kopenhagen lebte, war Niebuhr eine für ihn ungemein anziehende Persönlichkeit. Die weiten und tiefen Blicke, welche dieser bedeutende Staatsmann ihm in die

verwickelten menschlichen und staatlichen Angelegenheiten eröffnete, das Gefühl der Verantwortung über die eigene Führung der Staatsgeschäfte, welches bei der strengen Gewissenhaftigkeit des Grafen ihn keine Sache leicht nehmen ließ, gaben jetzt seinem Aeußern und seinem Charakter den ganzen Ernst des Mannes. Mit scharfem Auge beobachtete er Menschen und Ereignisse und verarbeitete in einsamen, der Denkarbeit bestimmten Stunden die empfangenen Eindrücke. Von frühester Jugend an war ihm das Göttliche in Menschen und Dingen immer als das Wichtigste erschienen, und so kam er schon jetzt über Verschiedenes, was ihm in seiner Kirche nicht zulässig schien, in religiöse Zweifel. — „Auch mir scheint," schrieb er an seinen Bruder, „in unsern verderbten Zeiten nichts verderblicher als die Bemühungen unserer Theologen, den heiligen Schleier zu heben, den Gott über sich und Vieles in der Religion verbreitet hat. Wenn sie vollends, wie jetzt viele der Angesehensten unter ihnen, die Hauptlehren, das angeborene Verderben, die Gottheit Christi und seine Versöhnung, leugnen, so halte ich's für Frevel, sie Christen zu nennen, und begreife nicht, warum ich nicht viel lieber mich mit unsern Brüdern, den Katholiken, verbinden, als mit diesen Kirchenräubern eine Gemeinde ausmachen soll." — „Meine Seele, die sich selbst nicht begreift, die voll Verwunderung in ihrem irdischen Hause auf und ab wallet und sich des ihrigen wundert, soll sich gleich orientiren im Wesen der Gottheit!"

Wie Stolberg neben diesen ernsten Betrachtungen auch solche anstellte, die seine Muse eingab, zeigen Aufsätze: „Vom Dichten und Darstellen", „Ueber die Ruhe nach dem Genuß und über den Zustand des Dichters in dieser Ruhe", und „Ueber die Begeisterung". „Die Darstellung

gibt dem Dichter das Pfand seiner Größe, zeigt ihm, daß er das vermag, was Andern unmöglich ist," so heißt es unter Anderm in dem ersten dieser Aufsätze, dann weiter: „Der Dichtende senkt sich zur Darstellung herab, um andere Menschen zu heben. Gleich dem Adler wird er sichtbar, wenn er sich senkt. Die Darstellung macht den Dichter mit den Erscheinungen seines Geistes vertrauter. Wenn sie sich oft zu ihm herabgelassen haben, so heben sie ihn auch öfter und auf längere Zeit zu sich hinauf."

„Selbst das göttlichste Gedicht ist nur ein Nachbild von den Zügen des Urbilds, welches die Begeisterung mit glühendem Pinsel in die Seele des Dichtenden hinwarf. Ihm schenkt sie das Original; er gibt nur die Uebersetzung, eine Uebersetzung, welche weniger als andere das Original erreicht."

„Ein Geschenk gibt die Natur jedem Begeisterten, aber nur ihm, und ihm nur auf Augenblicke. Ich meine den schnellen Blick, welcher dem Begeisterten richtige Verhältnisse zeigt, ehe er sie berechnen kann, die schöpferische Kraft, welche idealische Welten schafft und zerstört —, Ahnungen von Ideen, von Wahrheiten, von Empfindungen, die außer dem Gesichtskreise des gewöhnlichen Zustandes der Menschen liegen."

In einem weit angelegten Epos, „Die Zukunft", dessen Anfänge ebenfalls in diese Jahre fallen, spricht sich Stolberg über politische, historische und menschliche Verhältnisse aller Art aus. Das Gedicht ist Fragment geblieben, trotzdem einzelne Gesänge desselben bei seinen Freunden viel Anklang und Bewunderung fanden.

Im Sommer 1781 begegnete Friedrich Leopold am Eutinischen Hofe des Fürstbischofs von Lübeck seiner zukünftigen Gemahlin. Agnes von Witzleben war früh Waise

geworden und wurde bald nach ihrer Confirmation zur Hofdame ernannt. Sie lebte in Eutin unter besonderm Schutze einer nahen Verwandten, welche das Amt der Oberhofmeisterin bekleidete.

In den Briefen, welche Friedrich Leopold an seine Schwestern schrieb, findet die anziehende Erscheinung, das edle Herz und der feine Verstand der jungen Comtesse vielfach Erwähnung. Den darauffolgenden kleinen Neckereien seiner Schwester Katharina antwortete er: „Die kleine Witzleben war im Anfang sehr und den ganzen Tag etwas embarrassirt, blöde, beinahe scheu, aber doch, wenn sie nicht Augen fürchtete, sehr freundlich und gut .... Liebes Käthchen, ich stehe am Rubicon, und ob ich ihn passire, ist eine große Frage. Vielleicht wandle ich eine Weile an seinen Ufern, freue mich der Aussicht des Stromes und der Sicherheit des Gestades, und nahe mich ihm just genug, um — zu angeln."

Im November schreibt Stolberg als glücklicher Bräutigam an seine Schwägerin Louise: „Mich verlangt herzlich, sie mit Dir und unsern Schwestern bekannt zu machen. Es ist ein süßes Mädchen; so sehr Natur, daß die meisten Männer sie würden bilden wollen. Ich aber ehre und liebe die Spuren meines Gottes im Walde, im Strom und im Mädchen, und werde da keine Schneiderscheeren ansetzen, um Hecken zu schneiden, wo der freundliche Busch mir Schatten und Kühlung und Nachtigallentöne anbietet."

Am 11. Juni 1782, gerade ein Jahr nach der Trauung seines fürstlichen Freundes mit der lieblichen Prinzessin Friederike von Würtemberg-Mömpelgard, fand Stolbergs Hochzeit auf dem fürstbischöflichen Schlosse zu Eutin statt.

Von allen Seiten sandten die Freunde Dichtergrüße zu diesem Tage; vor Allen Voß und Ebert, der langjährige

Freund Klopstocks und der Stolberge. Letzterer sang unter Anderem:

„Ja, dich erwarten alle Freuden
Des Mann's, dem Gott ein Weib beschert;
Du sollst ihn nun nicht mehr beneiden,
Du selber wirst beneidenswerth."

Leider folgte dem freudigen Ereigniß bald ein trauriges. Die Gräfin Bernstorff, Stolbergs älteste Schwester, starb bald nach Friedrichs Vermählung, und es that diesem sehr leid, daß er zu dieser Zeit nicht mit den übrigen Mitgliedern der Familie leben konnte. „Auch der Strom der Empfindung," schreibt er an seine Schwester Katharina, „würde zwischen bessern Ufern gleiten, wenn wir immer alle beisammen wären, denn die augenblickliche bessere Empfindung des Einen würde den Andern oft stimmen; des Einen Zuruf würde Feldgeschrei Aller werden zum Kampf des Duldens und Harrens, zur Selbstverleugnung und Freude über die Wonne der Unsern, welche auch einst duldeten und harrten. Leiden und sich selbst verleugnen ist doch einmal hienieden unsere schwerste Kunst, und das mit Recht, denn dort oben wird sie nicht mehr gelehrt."

Der Aufenthalt in Eutin wurde Friedrich Leopold noch angenehmer, als es ihm gelang, seinem Freunde Voß die Stelle des Rectors an der Gelehrtenschule in Eutin zu verschaffen. Nun wurden die alten Hainbundstage unter Zuziehung von Agnes und Erneſtinen wieder hervorgerufen. Stolberg arbeitete an einer Uebersetzung des Aeschylus und kam oft Abends mit der noch ganz frischen Schrift in das Rectorhaus, wo dann mit altem Ernst und alter Aufrichtigkeit das Urtheil gefällt wurde. Agnes wurde bei Hofe zuweilen mit ihrem gelehrten Mann geneckt, aber sie befand sich ganz wohl bei den gelehrten Unterhaltungen,

und oft gab gerade ihr frisches, unbefangenes Urtheil denselben einen besondern Reiz.

Auf die Dauer konnte jedoch das Hofleben Stolberg so wenig wie seiner Agnes behagen, besonders da die damit verbundene Einnahme die Ausgaben nicht deckte. Der Herzog von Oldenburg ging auf des Grafen Wünsche ein und dachte ihm die Amtmannstelle in Neuenburg zu. Ehe aber das dortige Amtshaus mit den nöthigen baulichen Reparaturen in Stand gesetzt war, machte Friedrich Leopolds Gesundheit ein Unterbrechen seiner Thätigkeit nöthig. Im Juni 1783 reiste er mit seiner Gattin nach Tremsbüttel, in dessen Nähe sich allmählich die ganze Familie zusammenfand. Auch Graf Bernstorff weilte zu seiner Erholung auf seinem nahegelegenen Gute und vermählte sich hier mit der bei Goethe's Verkehr erwähnten Gräfin Auguste von Stolberg.

Am 30. Juli wurde Friedrich Leopolds ältester Sohn, Christian Ernst, geboren. Graf Stolberg hatte in freudigem Vorgefühle einen „Rundgesang nach der Geburt eines Knaben" gedichtet und war überglücklich. Den folgenden ganzen Winter lebte er nur der Familie und den Wissenschaften. Er freute sich an seinem Sohn, las mit Agnes Thomson, mit seiner Schwägerin Louise, die fast männliche Studien betrieb, den Virgil und nahm Theil an den Uebersetzungen des Sophokles, die sein Bruder betrieb. Einiges Aufsehen machten um diese Zeit seine im vergangenen Winter herausgegebenen satirischen Jamben, worin er ohne Scheu die Schwächen der Dichter, Gelehrten und Hofleute geißelte. Ueberall tritt jedoch dazwischen der eigene Durst des Dichters nach Wahrheit vor:

„Wie nach dem Quell das müde Reh sich sehnt,
Wie nach der Mutter ein verirrtes Kind,

So sehnt nach Wahrheit sich der Mensch, wofe
Sein Geist gesund in reinem Herzen blieb."

Im folgenden Mai mußte Friedrich Leopol
liche Anordnung eine Badekur in Karlsbad bra
begab sich von seiner Gattin, seinem Bruder
Frau begleitet dorthin. „Von böhmischen Dö
geben," schrieb er von dort, „sind wir hier in
nen Gegend, und haben den lieben Harz, Glei
Ebert, Jerusalem, Herder, Wieland und das
gesehen. Gleim, Herder und das Erzgebirge sind
sehr geliebte Freunde, die andern aber sind mir
dersehen noch theuerer geworden, als sie scho
Auf der Rückreise wurde in Weimar Halt gemac
erwähnt die Freuden dieser Tage und schildert
Gattin: „Ich habe mich in den blühendsten, schön
der Gräfin Agnes Stolberg an ihrer anmuthig
wart erfreut und ein Wesen an ihr gekannt, vor
bald alles Mißwillige, Mißklingende sich auflösen
den mußte. Sie wirkte nicht aus sittlichem, ve
genialem, sondern aus frei-heiterm, persönlich-ha
Uebergewicht." Einen interessanten Einblick i
Leopolds Seelenthätigkeit inmitten der geistig
gibt eine Stelle aus einem an seine Schwester
gerichteten Brief. „O des engen Nadelöhrs, nic
den Reichen, sondern für Jeden, der nicht
Reichthum, jeder Art von Gütern, auch den g
sagt! Und wie unaussprechlich schwer ist das!
das so lebhaft, daß ich mir in gewissen Auge
Kraft und Willensmacht wünschen möchte, alle me
pferde, auch das bunte Pegasus hobby-horse in
men der Verleugnung zu werfen; aber wie
ich und wie schwer sind solche Opfer."

Im Herbst kehrte die Reisegesellschaft nach Tremsbüttel zurück und von da folgte Friedrich Leopold mit Weib und Kind der dringenden Einladung Bernstorff's und seiner Gemahlin, den Winter bei ihnen in Kopenhagen zu verbringen. Eine poetische Frucht dieser Reise war das Drama „Timoleon," wenige Wochen später folgte der „Theseus." Voß, dem Graf Stolberg diese Dichtungen zugeschickt hatte, antwortete zuerst gar nicht und tadelte den kühnen Entwurf und die zu rasche Ausführung. Stolberg antwortete: „Wenn ich meinen Timoleon übereilt habe, so seien die Musen meinem Theseus gnädig, den ich in dreizehn Tagen gemacht habe! Ich kann nun einmal nicht anders arbeiten." Boie theilte Vossens Ansicht durchaus nicht. Er sprach öffentlich sein Urtheil anders aus: „Seit langer Zeit habe ich nichts gelesen, was mich so gehoben und gerührt hätte, als Stolbergs „Timoleon," und ich zähle es ohne Bedenken den wenigen Meisterstücken unserer Zeit zu." Später hielt er jedoch den Theseus für noch besser.

In der nächstfolgenden Zeit entstanden rasch nacheinander noch mehrere Dramen, theils von Friedrich Leopold allein, theils mit seinem Bruder Christian in vereinter Lust geschaffen. Der deutsche Mercur brachte darüber folgendes Urtheil: „Wer die Stolbergischen verschwisterten Musen kennt, der erwartet an diesen neuesten Proben ihrer Fruchtbarkeit, was wir an denselben wirklich gefunden haben — echten, angeborenen, an der Quelle der Natur und der griechischen Kunst genährten Dichtergenius, Reichthum an neuen, durch Gegenstand, Zeichnung und Colorit gleich anziehenden Gemälden, an feinen, kühnen und erhabenen Gedanken, an großen und herzerhebenden Gesinnungen und endlich eine originelle und beiden Dichtern, bei aller ihrer übrigen Verschiedenheit, gemeinschaftliche Diction voll Energie und Schönheit."

III.

Stolberg wollte sich eben mit Lust in sein poetisches Stillleben als Landdroste von Neuenburg versenken, als ihm, durch den plötzlichen Tod des alten Herzogs von Oldenburg veranlaßt, der Auftrag wurde, die offizielle Nachricht dieses Todesfalls und den Regierungsantritt des Herzogs Peter von Oldenburg am russischen Hofe zu melden. Das war ein harter Schlag für das glückliche junge Ehepaar. Agnes scheute sich gewaltig vor „der langen Reise in den offenen Rachen des nordischen Bären," die ihrem Manne bevorstand, aber es war nicht zu ändern. Graf Stolberg brachte seine „kleine Frau," die ihm mittlerweile noch ein Töchterchen, Marie Agnes, geboren hatte, zu seinem Bruder nach Tremsbüttel und verlebte einige Monate in der Fremde. Manche interessante Bekanntschaft, wie die mit dem Magus des Nordens, Hamann, dem Dichter Nicolay, und das Wiedersehen Klingers erfreute ihn auf dieser Reise; seine eigene Persönlichkeit entwickelte sich in der diplomatischen Stellung, die er am kaiserlichen Hofe einnahm, aber sein Herz entbehrte schmerzlich das Zusammensein mit seiner Familie, und leises Heimweh klingt durch alle seine Briefe.

In dem Schreiben, welches Herzog Peter gleichzeitig an seine Schwägerin, die russische Kaiserin, abgehen ließ, sagt er über Stolberg: „Er ist ein Mann von großem Werth. Sie wissen, daß er einer unserer elegantesten Schriftsteller ist, aber das ist sein geringstes Verdienst; ich achte und liebe ihn wegen seines Charakters. Er wird Ihnen gegenüber ganz freimüthig sein; aus Pflicht und Neigung ist er das. Ich wage es mir als eine besondere Gnade zu erbitten, daß Eure Kaiserliche Hoheit mit Ihren weisen

und einsichtsvollen Anweisungen ihn leiten möge. Er ist verschwiegen und verständig im ganzen Sinne des Worts, und wird nie Ihr Zutrauen oder irgend eine Aeußerung mißbrauchen. Im Gegentheil, Sie können ihm, als meinem Freunde, Alles anvertrauen. Er ist ein Mann, den ich nicht an der Stelle, wo er ist, zu lassen beabsichtige; sein Verdienst, seine Talente und seine Geburt bahnen ihm überallhin den Weg, wozu man ihn auch bestimmen möge."

Stolberg entledigte sich seiner Aufträge in Petersburg zu allgemeiner Zufriedenheit und freute sich unendlich auf seine Rückkehr nach Neuenburg. Selbst seine Furcht vor Actenlesen war verschwunden, und er schrieb später von dort aus an seinen Bruder: „Als Richter werde ich manchen Trost haben. Es gelang mir schon, einem Sohne zu steuern, der seine Mutter zum Concurs bringen wollte. Eine Familie zu erhalten, den Advokaten den Daumen auf's Auge zu halten, ist sehr angenehm.

Ueberlaufen werde ich täglich, oft schon früh, aber doch nicht so häufig wie Du; habe auch einen großen Vortheil vor Dir, nämlich, daß meine beiden Collegen sehr brave und geschickte Männer sind. Da ich so viele Jahre habe im gesellschaftlichen Zwang leben müssen, welcher drückender als alles Andere ist, so scheint mir die Geschäftslast auch desto leichter. Die unnützen Menschengesichter in Kopenhagen und Petersburg haben mir das Gerichtsjoch geglättet. Lieber drei Stunden Acten lesen, als in einem langweiligen Zirkel sitzen."

Auf die sogenannte gute Gesellschaft ist Stolberg überhaupt schlecht zu sprechen. Schon früher schrieb er einmal von Karlsbad aus: „Es ist doch wirklich traurig, daß fast alle Menschen so sind, daß man lieber nicht mit ihnen sprechen mag, so lange man noch anderthalb Gedanken für

sich haben kann. Männer und Weiber hängen, wie schwarze Schnecken an den ersten Bäumen, im Saal. Es ist jämmerlich anzusehen, wie die mit ewiger Langweile behafteten Menschen sich versammeln, um froh zu sein. Mit wem soll man dieß Geschlecht vergleichen. Es ist doch gewiß wahr, daß der kleinstädtische Ton bürgerlicher compères und commères nicht so einförmig, so gedankenleer und dumm ist, als la conversation des hommes comme il faut, de ces dames aimables, qui font le charme d'un cercle. Von den Unterredungen gemeiner Landleute sage ich nichts. Es existirt gewiß keine Wirthsstube in Deutschland, welche nicht reicher an Witz, Fröhlichkeit und Originalität wäre, als solche Gesellschaft."

Agnes war während dieser russischen Reise ihres Gemahls bei der zu Tode erkrankten Herzogin Friederike gewesen. Es war eine traurige Zeit für sie, aber jetzt nahte ein freudiges Wiedersehen, und Stolberg trat nun wirklich sein Amt an. Er führte mit seiner Agnes und seinen Kindern in dem schön gelegenen Neuenburg ein wahrhaft idyllisches Leben. Die Ansprüche, welche die Erfüllung seiner amtlichen Pflichten an seine Zeit machte, waren gering; um so mehr wurde studirt, gelesen und in der freien Natur geschwelgt. Der Briefwechsel mit Stolbergs langjährigem Freund, v. Halem, war in diesen Jahren besonders lebhaft, ebenso mit Lavater, bei dem sich Friedrich Leopold offen über die Verschiedenheit ihrer religiösen Auffassungen aussprach. Mit Voß entstanden wegen der Iliasübersetzung neue Unterhandlungen. Stolberg hatte seine Uebersetzung der Ilias Voß geschenkt, dann übersetzte dieser dieselbe und Stolberg erkannte die Uebersetzung des Freundes als die bei weitem bessere an. Voß wünschte Vergleiche der Arbeiten, Feilen und Verbessern und wurde, als Stolberg

nicht darauf eingehen wollte, unangenehm in seinem Drängen. Zuletzt schrieb Friedrich Leopold: „Ich meinte, die homerische Sache wäre längst abgethan. Treuherzig gemeint und gesagt war alles, was ich darüber schrieb. Welcher elende Mensch wäre ich, wenn ich verlangen oder nur wünschen möchte, daß Ihre Ilias eine Handschrift für Freunde bleiben sollte. Woher, um aller Wunder willen, kommt dieß Mißverständniß, da mein Brief so deutlich war. Sie können mich nicht für falsch halten. Aber warum für so wankelmüthig und für so voll Eigenliebe? Daß Sie die Ilias übersetzen wollten und anfingen, that mir weh. Ich sagte es Ihnen und hatte es bald verwunden. Wenn, meiner Eigenliebe zu schonen, die beste Uebersetzung der Ilias unterdrückt würde, so würde mir das nicht allein sehr weh thun, sondern ich würde mich meiner schämen, und diesen Schmerz, diese Scham, so lange ein gutes Haar an mir wäre, nie verwinden."

Wenn Stolberg später homerische Stellen in seinen Schriften anführte, so waren sie immer aus der Vossischen Uebersetzung.

Der Charakter Vossens entwickelte sich unter drückenden Gesundheitsverhältnissen zu einer Reizbarkeit, die es für seine Freunde und sogar für seine eigene Frau oft schwer machte, in seiner Umgebung zu leben. Auch gegen Stolberg zeigte er sich schon jetzt bitter und ungerecht.

Der Herzog von Oldenburg hatte den schweren Kummer erleben müssen, seine heißgeliebte, junge Gemahlin zu verlieren. Stolberg gegenüber sprach er gern seinen tiefen Schmerz aus; auch Agnes liebte er als Freundin seiner verstorbenen Frau gar sehr und suchte deßhalb gerne seine Reisen so einzurichten, daß er einen kurzen Aufenthalt in der Landdrostei zu Neuenburg nehmen konnte. Diese Be-

suche setzten aber jedesmal die Frau Landdrostin in große, hausmütterliche Aufregung. Am 14. October 1788 schrieb sie an ihre Schwägerin Katharina: „Morgen kommt der Herzog und bleibt hier die Nacht. Ein Stallmeister wird in Deiner Stube schlafen, bestes Käthchen. Que vos manes ne troublent pas son sommeil! Ich bin sehr beschäftigt, darum verlangt nichts Vernünftiges von mir. Der Droste sitzt da, ungestört von meinen Sorgen, und seufzt über jedes Kücken und jede Taube, die daran muß, läßt sie sich aber doch trefflich schmecken."

Einige Tage später schrieb sie: „Gestern Nachmittag verließ uns der Herzog; es ist doch ein lieber Mann! Er war so freundschaftlich und froh; es wird uns doch schwer werden, ihn zu verlassen. Man findet unter hundert Fürsten sicher nicht einen, wie er ist, er liebt und wünscht das Gute, so sehr man es kann, und er macht das Land sehr glücklich. Er war hier recht vergnügt; nun ist mir's lieb, daß er hier gewesen ist."

Stolbergs dichterische Thätigkeit wandte sich in den idyllischen Jahren seines Neuenburger Aufenthaltes einem Roman zu, den er selbst sein Lieblingskind nannte. In einem gewissen feierlichen Ton, dem man des Autors Beschäftigung mit Plato und Sophokles anmerkt, malt er in ganz idealer Auffassung das Leben eines Inselvölkchens und kämpft in dieser Darstellung gegen die Mängel und Verwirrungen seiner Zeit. Auch in den wissenschaftlichen Aufsätzen und Urtheilen, die von ihm im „Museum" erschienen, tritt überall das kräftige Streben zu Tage, mit Schrift und Wort, soviel er nur konnte, gegen sittliche Mängel zu wirken.

Seine Gesundheit, sowie die seiner Gemahlin war in dieser Zeit oft sehr angegriffen. Mehrmals mußte er einen

Urlaub benutzen, um sich durch kleine Reisen nach Holstein oder Kopenhagen wieder zu erholen. Agnes und die Kinder begleiteten ihn, aber dieß Band, welches so ganz unauflöslich schien, sollte schon jetzt zerrissen werden. Am 15. November 1788 starb Agnes nach einer kurzen, leicht scheinenden Krankheit. Ihr Tod war das Schmerzlichste, was Stolberg treffen konnte. „Sie war mein Alles," schrieb er an Jacobi, „und dieses in Einer concentrirte Alles war unendlich viel, war vielleicht für einen armen Sterblichen zu viel, und machte mich abgöttisch. — Sie liebte mich gewiß mehr, als ich sie lieben konnte, wiewohl oder vielmehr weil sie mehr Liebe verdiente, denn ihr ganzes Wesen war himmlische Unschuld und Liebe. Aber sie liebte ihren Gott über Alles und war deßhalb so früh reif. Als sie lebte, hing ich am Leben, seitdem sie todt ist, sehne ich mich nach dem Tode mit einer Sehnsucht, von welcher ich fühle, daß sie der Läuterung bedarf, ach vielleicht einer langen Lebensläuterung! Seitdem mein guter Bruder mich abgeholt hat, bin ich abwechselnd bei ihm und hier in Altona im Hause unserer lieben Reventlowe gewesen, und ich weiß auch keinen dritten Ort, wo ich jetzt sein möchte. Ich bin von Altona nach Tremsbüttel, von Tremsbüttel nach Altona gegangen, wie sich ein Kranker von der einen Seite des Bettes auf die andere legt. Das liebe Kathrinchen (seine Schwester) hat mich immer begleitet. Sie will künftig bei mir leben und sich den vier mutterlosen Kindern widmen. Die beiden ältesten habe ich mitgenommen, die kleinsten sind in Neuenburg geblieben."

„Werden wir uns im Himmel wieder kennen?" so fragte ganz unveranlaßt meine Agnes, als sie bei Voß gesungen und er dazu auf dem Clavier gespielt hatte, drittehalb Monate vor ihrem Tode. Diese Frage dringt mir

durch Mark und Gebein, wiewohl ich an der günstigen Antwort, welche der Tod mir geben wird, fast nicht zweifeln kann." Einige Monate später berührte Stolberg noch einmal diesen Punkt bei Jacobi: „O mein Freund, im Thale des Jammers, durch welches die Hand des Allmächtigen mich leitet, ist es zwar nächtlich um mich her, aber ich fühle, ich fühle die Morgenluft, und ich rufe mit einer durch Mark und Bein gehenden Ueberzeugung: „Wohl uns, daß wir sind, denn wir werden sein!"

Auf den Vorschlag des Ministers Bernstorff wurde Stolberg die Stelle eines dänischen Gesandten zu Berlin angeboten. Er nahm es an, weil es ihm unmöglich war, nach Neuenburg in die verlassenen Räume zurückzukehren. „Weder Leichtsinn, noch Verzweiflung," schreibt er an von Halem, „aber tiefes Gefühl, daß ich nach dem Tode meiner Agnes in Neuenburg weder nützlich sein, noch auch den geringen Grad von äußerer Ruhe, dessen ich noch fähig bin, behalten könnte, führte mich auf die neue Bahn."

In Berlin erwartete den Grafen, der zuerst allein übergesiedelt war, eine anstrengende Thätigkeit; erst im October 1789 konnte er eine kurze Entfernung von seinem Posten ermöglichen, um seine Kinder mit seiner Schwester Katharina aus Holstein abzuholen.

Neben seinen staatsmännischen Geschäften folgte er in diesem Sommer mit gespannter Aufmerksamkeit den revolutionären Bewegungen in Frankreich. Er hoffte unendlich viel und schrieb an von Halem: „Die herrliche Morgenröthe der Freiheit macht mir auch jetzt wahre Freude." Der Jubel war jedoch von kurzer Dauer und ein Jahr später finden sich in Briefen an seinen Bruder Christian andere Stellen: „In Frankreich verschwindet die Furcht des Nationalbankerotts, wie es scheint; die erste Frucht der

Freiheit ist also auch dort allgemeines Vertrauen. Eine Betrachtung stört gleichwohl auch dort meine Freude. Sind die Menschen moralisch gut genug jetzt, um frei sein zu können? — Ich vermisse so ganz großen, einfältigen Geist, sehe esprit de siècle, keinen Fortschritt, hoffe gleichwohl, mag aber einer Sache nicht schrittweise folgen, welche so sehr im Zick-zack geht, so viel Lärm macht und bisher so wenig ausrichtet. Auch die hocherhabene Sache der Freiheit kann zur Mode werden und dann Adieu alles Große! Die blutdürstigen Weiber, welche sich um Narren von Duellanten drängen, verheißen mir kein neues Jahrhundert. Freiheit, Alles, was groß ist, war immer das Resultat der ernsten und stillen Kräfte. Zur Freiheit ist vielleicht keine Nation so unreif wie die französische."

Stolberg richtete sich im Winter mit seinen Kindern, seiner Schwester und dem jungen Grafen Bernstorff in Berlin häuslich ein. Letzterer war Legationssecretär daselbst, und Stolberg sagt öfters in seinen Briefen, wie sehr er diesen jungen Mann liebe und wie viel ihm dessen Aufenthalt in seinem Hause werth sei.

Nichtsdestoweniger empfand er seit dem Tode seiner Agnes eine unaussprechliche Leere. Er war in seiner Stellung zwar so viel in Anspruch genommen, daß ihm kaum Zeit blieb, unter den tausend Geschäften für Andere auch an sich zu denken, doch sein Herz bedurfte zu sehr der Liebe, um auf die Dauer einsam bleiben zu können. Ende 1789 schrieb er an einen Freund: „Hier, stellen Sie sich vor, hier (er hatte von den großen geselligen Cirkeln gesprochen), fand ich ein geist- und herzvolles Mädchen, welches im vollen Vertrauen auf mich die Pilgerschaft des Lebens mit mir 39jährigem Manne, Vater von vier Kindern, anzutreten entschlossen ist. Sie war vorigen Herbst im Begriff, mit

ihrer Schweſter, der Gräfin Fontana, nach
gehen, als ich ihr meine Hand und alle Em
deren ich noch fähig ſein kann, anbot.

Einige Tage vor ihrer Abreiſe ging ich in
Geſellſchaft, wo auch ſie war. Wie getrieben
höhern Macht, ging ich abſichtslos auf ſie zu, b
lich meine Hand an, und nun iſt ſie meine Bra
muß Ihnen noch etwas von meiner Sophie erzä
ward, wiewohl ſie täglich in der großen We
läſtig war, leben mußte, nicht ſehr bemerkt. La
große Mathematiker, dem jede Anwendung ſeine
Wiſſenſchaft auf körperliche Gegenſtände, ſelbſt
nomie, pueril ſcheint, Lagrange gewann das
Mädchen ſo väterlich lieb, daß er ihrer Ausbi
Muße und ihrem Andenken ſeine ganze Zärtlich
met hat."

Stolberg machte ſich zu andern Zeiten Vor
er nicht unverheirathet bleibe, und in einem Br
cobi findet ſich ein klarer Ausdruck ſeiner Gef
komme in Gefahr, von manchem meiner Freun
zu werden, verkannt von der empfindlichſten S
Herzens. Liebſter Jacobi, der Mann, welcher
beweinet, waget eine zweite Heirath. Ich mußt
Troſt, das Andenken der Ewiggeliebteſten durch
rige Wittwerſchaft zu feiern, aufgeben. Ihr ar
iſt ein ſchwacher Menſch, konnte und durfte nic
bleiben. Ich habe mit Thränen Gott um Kr
er gab ſie mir nicht, führte mich aber ſichtbar e
Mädchen entgegen, welches meinen Schmerz
mich von Herzen liebt. Es iſt eine 24jährig
Redern, welche jetzt in Sachſen, in der Nachba
Dresden, lebt, wo ich hinreiſe, um ſie heim zu hol

Sie diesen Brief erhalten, ist die edle, sanfte Sophie schon mein Weib. In ihren Armen, in ihrem Herz und geistvollen Umgang werde ich den Trost finden, den ich hienieden noch finden kann. Die Blume meiner Wonne ist verwelkt, aber sie blühet mir nach dem Tode schöner wieder auf. Das sagen so Manche, liebster Freund! Aber ich danke es dem Gotte, welcher mich sichtbar auch in Thalen des Jammers geleitet hat und noch leitet; welcher sich mir im himmlischen Wandel meiner wie eine Rose blühenden und doch dem Grabe so nahen Agnes verklärte; welcher mir, als Wasser der Trübsal über mein Haupt schlugen, die Rechte reichte, und mir, als diese Erde mir ein ödes Grab schien, Erkenntniß gab, nach welcher ich so lange geschmachtet hatte."

Stolbergs zweite Gemahlin war in der That eine Frau von seltenen Verstandes- und Herzensgaben. Sie liebte Stolberg von ganzem Herzen, und die edle Selbstlosigkeit ihrer Neigung führte bald ein so inniges Verständniß herbei, wie es nur bei den glücklichsten Gatten denkbar ist. „Stolberg wäre mir weniger werth gewesen," schrieb sie einst an ihre Schwägerin Louise, „wenn er nicht diese Trauer in seiner Seele, dieß lebhafte, unauslöschliche Bild seiner Agnes darin gehabt hätte; ich fühlte, daß es so sein mußte."

Die Trauung fand in Königsbruck in der Lausitz am 15. Februar 1790 statt. Bald nachher kehrten die Neuvermählten nach Berlin zurück, und Stolberg schrieb später an einen Freund, daß er jeden Tag und jede Stunde diejenige segne, zu der ihn Gott geführt habe. „Ich lebe wieder auf, wiewohl ich den Nachsommer vom Lenz zu unterscheiden weiß. Die Kinder meiner holdseligen Agnes gedeihen, daß es eine Freude ist, und meine Sophie liebt sie herzlich und wird von ihnen geliebt."

IV.

In Berlin gestaltete sich Stolbergs Leben in der nächsten Zeit immer bewegter. Sein Ruhm als Dichter, Schriftsteller, als Diplomat war in nahe und ferne Kreise gedrungen, und die Ansprüche, die von allen Seiten an ihn gemacht wurden, waren oft unmöglich zu erfüllen. Und gerade in diese unruhige, durch Vielgeschäftigkeit häufig auch geisttödtende Zeit, fällt eine ernste Correspondenz mit von Halem, welche Stolberg als Menschen und Freund, hauptsächlich aber als demüthigen Forscher nach religiöser Wahrheit so treffend zeichnet, daß sie nicht übergangen werden darf.

Halem hatte kurz vor Stolbergs Vermählung demselben den Vorschlag gemacht, an der Umarbeitung oder vielmehr Neugestaltung des alten oldenburgischen Kirchengesangbuchs mitzuwirken. Nachdem Stolberg sich zu Anfang seiner Antwort über die große Wichtigkeit dieses Geschäfts ausgesprochen, fährt er mit jener Offenheit fort, die nur ein wahrer, treuer Freund dem Freunde gegenüber äußern kann. „Es kommt nicht nur darauf an, aus dem Vorrath geistlicher Lieder viel Gutes zu geben, sondern auch der Gefahr zu entgehen, viel Gutes zu nehmen, einer Gefahr, welcher wenige neue Sammler entronnen zu sein scheinen. — Liebster Freund! Mit der Offenheit, welche so ganz Ihres Charakters ist, haben Sie mir mehr als einmal gesagt, daß Sie die Geschichte des Evangeliums bezweifelten. Wie können Sie nun den Gemeinden, deren Hoffnung für dieses und jenes Leben auf's Evangelium gegründet ist, eine Liedersammlung aussuchen? Wollten Sie das, was Ihnen vielleicht Wahn dünkt, aus den Gesängen

unſerer Gemeinden wegnehmen, ſich, mit ſo mißbrauchtem Vertrauen, zum abſichtlichen Reformator desjenigen machen, was dieſen Gemeinden das Heiligſte iſt? — Möchten Sie, liebſter Halem, in deſſen Charakter vielleicht etwas leichter Sinn — ich mildere das Wort — aber auch edle Bereitwilligkeit liegt, Freundes Rath zu hören, möchten Sie dieß bedenken und danach handeln! Sollten Sie aber fortfahren, ſo wünſche ich von ganzem Herzen, daß der Geiſt dieſer Lieder, welche Sie mit kritiſchem Blick durchſehen wollen, Sie mächtig ergreifen möge, nicht ſowohl zum Dichten, als zuerſt zum Glauben und Fühlen. Möchte es Ihnen gehen, wie dem gelehrten Weſt, welcher die Feder ergriff, um gegen die Auferſtehungs-Geſchichte Chriſti zu ſchreiben, und ihr eifrigſter Erweiſer ward! Nur noch eine Bitte! — Laſſen Sie das Ringen nach Wahrheit, auch wofern Sie in dieſem Geſchäfte fortfahren wollen und zu dürfen glauben, Ihre Hauptſache ſein! — Es ſcheint zur neuen Lehre zu gehören, allen Beiſtand Gottes im Ringen nach der Wahrheit und dem Guten überhaupt zu leugnen. Denn wofern die transſcendentelle Ueberzeugung und Beſſerung eine unmögliche Sache ſein ſoll, ſo möchte ja wohl jede Einwirkung Gottes auf menſchlichen Willen unmöglich ſein. Nicht um mich in Dinge zu miſchen, die mich nichts angehen, ſondern aus Freundſchaft für Sie und noch mehr aus Liebe für Ideen, welche in mir zu mehr als palpabler Ueberzeugung gereift ſind, wiewohl oder vielmehr *weil* auch ich gezweifelt habe, nahm ich die Feder.“ Im Fortgange der Correſpondenz beſtreitet Halem die Nothwendigkeit, über die Perſon Jeſu Chriſti, über ſeine Wunder und ſein Verhältniß zu Gott etwas Beſtimmtes anzunehmen. Dieſe Anſicht bekämpfte Stolberg mit der ganzen Macht innerſter Ueberzeugung und entwickelt vielleicht unbewußt

den ganzen Bildungsgang seiner religiösen Ideen. Er schreibt: „Um über diesen Punkt zu einer Meinung zu kommen, sind zwei Dinge nothwendig. Beide setzen Durst nach Wahrheit voraus. Erstens: Entäußerung alles Vorurtheils der Erziehung. Zweitens: Entäußerung alles Vorurtheils, welches der Genius der beiden letzten Jahrzehnte erzeugt haben könnte. — Aus diesen beiden Entäußerungen wird im denkenden Manne Begierde, zu prüfen, entstehen. Er wird historisch, moralisch, philosophisch, religiös prüfen, ob die Zeitrechnung der Bibel alle andern berichtige, ob Jesus eine reinere Moral, als alle Weise gelehrt habe, ob er habe täuschen wollen, wenn er sich Sohn Gottes nannte, wenn er seinen Tod und seine Auferstehung voraussagte, wenn er uns in seinem Namen beten lehrte."

Es würde zu weit führen, diese Verhandlungen ausführlicher mitzutheilen; es gelang Stolberg nicht, seinen Freund zu der ernsten Forschung zu bewegen, die ihm selbst mehr und mehr Quelle des dauerndsten Glückes wurde. Später, als der Uebertritt Stolbergs zur katholischen Religion eine Vereinigung seiner Ueberzeugungen mit denen seines Freundes ganz unmöglich machte, brach er das Verhältniß ganz ab. Es lag einmal nicht in seiner Natur, etwas nur halb zu thun. Halem versuchte wieder anzuknüpfen und bat um Angabe der Gründe seiner Entfernung. „Ich habe keine persönliche Beschwerde wider Sie," schrieb ihm Stolberg zurück. „Wäre das und nur das der Fall, so würde viel dazu gehören, mich vor mir selbst zu berechtigen, einer Unterredung auszuweichen. Solche können nicht anders als fruchtlos sein, wo man persönlich nichts auszugleichen hat, sondern durch Totalverschiedenheit der Gedanken auseinanderkam und der jugendlichen Erwartung, den Andern zur seinigen herumzubringen, entsagt. Gleiche

Denkart in den wichtigsten Dingen verbindet die Menschen. In Verbindung mit dem ernsten Bestreben, dieser Denkart gemäß zu wirken, wo man kann, ist sie die Basis der Freundschaft unter Männern."

Bevor jedoch Stolberg soweit seine religiösen Ansichten klärte, daß er laut sein Glaubensbekenntniß aussprechen konnte, mußte er noch manchen Umweg machen; zunächst gebot ihm seine und seiner Gemahlin angegriffene Gesundheit, den unruhigen Posten eines dänischen Gesandten in Berlin aufzugeben. Statt dessen wünschte man am dänischen Hofe, daß er den Gesandtschaftsposten in Neapel übernehmen möchte, und als er auf der Reise von Berlin nach Kopenhagen längere Zeit zu seiner Erholung in Emkendorf bei seinen geliebten Freunden Reventlow verweilte, wurde ihm zugleich der Antrag, als Präsident der fürstbischöflichen Regierung zu Eutin in die Dienste seines alten Gönners, des Fürstbischofs von Lübeck, zurückzutreten. Er nahm Beides an, da der Fürstbischof ihm bereitwillig Urlaub auf anderthalb Jahre zu seiner italienischen Reise ertheilte.

Den Winter 1791 blieb jedoch die ganze Familie Stolberg in Emkendorf, welches damals der gastfreie Sammel- und Mittelpunkt geistreicher Männer und Frauen war. Die Gräfin Julia Reventlow, geb. Schimmelmann, wird als eine besonders liebenswürdige und geistig bedeutende Erscheinung hervorgehoben; ebenso ihr Gatte Friedrich, ein naher Freund Stolbergs. Klopstock, Claudius, Jacobi, Schönborn und viele Andere fanden in Emkendorf stets gastfreie Aufnahme und geistige Anregung. Besonders lebhaft wurde um diese Zeit der Verlauf der französischen Revolution besprochen, welche alle denkenden Menschen zu ernsten Betrachtungen nöthigte. Stolberg war von seinen ersten hohen Erwartungen ganz zurückgekommen. „Ich war so enthu-

siasmirt für Frankreichs Revolution," schreibt er unter Anderm, „als man es sein kann, aber ich muß gestehen, daß ich weder mit der Nationalversammlung, welche gesetzgebende und ausübende Macht zugleich — also despot ist, zufrieden sein, noch auch dem Nationalgeiste Frankreichs viel zutrauen kann. Es sind doch immer die Franzosen, die sie waren."

Eine große Freude wurde Stolberg zu Theil, als Nicolovius, den er sich als Hofmeister für seine Kinder ersehnt hatte, diesen Ruf annahm und sich bereit erklärte, die bevorstehende Reise durch Deutschland nach Italien mitzumachen. Von seiner Gemahlin, seinem ältesten, achtjährigen Sohne Ernst und Nicolovius begleitet, trat er am 29. Juni 1791 die große Reise an.

Ueber Osnabrück ging es nach Münster, wo der erste kleine Halt gemacht wurde. Fürstenberg, Overberg und die Fürstin Gallitzin waren Menschen, an denen Stolberg nicht vorübergehen konnte; er mußte diejenigen von Angesicht kennen lernen, deren geistigem Wirken und Leben er schon lange mit großer Theilnahme gefolgt war. Seine Erwartungen wurden in dem dreitägigen Aufenthalt auf das Höchste erfüllt, und die Reisegesellschaft verließ Münster mit Empfindungen, welche nur die besten Menschen erregen können! In Pempelfort bei Düsseldorf sollte Stolberg auch die persönliche Bekanntschaft Jacobi's machen, mit dem er bereits längere Zeit in Briefwechel stand. Acht Tage waren für den Aufenthalt in dem gastfreien Hause Jacobi's bestimmt, aber das an Kunst und Naturschönheiten so reiche Pempelfort, die ungemeine Liebenswürdigkeit seiner Besitzer und die überraschende Ankunft der Fürstin Gallitzin mit Fürstenberg und Overberg ließ einen so schnellen Abschied nicht zu. Stolberg beschreibt seinen Aufenthalt:

„Ein großer, churfürstlicher Garten trennt diesen Ort von Düsseldorf. Jacobi's Haus ist geräumig und bequem für den wahren Genuß eines Weisen eingerichtet, welcher durch Unbequemlichkeit nicht gestört werden, durch Prunk nicht glänzen will. Den schönen Garten im englischen Geschmack hat er mit eigener Empfindung angelegt. Bäume, bald einzeln, bald in Gruppen, stehen auf frischem Rasen. Mitten durch schlängelt sich die Düssel und bildet einen rauschenden Wasserfall. Hohe Pappeln, ein Ulmenhain, ein Teich mit Thränenweiden geziert, viele fremde Gewächse, die sich an unsern Himmel gewöhnen, und eine gewählte Orangerie, welche vor den Zimmern duftet, geben diesem Garten die anmuthigste Mannigfaltigkeit."

Hier, im Zusammensein mit solchen Freunden, flogen die Tage windschnell vorüber. Die Trennung wurde Allen schwer, und Jacobi mußte Stolbergs und seiner Gemahlin Bitte erfüllen und ihnen seinen zweiten Sohn, Georg Arnold, mitgeben. Derselbe begleitete die neuen und doch so vertrauten Freunde auf der ganzen Reise.

Am Rhein, in Bonn, Coblenz, Bingen und Mainz fanden die Reisenden Alles von französischen Emigranten überschwemmt. Stolberg beobachtete dieselben nicht mit dem flüchtigen Auge eines vorübergehenden Beschauers, aber Alles, was er von dem Treiben der verbannten Aristokraten sah, konnte nur dazu dienen, den etwaigen Rest seiner französischen Sympathien zu tilgen.

Mit kurzen Rasttagen zum Wiedersehen alter Freunde in Karlsruhe, Stuttgart, Ulm ging es zum Bodensee und zum Rheinfall nach Schaffhausen. „Kein Schauspiel der Natur hat mich je so ergriffen," schrieb Stolberg, „meiner Sophie wankten die Kniee, und sie erblaßte. Mein achtjähriger Knabe schaute still und unverwandt hin nach dem

Strome. Grauenvolles, doch seliges Staunen wie bezaubert. Es war mir, als fühlte ich die gegenwärtig wirkende Gottheit."

In Zürich freute sich Stolberg ganz be das Wiedersehen Lavaters. Er schildert in sei ten dasselbe und sagt, daß er nach sechzehnjäh nung die Freunde Lavater, Heß, Pfenninger al selben wieder gefunden habe. „Nein, nicht ga Näher seiner Mündung wird der Strom größer un kräftiger und milder wird edler Wein von Ja gute Menschen werden besser mit jedem Jahre d

Von Luzern aus wurden kleinere Ausflüge schiedenen Schweizer Cantone gemacht. Es l jetzt wie bei seiner ersten Schweizerreise hauptsäc neben dem Genuß der Naturschönheiten das Vol innern Leben und Wirken kennen zu lernen. während der Reise eine Uebersicht der Geschich genossenschaft, worin er sich an den Freiheitskä aber auch die unrühmlichen, innern Zwiste „Allen ist diese mit dem Blute der Väter erw heit heilig und theuer, und keine äußere Mac ihnen rauben, so lange sie ihrer werth bleib können erstiegen werden, aber Eintracht bei einfa keusche Zucht, auf Religion gegründete Tugend Tugend gestählte Tapferkeit, diese ziehen eine fes um ein glückliches Volk, und ersticken im Nacht eine Nation anzugreifen, welche man beneiden bekriegen kann."

Am 24. December kamen die Reisenden end an. Mächtig war der Eindruck, den Stolberg Gemahlin durch die Christfeier in der Peterskirch Niemals ergriff ihn ein Werk, von Menschenh

wie dieses Gotteshaus, und die Erscheinung des 74jährigen Papstes am Altare rührte ihn tief.

Die Kunstschätze Roms, welche er theils in Gesellschaft seiner berühmten Landsmännin Angelika Kaufmann, theils mit andern hervorragenden Kunstkennern besuchte, waren ihm eine Quelle unendlichen Genusses. Er vertiefte sich stundenlang in die Darstellungen antiker und moderner Kunst, und sein später erschienenes Reise-Tagebuch schildert die empfangenen Eindrücke so lebhaft, daß man mit seinem Auge zu sehen glaubt: „Hochgetriebene, von einigen feinern Seelen verfeinte Sinnlichkeit und üppige Phantasie gab dem Meißel des Bildners und dem Pinsel des Malers einen hinreißenden Zauber; man würde aber diesen Meisterwerken und ebenso auch vielen geistvollen Schriften der Alten nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man ein höheres Princip dunkler Ahnung und Sehnsucht nach dem Ewigen und Göttlichen in den edelsten Werken des heidnischen Alterthums verkennte.

Bei den erhabensten Kunstwerken der Griechen finden wir oft einen unverkennbaren Charakter stiller, ernster, tiefer Melancholie, untheilnehmenden, verschlossenen Sinnes, nicht nur in den Zügen der abgebildeten Menschen, wo er, je edler deren Natur, beim Mangel sicherer Hoffnung desto natürlicher war, sondern auch in den Zügen der ewigen, immer „seligen Götter."

Neben dem Studium der Kunst liebte es Stolberg hier, wie in der Schweiz, sich unter die verschiedenen Klassen der Bevölkerung zu mischen. „Man muß," sagt er, „den Italienern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu gestehen, daß sie nicht bloß wetterleuchtende Lebhaftigkeit, sondern auch im Allgemeinen viel mehr wahres Feuer haben, als man gewöhnlich bei andern Nationen findet. Und wenn,

wie bei Vielen der Fall ist, das Wahre und Schöne entflammt, so strömt ihre Rede wie ein Feuerstrom. Die stärksten und schönsten Ausdrücke drängen sich, Gleichnisse und Bilder steigen schnell nach einander empor und oft verliert die schnelle Argumentation nichts von der bündigsten Richtigkeit."

Nach anderer Seite äußert der Beobachter strengen Tadel: „Die Erziehung der vornehmen Töchter ist erbärmlich. Daher das häusliche Glück so selten, dieses häusliche Glück, welches ein Quell der Ruhe, der Freude, eine Schutzwehr gegen das Laster, und in unserm Vaterlande vielleicht einheimischer, als in irgend einem Lande geblieben ist. Mit inniger Rührung und Freude sage ich dem guten, alten Minnesänger Walter von der Vogelweide nach:

„Und das ist meiner Reisen Frucht,
Daß mir gefällt die deutsche Zucht."

Der Hauptgrund der sittlichen Verkommenheit der Italiener entging dem Grafen Stolberg nicht: „Mißverstandene Begriffe der katholischen Religion, in welcher sie sehr schlecht unterrichtet sind, verleiten sie, sich durch Ausübung leichter Pflichten und durch aufgelegte Büßungen zu beruhigen, wenn sie auch mit Blutschuld beladen sind."

So eingehend sich Stolberg in seinen Reiseberichten über Kunst, über die Vorzüge und Eigenheiten der Florentinischen, der Venetianischen Schule, der verschiedensten Kunstsammlungen äußert, man merkt doch überall, daß es nicht die Kunst, das Talent an sich ist, was ihn hinreißt. Das rein Menschliche zieht ihn unwiderstehlich fort; er gesteht selbst: „Ich bin kein Kenner, und kann nicht bei einem Gemälde mit dem Auge verweilen, wenn es meiner Empfindung nichts sagt." — Wenn man ermüdet

von den vielen Gemälden, deren Wirkung durch zu schnelle Uebersicht sich selbst zerstört, nach Luft und Freiheit zu lechzen anfängt, so ist ein Blick auf die große Natur wahre Stärkung. — Sie ermüdet uns nie; von den Werken der Kunst kehrt man, wie ein Kind von den Puppen, zu den Armen und in den Schooß der allmilden Mutter zurück."

Pius VI. empfing Stolberg in einer Privat-Audienz und bestärkte in derselben durch seine milde Freundlichkeit und die ernste Ruhe, womit er sich mit seinem Besuche über die politischen Zustände Europa's und seine eigene Lage unterhielt, den feierlichen Eindruck, den Stolberg am ersten Tage seines römischen Aufenthaltes im Dom von St. Peter durch seine Erscheinung empfangen hatte.

Nach fünfwöchentlichem Genuß alles dessen, was Rom bieten konnte, begaben sich die Reisenden auf den Weg nach Neapel. Der Anblick Terracina's entzückte Stolberg auf's Höchste. „Hier fangen die Paradiese des südlichen Italiens an. Theils auf Felsen, theils an sie gelehnt und vom Meere gebadet, steht in die Länge gebaut, zwischen Pomeranzen- und Citronengärten, die einen Wald zu bilden scheinen, das feine Städtchen da, welches minder einer Stadt, als einer Reihe von Landhäusern ähnlich ist. Wer nur unsere Pomeranzenbäume kennt, der kann sich keinen Begriff von der Schönheit solcher machen, die, schwellend von Lebenssaft und bedeckt mit goldenen Früchten, sich frei in befreundeten Lüften erheben."

In Neapel angekommen wandte sich das Auge des Staatsmannes den öffentlichen Zuständen zu, und in seinem Bericht heißt es über Neapel und Sicilien: „Beide Länder fangen an sich zu erholen, doch bluten sie noch an den Wunden, welche die spanische Herrschaft ihnen schlug. Aber

fruchtbarer als irgend ein Land in Europa, zum Handel gelegen wie wenige, von Himmel und Erde begünstigt, bedürfen sie nur einiger Zeit und weiser Ermunterung, welche ja nichts zu früh erzwingen, lieber begünstigen wolle, um die Blüthe des Wohlstandes zu erlangen, den die milde Natur ihnen bestimmt hat. Vor allen Dingen müßte der Tyrannei des hohen Adels gewehrt, der Mittelstand gehoben, die Handlung nicht gegängelt, sondern durch Freiheit belebt, der verwilderte, einfältige Landmann liebkosend humanisirt werden, um eine Nation zu heben, die schnell an Begriff, von feuriger Empfindung und gewiß keiner bösen Gemüthsart ist."

Immer höher und kräftiger gestaltet sich Stolbergs ganzes Wesen im Verlaufe seines italienischen Aufenthalts. Poetischer werden seine Schilderungen der herrlichen Naturschönheiten, klarer und bestimmter sein Wollen und Thun. Einst frugen die Bewohner der Insel Procida einen aus Stolbergs Reisegesellschaft, ob er ihr König sei; so sehr trug er den Stempel der Hoheit an der Stirn. Auf der Insel Ischia ließen sich die Reisenden etwas länger nieder. Sie waren ahnungslos, daß ihnen gerade hier in diesem Paradiese ein Schmerz erblühen könne. „Mit Absicht läßt Gott," schrieb Stolberg in die Heimath, „die Weinlese vor dem Winter hergehen. So läßt er uns auch zuweilen eine außerordentliche Freudenlese halten, wenn ein Schmerz uns bevorsteht. Mein kleines, in Neapel geborenes Töchterchen ward krank und starb nach sechs Tagen schmerzhafter Leiden."

„Sahen Sie nie todte Kinder! Woher, wenn auch Leiden und Zuckungen die liebe kleine Physiognomie während der Krankheit zerrütteten, woher in der Todesmiene dieses holdselige Lächeln? Dieser mit dem Lächeln verbundene überkindliche Ernst?"

„Es erschallt dem Ohr des Unmündigen, es erscheint dem Blicke des Säuglings eine Kraft jener Welt, ehe Auge und Ohr sich schließen. Es hört oder sieht einen Boten Desjenigen, der die Kinder herzte und segnete. O lieber Freund, unsere Weltweisen werden das Räthsel nicht lösen, das ihnen ein Säugling mit todten Lippen vorlegt."

Ende September verließen die Reisenden Neapel und kehrten mit kurzem Aufenthalt in Rom, Spoleto, Loretto, Ancona, Rimini, Bologna, Ferrara, Padua und Venedig nach Deutschland zurück. Gern hätte sich Stolberg später in Tyrol aufgehalten, aber eine Krankheit seines lieben Nicolovius hatte die Gesellschaft länger als beabsichtigt in Wien gehalten, und nun wuchs die Sehnsucht nach den in der Heimath zurückgelassenen Kindern so sehr, daß man nach Hause eilte. Geschäfte hielten Stolberg noch einige Tage in Dresden, und erst im Januar 1793 langte er in Holstein an.

Man hat behauptet, daß der Glanz des römischen Ritus Stolbergs Sinne gefesselt und seinen spätern Uebertritt zur katholischen Religion herbeigeführt habe; es ist aber doch anzunehmen, daß ein Mann von so eminenter geistiger Begabung, wie er es war, sich von Aeußerlichkeiten nicht leiten ließ.

Italien bot Stolberg Gelegenheit, den Katholicismus von allen Seiten kennen zu lernen, und wenn er, wie bei einer frühern Stelle erwähnt worden ist, ein offenes Auge für die Schäden desselben gehabt hat, so verschloß er sich doch auch ebenso wenig dem Eindruck vieles Hohen und Ueberwältigenden, das ihm hier entgegentrat. Er lernte Klöster kennen, wie er sie sich nicht vorgestellt hatte, und spricht in einem Briefe seine offene Bewunderung dessen, was ihn begeisterte, aus: „Sage dieser oder jener, was er wolle —

das Leben eines wahren Ordensgeistlichen ist ein hartes Leben. Wer, um sich zu veredeln, um Gottes willen Selbstverleugnung übt, wer, um das Unsichtbare zu ergreifen, den süßesten Freuden des Lebens entsagt, wer bei Beobachtung strenger Vorschriften und Uebungen demüthig vor Gott und freundlich gegen Nebenmenschen bleibt, der verdient unsere Hochachtung."

Allerdings kämpfte Stolberg bereits um diese Zeit mit schweren Zweifeln an seinem angeborenen und anerzogenen Glaubensbekenntniß. Er klagte, daß der Rationalismus und Unglaube unaufhaltsam in die protestantische Kirche sich Eingang verschafften, daß ihn die Verwirrung der Dogmen und der Fragen des kirchlichen Regiments beunruhigten. Aber es waren dieß einstweilen nur vorübergehende Beängstigungen, die eben nur durch den Protestantismus, nicht aber durch die blendenden Aeußerlichkeiten des katholischen Gottesdienstes hervorgerufen worden waren.

V.

Mitten unter den vielen Geschäften seines Amtsantritts als Regierungspräsident zu Eutin widmete Stolberg die gespannteste Aufmerksamkeit den französischen Zuständen. Der Fortgang der Revolution schmerzte ihn, weil er zuerst so viel gehofft und sich nun so sehr enttäuscht fand. Andere hervorragende Männer hofften indessen auch jetzt noch und sprachen ihre Ansichten in Briefen an Stolberg aus. Er antwortete: „Ueber Frankreich, welches dem natürlichen, von Einigen seit vier Jahren vorhergesehenen Gange nach dem Abgrunde entgegengestürzt, wollen wir nicht zanken. Vor vier Jahren ließ sich darüber disputiren. Zu Plinius'

Zeit disputirten Gelehrte darüber, ob der Vesuv ein Vulkan sei. Die Eruption, welche den Plinius tödtete und drei Städte vernichtete, machte dem Hader ein Ende und klärte die Theorie der Vulkane auf."

In der Ode: „Die Westhunnen" trat Stolbergs dichterischer Genius gegen die Räuberhorden in Frankreich auf. Sein alter Freund Voß gerieth, weil er selbst entgegengesetzter Ansicht war, über diese Ode in großen Zorn, und die Verschiedenheit dieser beiden Männer tritt von nun an immer greller hervor: Voß, eine leicht erregte, empfindliche Natur, die keinerlei Widerspruch vertragen konnte, Stolberg versöhnlich und milde in Allem, was ihn persönlich betraf, aber klar und fest in der einmal gewonnenen Ueberzeugung.

Mit Jacobi entwickelte sich um diese Zeit eine wichtige Correspondenz über die Bedeutung und das Ziel des philosophischen und christlichen Denkens. Stolberg beschäftigte sich eben mit der Uebersetzung der schönsten Dialoge Plato's und theilte auch ein Schauspiel, „Numa", dem Freunde handschriftlich mit. Bei der Beurtheilung dieser Schriften trat nun die große Verschiedenheit der Auffassung religiöser Dinge, die zwischen beiden herrschte, zu Tage. Jacobi will den Tadel des übertriebenen Enthusiasmus für die Alten und die mit großem Nachdruck hervorgehobene Macht des Christenthums nicht gelten lassen. Er lehnt das Christenthum nicht ab, läßt es aber von mehr philosophischem Standpunkt in der Weltregierung Gottes aufgehen. Stolberg aber steht auf dem bestimmten historischen Grunde des Christenthums vom Sündenfall der Menschen bis zur Erlösung durch Christus, der in den Menschen wirkt bis an's Ende.

„Höher als alle andere menschliche Weisheit," sagt

er, „ist die Platonische Mystik, aber wie hohl ist sie gegen die christliche Mystik, welche auf dem historischen Grunde einen heiligen Tempel baut! Erst durch diesen Bau wird der historische Grund — fest, wie er an sich ist — unerschütterlich. Der historische Glaube könnte ohne Mysticismus nicht erfordert werden. Er wird von Gott gefordert, weil Gott den Suchenden Hülfe verheißt. — Gott verheißt an zahllosen Stellen, von dem, der ihn aufrichtig sucht, sich finden zu lassen, ihn mit seinem Geiste zu beleben, bei ihm zu wohnen. Daß wir ohne seinen unmittelbaren Beistand nichts zum Wachsthum im Guten vermögen, daß das Wollen und Vollbringen von Ihm komme, ist Hauptlehre des Christenthums; ja ich meine, diese Lehre sei ihm so ausschließlich eigenthümlich, wie die Idee allgemeiner Liebe und Demuth."

Ein demüthiges Sich-Leiten-Lassen von Gott charakterisirt Stolberg vorzugsweise in allen Fragen des Lebens wie bei all' seinen Studien. In den nächsten Jahren beschäftigte er sich eingehend mit dem Studium der Kirchenväter und fühlte sich besonders von den Werken des hl. Augustinus angezogen. In seinem eigenen liebevollen Herzen fand die Lehre von der Liebe, welche dieser Heilige so beredt schildert, den tiefsten Widerhall. Auch die Schriften Fenelons, welche er und seine Gemahlin auf den Rath der Fürstin Gallitzin lasen, machten einen tiefen Eindruck auf beide, und immer drängender wurden die Gewissensfragen, ob sie bei der sich entwickelnden, bewußten Verschiedenheit ihrer religiösen Denkungsart in dem angeborenen, lutherischen Glaubensbekenntniß verharren könnten. Es waren Jahre schweren, innern Kampfes, die Stolberg und seine Gemahlin durchlebten, und es gehörte keine kleine Energie dazu, Vieles von sich zu werfen, was beide von Kindheit

an als maßgebend betrachtet hatten. Dazu kamen noch die Aemter, welche Stolberg begleitete, seine ganze protestantische Verwandtschaft, seine Freunde, Alles schien sich entgegenzustellen. Aber Alles überwand er, denn er war der Mann, der Alles opfern konnte, um seiner Ueberzeugung willen.

Um dieselbe Zeit, wo er sich innerlich von den quälendsten Zweifeln beunruhigt fühlte, war sein Haus in Eutin der Sammelplatz der vertriebenen Aristokratie Frankreichs. Er nahm den lebhaftesten Antheil an ihrem Schicksal und suchte es nach Kräften durch die ausgedehnteste Gastfreundschaft zu lindern. Daneben sah sein staatsmännisches Auge auch tiefer in die Schäden der französischen Nation, und manche Stelle aus seiner Correspondenz der neunziger Jahre zeugt von der gespannten Aufmerksamkeit, mit der er die französischen Zustände verfolgte. Besonders verhandelte er dieß Thema mit seinem hohen Freund und Gönner, dem Herzog von Oldenburg, an dessen Hofe ebenfalls viele Vertriebene Aufnahme gefunden hatten. Der Herzog schrieb einst in Beantwortung eines Stolbergischen Briefes: „Nehme ich an, daß Liebe zur Religion und zum Königthum sie bestimmte, so setzt es die Ausgewanderten gewiß in's höchste Licht und gibt ihnen bei ihrer unglücklichen Lage den größten Anspruch auf unser Mitleid. Sehe ich die Sitten aller Oerter, die sie aufnahmen, Coblenz, Celle, Hamburg ꝛc., zerstört, und erwäge, daß die Revolution, wie sie da in ihrer scheußlichen Gestalt vor uns steht, nur bei einem höchst verdorbenen, sittenlosen Volk möglich war: so glaube ich, ohne ungerecht und lieblos zu sein, behaupten zu dürfen, daß, um die Ansteckung zu vermeiden, man die Berührung verhindern müsse.

Ungerecht und unbillig bleibt ein jedes Urtheil über

ganze Haufen und Gesellschaften von Menschen; aber so viel ist ausgemacht, gewiß, daß alle Nationen einen hervorstehenden Charakter haben, daß dieser die Regel, und das Gegentheil die Ausnahme bestimmt, und diese ist, seit die Geschichte geschrieben ward, den Franken als einen unruhigen, der Ruhe aller Familien, die ihn gastfreundlich aufnehmen, gefährlichen Menschen zu schildern."

Vielleicht ist keinem seiner nächsten Verwandten und Freunde die bevorstehende religiöse Scheidung so hart geworden, wie dem Herzog.

Stolberg machte ihm keinen Hehl aus seinen Zweifeln, aber der Herzog hoffte immer noch, daß sie sich wieder verlieren würden.

Am 15. Januar 1797 trat Stolberg, von Nicolovius begleitet, noch eine Gesandtschaftsreise nach Petersburg an, um dem Kaiser Paul den Glückwunsch des Herzogs von Oldenburg zu seiner Thronbesteigung zu überbringen. Der Hof, besonders der Kaiser Paul, zeichnete ihn sehr aus; verlieh ihm den Titel Excellenz, schmückte ihn mit dem Alexander-Orden, und als Stolberg, von einem heftigen Gallenfieber ergriffen, mehrere Wochen darnieder liegen mußte, wurde ihm von allen Seiten die höchste Theilnahme. Während dieser Krankheit war ihm die Anwesenheit und Pflege von Nicolovius ein großer Segen. Auch Klinger aus Frankfurt, Nicolay und andere deutsche Dichter und Gelehrte verkehrten viel in seinem Hause.

Im Juli kamen die Reisenden nach Eutin zurück und fanden zu ihrer großen Freude die Fürstin Gallitzin und Overberg dort.

Voß betrachtete den immer inniger werdenden Verkehr der Fürstin Gallitzin mit der Familie Stolberg mit argwöhnischen Blicken. Er nennt die Fürstin eine listige und

gefährliche Frau, und alle Märchen, die man sich von ihr erzählte, fanden bei ihm ein aufmerksames Ohr. Die Fürstin erzog ihre Kinder in möglichster Natürlichkeit und Freiheit. Die Tochter wie der Sohn wurden körperlich sehr abgehärtet und ihre Kleidung war vielleicht über die Maßen einfach. Auch die Gräfin Stolberg hatte vielerlei Gerüchte über die „Sonderbarkeiten" der Fürstin gehört, schrieb aber schon nach ihrem ersten Aufenthalte über diesen Punkt an Freunde: „Wenn man sie sieht, vergißt man sehr bald, was man hier und da von ihren Sonderbarkeiten reden hörte. Es ist unmöglich, herzlicher, natürlicher, liebenswürdiger zu sein, als sie. Ihre Kenntnisse sind ihr geringstes Verdienst; ihr Geist, ihre Seele, ihre Frömmigkeit erfüllen mit inniger Bewunderung und Liebe." Graf Stolberg fährt fort: „Wer sie auch nur einen Moment sieht, der muß tief empfinden, daß diese Frau nichts aus Sonderbarkeit thun kann, d. h. nichts um der Sonderbarkeit willen, sondern daß sie nach Grundsätzen handelt. Ihre tiefe Demuth ist auf wahrer Unkenntniß ihres Werths begründet und geheiligt durch Religion. — Ach, wie wenig Protestanten lassen den Katholiken die Gerechtigkeit widerfahren, welche die Fürstin Gallitzin, Fürstenberg und Overberg unsern christlichen Schriftstellern und Luther widerfahren lassen!"

Es war allerdings die Elite der damaligen Katholiken, mit denen Stolberg in Beziehungen trat. Je mehr er von ihrem Thun und Lassen sah, je mehr er von ihnen immer auf fleißige Forschungen und Gebet hingewiesen wurde, desto klarer wurde bei ihm und seiner Gemahlin die Ueberzeugung, daß diese Religion ihrer Freunde auch die ihrige werden müsse.

In den Jahren 1798 und 99 mußte Stolberg wegen

seiner leidenden Gesundheit Karlsbad, dann Dobberan, im Herzogthum Mecklenburg-Schwerin, besuchen. Bei seiner Rückkehr vollzog er am 8. December, als Präsident des Consistoriums, die Einführung eines neuen Hauptpredigers in Eutin und hielt bei dieser Gelegenheit eine öffentliche Rede in der protestantischen Kirche, welche sich durch Wärme des Vortrags und Hoheit der Gedanken auszeichnete, aber das Gebiet allgemeiner christlicher Wahrheiten nicht überschritt.

Es war das letzte Mal, daß er öffentlich sein Amt erfüllte.

Er war jetzt mit seinen Studien auf einem Punkte angelangt, wo Rückkehr und Stillestehen gleich unmöglich war. Den Inhalt der Bibel des alten und neuen Testaments kannte er in einem Umfange, wie vielleicht kein anderer der damals lebenden protestantischen und katholischen Gottesgelehrten. Die Schriften der Kirchenväter hatte er mit so aufrichtigem Streben nach Wahrheit durchforscht, sein eigenes Wissen und Können so demüthig der göttlichen Leitung unterworfen, daß Gott sich des Suchenden erbarmen mußte.

Im Februar 1800 reiste Stolberg mit seiner Familie nach Emkendorf, wo die Verlobung seiner ältesten fünfzehnjährigen Tochter Agnes mit dem Grafen Ferdinand von Stolberg-Wernigerode gefeiert wurde. Von da begab er sich mit seiner Gemahlin, seinen ältesten Söhnen Ernst und Andreas, sowie seinem neunjährigen Töchterchen Julia nach Münster, und legte daselbst in der Hauskapelle der Fürstin Gallitzin am heiligen Pfingstfeste mit seiner Gemahlin das katholische Glaubensbekenntniß ab.

Zunächst besuchte Stolberg noch einmal Karlsbad und hier erst sagte er seinen Söhnen, daß er und ihre Mutter

zur katholischen Kirche übergetreten seien. Er hoffte, daß sie nach dem Unterrichte, den er ihnen selbst ertheilen wolle, sich seiner Ueberzeugung anschließen würden. Von Karlsbad aus theilte er dem Fürstbischof seinen Religionswechsel mit und bat um seine Entlassung.

In Eutin erregte diese Nachricht die furchtbarste Aufregung. Die Gräfin Sophie, welche zuerst allein dorthin zurückgekehrt war, mußte gerade von den nächsten und besten Freunden die bittersten Dinge hören. Voß dichtete eine Ode voll Lästerungen gegen Stolberg und seine Religion, und als dieser ihn in seinem Hause aufsuchen wollte, ließ er sich verleugnen und sandte ihm das Schmähgedicht durch seinen Sohn. Auch Jacobi, der seit einigen Jahren in Eutin lebte und zum nächsten Freundeskreise Stolbergs gehört hatte, schloß ihm und seiner Gattin die Thüre. Bald aber that Jacobi sein eigenes Auftreten leid, und er schrieb dem Freunde: „Ich bin nicht lieblos, Stolberg! Hinge mein Herz weniger an Dir, so hättest Du mein Herz nicht so verwunden können, wie Du es verwundet und zerrissen hast. Dein Andenken wird mir ewig heilig bleiben. Damit ich es aber so bewahre, darf ich Dich nicht wiedersehen. Du bist mir weggenommen von der Erde. Schone meinen unaussprechlichen Schmerz .... Du kannst ja hoffen, daß ich mit der Zeit mich besinnen werde; Du wirst es ja hoffen nach Deiner Denkungsart .... Ich bin ohne Hoffnung; keine Begeisterung unterstützt mich; ich verliere rein und unersetzlich. Um der alten Liebe willen vergönne mir die stille Flucht; suche mich nicht; antworte mir nicht. . . ."

Auch Erneſtine Voß schrieb mit Billigung ihres Gatten Stolberg die Gründe, weßhalb es besser sein würde, wenn sie sich gegenseitig nicht wiedersehen würden. In ihrem

Briefe, wie in dem Jacobi's, spricht sich wirklicher Seelenschmerz über die Trennung aus; ebenso aber auch starre Intoleranz. Stolberg antwortete ihr unter Anderm: „Also kein mündliches Lebewohl, weil Sie und Voß es nicht wollen. Von meiner Seite auch keine Vorwürfe, keine Erwiederung der mir gemachten. Ich würde Ihnen meine Ideen über Toleranz nicht beibringen können, und muß es ertragen, wenn Sie glauben, und mir sagen, daß ich schlechter geworden bin; wenn Sie glauben, das Zeugniß meines Herzens dafür anrufen zu müssen, daß kein Haß und keine Bitterkeit Sie zurückhalte. Liebe Erneſtine, mein Herz gibt Ihnen das Zeugniß, daß dieser fürchterliche Intolerantismus nicht in Ihrem Herzen ist. — Mir ist, seit ich katholisch bin, kein alter Freund darum weniger werth, sowie auch kein Protestant, dem das Christenthum wirklich heilig und lieb ist, sich darum von mir entfernt hat. Jacobi, der dem Atheisten Fichte sein Haus in Pempelfort anbot, schloß mir hier das seinige. — Gott sei mit Ihnen und Voß und mit Ihren Kindern! Ich umarme Sie Beide mit Wehmuth und herzlicher Liebe. Fr. Leop. Stolberg."

Ende September verließ Stolberg Eutin, um mit seiner Familie nach Münster überzusiedeln. Sein Bruder Christian, der um dieselbe Zeit sein Amt in Tremsbüttel niederlegte, begleitete ihn bis Hamburg. Hier empfing Klopstock den Freund, der ihm von seinen Knabenjahren an besonders nah am Herzen gelegen, mit tiefer Bewegung. Später schrieb er über dieß kurze Zusammensein: „Unser Freund hat bei seinem so großen Irrthum ebenso viel Größe des Herzens durch seine Aufopferung für das gezeigt, was ihm jetzt Religion ist." Klopstock blieb mit Stolberg im Briefwechsel, ebenso auch Claudius. Von ihm sagt Stolberg: „Der in schlichter Einfalt, in holder Naivetät un-

nachahmliche Claudius, ein Weiser in seinem Leben, wie in seinen unsterblichen Schriften, ließ kein Wölkchen über unsere Freundschaft ziehen, obschon er meinen Uebergang zur alten Kirche nicht gern sah."

In den ersten Tagen, als Stolberg in Münster weilte, erhielt er einen Brief Lavaters. Seine Stimme ist von all' denen, welche den Uebertritt Stolbergs besprochen haben, die edelste, und verdient deßhalb doppelte Aufmerksamkeit. Er schreibt vom Krankenlager: „Du wirst, lieber Fritz Stolberg, gewiß nicht erschrecken, von Lavatern einen kleinen Brief zu erhalten — den ersten nach Deiner, mir nicht schwer begreiflichen, sogenannten Glaubens- und Religionsveränderung. Du wirst von dem Protestanten keinen Hauch von Protestation erwarten? Du wirst es mir ebenso brüderlich als gläubig aufnehmen, wenn ich Dir mit völliger Ueberzeugung sage: „Mich freut's, wenn Du bei diesem wichtigen Schritt an Ruhe Deiner Seele, an Lust und Kraft zum evangelisch-christlichen Leben, an Leichtigkeit, das höchste Gut zu genießen, an Aehnlichkeit des Sinnes Christi gewonnen hast, oder gewinnen wirst. Ich bin so kleinsinnig nicht, irgend ein Mittel zu verachten oder zu verlachen, wodurch ein Individuum, das anders gebaut ist und andere Bedürfnisse hat, als ich, besser, reiner, vollkommener, gottgefälliger zu werden glaubt. Gehe jeder den Weg, welchen ihn Gott und ein redliches Herz führen.

Ich sage mehr noch: „Werde die Ehre der katholischen Kirche! Uebe Tugenden aus, die dem Unkatholischen unmöglich sein werden! Thue Thaten, welche beweisen, daß Deine Aenderung einen großen Zweck hatte, und daß Du den Zweck nicht verfehltest. Werde ein Heiliger wie Borromäus — Ihr habt Heilige, ich leugne es nicht. Wir

haben keine, wenigstens keine, wie Ihr habt. Die Heiligen, die Eure Kirche bildete, sind das Gegengewicht gegen zahllose Ceremoniensklaven, die sie hervorbringt, und wenn ich sagen darf, geflissentlich zu unterhalten scheint. Ich verehre die katholische Kirche als ein altes, reichlich beschnörkeltes, majestätisches, gothisches Gebäude, das uralte theure Urkunden aufbewahrt. Der Sturz dieses Gebäudes würde der Sturz alles kirchlichen Christenthums sein. Ich verehre, liebe und bewundere viele Katholiken, die ich kenne und unter meine Freunde zählen darf. Aber alle Bemühungen Einiger, mich zur katholischen Kirche übergehen zu machen, waren vergeblich und werden immer vergeblich bleiben, weil ich für meine Person durchaus nicht von Formen abhänge, sondern die Religion als eine Richtung des Herzens zu Gott in Christo und ein inneres Streben nach Aehnlichkeit mit ihm ansehe, weil ich mir keine Tugend, Vollkommenheit, Seligkeit in der katholischen Kirche denken kann, die der redliche Christ nicht außer derselben wenigstens ebenso leicht, wo nicht leichter, erreichen kann. — Des Menschen Ueberzeugung ist sein Gott. — Daß Ueberzeugung und nichts als Ueberzeugung Dich zu dem Schritte leitete, den Du gewiß nicht ohne große Verleugnungen thatest, daran habe ich gewiß nicht den mindesten Zweifel. Aber ich werde diesen Schritt, wie sehr es auch viele der denkendsten und verehrungswürdigsten Katholiken, die ich als Freunde innig liebe, aus den besten, liebevollsten und religiösesten Absichten wünschen mögen, gewiß nie thun. — Eine intolerante Kirche kann mir nie nachahmungswürdige Schülerin Dessen sein, der über die boshaftesten Verwerfer des Besten die liebevollsten Thränen vergoß."

Lavater entwickelte nun weiter seine Ansichten und

Gründe, warum er sich nicht zum Katholicismus hingezogen fühle, und warum er die katholische Kirche für intolerant halte. Stolberg geht in seinem ausführlichen Antwortschreiben gerade auf diese Punkte besonders ein. Es sind Dinge, welche heutzutage noch manchem guten Katholiken Zweifel verursachen, und vielleicht kommt Manchem ein so klares Wort, wie Stolberg es sprach, erwünscht. Er schreibt:

„Gott, der seine Sonne über Gerechte und Ungerechte strahlen läßt, läßt auch manche Wolke sie verhüllen, und auch das aus Liebe. Er läßt es zu, daß so manche redliche Protestanten immer bei dem Irrthume bleiben, als sei die katholische Kirche, diese wahrhaft barmherzige Mutter, gegen anders Denkende intolerant. Nicht der wahre Geist dieser Kirche hieß jene verfolgen, verfluchen, verbrennen. Unfehlbar in der Lehre, wie es die Lehrer auf Moses Stuhl waren, sichert sie keinen ihrer Anhänger gegen Fehltritt in den Handlungen, so wenig den Papst, wie die Hohepriester.

Das dringende Gefühl des Bedürfnisses einer durch den Geist Gottes geleiteten, daher in der Lehre unfehlbaren Kirche, — einer Kirche, bei welcher Jesus Christus, seiner Verheißung nach, bleiben würde bis an's Ende der Tage, — einer Kirche, in welcher noch immer Machthaber des ewigen Hohenpriesters Sünden behalten und Sünden lösen konnten, — einer Kirche, in welcher am Strahle göttlicher Liebe die Ambrosius, die Augustin, die heiligen Einsiedler in der Wüste, und Ludwig der neunte auf dem Throne, — die Leone, die Katharinen, die Theresen, die Franziskus, die Borromäus für den Garten Gottes reiften, einer Kirche, in welcher der Sohn Gottes aus den Hefen unserer Zeit eine ganze, größtentheils verdorbene, hohe Geistlichkeit in Frankreich, welcher die Axt schon an der Wurzel zu liegen

schien, auf einmal so umwandelte, daß der faule Baum Früchte des Lebens und in solcher Fülle und Reife trieb: — Freund und Bruder! Das dringend heiße Gefühl des Bedürfnisses, zu einer solchen Kirche zu gehören, riß mich mit Banden, die stark sind wie der Tod, das heißt mit Banden der Liebe, unwiderstehlich zu ihr hin. Und ich fühle mich wie so selig, obgleich wie so unwürdig, in ihrem Schooße. Da indessen sie mich gegen Sicherheit warnt; da ich, wiewohl auf Gottes Erbarmen kindlich hoffend, doch mit Furcht und Zittern meine Seligkeit suchen soll, und also nicht weiß, ob ich ewig jauchzen werde, so will ich doch nun jauchzen und frohlocken, daß diese Kirche Gottes auf dem Felsen gegründet steht, und stehen werde. — Der würde nicht mich mehr, als meine Kirche verkennen, welcher glauben könnte, daß sie mich lehre, Dich oder unsern Heß, oder unsern seligen Pfenninger, oder unsern Claudius zu verdammen, oder auch nur die Kindschaft Gottes in Euch und andern redlichen Anbetern Jesu Christi unter den Protestanten zu bezweifeln. Mit Ruhe und Wonne denke ich an den Engel in weiblicher Bildung, den Gott vor zwölf Jahren von meiner Seite weg hinüber in's bessere Leben rief. Sie ist früher katholisch geworden als ich, um zwölf Jahre früher als ich Mitglied der großen allgemeinen Kirche, deren Kinder theils hienieden streiten, theils in läuternden Flammen büßender Liebe, dennoch selig in gewisser Hoffnung, ihre Litaneien, theils am Throne Gottes und des Lammes wie Stimmen großer Wasser ihr Hallelujah singen.

Sieh, liebster Bruder, diese Ansicht läßt, gewährt, befiehlt mir der Glaube meiner Kirche. Nur für die, welche ihre Wahrheit erkennen, und sich durch irgend eine Unlauterkeit, mit Bewußtsein solcher, von ihr abhalten lassen,

nur für diese, die allein sie Ketzer nennt, gibt und weiß sie keinen Trost."

Lavater starb zu bald nach Empfang dieses Briefes, um die Correspondenz weiter führen zu können, aber Stolberg wurde von vielen Andern brieflich ersucht, die Gründe seines Uebertritts darzulegen. Diese Anfragen waren ihm stets willkommene Gelegenheiten, seine Ueberzeugung klar und offen zu bekennen. Oft aber wurden seine Worte mißbraucht. Abschriften von seinem Briefe an Lavater, von einem andern an einen Grafen Schmettau, Bruder der Fürstin Gallitzin, gingen umher, wurden abgedruckt und in veränderter Gestalt gelesen. Andere Personen wandten sich jedoch gerade in Folge dieses willkürlichen Gebrauchs seiner Aeußerungen um so eher direct an ihn und baten um Aufklärung.

Einer hochgestellten Dame, welche mit großem Interesse seine Beschreibung der italienischen Reise gelesen hatte und den innigsten Antheil an seiner Rückkehr zur katholischen Kirche nahm, antwortete er unter Anderm: „Die Reise, deren Beschreibung Sie mit so vieler Güte für den Verfasser lasen, war wohl ohne Zweifel der erste Anlaß zu dem Schritte, den ich nachher that. So Vieles auch einem Protestanten in Italien zum Aergerniß gereichen kann, ward es mir doch desto weniger schwer, das Falsche vom Aechten zu unterscheiden und mitten unter den Schlacken das Gold zu erkennen, da ich gleich zu Anfang meiner Reise in Münster mit einer Tochter der Kirche bekannt ward, auf welcher der Geist des Christenthums, des christkatholischen Glaubens so sichtbar ruht, daß sie mir einen tiefen Eindruck von der Heiligung, die in dieser Kirche zu erreichen ist, in's Herz gab. Es ist die Fürstin Gallitzin, eine Deutsche, geborene Gräfin Schmettau. Ich sah sie zwar nur

einige Tage, aber wie Vieles sah und hörte ich da! Bei ihr sah ich den Professor Overberg, einen wahrhaft apostolischen Mann. Als ich von der Reise zurückgekommen war, besuchte sie mich, und das Jahr nachher besuchte ich sie. Von der ersten Bekanntschaft an hatte sie einen gleichen Eindruck auf meine Frau gemacht. Diese Eindrücke, welche uns auf der Reise begleitet hatten, wurden immer tiefer durch persönlichen Umgang und Briefe."

Wohl hatte Voß Recht, wenn er der Fürstin Gallitzin einen bedeutenden Einfluß auf Stolbergs Religionswechsel zuschrieb. Nur in der Art und Weise dieses Einflusses täuschte er sich. Die Fürstin betete für Stolberg aus der Fülle ihres tieffrommen Herzens. Dann aber wirkte sie unbewußt, wie jedes wahrhaft edle Weib, mehr durch ihr Sein als durch Worte. Freilich standen auch diese ihr zu Gebot, wo es galt, ihre Ueberzeugung zu vertheidigen oder Andern mit Rath und That beizustehen.

VI.

Eigentlich beginnt mit der Niederlegung von Amt und Würden Stolbergs schönste Wirksamkeit, denn „Muße ist ein Segen für den, der den Müssiggang nicht kennt und der die Muße heiligt."

Der tiefe Friede, der ihm durch den Glauben geworden, die beseligende innere Ruhe und die Begeisterung für das mit so schweren Kämpfen Errungene gaben seinem Geiste eine eigenthümliche Kraft und theilten sich seinen literarischen Erzeugnissen mit.

Er ertheilte im Winter 1801 seinen Söhnen den früher bereits begonnenen Religionsunterricht, las mit ihnen und

dem kürzlich in seinem Haus aufgenommenen Freund und Lehrer seiner Kinder, Kellermann, die alten, geliebten Dichter, und übergab nach nochmaliger genauer Ueberarbeitung vier Tragödien des Aeschylus dem Druck.

Bald nachher erschien seine Uebersetzung der Schriften des hl. Augustinus von der wahren Religion und von den Sitten der katholischen Kirche.

In seinem Hause herrschte jetzt, wo kein Amt ein glanzvolles Auftreten bedingte, viel größere Einfachheit. Nur eine wahrhaft großartige Gastfreundschaft wurde hier, wie auch früher in Eutin, ausgeübt. Fast täglich verkehrten der Graf und die Gräfin Stolberg mit der Fürstin Gallitzin und Overberg, mit der Familie der Droste zu Vischering, mit Fürstenberg und Katerkamp, der im Hause der Fürstin Gallitzin aufgenommen war. Die Fürstin selbst war die Seele des ganzen Kreises. Stolberg sagt in einer Strophe eines zu ihrem Geburtstage gedichteten Liedes:

„Wie aus inn'rer Lebensregung
Der Gedanke sich erhebt,
Dann mit Wohllaut und Bewegung
Auf des Liedes Flügeln schwebt:
So ist gottgeweihtes Leben
Harmonie in jedem Streben!"

Die Fürstin Gallitzin war es auch, welche zuerst mit Clemens August von Droste-Vischering, Domcapitular zu Münster, in Stolberg den Gedanken an sein großes Geschichtswerk: „Die Religion Jesu Christi", anregte.

Er fühlte sich erst der Aufgabe nicht gewachsen, entschloß sich aber doch zu der Ausführung, und hat durch dieses Werk, welches in den weitesten Kreisen Aufnahme fand, sehr viel zur Wiedererweckung wahrhaft religiösen Sinnes gewirkt.

Im Mai 1802 reiste die Familie Stolberg nach Wernigerode zur Hochzeit der ältesten Tochter. Maria Agnes hatte die beiden letzten Jahre im Hause ihrer zukünftigen Schwiegereltern verlebt. Sie war das einzige von Stolbergs Kindern, welches nicht katholisch wurde.

In einem Briefe an den Sohn der Fürstin Gallitzin in Pennsylvanien findet sich folgende Stelle: „Beten Sie für mich, für meine Sophie, für meine Kinder! Gedenken Sie unser manchmal beim heiligen Opfer und legen Sie dem großen, allbarmherzigen Hohenpriester meine älteste Tochter an's Herz, welche, allein nicht katholisch zur Zeit, wenn dieser Brief in ihre Hände kommt, vielleicht schon Frau eines protestantischen Mannes sein wird, dem sie verlobt war, als uns die Kirche in ihren Schooß aufnahm. Ich kann und mag diese Saite, deren Berührung mich tief erschüttert, nicht weiter regen in diesem Briefe, als nöthig war, um Ihre Fürbitte für dieses mir sehr liebe Kind zu erbitten."

Nicht weit von Münster liegt ein kleiner Ort Lütjenbeck, wo Stolberg, dem das Ländleben von Jugend auf Bedürfniß war, den Sommer mit seiner Familie verlebte. Es war ein altes Schloß der Droste-Vischering gewesen, das einst fast ganz von Flammen verzehrt worden war. Nur ein Thurm und das daran stoßende wirthschaftliche Haus war erhalten, und diese Gebäulichkeiten hatte Stolberg für seine Familie einrichten lassen. Die Zimmer waren klein, mit niedrigen Decken und für die zahlreiche Familie Stolberg sehr beschränkt. Desto mehr wurde jedoch in der freien Natur geschwelgt. Die üppige Fruchtbarkeit der fetten Wiesen und Felder, die hohen, ächt deutschen Eichen, das Gemurmel der kleinen Bäche, die sich silberhell durch die Flur schlängelten, begeisterten den alten Natur-

freund immer von Neuem. In der Nähe Lütjenbeck's, in Angelmodde, hatte auch die Fürstin Gallitzin ihren Landaufenthalt bei einem Pächter gewählt, und so fehlte es hier wie in Münster nicht an geistiger Anregung.

Stolbergs Kinder wuchsen heran und begannen das elterliche Haus zu verlassen. Nachdem sich seine Tochter verheirathet hatte, begab sich sein ältester Sohn im folgenden Jahre in österreichische Kriegsdienste. An seinem 21. Geburtstage, der Trennungsstunde, gab ihm sein Vater einen ausführlichen Geleitsbrief, der in seinen einfachen, herzlichen Worten einen tieferen Einblick in das Herz des Vaters und seine edlen Grundsätze gestattet. Er schreibt:

„Je tiefer und schmerzlicher ich unsere nahe Trennung empfinde, mein geliebter Ernst, desto mehr wünsche ich Dir aus meinem Innersten noch etwas zur Erinnerung, Erwägung und Beherzigung an's Herz zu legen. Ich werde Dir nichts sagen, was Du nicht schon weißt, aber es ist uns Allen heilsam, ja nöthig, uns an große Wahrheiten, die auf unsere ewige Bestimmung sich beziehen, oft und lebhaft zu erinnern. Nützlich ist es auch, die Regeln, nach welchen man seinem Stande gemäß am sichersten, sorgenlosesten, mit möglichster Freiheit durch die Welt kommt, sich geläufig zu machen, um desto mehr, da der wahre Christ weder wahre Sorgenlosigkeit, noch auch wahre Freiheit wo anders finden kann, als in einem guten Gewissen. Wo der Sinn des Gewissens erweckt und zart ist, da wacht er über alle Handlungen, und je schonender wir sein achten, desto mehr wird uns dieser Sinn, wiewohl er uns anfangs Zwang aufzulegen scheint, ein Princip des Lebens, welches uns mit uns selbst in Harmonie, also in wahre Freiheit setzt. — Mit dem Morgengebete beginne Deinen Tag und schließe ihn mit dem Abendgebete. Aber

beide werden Dir nicht genügen, wenn Du sie recht betest. Du wirst immer mehr inne werden, mein lieber Ernst, daß wir uns in hohem Grade verabsäumen, wenn wir dem Gott, in dem wir leben, weben und sind, nur einige Minuten des Tages weihen, und uns in der Zwischenzeit nicht um ihn bekümmern. — Vor dem Abendgebet prüfe Dich vor Gott, wie Du den Tag zugebracht in Gedanken, Reden und Handlungen. Empfiehl Dich täglich dem Schutze der Mutter Gottes und Deines Schutzengels, daß sie für Dich bitten.

Ich bezeuge Dir vor Gott, mein lieber Ernst, daß wir nie Mißtrauen genug gegen uns selbst, und nie Vertrauen genug in die Barmherzigkeit und Hülfe Gottes haben können. — Nichts ist so gefährlich für Jünglinge, als die falsche Scham. Die Furcht, lächerlich zu scheinen, stürzt die meisten Jünglinge in's Verderben. Waffne Dich dawider mit dem Gedanken an Gott, mit der Vorstellung der Leiden und des Todes Jesu Christi, mit dem Schilde des Wortes: „Wer sich mein und meiner Worte schämt, deß wird sich des Menschen Sohn auch schämen, wenn er kommen wird in seiner Herrlichkeit und der seines Vaters und heiligen Engel. — Es ist viel leichter, der ersten Versuchung zu gering scheinender Vergehen zu widerstehen, als ein Ziel zu setzen, wenn man sich zur Abweichung hinreißen ließ. Aber es steht auch in keines Menschen Kraft, sich ein solches Ziel zu setzen, denn mit jedem Schritt, den wir auf dem Pfade des Verderbens thun, nimmt unsere Kraft ab, und die Bahn wird immer abschüssiger. — Fliehe den Müßiggang, fliehe leeren Umgang, er ist der gefährlichste Müßiggang. Wache vor allen Dingen über Deine Zunge. „Wer in keinem Worte fehlt, der ist ein vollkommener Mann, und kann seinen ganzen Leib im Zaume halten," so sagt

ein großer Apostel, den Jesus Christus würdigte, mit Petrus und Johannes Zeuge seiner Verklärung und seines Todeskampfes zu sein.

Sei ernst und freundlich in Gesellschaft, langsam zum Reden und langsam zum Zorn. Vor allem spotte nie über Andere, sie seien gegenwärtig oder abwesend. Ziehe Keinen auf. Laß manches Wort aus dem Munde Anderer fallen, ohne darauf zu achten, und freue Dich mit Demuth und Dankbarkeit gegen Gott jedesmal, daß Du Dir diesen Zwang angethan, ein Wort zu unterdrücken, welches Dir schon auf der Zunge war; es ist ein Opfer, welches Du Gott für das Heil Deiner Seele bringst. Auch die kleinsten Opfer, die wir Gott bringen, sieht er immer gnädig an und gibt uns neue Kraft dafür. Wenden wir dann auch diese wohl an, so nehmen wir Gnade um Gnade. Oft gibt Gott auch fühlbare Freudigkeit zur ersten Belohnung.

Fechte, wofern Du es vermeiden kannst, mit Keinem, der nicht Dein Freund ist. Wirst Du inne, daß der, welcher mit Dir ficht, hitzig oder unmuthig wird, so wache Du desto mehr über Deine Fassung, und suche dem Dinge bald ein Ende zu machen. — Laß Uebungen des Geistes mit Uebungen des Leibes abwechseln. — Lies täglich, so wirst Du immer mehr Geschmack am Lesen finden. Theile Deine Zeit nach einer gewissen Regel ein, von welcher Du nicht gerne abweichen, doch nicht so Dich unterwerfen wollest, daß eine Störung Dir üble Laune machen sollte."

Weiter räth nun Stolberg seinem Sohne die Lectüre der Alten an, warnt vor Romanenschwall und weist auf die besseren literarischen Erscheinungen der Gegenwart hin. Er spricht über Spiel und andere Leidenschaften, denen Offiziere leicht ausgesetzt sind und sagt zum Schluß: „Du

bist wahrhaft von Natur, und, um Gotteswillen, immer müsse Dir die Wahrheit heilig sein! denn Wahrhaftigkeit wird Dir allgemeines Vertrauen erwerben. Es müsse statt alles Zeugnisses — wie es der Fall bei Deinem seligen Großvater war — gelten, wenn man sagt: „Stolberg hat es gesagt."

Sei aufmerksam, wacker, pünktlich und freudig im Dienste, ehrerbietig gegen die Obern, gefällig gegen die andern Offiziere, ohne Aufopferung Deiner Selbstständigkeit. Mache Dich nicht gemein im Umgange mit den gemeinen Soldaten, aber laß sie inne werden, daß ihr Wohl Dir am Herzen liegt, und mildere die nöthige Strenge des Dienstes durch ernste Freundlichkeit. Nimmer verleite Dich Strenge zum Zorn, und wenn Du strafen mußt, so rufe eine Empfindung des Wohlwollens für den zu Strafenden in Dir hervor. Bete heimlich für den, dem Du aus Pflicht unerbittlich bist, so wirst Du einst den Richter nicht unerbittlich finden. — Suche es Dir überhaupt zur unabweichlichen Gewohnheit zu machen, für jeden Menschen, wider den Du Zorn oder Abneigung empfindest, gleich zu beten, bei jeder Versuchung der Wollust, des Zorns, in unlauterer Gesellschaft, beim Wein, einen Augenblick das Herz zu Gott zu erheben. Thust Du das mit Treue, mein lieber Ernst, so wird Dir Gott, so wahr er Gott ist, kräftig zur Seite stehen im Leben und im Tode. — Ueberrascht Dich der Zorn, so laß die Sonne nicht untergehen über Deinem Zorn, und bedenke täglich, was Du bittest, wenn Du sagst: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern."

Ich weiß, daß Du gute Vorsätze hast, aber ich wiederhole es Dir: vertraue nicht Dir, sondern allein der Gnade Gottes, und in diese habe das kindlichste, freudigste Ver-

trauen. Dieſes Vertrauen verlaſſe Dich nicht, auch wo Du fehlteſt. Und ſollteſt Du, wofür Dich Gott bewahren wolle, ſollteſt Du in große Sünde fallen, ſo vertraue feſt auf Gott und wende Dich mit zerknirſchtem Herzen zu dem, „der nicht der Geſunden, ſondern der Kranken Arzt iſt; der nicht kam, die Gerechten zur Buße zu rufen, ſondern die Sünder; der uns, die wir arg ſind, lehrte, daß wir ſiebenzigmal unſerm Nächſten verzeihen ſollen; der das zerſtoßene Rohr nicht zerbrechen, den glimmenden Docht nicht auslöſchen wird"; darum werde, auch wenn Du noch ſo oft und noch ſo tief fallen ſollteſt, nicht ſcheu und laß nicht den Unmuth Dein Herz verſchließen, ſondern öffne es der demüthigen, vertrauensvollen Reue.

Lieber Ernſt, Du wurdeſt von Deiner lieben ſeligen Mutter auf Gott geworfen vom Mutterleibe an. Ich weiß, wie oft ſie, als ſie Dich noch unter ihrem reinen Herzen trug, und als ſie an ihren Brüſten Dich ſäugte, zu Gott mit Thränen gefleht hatte, daß er Dich ihm heiligen, und wofern er vorausſähe, daß Du nicht ihm leben werdeſt, Dich früh von ihrem Herzen reißen und zu ſich nehmen möchte. Deine zweite Mutter, welche Dich ſo mütterlich liebt, ermahnte Dich oft mit Liebe und betet mit herzlicher Liebe für Dich. Du liegſt mir mehr am Herzen, als ich es Dir ſagen kann, mehr, als Du es wiſſen kannſt, und ich rede öfter mit Gott von Dir, als mit Dir von Gott. Er hat Dich mit uns in ſeine heilige Kirche geführt, in die Gemeinſchaft der noch ſtreitenden Heiligen, der Heiligen, die nicht mehr gefährdet, gleichwohl noch geläutert werden, und der vollendeten Heiligen, welche ſein Antlitz ſchauen. Er gab Dir zum Seelenführer einen lieben Mann, deſſen Bild Dir täglich vorſchweben, deſſen Lehren in Dir ewige Früchte des Heils tragen müſſen."

Stolberg verlor in demselben Jahre, als sein geliebter Sohn sein Haus verließ, zwei theure Freunde durch den Tod. Es war der 81jährige Gleim und Klopstock. Besonders an dem letztern hing er mit allen Fäden seiner schönsten Jugenderinnerungen; selbst seine Rückkehr zur katholischen Kirche hatte bei aller Verschiedenheit der Ansichten für ihn kaum eine vorübergehende Spannung hervorgerufen.

Jacobi hatte sein erstes heftiges Auftreten gegen Stolbergs Religionsänderung bitter bereut, besonders als verschiedene Briefe, die er in dieser Angelegenheit geschrieben, gegen seinen Willen veröffentlicht wurden. Er widerrief öffentlich alles Gehässige, was darin gesagt war, und schickte die kleine Schrift mit einigen, dem ächten Freundesherzen entsprungenen Worten Stolberg zu. Dieser dankte ihm herzlich für seine Liebe, sagte, daß er auf Bitten seiner Frau und seines Bruders die Briefe gar nicht gelesen habe und nur mit Gefühlen des innigsten Wohlwollens seiner gedenke. Nur über eins kommt er nicht weg: „Freundschaftlich, sehr freundschaftlich sprichst Du von mir, lieber Jacobi, in der kleinen gedruckten Schrift, und an mich im begleitenden Briefe. Von dem aber, was mir heilig ist, von dem ich wünsche, daß es das Leben meines Lebens, die Seele meines Ich's werden möge, von der Religion Jesu Christi sprichst Du gehässig.

Wolleſt nicht in der Vorstellung mich von dem sondern wollen, was Dir widerwärtig, mir heilig ist. Da ist die Kluft, über welche wir uns zur Erneuerung alten, traulichen, wohlthuenden Umgangs die Hände nicht reichen können."

Zwei Jahre später sandte Jacobi seine zwei Söhne nach Münster, wo sie von Stolberg liebevoll aufgenommen

wurden. Er beantwortete den Brief, den sie ihm von ihrem Vater brachten, mit inniger Liebe. Nur von seiner Religion, die ihm immer mehr in Seele und Leben überging, konnte er auch dem theuern Freund zu Liebe nicht das Geringste lassen.

VII.

Die ersten Jahre dieses Jahrhunderts vergingen für Stolberg in reinem Genuß des schönsten Familienlebens und ernster, auf strenger Forschung beruhenden Arbeit. Er war ganz auf den Plan des Domcapitulars Clemens v. Droste-Vischering eingegangen und konnte schon im Jahre 1806 den ersten Band seiner „Geschichte der Religion Christi" dem Druck übergeben. Derselbe fand in weiten Kreisen die beste Aufnahme. Gelehrte und Laien waren gleich erbaut davon, und des Verfassers eigene Liebe zu Gott, seine aus der Fülle des Herzens immer an's Licht tretende Dankbarkeit für die ihm gewordene Erkenntniß, verbunden mit seiner glänzenden Darstellungsgabe, welche die Resultate seiner gewissenhaften Forschungen schlagend zu verwenden wußte, dieß Alles riß den Lesenden unwiderstehlich fort. Sogar Goethe fühlte sich in seinen religiösen Anschauungen davon erschüttert und äußerte einst, als er nach seiner Ansicht über das Buch gefragt wurde: „Man müsse sich von solchen Büchern nicht führen lassen, man urtheile danach über menschliche und göttliche Dinge und am mehrsten über eigene Zustände befangen."

Der Frager bemerkte aber, daß er den großen Dichter aus der Stimmung gebracht hatte. Während derselbe vorher von Witz und Laune übersprudelte, wurde er jetzt nach-

denklich, und selbst die Gesellschaft schöner Frauen, die ihn umgab, konnte den Ernst nicht aus seinem Auge bannen.

Ein Zeugniß von der ungeschwächten Arbeitskraft Stolbergs geben auch die in diesen Jahren erscheinenden Uebersetzungen des Ossian. Nordische Poesie hatte von früh an einen ungemeinen Reiz für ihn. Sein langer Aufenthalt in Seeland, die Liebe seiner Eltern zur englischen Literatur mögen viel dazu beigetragen haben, aber das Hauptverdienst und der Grund, weßhalb seine ossianischen Uebersetzungen vor andern den Preis erhielten, war doch die eigene hochpoetische Auffassung und Uebertragung.

Diese Arbeiten boten Stolberg oft eine willkommene Ableitung von der Betrachtung der damaligen traurigen politischen Lage Deutschlands. Er hing mit so warmer Liebe an seinem deutschen Vaterland und mußte nun zusehen, wie es sich alle Schmach der Fremdherrschaft ruhig gefallen ließ, wie die deutschen Fürsten selber halfen, ihr eigenes Land zu zerstückeln, und es dem Fremden dienstbar zu machen.

Es war eine schwere Zeit, die Stolberg Angesichts dieser Erniedrigung und Kraftlosigkeit durchleben mußte. Er konnte nicht die Hände in den Schooß legen und zuschauen, und was einer seiner Freunde, Johannes v. Müller, einst sagte, das wurde auch sein Wahlspruch: „Mein Leben kennt keinen höhern Zweck, als mitbeizutragen zu der Rettung der Ueberbleibsel von Humanität in einer Epoche, wo Alles zusammensinkt in eine Verfassung, die der Tod alles Edlen und Wahren sein wird."

Wie viel Stolberg beigetragen hat zur Rettung des Edlen und Wahren, lesen wir in einem unbefangenen Urtheil, welches in spätern Jahren über seine damalige Arbeit

ausgesprochen wurde. „Stolbergs Geschichte der Religion Jesu Christi," heißt es bei Katerkamp, Leben der Fürstin Gallitzin, „welche ungeachtet der tiefen Schätze von Gelehrsamkeit, die sie enthält, dennoch mehr die erbauende als gelehrte Tendenz hat, hat in jener verkommenen Zeit nicht wenig theils zur Erhaltung, theils zur Wiedererweckung christlicher Gesinnung gewirkt. Sie wurde mit gleichem Interesse von Protestanten und Katholiken gelesen. Und als die Zeit der Befreiung von der Fremdherrschaft gekommen war, erkannte man in den Gegenden, wo diese durch längern Bestand zur Zerstörung christlicher Gesinnung am meisten geschadet hatte, die Rückkehr zum Glauben darin, daß Gesellschaften sich bildeten, in welchen zur Belehrung und Erbauung die Religionsgeschichte vorgelesen wurde. Nicht leicht wird irgendwo auf stillem Wege und in kleinern Verbindungen dennoch in so großer Ausdehnung zur Verbreitung ächt religiöser Gesinnung mehr gewirkt worden sein, als durch Stolberg in der gebildeten Welt überhaupt und durch Overberg in den gemeinen und mittlern Klassen der katholischen Kirche."

Diese beiden Freunde, Stolberg und Overberg, sollten inmitten der allgemeinen Noth noch einen ganz besondern Verlust erleben. Am 27. April 1806 starb die Fürstin Gallitzin nach langem, schwerem Leiden. Wie viel Stolberg an ihr verlor, sagt er in einem Briefe an Jacobi: „Sie hat während acht Wochen unaussprechliche Pein gelitten. Ihr innerer Friede blieb unangefochten; ihr ganzes Wesen war Glaube, Hoffnung und Liebe. Jedesmal, daß wir sie sahen, ergriff uns der Anblick ihres äußern Zustandes und Aussehens; wir verließen sie nie ohne Trost des Himmels. Ihr Ende war nicht sanft, aber triumphirend, wie das Ende der Märtyrer. Ihr Puls hörte auf

zu schlagen unter schrecklichen Schmerzen. Ihr letzter Gedanke war Dankgebet für die soeben empfangene hl. Communion. Du hast sie gekannt, d. h. geehrt und geliebt, wie man Wenige auf Erden ehren und lieben kann. Du kannst Dir meinen und Sophiens namenlosen Verlust vorstellen."

Immer trauriger wurde die Zeit, trostloser die Aussichten derer, die an ihrer deutschen Nation mit Liebe hingen. Nachdem Oesterreich von Napoleon sozusagen aller Lebensfähigkeit beraubt worden, schien jetzt auch Preußen, auf welches die Augen der Erlösung Hoffenden noch allein gerichtet sein konnten, dem Untergange nahe zu sein. Es verlor in dem schmählichen Tilsiter Frieden (1807) fast sein halbes Land. Auch Münster gerieth unter französische Herrschaft, und schwer lastete der Druck derselben auf allen Gemüthern. Stolberg erkannte in dieser Heimsuchung die Hand Gottes und schrieb: „Dürfen wir uns noch wundern, wenn wir erleben müssen, was wir erleben? Oeffentliches Unglück, Erniedrigung unter Feinden, welche zu besiegen wir gewohnt waren, ist manchmal ein letztes Mittel der erbarmenden Vorsehung. Und es ist billig, daß Nationen, welche, ihres Gottes vergessend, sich auf den fleischlichen Arm verlassen, oder auf gehäuftes Geld, es ist billig, daß solche durch Noth und Wehe zur Besinnung kommen, durch großes Wehe, wenn sie sich vom kleinern nicht wecken ließen; wenn sie Schmach wie Wasser soffen und dennoch nicht nüchtern wurden."

Während der ersten Zeit der französischen Herrschaft in Münster nahm Stolberg mit seiner Gemahlin und seinen Töchtern einen längern Aufenthalt in Eutin, um seine dortigen Verwandten und Freunde wieder zu sehen. Die Söhne sollten unterdessen die Ferien zu einer Rheinreise

mit ihrem geliebten Lehrer Kellermann benutzen. Der Letztere war durch seinen edlen Charakter, seine aufopfernde Lehrthätigkeit und Liebe zu seinen Pflegbefohlenen immer mehr zum Herzensfreund der ganzen Familie geworden. Auch jetzt mußten häufige Briefe zwischen ihm und Stolberg den persönlichen Verkehr ersetzen. Der Letztere schrieb ihm schon von Hamburg aus: „Hier an der Elbe sind Sie, lieber Pilger zum schönern Rhein, mit Ihren kleinen Begleitern mir dennoch nahe; und da jedes bessere Gefühl in uns hienieden sich immer in Sehnsucht auflösen soll, so begreife ich es gar wohl, warum Sie mir jetzt in wahrer Nähe oft gegenwärtiger scheinen, als in Münster, und selbst im lieben Lütjenbeck.

Bei sinnlicher Gegenwart des Freundes läßt sich das Bedürfniß Desjenigen, was das Auge nicht sieht und das Ohr nicht hört, zu oft einschläfern. — Von unserer glücklichen Reise werden die Erzählerinnen ohne Zweifel berichtet haben oder noch berichten. Es ward uns recht wohl, auch auf der grenzenlosen Haide, und wir werden noch lange mit Vergnügen an die Reise denken. — Ich werde Viele, die mir sehr lieb sind, wiedersehen, aber zu Viele, und oft den weisen Spruch des Hesiodus beherzigen, daß die Hälfte mehr als das Ganze sei. Ich sehne mich schon herzlich aus dem Gewühl dieser großen Stadt, wo den Menschen die Stunde wie das Geld zwischen den Fingern läuft.

Ich küsse Ihre kleinen Reisegefährten. Gott sei mit uns und führe uns froh wieder zusammen, und wenn es sein Wille ist, auf lange Zeit. Ich umarme Sie von Herzen."

Gräfin Sophie schrieb an Kellermann: „Ach, welches Gewühl ist hier, und wie ist das Herz gepreßt in dem

Gedanken, daß die weit größere Anzahl dieser Menschen nur in zeitlichem Treiben lebt und webt! — Wir haben heute hier gebeichtet bei dem Missionär Sentrup, morgen wird uns das Glück zu Theil, zu communiciren. Aber dann werden wir wohl sechs Wochen ganz ohne Gottesdienst sein."

In Emkendorf, dem bereits früher erwähnten gastfreien Wohnsitze der gräflich Reventlow'schen Familie fühlten sich die Stolberg wohler als in Eutin. Besonders die immer leidende, aber immer heitere und liebenswürdige Gräfin Julia machte den Aufenthalt in ihrem Hause Jedem angenehm. Von Emkendorf aus schrieb Stolberg an Kellermann: „Sie haben mir liebe Briefe geschrieben, bester Kellermann, und ich würde Ihnen früher mit der Feder, wie ich es oft im Geiste gethan, meinen herzlichsten Dank gesagt haben, wenn ich nicht seit einigen Wochen so viel Worte mündlich wechseln müßte, daß ich mehrentheils, wenn ich in mein stilles Zimmer zurückkehre, mich für jede Mittheilung erschöpft fühlte. — Ich genieße zwar wahrer, oft großer Freude im Umgange mit sehr trefflichen und geliebten Personen, die ich hier wieder sehe, aber die Menge der Worte, daher das viele mitunterlaufende Leere ermatten mich mehr als irgend eine Arbeit.

Es bedarf indeß dieser Empfindung nicht, um meine Sehnsucht nach der Heimkunft, die mit jedem Tage zunimmt, in mir zu nähren. Im stillen und lebendigen häuslichen Leben wird mir desto mehr wohl werden, da ich mich hier von einem Strudel ergriffen, nicht hingerissen fühle. Daß ich Sie, mein so herzlich geliebter Freund, oft vermisse, das muß Ihnen Ihr eigenes Herz sagen. Am meisten vermisse ich Sie bei meiner duldenden Freundin (Gräfin Julia), welche meine verklärte Freundin (Für-

stin Gallitzin) eine heilige Seele nannte. Sie würden sich ihrer von ganzer Seele freuen und ihr sehr lieb werden. Es rührt und erfreut mich sehr, daß die Knaben uns vermissen. Wolle Gott sie alle mit großem Liebesvermögen ausrüsten und es heiligen! Diese und uns empfehle ich Ihrem Gebet und drücke Sie an mein Herz."

Im Sommer des folgenden Jahres weilte Stolberg mehrere Wochen zu Wernigerode bei seiner ältesten Tochter. „Das Herz ist mir hier bei meiner Marie Agnes weich und warm und schwer," so schreibt er von dort an Kellermann. „Sie und ihren biedern, edlen Mann, und die hoffnungsvollen Kinder, deren ältestes sich kindlich mir anschmiegt, nicht im Schooße der Kirche zu sehen, ist mir, zwar seit acht Jahren täglich, aber vorzüglich jetzt ein herbes Leiden. Uebrigens hat sie einen frommen, Gott ergebenen Sinn, welcher sie der Erleuchtung fähig machen wird, wofern Gott sie erleuchten will; oder sie entschuldigen wird, wofern sie bona fide im Irrthum beharrt. Es ist ihr Ernst um die Kindschaft des himmlischen Vaters; wie sollte er sie zurückstoßen?"

Nach Hause zurückgekehrt, beobachtete Stolberg zwischen Furcht und Hoffnung die wachsende Macht des französischen Einflusses und die leise sich regenden deutschen Nationalgefühle.

Zu den Männern, welche vor Allen dazu beitrugen, den innern Kern ihrer Nation zu erhalten, gehörte Stolbergs Freund Perthes, der im Besitze eines bedeutenden Buchhandels mit Recht die Mittel zu haben glaubte, dem fremden Einflusse zu wehren. Er versandte 1809 den Plan einer neuen Zeitschrift des vaterländischen Museums, welche eine lebendige Verbindung aller deutschgesinnten Männer zum Zwecke hatte, an alle Gelehrten, von deren deutschem und wissenschaftlichem Sinn er Kunde hatte.

Mit Freude begrüßte Stolberg dieß Unternehmen und schon im ersten Heft (1810) erschien ein für die Zeit bedeutungsvoller Aufsatz von ihm: „Ueber unsere Sprache". Schlagend und kernig sind seine Aussprüche darin, und die klar dargelegten Wahrheiten mochten Manchem das Gewissen treffen.

„Seicht dem Seichten und unbiegsam dem Kalten," heißt es darin, „öffnet unsere Sprache dem Denker ihre Tiefen, und schmeidigt sich wie Wachs in warmer Hand des Empfindenden zu jeder Bildsamkeit; mannigfaltig an Wendungen wie an Ausdruck, ist sie hehr in urkräftiger Eigenthümlichkeit und in edelster Einfalt. Diese hohe Einfalt unserer Sprache mag wohl ebenso sehr dem zarten Wahrheitssinne und der Herzlichkeit, welche beide Grundzüge deutscher Gemüthsart sind, als ihrer Kraft und Fülle zugeschrieben werden, welche den Deutschen, der seine Sprache ganz inne hat, nie in Noth lassen; daher ihn nichts zur Uebertreibung des Ausdrucks reizt, weil ein dem Gegenstande sich eignender ihm nicht fehlen wird; dahingegen Schriftsteller, welche mit armen Sprachen zu thun haben, oft zur Uebertreibung ihre Zuflucht nehmen, weil der wahre Ausdruck ihnen fehlt; jenen Malern ähnlich, welche grelle Farben auftragen, weil sie die sanften Abschattungen der Natur nicht darzustellen wissen. Solche Uebertreibungen gehen aus der Bücherwelt in's gemeine Leben über nicht ohne großen Nachtheil der Gemüthsart, welche von der Wahrheit sich mehr und mehr entwöhnt. Bald werden alsdann seltene, edle Worte, diese kostbaren Schaumünzen der Rede, gang und gäbe und von den leersten Köpfen, gleich Rechenpfennigen im Spiel, ausgegeben werden. — Selbst die Muttersprache lag uns zu nah, wir versäumten sie lange Zeit auf eine so unbegreifliche

als thörichte Weise. Der pedantischen Ueberschätzung des Latein folgte bald, ging ihr dann zur Seite, verdrängte sie darauf, die Ueberschätzung des Französischen.

Dieser lächerliche Aberwitz hat seit etwa 50 Jahren nach und nach abgenommen, aber noch jetzt findet man seine Spur. Noch jetzt versammeln sich Deutsche und schwatzen Französisch; noch jetzt schreiben Deutsche an Deutsche, Brüder schreiben manchmal an Brüder, Kinder an Eltern, das Weib an den Mann in französischer Sprache. Heißt das nicht, sich von den Seinigen entfremden?

Diese alberne Sitte ist es desto mehr, da der Gebrauch einer fremden Sprache uns doch nie ganz eigen wird. Es bedarf nur einer mittelmäßigen Kunde des Französischen, um inne zu werden, daß selbst Friedrich dem Zweiten die Sprache, die er vor allen liebte, in der er sprach, schrieb, Verse machte, dennoch, als er umgeben war von französischen Akademikern, immer fremd blieb.

Die leeren Köpfe — sollte man nicht meinen, daß der Dummheit ein eigener Instinct, sowie den schwachen Thieren, verliehen worden — blieben nicht etwa nur gleichgültig gegen den höhern Glanz, in welchem unsere Sprache sich zeigte, sie höhnten mit Bitterkeit. Ein desto bangeres Vorgefühl sagte ihnen, daß seichten Köpfen und Herzen nichts gefährlicher sein müßte, als wenn unsere kraftvolle und reiche Sprache die in den Gesellschaften der großen Welt damals weit mehr als jetzt herrschende Sprache des Auslandes verdrängen würde. In dieser ist des Verabredeten viel, und sie bietet Jedem gewisse von der Mode gestempelte Formen und Ausdrücke dar, welche in der That einer beschränkten Sphäre — und ist wohl eine beschränkter, als die große Welt? — die Leichtigkeit der Unterredung

begünstigen und auch schalen Schwätzern einen Anstrich von Wohlredenheit zu geben scheinen.

Diese Gefälligkeit vermißt der Weltling in der deutschen Sprache. Ihr Reichthum macht ihn verlegen, denn sie setzt ihn in den Fall der Wahl, und schlechte Wahl zeigt schlechtes Urtheil. Unsere Sprache gibt vielleicht mehr als irgend eine andere unter den lebendigen Sprachen das Maß des Geistes und des Herzens dessen, der sie redet. Quelle indiscrétion! Eine solche Sprache kann dem Weltlinge keine Liebe abgewinnen! Sie ist ihm lästig, weil sie ihn beschämt. Auch kann er sich durchaus nicht an ihren Ernst, an ihre Wahrhaftigkeit, an ihre Herzlichkeit gewöhnen. Er hat keinen Sinn für sie und sie versagt ihm.

Wer sie ganz inne hat, wer Sinn für sie hat, dem ist die deutsche Sprache lebende Zunge! Oder wollen wir sie mit einem Werkzeuge vergleichen, so ist sie eine volle Rüstung mit Schutz- und Trutzwaffen, unter deren Wucht der Schwächling erliegt, die sich aber dem Starken, der sie liebt, anschmiegt, wie die Haut, und ihm das wird, was dem Achilles die von einem Gott geschmiedete Rüstung war, von welcher Homer singt, daß sie, weit entfernt ihn zu beschweren, dem Helden sich angefügt und wie auf Flügeln ihn erhoben habe.

Es liegt ein Schatz von Gesinnung in unserer Sprache; dieser sei uns heilig! Wir verloren Vieles, aber Alles, dessen Besitz wahren Werth hat, hat diesen in der Gesinnung. Nicht die Freiheit, sondern der empfundene Werth der Freiheit macht der Freiheit würdig. Das Glück macht oft den Sieger; nur Muth und Weisheit machen den Helden."

So kämpfte Stolberg mit Schrift und Wort um die Erhaltung deutscher Gesinnung. Und wahrlich, die deutsche

Nation bedurfte solcher Männer, denn die Gefahren von innen und von außen wurden immer drohender.

Auch Hamburg verlor 1810 seine politische Selbstständigkeit. Das edle Unternehmen des Buchhändlers Perthes konnte sich unter diesen Umständen nicht halten, und für den Augenblick mußten selbst die edelsten deutschen Männer, denen das Gefühl der nationalen Erniedrigung fast das Herz abdrückte, schweigen und in stiller Ergebung den Sturm über sich hinbrausen lassen.

Einen großen persönlichen Verlust hatte Stolberg in diesem Jahre durch den Tod Fürstenbergs. Derselbe war ein schwer zu missendes Glied in Stolbergs Freundes- und Familienkreise geworden, und sein Tod war Jedem eine Lücke.

Je mehr indessen die äußern Verhältnisse drückten, desto inniger und reicher gestaltete sich Stolbergs Familienleben.

Seine Ehe war reichlich mit Kindern gesegnet, und von den im Jahre 1811 noch lebenden fünfzehn befanden sich zwölf im elterlichen Hause. Einen großen Theil des Unterrichts, besonders im Lesen der griechischen Dichter, ertheilte Stolberg den Knaben selbst. Latein lernten auch die Töchter, ungefähr bis zum Verständniß des Virgil. Kellermann gab Religionsunterricht und überwachte mit noch hinzugezogenen andern Lehrern die Studien der Knaben. Die Gräfin selbst widmete der Herzens- und Geistesbildung ihrer Töchter täglich mehrere Stunden. Sie las und arbeitete mit ihnen; oft ließ sie sich auch auf den vielen Liebeswegen, die sie zu Münster und Lütjenbeck in die Häuser der Armen und Kranken führten, von ihnen begleiten. In den Erholungsstunden nahmen die Eltern an den Spielen der Kinder Theil. In Lütjenbeck durften auch

die Töchter zuweilen den Vater auf seinem gewohnten mittäglichen Spazierritt begleiten. In der Stadt sahen es die Eltern nicht gern, weil sie alles Auffallende vermieden.

Die Musik wurde von dem alten Romberg gepflegt, der täglich nach Lütjenbeck hinauskam, um Unterricht zu ertheilen. Unter den Geschwistern herrschte derselbe liebevolle Ton, den auch die Eltern unter sich und mit ihren Kindern gewohnt waren; vor Allem wurde auf Bewahrung der Stolbergischen Erbtugend, der strengsten Wahrheitsliebe, gehalten. Keine Scherz- oder Nothlüge wurde geduldet.

Mit inniger Freude sahen die Eltern ihre Kinder mit denselben Grundsätzen, derselben religiösen Ueberzeugung heranwachsen und edle Charaktere entfalten. Das Glück mehrte sich, als die beiden Töchter Julia und Henriette sich mit gleichgesinnten Gatten vermählten. Am 10. März 1812 vermählte sich Gräfin Julia mit dem Grafen Xaver von Schmiesing-Kerssenbrock, am 5. April Gräfin Henriette mit dem Freiherrn von Hardenberg.

Diese Hochzeit war das letzte Familienfest, welches Stolberg in Münster feierte.

Die französische Wirthschaft, die er in Münster mitansehen mußte, reizte ihn oft zu lautem Tadel. Er sprach so offen und unumwunden seine Meinung aus, daß im Mai 1812 seiner Gemahlin von einem Freunde anvertraut wurde, er stehe unter strenger Aufsicht. „Wenn es in seiner Macht stünde", sagte einst Jemand zu ihm, „allen Franzosen mit einem Säbelhieb das Haupt vom Rumpfe zu trennen, so würde er es gewiß thun." Dieser Ausspruch kennzeichnet allerdings seine damalige Stimmung gegen Frankreich, eine Stimmung, die man nach all' dem

Elend, welches die Franzosen verursacht hatten, wahrlich keinem Deutschen verdenken konnte.

VIII.

In der Grafschaft Ravensberg, nicht weit von Brinke, lag ein Rittergut der Grafen Schmiesing-Kerssenbrock. Die Eigenthümer bewohnten Tatenhausen nicht selbst, und für einige Jahre wurde es jetzt der Wohnsitz Stolbergs. Seine Familie mochte zuerst vielleicht gefürchtet haben, daß die zu große Einsamkeit, der mangelnde geistige Austausch mit Freunden ihm schwer werden würde, aber sein Wesen wurde immer heiterer. Er besaß in hohem Grade jene glückliche Gabe, die Alles verschönt, die Fähigkeit, Freude zu empfinden über jedes noch so kleine Gute, was ihm begegnete. An mancherlei kleinen Leiden fehlte es natürlich in einer so großen Familie auch nicht. Gerade in diesem Jahre machte seine und seiner Gemahlin Gesundheit den Gebrauch von Karlsbad nothwendig, wo ein ernstlicher Krankheitsanfall Stolbergs seiner Gemahlin und seinen Kindern großen Schrecken bereitete. Er selbst war ruhig und freute sich seiner Genesung hauptsächlich deßhalb, weil er sie dem Gebete seiner Frau zu verdanken glaubte.

Auf dieser Reise erhielt er einen Brief von einer ihm unbekannten Freifrau, welche ihm ihre große Liebe zum Katholicismus mittheilte und ihn wegen verwickelter Verhältnisse um Rath fragte. Stolberg geht in mehreren Briefen liebevoll auf alle ihre Bedenken ein, sagt ihr aber mit dem ihm allzeit eigenen strengen Wahrheitsgefühl, daß sie verpflichtet sei, ihre einmal gewonnene Ueberzeugung, wenn sie gefragt würde, offen und wahr zu bekennen:

„Sie, meine theure Freundin, meinen noch ein Jahr zu gewinnen, noch dieſe Oſtern, wofern ich Sie recht verſtehe, mit der lieben Tante lutheriſch communiciren zu können. Erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß Sie dadurch ein Jahr verlieren würden, und wer vermag zu ſagen, welchen Verluſt ein mit Abſicht verlorenes Jahr nach ſich ziehen könne? Die Communion enthält ein feierliches Bekenntniß, und das Bekenntniß des erkannten Irrthums iſt Verleugnung der erkannten Wahrheit. Ich ſchreibe Ihnen das mit ſchwerem Herzen, theure Freundin! mit dem vollen Gefühle der großen, Ihnen vielleicht indiscret ſcheinenden Forderung. Ich habe lebendiges Gefühl mit Ihrer Lage. Sie iſt von der Art, daß ſie, je erträglicher Sie ſolche zu machen ſuchen, deſto beſchwerlicher werden muß.

Sie kommen mir vor wie ein Kranker, dem das Lager, worauf er ruht, beſchwerlich wird, und ich geſtehe es Ihnen, daß ich das Ihrige hart finde. Sie dürfen aber auch nicht darauf liegen bleiben. Jeſus Chriſtus ruft Ihnen zu: „Stehe auf und wandle.“ Wäre nur vom Zeitverluſt die Rede, ſo würde ich es doch für ſehr bedenklich halten, den Gnaden der Sacramente aus menſchlichen Rückſichten entſagen zu wollen. Aber Ihr Fall iſt noch weit ernſthafter. Wofern Sie aus Menſchenfurcht Jeſum Chriſtum verleugnen, obſchon mit dem Vorſatze, ihn zu gelegener Zeit zu bekennen, ſo übernehmen Sie ſelbſt die Führung Ihrer Seele, die ihm gebührt, und rechnen doch zugleich auf Gnaden von ihm für die Zukunft, deren Sie jetzt aus Wahl entſagen. Wer verbürgt Ihnen dieſe gehofften Gnaden? Und welche Unruhe würden Sie im Gewiſſen fühlen? Glauben Sie mir es ſicher, Gott verließ noch Keinen, der ſich auf ihn verließ. Seine Gnade iſt den Bekennern immer gegenwärtig. Es ſei nun, daß er die Herzen der Perſonen, die

Sie scheuen, sänftige, oder es sei, daß er Sie von dieser der Natur so empfindlichen Seite mit Leiden heimsuche; so werden Sie ihn ewig für Dieses oder für Jenes preisen. — Ich schreibe Ihnen mit Schamröthe, edle Freundin! denn mir war es durch äußere Umstände leicht, den Schritt zu thun, den äußere Umstände Ihnen so schwer machen. Aber ich muß Ihnen doch meine innigste Ueberzeugung mittheilen."

Der Herbst vereinte die ganze Familie wieder in Tatenhausen, und der 4. und 7. November, die Geburtstage des Grafen und der Gräfin Stolberg, brachten Grüße von allen entfernten Verwandten und Freunden. Graf Christian verherrlichte dießmal den Tag besonders durch einen Balladenkranz: „Die weiße Frau", welchen er dem geliebten Bruder zueignete. Die beiden Brüder waren noch immer, wie in ihrer ersten Jugend, die vertrautesten Freunde. Es war auch zwischen ihnen als Dichtern kein Wetteifer, sich gegenseitig zu übertreffen; es herrschte eine reine Freude über jeden Fortschritt, den einer von ihnen zeigte, eine Verständnißinnigkeit, welche in des einen Seele die Freude oder Trauer in der andern fühlbar machte.

Stolberg sagte: „Wem Geburt oder Wahl einen solchen Genossen ertheilten, oder wem durch Geburt derjenige Genosse ward, den er aus Allen würde erkoren haben, der versteht mich!"

In frischer Jugendbegeisterung schlugen die Herzen der Brüder der großen Zeit entgegen, die 1813 über Deutschland aufging. Was so lange zertreten darniedergelegen, was die Stolberge leise und laut zu erhalten gesucht, und woran sie zuletzt fast selbst verzweifelten, das sahen sie jetzt auferstehen, so jung, so kräftig und schön, daß alle Poesie, alle Gewalt ihrer Muse die erschütternde Bewegung ihrer Brust nicht wiedergeben zu können schien.

Ja, Deutschland war erwacht. Ueberall regte sich's, von allen Seiten eilten die kampffähigen Jünglinge zu den Waffen, und Stolberg jammerte, daß sein graues Haar und sein schwacher Arm ihn hinderten, seine vier Söhne zum Felde der Ehre zu begleiten.

War aber auch sein Arm schwach und sein Haar ergraut, seinem Dichter-Genius merkte man kein Alter an; es war, als ob ihm mit der hohen Zeit der ganze Schwung der Jugend zurückgekehrt sei.

„Die gute Sache siegt," schrieb er an seinen Freund Nicolovius in Berlin. „Herrlich und glänzend sind die erfochtenen Siege; aber ich rechne noch weit mehr auf den Geist, der sich jetzt bei den Siegern zeigt, und auf den gottgesandten Schrecken der noch vor kurzem so hochfahrenden schnöden Besiegten. Die so nothwendige heilige Erkenntniß der französischen Heillosigkeit haben wir Deutsche, wofern sie in Gefühl und künftiges Betragen übergeht, durch zwanzigjährige Schmach und Wehen nicht zu theuer erkauft. Eine Reihe von solchen Siegen, ein solcher Feldzug, dem kein von Bonaparte noch so glücklich geführter zu vergleichen ist, war nöthig, um dem Selbstvertrauen auf die deutsche Kraft eine neue Basis zu geben. Wird dieses Selbstvertrauen durch höheres in Den, der es durch Erfolg bewährte, geheiligt, so, aber auch nur so, dürfen wir auf Deutschlands Wiedergeburt hoffen."

Nach dem rauschenden Siegesjubel, den die Erstürmung des Montmartre und der Einzug der Verbündeten in Paris in ganz Deutschland hervorgerufen hatte, dichtete Stolberg zur Feier der Rückkehr der Truppen nach Berlin die Ode: „Blücher". Die ganze Begeisterung seines vollen Herzens strömte er darin hin; in Briefen jedoch, die er in diesen Tagen schrieb, zeigt sich, daß seinem scharfen Auge ein

Versehen der Verbündeten in dem Pariser Frieden nicht entgangen war: „Aus Allem, was ich sowohl aus mündlichen als aus schriftlichen Erzählungen von Paris und Frankreich überhaupt höre, scheint hervorzugehen, daß die gekränkte Eigenliebe des eitlen Volks bittern Groll gegen seine fremden Retter hege; die ihm widerfahrene Schonung für Schwäche, die an ihm vergeudeten Achtungsbezeugungen für schuldige Anerkennung seines Werths halte; daß es schon uneingedenk der Tyrannei von Bonaparte gleichgültig gegen Ludwig sei, und uns mehr hasse als je.

Es sei nun, daß die schönen Ereignisse der Zeit mich verjüngt haben, oder daß das Alter mich geschwätzig mache, so bin ich nicht sowohl redselig, aber wieder singselig geworden, und sende Ihnen eine Ode an Blücher, mit der Bitte, sie in den preußischen Correspondenten einrücken zu lassen. In diesem Augenblicke bevorstehender Friedensfeier sähe ich sie gern in vielen Händen, weil mir scheint, daß sie mit den guten Gesinnungen, welche diese Feier bewirken oder beleben mag, in Einklang töne, den gar zu Friedlichen aber ein vielleicht nicht unheilsames Gegengift sein möge. Ich bin versichert, daß wir darüber gleich denken und empfinden. Wir freuen uns des Friedens, weil wir den Frieden lieben; aber wir sehen es ein, und empfinden es tief, daß Friede mit den Franzosen uns höchst gefährlich sei, wofern wir uns mit ihren Gesinnungen aussöhnen oder auch nur über die ihrigen uns täuschen. Lieber hätte ich mit ihnen ewigen Krieg, als solche Feigheit oder Täuschung! Unsere bodenlose Schonung und vergeudende Freigebigkeit hat ihnen, nach allen ihren Niederlagen, nur den Trotz erhöht, sie hassen uns mehr wie je, und harren racheschnaubend der Gelegenheit, die ungeheuren Mittel, die wir ihnen ließen, wider uns anzuwenden. Darum

Gedanken, daß die weit größere Anzahl dieser Menschen nur in zeitlichem Treiben lebt und webt! — Wir haben heute hier gebeichtet bei dem Missionär Sentrup, morgen wird uns das Glück zu Theil, zu communiciren. Aber dann werden wir wohl sechs Wochen ganz ohne Gottesdienst sein."

In Emkendorf, dem bereits früher erwähnten gastfreien Wohnsitze der gräflich Reventlow'schen Familie fühlten sich die Stolberg wohler als in Eutin. Besonders die immer leidende, aber immer heitere und liebenswürdige Gräfin Julia machte den Aufenthalt in ihrem Hause Jedem angenehm. Von Emkendorf aus schrieb Stolberg an Kellermann: „Sie haben mir liebe Briefe geschrieben, bester Kellermann, und ich würde Ihnen früher mit der Feder, wie ich es oft im Geiste gethan, meinen herzlichsten Dank gesagt haben, wenn ich nicht seit einigen Wochen so viel Worte mündlich wechseln müßte, daß ich mehrentheils, wenn ich in mein stilles Zimmer zurückkehre, mich für jede Mittheilung erschöpft fühlte. — Ich genieße zwar wahrer, oft großer Freude im Umgange mit sehr trefflichen und geliebten Personen, die ich hier wieder sehe, aber die Menge der Worte, daher das viele mitunterlaufende Leere ermatten mich mehr als irgend eine Arbeit.

Es bedarf indeß dieser Empfindung nicht, um meine Sehnsucht nach der Heimkunft, die mit jedem Tage zunimmt, in mir zu nähren. Im stillen und lebendigen häuslichen Leben wird mir desto mehr wohl werden, da ich mich hier von einem Strudel ergriffen, nicht hingerissen fühle. Daß ich Sie, mein so herzlich geliebter Freund, oft vermisse, das muß Ihnen Ihr eigenes Herz sagen. Am meisten vermisse ich Sie bei meiner duldenden Freundin (Gräfin Julia), welche meine verklärte Freundin (Für-

stin Gallitzin) eine heilige Seele nannte. Sie würden sich ihrer von ganzer Seele freuen und ihr sehr lieb werden. Es rührt und erfreut mich sehr, daß die Knaben uns vermissen. Wolle Gott sie alle mit großem Liebesvermögen ausrüsten und es heiligen! Diese und uns empfehle ich Ihrem Gebet und drücke Sie an mein Herz."

Im Sommer des folgenden Jahres weilte Stolberg mehrere Wochen zu Wernigerode bei seiner ältesten Tochter. „Das Herz ist mir hier bei meiner Marie Agnes weich und warm und schwer," so schreibt er von dort an Kellermann. „Sie und ihren biedern, edlen Mann, und die hoffnungsvollen Kinder, deren ältestes sich kindlich mir anschmiegt, nicht im Schooße der Kirche zu sehen, ist mir, zwar seit acht Jahren täglich, aber vorzüglich jetzt ein herbes Leiden. Uebrigens hat sie einen frommen, Gott ergebenen Sinn, welcher sie der Erleuchtung fähig machen wird, wofern Gott sie erleuchten will; oder sie entschuldigen wird, wofern sie bona fide im Irrthum beharrt. Es ist ihr Ernst um die Kindschaft des himmlischen Vaters; wie sollte er sie zurückstoßen?"

Nach Hause zurückgekehrt, beobachtete Stolberg zwischen Furcht und Hoffnung die wachsende Macht des französischen Einflusses und die leise sich regenden deutschen Nationalgefühle.

Zu den Männern, welche vor Allen dazu beitrugen, den innern Kern ihrer Nation zu erhalten, gehörte Stolbergs Freund Perthes, der im Besitze eines bedeutenden Buchhandels mit Recht die Mittel zu haben glaubte, dem fremden Einflusse zu wehren. Er versandte 1809 den Plan einer neuen Zeitschrift des vaterländischen Museums, welche eine lebendige Verbindung aller deutschgesinnten Männer zum Zwecke hatte, an alle Gelehrten, von deren deutschem und wissenschaftlichem Sinn er Kunde hatte.

Mit Freude begrüßte Stolberg dieß Unternehmen und schon im ersten Heft (1810) erschien ein für die Zeit bedeutungsvoller Aufsatz von ihm: „Ueber unsere Sprache". Schlagend und kernig sind seine Aussprüche darin, und die klar dargelegten Wahrheiten mochten Manchem das Gewissen treffen.

„Seicht dem Seichten und unbiegsam dem Kalten," heißt es darin, „öffnet unsere Sprache dem Denker ihre Tiefen, und schmeidigt sich wie Wachs in warmer Hand des Empfindenden zu jeder Bildsamkeit; mannigfaltig an Wendungen wie an Ausdruck, ist sie hehr in urkräftiger Eigenthümlichkeit und in edelster Einfalt. Diese hohe Einfalt unserer Sprache mag wohl ebenso sehr dem zarten Wahrheitssinne und der Herzlichkeit, welche beide Grundzüge deutscher Gemüthsart sind, als ihrer Kraft und Fülle zugeschrieben werden, welche den Deutschen, der seine Sprache ganz inne hat, nie in Noth lassen; daher ihn nichts zur Uebertreibung des Ausdrucks reizt, weil ein dem Gegenstande sich eignender ihm nicht fehlen wird; dahingegen Schriftsteller, welche mit armen Sprachen zu thun haben, oft zur Uebertreibung ihre Zuflucht nehmen, weil der wahre Ausdruck ihnen fehlt; jenen Malern ähnlich, welche grelle Farben auftragen, weil sie die sanften Abschattungen der Natur nicht darzustellen wissen. Solche Uebertreibungen gehen aus der Bücherwelt in's gemeine Leben über nicht ohne großen Nachtheil der Gemüthsart, welche von der Wahrheit sich mehr und mehr entwöhnt. Bald werden alsdann seltene, edle Worte, diese kostbaren Schaumünzen der Rede, gang und gäbe und von den leersten Köpfen, gleich Rechenpfennigen im Spiel, ausgegeben werden. — Selbst die Muttersprache lag uns zu nah, wir versäumten sie lange Zeit auf eine so unbegreifliche

als thörichte Weise. Der pedantischen Ueberschätzung des Latein folgte bald, ging ihr dann zur Seite, verdrängte sie darauf, die Ueberschätzung des Französischen.

Dieser lächerliche Aberwitz hat seit etwa 50 Jahren nach und nach abgenommen, aber noch jetzt findet man seine Spur. Noch jetzt versammeln sich Deutsche und schwatzen Französisch; noch jetzt schreiben Deutsche an Deutsche, Brüder schreiben manchmal an Brüder, Kinder an Eltern, das Weib an den Mann in französischer Sprache. Heißt das nicht, sich von den Seinigen entfremden?

Diese alberne Sitte ist es desto mehr, da der Gebrauch einer fremden Sprache uns doch nie ganz eigen wird. Es bedarf nur einer mittelmäßigen Kunde des Französischen, um inne zu werden, daß selbst Friedrich dem Zweiten die Sprache, die er vor allen liebte, in der er sprach, schrieb, Verse machte, dennoch, als er umgeben war von französischen Akademikern, immer fremd blieb.

Die leeren Köpfe — sollte man nicht meinen, daß der Dummheit ein eigener Instinct, sowie den schwachen Thieren, verliehen worden — blieben nicht etwa nur gleichgültig gegen den höhern Glanz, in welchem unsere Sprache sich zeigte, sie höhnten mit Bitterkeit. Ein desto bangeres Vorgefühl sagte ihnen, daß seichten Köpfen und Herzen nichts gefährlicher sein müßte, als wenn unsere kraftvolle und reiche Sprache die in den Gesellschaften der großen Welt damals weit mehr als jetzt herrschende Sprache des Auslandes verdrängen würde. In dieser ist des Verabredeten viel, und sie bietet Jedem gewisse von der Mode gestempelte Formen und Ausdrücke dar, welche in der That einer beschränkten Sphäre — und ist wohl eine beschränkter, als die große Welt? — die Leichtigkeit der Unterredung

begünstigen und auch schalen Schwätzern einen Anstrich von Wohlredenheit zu geben scheinen.

Diese Gefälligkeit vermißt der Weltling in der deutschen Sprache. Ihr Reichthum macht ihn verlegen, denn sie setzt ihn in den Fall der Wahl, und schlechte Wahl zeigt schlechtes Urtheil. Unsere Sprache gibt vielleicht mehr als irgend eine andere unter den lebendigen Sprachen das Maß des Geistes und des Herzens dessen, der sie redet. Quelle indiscrétion! Eine solche Sprache kann dem Weltlinge keine Liebe abgewinnen! Sie ist ihm lästig, weil sie ihn beschämt. Auch kann er sich durchaus nicht an ihren Ernst, an ihre Wahrhaftigkeit, an ihre Herzlichkeit gewöhnen. Er hat keinen Sinn für sie und sie versagt ihm.

Wer sie ganz inne hat, wer Sinn für sie hat, dem ist die deutsche Sprache lebende Zunge! Oder wollen wir sie mit einem Werkzeuge vergleichen, so ist sie eine volle Rüstung mit Schutz- und Trutzwaffen, unter deren Wucht der Schwächling erliegt, die sich aber dem Starken, der sie liebt, anschmiegt, wie die Haut, und ihm das wird, was dem Achilles die von einem Gott geschmiedete Rüstung war, von welcher Homer singt, daß sie, weit entfernt ihn zu beschweren, dem Helden sich angefügt und wie auf Flügeln ihn erhoben habe.

Es liegt ein Schatz von Gesinnung in unserer Sprache; dieser sei uns heilig! Wir verloren Vieles, aber Alles, dessen Besitz wahren Werth hat, hat diesen in der Gesinnung. Nicht die Freiheit, sondern der empfundene Werth der Freiheit macht der Freiheit würdig. Das Glück macht oft den Sieger; nur Muth und Weisheit machen den Helden."

So kämpfte Stolberg mit Schrift und Wort um die Erhaltung deutscher Gesinnung. Und wahrlich, die deutsche

Nation bedurfte solcher Männer, denn die Gefahren von innen und von außen wurden immer drohender.

Auch Hamburg verlor 1810 seine politische Selbstständigkeit. Das edle Unternehmen des Buchhändlers Perthes konnte sich unter diesen Umständen nicht halten, und für den Augenblick mußten selbst die edelsten deutschen Männer, denen das Gefühl der nationalen Erniedrigung fast das Herz abdrückte, schweigen und in stiller Ergebung den Sturm über sich hinbrausen lassen.

Einen großen persönlichen Verlust hatte Stolberg in diesem Jahre durch den Tod Fürstenbergs. Derselbe war ein schwer zu missendes Glied in Stolbergs Freundes- und Familienkreise geworden, und sein Tod war Jedem eine Lücke.

Je mehr indessen die äußern Verhältnisse drückten, desto inniger und reicher gestaltete sich Stolbergs Familienleben.

Seine Ehe war reichlich mit Kindern gesegnet, und von den im Jahre 1811 noch lebenden fünfzehn befanden sich zwölf im elterlichen Hause. Einen großen Theil des Unterrichts, besonders im Lesen der griechischen Dichter, ertheilte Stolberg den Knaben selbst. Latein lernten auch die Töchter, ungefähr bis zum Verständniß des Virgil. Kellermann gab Religionsunterricht und überwachte mit noch hinzugezogenen andern Lehrern die Studien der Knaben. Die Gräfin selbst widmete der Herzens- und Geistesbildung ihrer Töchter täglich mehrere Stunden. Sie las und arbeitete mit ihnen; oft ließ sie sich auch auf den vielen Liebeswegen, die sie zu Münster und Lütjenbeck in die Häuser der Armen und Kranken führten, von ihnen begleiten. In den Erholungsstunden nahmen die Eltern an den Spielen der Kinder Theil. In Lütjenbeck durften auch

die Töchter zuweilen den Vater auf seinem gewohnten mittäglichen Spazierritt begleiten. In der Stadt sahen es die Eltern nicht gern, weil sie alles Auffallende vermieden.

Die Musik wurde von dem alten Romberg gepflegt, der täglich nach Lütjenbeck hinauskam, um Unterricht zu ertheilen. Unter den Geschwistern herrschte derselbe liebevolle Ton, den auch die Eltern unter sich und mit ihren Kindern gewohnt waren; vor Allem wurde auf Bewahrung der Stolbergischen Erbtugend, der strengsten Wahrheitsliebe, gehalten. Keine Scherz- oder Nothlüge wurde geduldet.

Mit inniger Freude sahen die Eltern ihre Kinder mit denselben Grundsätzen, derselben religiösen Ueberzeugung heranwachsen und edle Charaktere entfalten. Das Glück mehrte sich, als die beiden Töchter Julia und Henriette sich mit gleichgesinnten Gatten vermählten. Am 10. März 1812 vermählte sich Gräfin Julia mit dem Grafen Xaver von Schmieſing-Kerssenbrock, am 5. April Gräfin Henriette mit dem Freiherrn von Hardenberg.

Diese Hochzeit war das letzte Familienfest, welches Stolberg in Münster feierte.

Die französische Wirthschaft, die er in Münster mitansehen mußte, reizte ihn oft zu lautem Tadel. Er sprach so offen und unumwunden seine Meinung aus, daß im Mai 1812 seiner Gemahlin von einem Freunde anvertraut wurde, er stehe unter strenger Aufsicht. „Wenn es in seiner Macht stünde", sagte einst Jemand zu ihm, „allen Franzosen mit einem Säbelhieb das Haupt vom Rumpfe zu trennen, so würde er es gewiß thun." Dieser Ausspruch kennzeichnet allerdings seine damalige Stimmung gegen Frankreich, eine Stimmung, die man nach all' dem

Elend, welches die Franzosen verursacht hatten, wahrlich keinem Deutschen verdenken konnte.

VIII.

In der Grafschaft Ravensberg, nicht weit von Brinke, lag ein Rittergut der Grafen Schmieſing-Kerſſenbrock. Die Eigenthümer bewohnten Tatenhauſen nicht ſelbſt, und für einige Jahre wurde es jetzt der Wohnſitz Stolbergs. Seine Familie mochte zuerſt vielleicht gefürchtet haben, daß die zu große Einſamkeit, der mangelnde geiſtige Austauſch mit Freunden ihm ſchwer werden würde, aber ſein Weſen wurde immer heiterer. Er beſaß in hohem Grade jene glückliche Gabe, die Alles verſchönt, die Fähigkeit, Freude zu empfinden über jedes noch ſo kleine Gute, was ihm begegnete. An mancherlei kleinen Leiden fehlte es natürlich in einer ſo großen Familie auch nicht. Gerade in dieſem Jahre machte ſeine und ſeiner Gemahlin Geſundheit den Gebrauch von Karlsbad nothwendig, wo ein ernſtlicher Krankheitsanfall Stolbergs ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern großen Schrecken bereitete. Er ſelbſt war ruhig und freute ſich ſeiner Geneſung hauptſächlich deßhalb, weil er ſie dem Gebete ſeiner Frau zu verdanken glaubte.

Auf dieſer Reiſe erhielt er einen Brief von einer ihm unbekannten Freifrau, welche ihm ihre große Liebe zum Katholicismus mittheilte und ihn wegen verwickelter Verhältniſſe um Rath fragte. Stolberg geht in mehreren Briefen liebevoll auf alle ihre Bedenken ein, ſagt ihr aber mit dem ihm allzeit eigenen ſtrengen Wahrheitsgefühl, daß ſie verpflichtet ſei, ihre einmal gewonnene Ueberzeugung, wenn ſie gefragt würde, offen und wahr zu bekennen:

„Sie, meine theure Freundin, meinen noch ein Jahr zu gewinnen, noch dieſe Oſtern, wofern ich Sie recht verſtehe, mit der lieben Tante lutheriſch communiciren zu können. Erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß Sie dadurch ein Jahr verlieren würden, und wer vermag zu ſagen, welchen Verluſt ein mit Abſicht verlorenes Jahr nach ſich ziehen könne? Die Communion enthält ein feierliches Bekenntniß, und das Bekenntniß des erkannten Irrthums iſt Verleugnung der erkannten Wahrheit. Ich ſchreibe Ihnen das mit ſchwerem Herzen, theure Freundin! mit dem vollen Gefühle der großen, Ihnen vielleicht indiscret ſcheinenden Forderung. Ich habe lebendiges Gefühl mit Ihrer Lage. Sie iſt von der Art, daß ſie, je erträglicher Sie ſolche zu machen ſuchen, deſto beſchwerlicher werden muß.

Sie kommen mir vor wie ein Kranker, dem das Lager, worauf er ruht, beſchwerlich wird, und ich geſtehe es Ihnen, daß ich das Ihrige hart finde. Sie dürfen aber auch nicht darauf liegen bleiben. Jeſus Chriſtus ruft Ihnen zu: „Stehe auf und wandle.“ Wäre nur vom Zeitverluſt die Rede, ſo würde ich es doch für ſehr bedenklich halten, den Gnaden der Sacramente aus menſchlichen Rückſichten entſagen zu wollen. Aber Ihr Fall iſt noch weit ernſthafter. Wofern Sie aus Menſchenfurcht Jeſum Chriſtum verleugnen, obſchon mit dem Vorſatze, ihn zu gelegener Zeit zu bekennen, ſo übernehmen Sie ſelbſt die Führung Ihrer Seele, die ihm gebührt, und rechnen doch zugleich auf Gnaden von ihm für die Zukunft, deren Sie jetzt aus Wahl entſagen. Wer verbürgt Ihnen dieſe gehofften Gnaden? Und welche Unruhe würden Sie im Gewiſſen fühlen? Glauben Sie mir es ſicher, Gott verließ noch Keinen, der ſich auf ihn verließ. Seine Gnade iſt den Bekennern immer gegenwärtig. Es ſei nun, daß er die Herzen der Perſonen, die

Sie scheuen, sänftige, oder es sei, daß er Sie von dieser der Natur so empfindlichen Seite mit Leiden heimsuche; so werden Sie ihn ewig für Dieses oder für Jenes preisen. — Ich schreibe Ihnen mit Schamröthe, edle Freundin! denn mir war es durch äußere Umstände leicht, den Schritt zu thun, den äußere Umstände Ihnen so schwer machen. Aber ich muß Ihnen doch meine innigste Ueberzeugung mittheilen."

Der Herbst vereinte die ganze Familie wieder in Tatenhausen, und der 4. und 7. November, die Geburtstage des Grafen und der Gräfin Stolberg, brachten Grüße von allen entfernten Verwandten und Freunden. Graf Christian verherrlichte dießmal den Tag besonders durch einen Balladenkranz: „Die weiße Frau", welchen er dem geliebten Bruder zueignete. Die beiden Brüder waren noch immer, wie in ihrer ersten Jugend, die vertrautesten Freunde. Es war auch zwischen ihnen als Dichtern kein Wetteifer, sich gegenseitig zu übertreffen; es herrschte eine reine Freude über jeden Fortschritt, den einer von ihnen zeigte, eine Verständnißinnigkeit, welche in des einen Seele die Freude oder Trauer in der andern fühlbar machte.

Stolberg sagte: „Wem Geburt oder Wahl einen solchen Genossen ertheilten, oder wem durch Geburt derjenige Genosse ward, den er aus Allen würde erkoren haben, der versteht mich!"

In frischer Jugendbegeisterung schlugen die Herzen der Brüder der großen Zeit entgegen, die 1813 über Deutschland aufging. Was so lange zertreten darniedergelegen, was die Stolberge leise und laut zu erhalten gesucht, und woran sie zuletzt fast selbst verzweifelten, das sahen sie jetzt auferstehen, so jung, so kräftig und schön, daß alle Poesie, alle Gewalt ihrer Muse die erschütternde Bewegung ihrer Brust nicht wiedergeben zu können schien.

Ja, Deutschland war erwacht. Ueberall regte sich's, von allen Seiten eilten die kampffähigen Jünglinge zu den Waffen, und Stolberg jammerte, daß sein graues Haar und sein schwacher Arm ihn hinderten, seine vier Söhne zum Felde der Ehre zu begleiten.

War aber auch sein Arm schwach und sein Haar ergraut, seinem Dichter-Genius merkte man kein Alter an; es war, als ob ihm mit der hohen Zeit der ganze Schwung der Jugend zurückgekehrt sei.

„Die gute Sache siegt," schrieb er an seinen Freund Nicolovius in Berlin. „Herrlich und glänzend sind die erfochtenen Siege; aber ich rechne noch weit mehr auf den Geist, der sich jetzt bei den Siegern zeigt, und auf den gottgesandten Schrecken der noch vor kurzem so hochfahrenden schnöden Besiegten. Die so nothwendige heilige Erkenntniß der französischen Heillosigkeit haben wir Deutsche, wofern sie in Gefühl und künftiges Betragen übergeht, durch zwanzigjährige Schmach und Wehen nicht zu theuer erkauft. Eine Reihe von solchen Siegen, ein solcher Feldzug, dem kein von Bonaparte noch so glücklich geführter zu vergleichen ist, war nöthig, um dem Selbstvertrauen auf die deutsche Kraft eine neue Basis zu geben. Wird dieses Selbstvertrauen durch höheres in Den, der es durch Erfolg bewährte, geheiligt, so, aber auch nur so, dürfen wir auf Deutschlands Wiedergeburt hoffen."

Nach dem rauschenden Siegesjubel, den die Erstürmung des Montmartre und der Einzug der Verbündeten in Paris in ganz Deutschland hervorgerufen hatte, dichtete Stolberg zur Feier der Rückkehr der Truppen nach Berlin die Ode: „Blücher". Die ganze Begeisterung seines vollen Herzens strömte er darin hin; in Briefen jedoch, die er in diesen Tagen schrieb, zeigt sich, daß seinem scharfen Auge ein

Versehen der Verbündeten in dem Pariser Frieden nicht entgangen war: „Aus Allem, was ich sowohl aus mündlichen als aus schriftlichen Erzählungen von Paris und Frankreich überhaupt höre, scheint hervorzugehen, daß die gekränkte Eigenliebe des eitlen Volks bittern Groll gegen seine fremden Retter hege; die ihm widerfahrene Schonung für Schwäche, die an ihm vergeudeten Achtungsbezeugungen für schuldige Anerkennung seines Werths halte; daß es schon uneingedenk der Tyrannei von Bonaparte gleichgültig gegen Ludwig sei, und uns mehr hasse als je.

Es sei nun, daß die schönen Ereignisse der Zeit mich verjüngt haben, oder daß das Alter mich geschwätzig mache, so bin ich nicht sowohl redselig, aber wieder singselig geworden, und sende Ihnen eine Ode an Blücher, mit der Bitte, sie in den preußischen Correspondenten einrücken zu lassen. In diesem Augenblicke bevorstehender Friedensfeier sähe ich sie gern in vielen Händen, weil mir scheint, daß sie mit den guten Gesinnungen, welche diese Feier bewirken oder beleben mag, in Einklang töne, den gar zu Friedlichen aber ein vielleicht nicht unheilsames Gegengift sein möge. Ich bin versichert, daß wir darüber gleich denken und empfinden. Wir freuen uns des Friedens, weil wir den Frieden lieben; aber wir sehen es ein, und empfinden es tief, daß Friede mit den Franzosen uns höchst gefährlich sei, wofern wir uns mit ihren Gesinnungen aussöhnen oder auch nur über die ihrigen uns täuschen. Lieber hätte ich mit ihnen ewigen Krieg, als solche Feigheit oder Täuschung! Unsere bodenlose Schonung und vergeudende Freigebigkeit hat ihnen, nach allen ihren Niederlagen, nur den Trotz erhöht, sie hassen uns mehr wie je, und harren racheschnaubend der Gelegenheit, die ungeheuren Mittel, die *wir* ihnen ließen, *wider uns* anzuwenden. Darum

scheint es mir heiliger Beruf und heilige Pflicht, die gut- und abermals gut- und oft bis zum Einschlafen gutmüthigen Deutschen vor lethargischer Bonhommie in Absicht auf dieses gründlich böse, weil erzegoistische Volk zu bewahren."

Diese Briefe Stolbergs sind an La Motte Fouqué und Nicolovius gerichtet. Sie gewinnen in der heutigen Zeit doppelt an Bedeutung, weil so viel Blut fließen mußte, um die Wahrheit seiner damaligen Worte jedem Deutschen eindringlich klar zu machen.

Wollte Gott, daß die so schwer bezahlte Erfahrung jetzt einen dauernden Erfolg haben möge!

Damals lehrte indessen schon die nächste Gegenwart, wie unvorsichtig die Verbündeten gewesen waren. Nur einige Monate waren unter fortwährenden Aufregungen über den Wiener Congreß vergangen. Die Verbündeten konnten sich mit ihren Forderungen nicht einigen, und mehr als einmal fürchtete man, daß Krieg unter ihnen ausbrechen würde. Napoleons plötzliche Rückkehr von der Insel Elba gab den Fürsten die Eintracht wieder.

Ein Schrei der Entrüstung und des Abscheus gegen den wortbrüchigen Usurpator durchzitterte Europa. Mehr als eine Million Streiter war sofort bereit, wider ihn auszuziehen; unter ihnen wieder vier Söhne und der jüngere Schwiegersohn Stolbergs.

Stolberg hatte in dem kurzen Zeitraum manche Freude und manches Leid in seinem Hause erlebt. Nach der Rückkehr seiner Söhne aus dem Kriege hatte die ganze Familie sich einige Wochen am Wiedersehen gefreut. Graf Christian Ernst hatte sich mit der im Hause seiner Eltern lebenden Gräfin Philippine Brabeck verlobt und war dann seiner akademischen Studien halber nach Berlin gezogen, wo er bei Niebuhr, dem verehrten Freunde seines Vaters,

wohnte. Dieser erfreute die Eltern mit fortwährenden Berichten über die geistigen und sittlichen Vorzüge seines jungen Hausgenossen. Stolberg arbeitete nach einem kurzen Aufenthalte in Hannover an einem „Leben König Alfreds," welches er seinen Söhnen widmete. Männer von Fach haben dasselbe als ein Werk gepriesen, welches „wegen des schönen, reinen und deutschen Geistes, worin es geschrieben, allgemein gelesen zu werden verdiene."

In den ersten Wochen des neuen Jahres verlor Stolberg seinen lieben Freund Claudius, den Wandsbecker Boten. Zwischen ihnen hatte eine herzliche Seelengemeinschaft bestanden, die das verschiedene Religionsbekenntniß niemals gestört hatte. In einem Gedichte, betitelt „Andenken des Wandsbecker Boten," heißt es:

„Der Bote ging in schlichtem Gewand,
Mit geschältem Stab in der biedern Hand,
Ging forschend wohl auf und forschend wohl ab,
Von der Wiege des Menschen bis an sein Grab.
Er sprach bei den Frommen gar freundlich ein,
Bat freundlich die Andern, auch fromm zu sein,
Und sah'n sie sein redliches, ernstes Gesicht,
So zürnten auch selbst die Thoren ihm nicht.
Doch wußten nur Wenige, denen er hold,
Daß im hölzernen Stabe gediegenes Gold,
Daß heimliche Kraft in dem hölzernen Stab
Zu erhellen mit Lichte des Himmels das Grab.

Nicht lange nach dem Verluste dieses Freundes starb in jugendlichem Alter Stolbergs Sohn Franz. Er hatte lange Leiden mit himmlischer Geduld ertragen. „Sähen Sie ihn," schrieb Stolberg an Fouqué, „er würde Ihnen sehr lieb werden, und sie würden Gott preisen für die Kräfte der Liebe, die Er ihm gibt."

Leider sollte Stolberg bald noch einen seiner Söhne ver-

lieren, einen, der ihm besonders nah am Herzen lag. Keiner der beim Abschiede vor dem Kriege in Tatenhausen Anwesenden ahnte, daß Graf Christian Ernst die Eltern, die heißgeliebte Braut und die Geschwister zum letzten Mal umarmte.

Stolberg schrieb voll Vertrauen auf die gerechte Sache an Fouqué: „Vier meiner Söhne und mein jüngerer Eidam sind in's Feld gezogen. Ich habe guten Muth! Mein älterer Eidam, Ferdinand Stolberg, wäre gern mitgezogen, aber der vorige Krieg hat seine Gesundheit so zerrüttet, daß er diesen durchaus nicht mitmachen kann."

In der blutigen Schlacht bei Ligny hatten die Preußen 14,000 Todte und Verwundete. Unter den Erstern befand sich Stolbergs ältester Sohn.

Tage der peinlichsten Spannung vergingen für die Angehörigen, bis das traurige Gerücht seines Todes zur vollen Gewißheit wurde. Als endlich gar keine Hoffnung mehr möglich war, fand der selbst so hartgetroffene Vater Kraft, die Andern zu trösten.

„Ja, der Herr hat Alles wohlgethan," so heißt es in einem seiner Briefe, die er um diese Zeit schrieb, „Er hat meinen Christian für seinen treuen Kampf belohnt, nachdem Er ihn zu einem Ernste der Gesinnung und zu einer kindlichen Demuth hatte kommen lassen, die Alles übertraf, was wir davon erwarten konnten. So verödet die Stelle ist, wo meine Augen ihn sonst sahen, so tief mein Herz zerrissen ist; indem ich Gott preisen muß, so halte ich mich dennoch für einen glücklichen Vater. Denn er ist mit unserm Erlöser, bei dem Quell der Liebe, auf dessen Gnade und Verdienst er allein traute."

In dem zweiten Pariser Frieden, 20. November 1815, wurde allerdings manches Versäumte nachgeholt, aber in Deutschland fühlte man, daß Elsaß und Lothringen durch-

aus hätten zurückgefordert werden müssen. Stolberg schrieb: „Mir kocht mein Blut, und ich kann nicht darüber hinweg, daß Russen und Engländer so säuberlich verfahren haben mit unserm Erbfeinde, dem ja durchaus wenigstens Elsaß, Lothringen und die Bisthümer hätten abgenommen werden müssen. Diese niedrige Schonung wird offenbar zu einem dritten punischen Krieg führen, und werden alsdann die Verbündeten unter sich noch einig sein? O, theurer Freund, hätten wir nicht die Zuversicht, daß eine höhere Hand die Zügel der irdischen Begebenheiten halte, daß kein korsisches Ungeheuer ohne höhere Zulassung aus seinem Käfig hervorbrechen könnte, wer vermöchte einen einzigen Tag auf dieser Erde zu verweilen?"

Wie nahe liegt der Wunsch, daß Stolberg die glorreiche Erhebung Deutschlands 1870 erlebt haben möchte!

IX.

Im Alter empfinden viele Menschen eine fast unwiderstehliche Sehnsucht, die Stätte ihrer Jugend noch einmal wiederzusehen. Auch Stolberg sehnte sich, den Schauplatz seiner Knabenspiele, seiner ersten poetischen Träume zu besuchen, ehe sich seine immer wiederkehrende Ahnung des bevorstehenden Todes verwirkliche. Im Mai 1816 reiste er mit seiner Gattin und drei Töchtern nach Holstein und sah alle lieben Freunde und Verwandten dort zum letzten Mal. Mit ganz besonderer Herzlichkeit und Liebe ging er von Einem zum Andern, freute sich an jeder Erinnerung seines reichen Lebens, die sich ihm bot, und kehrte dann mit befriedigtem und dankbarem Herzen zurück nach Tatenhausen. Hier erwartete die Familie jedoch nur kurze Ruhe. Der

Besitzer dieses Ritterguts brauchte wegen Nachwuchses seiner Familie dieses Schloß jetzt selbst, und Stolberg fand in der Nähe ein Gut „Sondermühlen," wo er die letzten Jahre seines Lebens verweilte.

Freie Wahl, Alter und Liebe zur Einsamkeit hatten ihm schon längst selbstthätigen Antheil am Staatsdienst nicht wünschenswerth gemacht. Der regsten Theilnahme jedoch an Allem, was sich auf menschliches Wohl bezog, konnte er sich nie entschlagen, und von Andern angeregt und um seine Meinung befragt, theilte er gern aus seinen vielseitigen Erfahrungen mit.

Der Buchhändler Perthes hatte in diesen letzten Jahren eine Frage über „die Grundlage des Adels" zur Verhandlung gebracht und Stolberg einen dieserhalb geführten Briefwechsel mit Fouqué mitgetheilt. Stolberg schrieb ihm zurück: „Aufrichtig muß ich zwar gestehen, daß ich mehr von Fouqué's, als von Ihrer Meinung bin; aber ich denke, wo wir in Meinungen verschieden sind, da lassen wir Meinungen Meinungen sein, und verkennen nicht den uns beiden am Herzen liegenden Wunsch der allgemeinen Veredlung der Menschheit in allen Ständen. Mein Hauptgedanke ist der: Es sei der Stand des Adels sichtbarer Repräsentant edelmüthiger Gesinnung. So ist der Kriegerstand Repräsentant des Muthes, der geistliche Stand der Repräsentant der Frömmigkeit. Ich meine, daß diese Idee von jeher existirte, da zu allen Zeiten Adel war und geachtet ward. Das Zufällige der Geburt würde nicht so lange und allenthalben geachtet worden sein, wenn jene Idee nicht immer auf eine bedeutende Zahl des Standes gewirkt hätte. Es ist, wie Fouqué meiner Meinung nach richtig bemerkt, etwas Poetisches, die Empfindung Ansprechendes im Adel."

An einer andern Stelle sagte Stolberg früher schon, nachdem er sich über den Uebelstand ausgesprochen, daß die Verwaltung der bedeutenden Einkünfte von Hospitälern und Armenhäusern in Mailand sich meistens in den Händen des Adels befinde: „Eine solche Einrichtung hat ihre auffallenden Uebel, drückt den Bürgerstand, macht den Adel gehässig, vielleicht auch zuweilen mit Recht. — Des Handels soll sich der Adel enthalten. Aristokraten werden drückend, wenn sie Handel treiben, nicht nur, weil sie leicht gereizt werden, Monopolien anzulegen und den Handel der Unterthanen zu beschränken, sondern auch weil überhaupt ein gewisser Edelmuth mit dem Handlungsgeiste nicht besteht."

Einige Jahre später spricht er sich über Handel noch weiter aus: „Die Idee des Handels, wenn er sich auf Befriedigung gegenseitiger Bedürfnisse der Völker beschränkt, ist natürlich und gut, und die Erfindung der Zeichen von Metall, deren Werth auf Verabredung beruht, und die wirkliche Güter vorstellen, macht dem menschlichen Scharfsinne Ehre. Nur dürfen wir nie vergessen, daß Mittel nicht Vermögen sind. Mit Recht sagt man Handel und Wandel, denn der Handel ist seiner Natur nach unstät und wandelbar, und gefährdet die Gesinnung, theils weil er, seiner Unsicherheit wegen, das Gemüth zwischen niedriger Furcht und Hoffnung mit Sorgen ängstigt, theils weil er geradezu auf Gewinn ausgeht, endlich weil er, mehr als irgend ein Bestreben, den Eigennutz erweckt und ernährt, und jene Geldliebe, von welcher der Apostel sagt, daß sie die Wurzel aller Uebel sei."

Der Beruf des Landmanns stand ihm höher als der des Kaufmanns.

„Das Vermögen beruhet fast allein, wenigstens nur

allein mit Sicherheit auf Grund und Boden. Dem schwimmenden Reichthum des Kaufmanns wird nachgestellt von Wogen und Stürmen, der Sturz eines entfernten Handelshauses reißt in seinem Falle andere Handelshäuser mit sich dahin; Grund und Boden bleiben. Der Mißwachs eines Jahres wird ausgeglichen durch die Fülle anderer Jahre. Der Erwerb des Landmanns ist bescheiden, täuschet nicht und die Idee des Gewinnes schwebt ihm nicht unmittelbar vor, wenn er sich des Gedeihens seiner Arbeit und der Gaben seines Gottes erfreut."

In dem Leben des heiligen Vincentius von Paula, welches Stolberg 1816—17 schrieb, wirft er neben der ansprechenden Schilderung dieses liebenswürdigen Heiligen manchen Blick auf die Gegenwart. Er fürchtete, daß sein geliebtes Vaterland sich nach den großen Siegen überheben möchte, und dagegen zu warnen, schien ihm heilige Pflicht.

„In der großen Haushaltung Gottes hienieden ist Alles, so das Sichtbare wie das Unsichtbare, dem Gesetze der Zeit unterworfen. Selbst das, was ihr nur auf wenige Jahre anvertraut ward, und der Ewigkeit gehört, macht, in der Knospe seines Daseins, hiervon keine Ausnahme. Der für die Himmel bestimmte Mensch, dessen „erste Stimme Weinen ist," wird gesäugt an den Brüsten der Zeit, die nicht seine Mutter ist, aber seine Amme. Mit flüchtigem Fuß über die Gräber seiner Väter wallend, läßt er, gleich ihnen, Spur nach sich, leichtere oder tiefere."

„Wie aus kleinem Samenkorn, welches verborgen blieb in seiner Hülse, dann verborgen ward in mütterlicher Erde Schooß, ein Pflänzchen sich erhebt, das zum Baume wird, dessen Schatten den Hirten und die Heerde erquickt, dessen Blüthe Wohlgerüche duftet und das Auge ergötzt, dessen Frucht am Stamme prangt und noch im späten Winter

unser Labsal ist: so sehen wir in der Geschichte einzelner Menschen und in der Weltgeschichte alles Große, wo wir ihm von den Wirkungen bis zur Ursache nachzuspüren fähig sind, sich zuerst entwickeln aus unscheinbarem Keim. Aus Einem, in empfänglicher Stunde gefaßten Gedanken geht das Streben großer Männer folgenreich hervor.

Solchem kräftigen, aber umwölkten Beginn der Dinge nachzuforschen, ist des denkenden Menschen würdig. Hat er ihn wohl erfaßt, so findet er den Leitfaden im Labyrinth der Weltgeschichte, wo Andere zwischen flatternden Erscheinungen in dunkler Vorzeit irren, und wohl kaum mit gleichem Vergnügen lustwandeln, als ihnen die Tausend und Eine Nacht der arabischen Phantasie gewähren mag.

Wendet der Forscher seine Aufmerksamkeit auf den Gang der Vorsehung, da wo sie durch einzelne Menschen zum ewigen Heile von vielen Tausenden wirkte, so wird sein religiöses Interesse zur Andacht erhöht, und gern verweilt er alsdann bei der Betrachtung solcher Männer, in deren Herzen Gott fruchtbare Gedanken für die Verbreitung seines Reiches keimen ließ und dann in der Welt ihnen Gedeihen gab."

Am Ende seiner Einleitung sagt Stolberg, auf die Gegenwart zurückkommend: „Darum sollen wir jetzt an unsern Nachbarn nicht verzweifeln. Es sind unter ihnen weit mehr als „sieben Tausende, die ihre Kniee nicht gebeugt haben vor dem Baal." Unter dem Schutte der Verödung glimmt noch heilige Asche, und der Odem Gottes vermag sie auflodern zu lassen in Glut. Fern sei uns jedes unlautere, die Liebe kränkende Gefühl, jeder Hohn über die Besiegten! Danken wir Gott, der unsern Fürsten und unserm Volke demüthiges Vertrauen gab und stärkte unsern Arm, daß wir

das schnöde Joch, so jenes Volk auf uns gelegt, abschüttelten und, von Siegen zu Siegen eilend, uns Freiheit erkämpften, ja auch dem Feinde sein Joch von dem Halse nahmen, seine Retter wurden! Beten wir für dieses Volk, auf daß wir erhört werden, auch wenn wir beten für uns! Bitten wir den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende in seine Ernte, auch bei uns „ist die Ernte groß und der Arbeiter sind wenige."

In der Biographie des heiligen Vincentius verweilt Stolberg mit Vorliebe bei der großartigen, überall hervortretenden christlichen Liebe des Heiligen. Er bespricht unter andern Stiftungen christlicher Liebesvereine die der barmherzigen Schwestern und sagt dabei: „Weibliche Vereine zu Werken der Milde werden daher immer wirksamer sein als andere; sollen sie aber wahren Werth vor Gott, und in die Länge selbst vor Menschen haben, so müssen sie aus einem Keime des Lebens hervorgehen, und dieser ist kein anderer, als Liebe zu Gott. Die Religion Jesu Christi allein vermag Beharrlichkeit, Geduld und Treue zu geben, ohne welche kein Verein solcher Art fruchten oder bestehen kann. Wo nicht aus Liebe zu Gott gehandelt wird, da erkaltet bald das natürliche Mitleid, wann es angestrengter, dauernder, ja — wie bei Kranken unter der niedrigsten Volksordnung so sehr der Fall ist — die Sinne verletzender Pflege bedarf. Je mehr wir uns selbst in diesem Mitleid gefallen, desto mehr erkalten wir, denn nichts erkaltet mehr als Selbstgefallen."

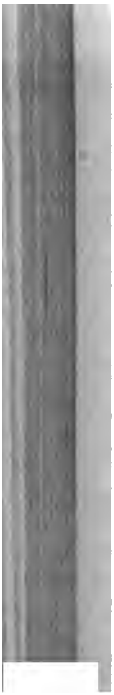
Als Dank für die Gnade der Erkenntniß seiner Kirche ließ Stolberg eine Urkunde ausfertigen, worin er ein Kapital von 20,000 Thalern zum Unterhalt der barmherzigen Schwestern in Münster stiftete.

Während sich Stolbergs Geist und Herz durch seine

Studien mehr und mehr gehoben fühlte, berührte ihn die Kunde von dem, was in der Welt und um ihn her vorging, gerade jetzt doppelt empfindlich.

Die Jenaer Studenten hatten zu vereinter Feier des Reformations-Jubiläums und des Sieges bei Leipzig Einladungen an alle protestantischen Hochschulen auf den 18. October zu einer Versammlung auf der Wartburg ergehen lassen. Die Unklarheit der jugendlichen Schwärmerei zeigte sich schon in der Verbindung der Feier der kirchlichen Trennung Deutschlands mit dem Andenken an den glorreichen Sieg, der die deutsche Nation wieder vereinigte. Die Stimmung über das Fest und die Veranlassung dazu war in Deutschland eine sehr verschiedene. Stolberg schrieb an einen Freund: „Wohl weiß ich, daß in einem Theile unserer deutschen Jugend von jenen herrlichen Jahren der Behauptung unserer Freiheit her ein guter, sehr edler Geist sich regt. Aber es ist doch nicht der natürliche Weg, daß ein Volk von unten her, von der Jugend aus, soll erleuchtet werden, und daß die Männer sich wie Kinder begeifern. Auch die besten Jünglinge bedürfen des Rückhalts, des Beispiels, der Leitung. Und jetzt hören sie so viel von ihrer Trefflichkeit, daß ihnen die Köpfe leicht umgehen mögen. Wo es an Aeltesten fehlt, da fehlt es der Jugend an Schutz gegen den Wind, wie jungen Bäumen, wo keine alten Stämme sind."

Ein für die heutige Zeit bedeutungsvolles Wort findet sich in einem Brief an Perthes: „Das Bedürfniß einer Kirche wird von Vielen tief empfunden, aber eine Kirche kann nicht sein, so lange Jeder den Anspruch behält, sich in Glaubenssachen der Autorität der Kirche entziehen zu können. Warum sollte nicht ein protestantischer Christ in der Lehre vom Abendmahl calvinisch sein können und lutherisch in der Lehre von der Gnadenwahl? Luther und Cal-



Wo blieb nun die Hoffnung einer vom Geiste Gottes
teten Kirche? Diese aber ist da und wird bestehen
das Ende der Tage, ob aber die andern in sie zurü
oder in den Sand der Meinungen sich verlieren r
Gott weiß es allein."

Stolbergs reiches Leben nahte sich dem Abschluß.
wurde mit jedem Jahre der Freundeskreis, und je
Lücke mahnte ihn an das eigene Scheiden. Der T
cobi's rief ihm tausend Erinnerungen wach. Die G
seiner Jugend-Freunde und Freundinnen tauchten
lebte im Geiste noch einmal durch, was er in ihrem
geschaffen und gewirkt, gewonnen und verloren hatt
Betrachtung seines eigenen Lebens stimmte ihn z
Dankbarkeit und dem heißen Wunsch, die ihm noch
den Kräfte bis zum letzten Athemzuge im Dienste
zu verwenden, der ihn so reich gesegnet hatte.

Im Frühjahre 1818 war fast die ganze Fan
Sondermühlen versammelt. Kinder, Schwiegerkind
Enkel umringten freudig den lebensfrischen Greis,
verstehen, für Jeden denken konnte. Auch der Bes
Bischofs Sailer war ihm eine hohe Freude. Bald

gen Jahre eine Operation nöthig gemacht hatte, bewog ihn dazu, aber noch hatte er nicht aufgehört zu arbeiten.

Die „große, königliche Seele" entfaltete noch einmal ihre Schwingen und sang in hohem Fluge den Schwanengesang der Liebe.

Seinen Kindern hatte er ein Werk: „Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift", besonders vermacht, aber was seine Jugend verklärte, was den gereiften Mann beglückte, den silberlockigen Greis mit ahnender Seligkeit erfüllte: die Fülle eines begeisterten, hochstrebenden, unendlich liebevollen Herzens, das hat er in seiner letzten Arbeit, in dem „Büchlein von der Liebe", ausgeströmt. Er schrieb es zur Zeit eines Aufenthalts bei seinem Sohne Andreas auf dem gräflich Brabeck'schen Gute Södern im Hildesheimischen.

Bei seiner Rückkehr nach Sondermühlen war er noch damit beschäftigt, als ihm die lieblose Schmähschrift von Voß zukam. Sie war gegen „verabredete Betriebsamkeit für aristokratische und hierarchische Zwangherrschaft" gerichtet und enthielt boshafte Verleumdungen Stolbergs, seines Vaters und Bruders, sowie seiner theils lebenden, theils verstorbenen Freunde. Fouqué wollte in tiefster Entrüstung für seinen geliebten Freund Stolberg die Schrift beantworten. Dieser aber lehnte den Freundschaftsdienst ab und schrieb am 16. November 1819: „Ich erhielt erst in diesen Tagen das Libell. Sie werden staunen über die Schamlosigkeit, die Wuth des Mannes! Ich muß wider ihn schreiben, weil nur ich diese Sache erörtern kann, nur mir die erforderlichen Angaben gegenwärtig sind. Es ist eine so verdienstliche als undankbare Arbeit, aber nothwendig, weil er mich lügend mehr als *einer* Lüge und anderer Greuel zeiht. Wie gesagt, theuerster Freund, kein Anderer

kann das Ding beantworten. Uebrigens könnte ich es unmöglich zugeben, daß mein edler Freund sich in eine Fehde einließe, welche Voß bis zu seinem letzten Athemzuge fortführen und Ihnen das Leben verbittern würde."

Die „kurze Abfertigung der langen Schmähschrift des Herrn Hofrath Voß" sollte von Stolberg selbst nicht beendet werden. Er konnte und wollte täglich nur wenig daran arbeiten *). Vom 28. November ab unterließ er es ganz. Seine Seele schüttelte die irdischen Sorgen ab und bereitete sich zur Heimkehr. Während der siebentägigen schmerzhaften Krankheit kam keine Klage über seine Lippen. Sein eigener Wille war ganz aufgegangen in dem seines Gottes, und liebend und vertrauend empfahl er alle Lieben, die er auf Erden zurücklassen mußte, in Gottes Hand. Mit seiner Gattin, mit jedem seiner Kinder sprach er unvergeßliche Worte in diesen letzten, kostbaren Stunden, den Abwesenden schickte er seinen Segen und liebende Abschiedsgrüße, Alle bat er demüthig, für seine Seele zu beten, daß sie bald zur Anschauung Gottes gelangen möge. Der würdige Kellermann, der ihm im Leben ein so vertrauter Freund war, stand ihm auch in seiner letzten Stunde mit den Tröstungen der Religion zur Seite. Stolberg hörte seinen Gebeten aufmerksam zu, und als er die Worte aussprach: „Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich meiner, antwortete der Sterbende mit frohem Lächeln: „Er hat sich meiner schon erbarmt. Durch seine überschwengliche Barmherzigkeit ist mir erschienen der Aufgang aus der Höhe."

Kurze Zeit nachher fragte er den Arzt: „Wird es wohl Morgen mit mir werden?" Dieser antwortete: „Bei Ihrem lebendigen Glauben und inbrünstigen Verlangen

*) Sein Bruder Christian beendigte dieselbe nach Frdr. Leop. Tode.

nach Gott darf ich Ihnen wohl sagen, es wird nicht Mitternacht für Sie."

„Gottlob", erwiederte er und drückte beide Hände des Arztes. „Dank! Dank! recht herzlich danke ich Ihnen."

Noch einige Augenblicke und seine Seele schwang sich über Grab und Tod zu den Höhen des Lichts.

Im Innersten erschüttert von dem Anblick einer solchen Sterbestunde, sagte Doctor Lapaix später zu Stolbergs Schwiegersohn: „Ich kann mir doch nicht denken, daß es einen Bösewicht geben könnte, der bei dem Anblicke sich nicht bekehrte."

Die zurückgelassene Gemahlin Stolbergs suchte sich in christlicher Fassung in ihren unaussprechlichen Verlust zu finden. Mit ihr trauerten ihre Kinder, Enkel, Freunde und viele, viele Menschen, die aus des Verstorbenen Leben selbst Leben geschöpft hatten.

Der 5. December 1819 war der Todestag Stolbergs. Seine irdische Hülle ruht nach seinem Wunsch zu Stockkämpen in der Nähe von Tatenhausen. Seinen Grabspruch hatte er bereits dreißig Jahre vor seinem Tode sich ausgewählt. Er lautet: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren gehen."

Amalia

Fürstin von Gallitzin.

Die Nachrichten über die Fürstin Gallitzin sind ihren eigenen Briefen und dem Tagebuch entnommen; Vieles auch dem Werke des Herrn Katerkamp.

I.

Im nördlichen Deutschland lebte vor hundert Jahren eine hohe, reichbegabte Frau, welche auf ungewöhnlichen, selbstständigen Bildungswegen sich zur Erkenntniß ewiger Wahrheiten emporarbeitete.

Die Eindrücke ihrer Jugend, ihr lebhafter, wißbegieriger Geist, der mit männlichem Forschertrieb sich in die Tiefen der Philosophie versenkte, ihre Schönheit, Stellung, kurz, alle die tausend Reize der Welt schienen darauf berechnet, sie irre zu leiten, aber ihre energische Willenskraft und ihr unauslöschlicher Durst nach Wahrheit ließen sie nicht ruhen, bis sie dieselbe gefunden.

Diese hohe Frau war die Fürstin Amalia von Gallitzin.

Ihre Eltern, der Generalfeldmarschall Graf Schmettau und eine Freifrau von Ruffert, lebten unter den damaligen starken Einflüssen französischen Wesens in Berlin, wo Amalia im Jahr 1748 geboren wurde.

Ihre erste Erziehung war ganz französisch, und als sie mit vier Jahren in eine Pensionsanstalt nach Breslau gebracht wurde, verstand sie kein Wort Deutsch. Ein Kammermädchen, welches bei ihr bleiben sollte, war nicht dazu zu bewegen, weil die Pension ein Kloster war. Das Mädchen war protestantisch und fürchtete, man würde sie nie mehr aus diesen Mauern herauslassen.

Amalia fand sich jedoch zum Erstaunen einer alten Tante, welche sie hierher geführt hatte, ganz gut in ihr Schicksal und plauderte munter mit den beiden einzigen Nonnen, denen sie sich verständlich machen konnte.

Es ist später eine Eigenthümlichkeit von ihr geworden, daß sie sich selten anhaltend derselben Sprache in mündlichem oder schriftlichem Verkehr bediente. Ihre Briefe und ihr Tagebuch zeigen, je nach dem ihr eine Sprache am besten einen Begriff wiederzugeben schien, bald deutsche, bald französische, bald lateinische Ausdrücke.

In diesen ersten Einflüssen dürfte die Ursache liegen, daß die Sprache einer solchen Frau, deren Wesen so klar, deren Handeln so energisch war, keinen bestimmten Charakter an sich trägt.

In der Pension, wo sie acht bis neun Jahre blieb, vergaß sie ihr Französisch vollständig, lernte Deutsch, empfing Religionsunterricht und zeigte besondere Begabung für Musik.

Der siebenjährige Krieg mit der wechselnden Besetzung Breslau's durch Oesterreich und Preußen brachte auch Unruhe in das stille Kloster. Eine kurze Zeit mußte Amalia bei einer Tante in der Nähe wohnen, und als sie zurückkehrte, wehrte sie sich lebhaft für die Ehre ihres preußischen Vaterlandes, wenn eine der jungen Damen aus Oesterreich es wagte, derselben nahe zu treten.

Im Ganzen hatte sie jedoch wenig in der Pension gelernt, und als sie in das elterliche Haus zurückgekehrt, schien ihr der Unterschied der ganzen Lebensweise so bedeutend, daß sie sich in den neuen Formen fast nicht zurecht finden konnte. Sie wurde deßhalb in Berlin noch in eine französische Erziehungsanstalt gebracht, die zwar, was die Aneignung von Kenntnissen betraf, weniger mangel-

haft war, dafür aber auf dem Gebiete religiöser Erziehung ihre Zöglinge auf sehr bedenkliche Pfade führte. Endlich nach anderthalbjährigem Aufenthalt daselbst kam sie dauernd in das Haus ihrer Mutter zurück, welches damals zu den besuchtesten in Berlin gehörte.

Ihre Schönheit, ihr großes musikalisches Talent erregten bald Aufsehen am Hofe und in den Gesellschaften, die sie besuchte. Sie selbst jedoch fühlte sich gedrückt und beneidete andere junge Damen um die Gewandtheit, womit dieselben unbedeutende Dinge mit einer gewissen Wichtigkeit so darzustellen wußten, daß Jedermann ihnen gerne zuhörte. Ihr Ehrgeiz regte sich, und die junge Gräfin fand unter den größten Hindernissen Mittel, sich Bücher zu verschaffen. Sie bekam nur Geld, um ihren Verlust beim Spiel zu decken, wußte es in der Folge jedoch durch große Aufmerksamkeit dahin zu bringen, daß sie mehr und mehr gewann; schließlich hatte sie so viel, als sie wollte. Sie konnte sogar einen Boten bezahlen, der ihr Bücher aus dem Laden eines Buchhändlers holte.

Mit welcher Ehrfurcht betrachtete Amalia diesen Buchhändler! Er war ihr der Inbegriff aller Kenntnisse und Wissenschaften, und derselbe erhielt in ungemessenem Vertrauen den Auftrag, „Bücher zu schicken, die für eine junge Dame geeignet seien, welche sich selbst zu unterrichten strebe."

Der Buchhändler schickte daraufhin Romane, welche er diesem Streben angemessen hielt, und Amalia las ganze Nächte durch und verlebte selige Stunden in der Einsamkeit ihres Zimmerchens. Ihre lebhafte Phantasie zauberte edle Gestalten, großartige Charaktere um sich her; sie empfand eine tiefe Verachtung gegen alles Gemeine, und schrieb in spätern Jahren über ihre damaligen Gefühle Folgendes: „Es ist merkwürdig, daß alle Romane, die ich gelesen hatte,

mir auch nicht den entfernteſten Verdacht von körperlichen Genüſſen durchblicken ließen; vielmehr hatten ſie mir eine tiefe Verachtung gegen alle ſinnlichen Lüſte, die mir bekannt waren, wie z. B. Sinnlichkeit im Eſſen und Trinken, Trägheit u. ſ. w., eingeflößt. Eine entſchiedene Verachtung hatte ich mir angeeignet gegen alle gemeinen Fehler und Laſter, wie Geldſucht, Lügenhaftigkeit, körperliche Wolluſt jeder Art, gegen groben Egoismus, kurz, gegen Alles, was mich von dem romanhaften Thron, worauf ich mich erhoben hatte, hätte herabſetzen müſſen. Die feurigſte Liebe für jede Vollkommenheit beſeelte mich."

Daß die junge Gräfin bei all' dieſem auf das Ideale gerichteten Sinn ſo wenig von tieferen religiöſen Empfindungen ſich ergriffen fühlte, lag hauptſächlich an der Form, in welcher ihr die Religion überhaupt nahe trat.

Sonntags mußte ſie ihrer Mutter während einer Stunde „Predigten von Bourdaloue" vorleſen. Dieſe Stunden waren ihr ſchrecklich. Sie las ſchlecht, bekam Vorwürfe und langweilte ſich entſetzlich. Außerdem ging man wohl Sonntags in die Kirche, d. h. in ein Cabinet, wo man durch ein Fenſter auf den Altar ſehen konnte. Andere Perſonen fanden ſich ebenfalls dort ein, gähnten, ſahen in ein franzöſiſches Gebetbuch, und ſahen aus, als ob ſie eine zum guten Ton gehörige Pflicht erfüllten. Amalia hatte zwar aus dem Kloſter her ihre Begriffe über die heiligen Sacramente rein erhalten und fühlte ſich bei der Beichte ſtets von inniger Reue durchdrungen; nun aber beobachtete ſie, daß die Perſonen ihrer Umgebung wohl zur Beichte gingen, daß dieſe Beichte aber nicht den geringſten Einfluß auf ihr Leben zu äußern ſchien. Dieſe Beobachtung machte ſie nachdenklich. Bei ihrem geraden Sinne, ihrem hohen Begriffe von der Wichtigkeit eines Verſprechens

konnte sie mit sich selbst nicht darüber in's Klare kommen, wie man mit vollem Bewußtsein und einer solchen Leichtigkeit sich über ein Versprechen hinaussetzen könne.

Aus den unzusammenhängenden Religionsvorstellungen, welche ihr geblieben waren, schwebte ihr mit besonderer Deutlichkeit der Glaube an eine ewige Vergeltung vor, und dieser erregte ihr eine fast unerträgliche Angst vor den Strafen der Ewigkeit. Noch in späteren Jahren konnte sie nicht ohne tiefe Erschütterung an manche schlaflose Nacht zurückdenken, die sie als siebenzehnjähriges Mädchen in unaussprechlich qualvollen Vorstellungen verbracht hatte. Sie konnte mit Niemanden darüber sprechen, denn Niemand verstand sie; allmählich aber entwickelte sich aus diesen innern Vorstellungen von Gut und Schlecht, von Lohn und Strafe doch eine Idee sittlicher Würde im Leben. Ihre große Seele ahnte nur dunkel eine übersinnliche Natur, aber ihr ernstes Streben nach dem sittlich Idealen fand eine gewisse Befriedigung in ihrer zunehmenden Selbsterkenntniß. Es beruhigte sie, an sich wahrzunehmen, wie tief ihr natürlicher Widerwille gegen alles Schlechte sei, und in der Dankbarkeit, die sie über diese Beruhigung empfand, fühlte sie sich zu Gott hingezogen und empfand dann weniger Langeweile, ja sogar Trost in dem früher so gefürchteten Gottesdienst.

Um diese Zeit sandte ihr der Buchhändler ein Buch mit dem vielversprechenden Titel: „Vom Geist".

„Ich wüßte Ihnen nicht zu sagen," schrieb sie später an Hemsterhüys, „was ich in diesem Buch richtig und unrichtig oder gar nicht begriff. Ich war von diesem Augenblick an wie verschlungen in das neue Schauspiel, welches diese Ideen mir eröffneten; es schien mir, als wäre eine dicke Kruste weggefallen von meinen Augen, welche noch

schwach und unsicher kaum es wagten, den geblendeten Blick auf so manche neue und verworrene Gegenstände zu heften. Ich dachte und träumte von Nichts, als von diesen Ideen. Bisher hatte ich noch gar keinen bestimmten Begriff gehabt von Körper, Geist, Sinn, Materie u. s. w. Mancherlei Fragen fielen mir auf, die ich nicht zu lösen wußte; und in dem Verlangen, meiner Wißbegier Genüge zu leisten, legte ich diese Fragen ohne Unterschied einem Jeden vor. Ich sprach kreuz und quer von Metaphysik, worüber die Jüngern mir in's Gesicht lachten und die Aeltern mich mit Vorwürfen straften, weil ich unsinnig spräche und mich mit Dingen befaßte, die einer jungen Dame nicht ziemten."

Amalia fragte nun nicht mehr, las aber desto mehr, bis es die Vorsehung wollte, daß sie einst bei Tafel neben einen Baron Redern, den Oheim der Gräfin Stolberg, gerieth. Dieser, ein älterer Herr, faßte Interesse für das junge, wißbegierige Mädchen, hörte theilnehmend ihre Fragen an und ging auf ihre Ideen ein. Noch einige ältere Herren außer ihm unterhielten sich ebenfalls mit Amalien über solche Gegenstände, und diese faßte in Folge davon eine große Vorliebe für das Alter. Sie legte auf den Rath eines dieser Freunde das Buch vom Geist zur Seite. Ihre Idee von Vollkommenheit wurde durch ein Gespräch über Ursache, Wirkung, Macht u. s. w. zu demüthiger Bitte um göttliche Hülfe geleitet. Dankbar empfand sie in ihrer gefahrvollen Stellung das Wirken der göttlichen Vorsehung, wenn ihr zuweilen im Geheimen Warnungen und Belehrungen von ungeahnter Seite zukamen.

Man muß sich erinnern, aus welchen Elementen die damalige Gesellschaft bestand, wie der Geist Voltaire's Alles vergiftet hatte, um sich einen Begriff von der erhabenen

Selbstständigkeit der jungen Gräfin Schmettau machen zu können, welche an all' diesen, gerade für ihren beweglichen Geist doppelt gefährlichen Klippen unberührt vorüberging.

Freilich war ihre Jugend gerade wegen ihrer innern Selbstständigkeit nicht besonders freudenreich. Sie sprach sich über Vieles in ihrer Umgebung, welches zu ihren Idealen gar nicht passen wollte, sehr offen und entschieden aus, zuweilen selbst da, wo die Klugheit ihr zu schweigen hätte gebieten sollen; aber es lag von frühester Jugend an in ihrem Charakter, daß sie niemals die Folgen erwog, wenn es auf Rechtthun ankam. „Nichts fürchten und nichts hoffen" war damals ihr Wahlspruch.

Im Jahre 1768 machte sie als Hofdame der Prinzessin Ferdinand mit dieser eine Badereise nach Spaa. Sie erregte durch eine gewisse hohe Würde ihres Auftretens allgemeine Bewunderung unter den Badegästen. Besonders schien der Fürst Dimitri von Gallitzin dem Zauber ihrer Gesellschaft nicht widerstehen zu können. Als er nach einigen Wochen um ihre Hand anhielt, wies Amalia seinen Antrag nicht zurück. Fürst Dimitri stand in dem Rufe hoher Gelehrsamkeit, und sie hoffte, daß er ihr behülflich sein würde, ihre geistigen Bedürfnisse zu befriedigen.

Für eine eheliche Verbindung hatte sie eigentlich bis jetzt wenig Neigung gespürt. Ihre Verwandten und die Prinzessin Ferdinand waren mit der Wahl des Fürsten sehr einverstanden, und im August 1768 fand die eheliche Einsegnung in einer Kapelle zu Aachen statt.

„Glückliche Zeit meiner Unschuld," heißt es in einem spätern Brief an Hemsterhüys, „o wie bald solltest Du schwinden! Damals weihte ich meinen Gesang den erhabenen Empfindungen, die zwar unbestimmt, dennoch tief gewurzelt, zwar aufgehalten, aber nicht erdrückt, immerhin

rein blieben von unreinen Einflüssen, die mein Herz nicht kannte. Jeder Aufschwung meines Geistes war dem unbekannten Wesen geweiht, welches mein Gemüth empfand, und wie durch geheimen Antrieb in jedem Eindruck suchte, den ich als groß, schön und erhaben fühlte. Lange und schauderhafte Finsternisse sollten nun bald mich verwirren; ein unermeßlicher Zwischenraum mich trennen von der geraden Richtung zu jenem Mittelpunkt der Anziehung, welcher von meiner ersten Jugend an in meiner Seele sich Luft machen zu wollen schien. Bald sollten jene süßen Ergießungen, mit welchen ich Ihn (Gott) noch mehr fühlte, als suchte, der Verzweiflung, Ihn jemals finden zu können, Raum geben.

Meine Stimme, getäuscht und abgelenkt durch Eitelkeit und Lüge, bettelnd um den Beifall lüsterner Augen im Verkehr der Welt, mußte mir das Werkzeug der Verwirrung des Verstandes werden.

Mein Herz bedurfte nicht, was man in der Welt Liebe nennt; aber die Neigung, welche den geliebten Gegenstand zu vervollkommnen strebt, und wovon das Ideal die tiefsten Wurzeln in mein Gemüth geworfen hatte, war mir höchstes Bedürfniß geworden, und dieses Ideal war unabhängig von der Gestalt. Ich fühlte, daß der Fürst Alles für mich werden könne, wenn er diese Gesinnungen mit mir zu theilen fähig wäre."

Das neuvermählte Paar ging über Wien nach Petersburg, wo die Kaiserin Katharina den Fürsten Gallitzin zum holländischen Gesandten machte.

Auf der Reise nach Holland gebar die Fürstin am 7. December 1769 ihre Tochter Marianne, ein Jahr später im Haag ihren Sohn Demetrius.

Die Stellung des Fürsten forderte, daß er sowohl im

Haag wie auch auf Reisen ein großes Haus machte. Amalia lernte an seiner Seite die Gesellschaft von Paris, Wien, Berlin und dem Haag gründlich kennen. Der Witz der Pariser Gelehrtenkreise blendete sie eine Zeit lang, ihren eigenen Talenten wurde überall die höchste Bewunderung gezollt, aber für jene Glückseligkeit in der Verbindung zweier Seelen, welche vereint nach Vollkommenheit streben, hatte der Fürst bei viel harmloser Gutmüthigkeit kein Verständniß.

Seine Gemahlin konnte bei allen Zerstreuungen und Genüssen, die er ihr bot, über ein quälendes Gefühl von Leere nicht Herr werden. Sie schreibt davon: „Vergebens warf ich mich mehr als jemals in die Arme der Zerstreuungen und Lustbarkeiten der großen Welt; ich brachte aus diesem ewigen Kreis von Spielen und Besuchen und Schauspielen, Tänzen und Nichtigkeiten immer des Abends nur ein vermehrtes vergebliches Suchen nach etwas Besserem, das ich dennoch nicht kannte und Keinem anvertrauen durfte, nach Hause; ich schlief selten ohne Thränen ein. Mir war wie jenen Schauspielern, die auf der Bühne Andere belustigen, indeß sie selber bittere Thränen vergießen."

Zu diesem peinlichen Zustand kam der heiße Wunsch, ihren Kindern eine auf Wissenschaft gegründete Erziehung zu geben. Sie sehnte sich ganz von der Welt getrennt, einige Zeit nur ihren Studien leben zu können, um dann nach vollendeter eigener Bildung ihre Kinder selbst zu unterrichten. Sie stand jedoch bereits in ihrem fünfundzwanzigsten Jahre, zweifelte, ob es ihr jetzt noch gelingen werde, das Versäumte nachzuholen, und vor Allem fragte es sich, ob ihr Gemahl auf ihren Plan eingehen werde. Zu ihrer Freude fand sie bei ihm weniger Widerstand, als sie gefürchtet. Diderot, welcher sich zu jener Zeit mehrere Monate im Hause des Fürsten im Haag aufhielt, bestärkte sie

in ihrem Vorhaben und sagte ihr, die Anlagen ihres Kopfes seien so geartet, daß sie in kurzer Zeit große Fortschritte machen würde.

Mit dem bloßen Entschluß einer Trennung von der Welt war jedoch noch nichts geschehen. Die Personen, derem geselligen Kreis die Fürstin bis jetzt die größte Zierde gewesen war, ließen sich so leicht nicht abfinden. Schließlich verlor die Fürstin die Geduld über mancherlei Zudringlichkeiten, und um zu zeigen, daß ihr Entschluß unwiderruflich ernst gemeint sei, ließ sie sich die Haare kahl abscheeren und trug eine runde Perrücke. Man lachte, aber die Fürstin erreichte ihren Zweck.

Sie miethete sich mit ihren Kindern in einem Meierhofe, nicht weit vom Haag, ein, schrieb über ihre Thüre „Nithüyß" (Nicht zu Hause), und lebte außer dem Verkehr mit wenigen Freunden nur ihren Studien und ihren Kindern. Der Gelehrte Hemsterhüys führte sie in die griechische Literatur und die platonische Philosophie ein. Mit ihm wechselte sie zweimal in der Woche Briefe, und zweimal besuchte er sie. Auch ihr Gemahl kam oft zu ihr, störte sie aber in dem einmal gefaßten Plan nicht im Geringsten.

„Ich fand bald eine solche Seligkeit in diesem Leben," schreibt sie von dieser Zeit, „in dem Umgang mit meinen Kindern, in dem allmählich fortschreitenden Zuwachs an Kenntnissen und in der Ruhe der Seele, womit ich jeden Abend zu Bett ging, daß nun höhere Bedürfnisse sich zu äußern anfingen. Gott und meine Seele wurden die gewöhnlichen Gegenstände meiner Betrachtungen."

Als die Kinder größer wurden, wünschte die Fürstin ihr Haus in Holland mit einem Landgut am Genfer See zu vertauschen, vorerst jedoch Fürstenberg in Münster wegen der Erziehung ihres Sohnes zu befragen.

Fürstenbergs neue Schulreformen machten um diese Zeit (1779) großes Aufsehen, und seine Persönlichkeit, sein Wesen und seine Rathschläge hinterließen einen solchen Eindruck bei der Fürstin, daß sie beschloß, statt an den Genfer See nach Münster zu ziehen.

Mit ihrer Uebersiedelung nach Münster im August des Jahres 1779 fängt nun die bedeutendste Periode ihres Lebens an.

Auch hier, wie in Holland, lebte sie in möglichster Einsamkeit, die ihr zum unabweislichen Bedürfniß geworden war. Einige Zimmer in einer Meierei zu Angelmodde, nahe bei Münster, genügten ihr. Auch ihr Gemahl und Hemsterhüys, welche sie Beide jeden Sommer auf mehrere Wochen besuchten, wohnten hier. Während deren Abwesenheit wurde ein lebhafter Briefwechsel geführt, und von den philosophischen Schriften Hemsterhüysens verdanken mehrere seinen schriftlichen und mündlichen Unterhaltungen mit der Fürstin ihre Entstehung *).

Von Fürstenberg bat sich die Fürstin von vornherein aus, daß er keinerlei Bekehrungsversuche mit ihr anstellen wolle. Nur um Licht bitte sie ihn, und dazu sei ihr Herz offen.

Um sich eine Vorstellung machen zu können, wie ernst sie ihren Beruf als Mutter und Erzieherin auffaßte, sei gesagt, daß sie damals täglich sechs Unterrichtsstunden gab. Außerdem führte sie über jeden ihrer drei Zöglinge (eine Nichte wohnte bei ihr und nahm Theil) Tagebücher, hatte bestimmte Stunden für ihre Vorbereitung zum Unterricht und führte außerdem zwei Tagebücher für ihre eigene

*) Alexis, ou sur l'âge d'or. — Simon, ou sur les facultés de l'âme.

Person. Zuweilen kam es vor, daß sie ganze Nächte über ihren Studien sitzen blieb, und einst, als sie Abends eine tiefe Schwermuth empfand, die sie sich nicht erklären konnte, trat der Bediente mit der Frage ein, ob sie nicht wenigstens eine Tasse Chokolade nehmen wolle. Nun erst fiel ihr ein, daß sie an diesem Tage nicht daran gedacht hatte zu essen.

War die Arbeit des Tages geschehen, dann liebte die Fürstin am Abend zwanglose Unterhaltung über die verschiedensten wissenschaftlichen Gegenstände.

Sie war der Ansicht, daß solche Unterredungen mehrerer Personen, in welchen jeder seine besonderen Ansichten entwickelte, auch für die Jugend viel bildender seien, als systematische Vorträge. Ihre Kinder waren, als sie größer wurden, immer zugegen; außer ihnen die jungen Freiherrn von Droste-Vischering und der spätere Geheimrath von Jacobi, der eine Zeit lang auch von der Fürstin unterrichtet wurde. Fürstenberg schöpfte an solchen Abenden aus der Fülle seines Geistes, der kindlich einfache Overberg erheiterte die Gesellschaft, Graf Stolberg erzählte in lebendiger Darstellung aus seinem reichen Leben; auf kurze Zeit trat auch Hamann als bedeutungsvolles Element in diesen Kreis.

Für die jungen Leute waren solche Abende gewiß mehr werth, als ein akademischer Cursus, aber auch die ältern Theilnehmer fühlten sich jedesmal bereichert.

II.

Bis jetzt huldigte die Fürstin wohl in philosophisch-religiöser Gesinnung der Idee einer Gottheit, verwarf jedoch in einem gewissen stolzen Selbstgefühl jede positive

Religion. „Das Zutrauen, welches viele Menschen mit mir in Berührung brachte, veranlaßte in mir die Ueberzeugung, daß Keiner im Grunde wahrhaft an das Christenthum glaube, als der Pöbel; es schien mir unmöglich, an seine Verheißungen und Drohungen zu glauben und dennoch seinen Lehren so zuwider zu handeln, als ich sie meist alle handeln sah; dagegen war mir wohl in dem Gefühl, daß ich meinem Gott umsonst ohne Furcht und Hoffnung diente und ihn liebte."

Im Jahre 1783 schreibt sie aber: „Um diese Zeit merkte ich aber, daß es mit meiner Tugend und meinem System von Glückseligkeit nicht richtig sein müsse, indem es mir schien, daß ich, anstatt besser zu werden, mich verschlimmerte."

Sie verfiel bald darauf in eine gefährliche Krankheit. Am 12. März lag sie am Tode. Fürstenberg ließ ihr die heiligen Sacramente anbieten, sie aber mußte sie ablehnen, weil ihr der Glaube daran fehle.

Die nun folgenden drei Jahre waren eine Zeit großer innerer Gährung für die Fürstin. In der gezwungenen Unthätigkeit einer langen Reconvalescenz fing sie an, ernstlich über das Christenthum nachzudenken. Später sträubte sich ihr gerader Sinn dagegen, die eigenen Zweifel, die quälende Unsicherheit im Unterricht ihren Kindern mitzutheilen. Nun wollte sie denselben das Christenthum historisch vortragen, und fing mit dem ganzen Ernst ihrer Seele das Studium der Bibel an.

Das Evangelium von der Liebe schlug mächtig an die empfindlichste Saite ihres Herzens. „Es tröstete mich so oft, daß ich mir vornahm, dem rührenden Rath Christi, „wir möchten nur versuchen, seine Lehre treu zu befolgen, um es zu erfahren, daß sie göttlich sei," wirklich zu folgen,

und mir vorsetzte zu handeln, als wenn ich wirklich an ihn glaubte; ich fing dann sogleich damit an, meine Grundsätze und Handlungen mit seinen Lehren zu vergleichen, und wie Vieles fand ich zu ändern, was ich bisher kaum als einen Fehler bemerkt hatte; denn so lebhaft ich alles Gute und Schöne empfinde, so, und vermuthlich noch lebhafter, fiel mir jeder Flecken in meinem Nächsten auf, und dieß behielt ich nicht etwa für mich, sondern ermangelte selten, mein scharfes Auge meinen Freunden mitzutheilen und sie zur Splitterrichterei zu verführen; ich nahm mir also gleich vor, meine Bemerkungen nicht mehr ohne Noth mitzutheilen. Ich schämte mich, bei Vergleichung meiner beschränkten Liebe mit der allgemeinen, hohen, edlen und dennoch besondern Liebe Christi: Es ist nicht genug, daß du den liebst, der dir wohlthut; das thun auch die Zöllner; auch deine Feinde sollst du segnen und lieben u. s. w. Wie fühlte ich mein bitteres Aufbrausen gegen meine Kinder und Freunde, wenn sie der Vollkommenheit nicht entsprachen, die ich von ihnen forderte, und mit Gewalt in ihnen finden wollte, ohne ihnen selbst darin vorzugehen.

Gebetet hatte ich zwar, aber selten; nun fing ich an öfter zu beten und wurde so oft erhört, daß ich an der Kraft des Gebets nicht mehr zweifelte.

Noch entdeckte ich nach meiner schweren Krankheit, daß meine Art zu lieben der rührenden Liebe Christi sehr wenig entspräche, weil ich Liebe mehr als Zweck, als Genuß, als wie Mittel zu höherer Vollkommenheit zu betrachten mich gewöhnt hatte. — Nun kalkulirte ich weniger auf das, was ich empfing, als auf das, was ich gab, und ward immer ruhiger."

Die Fürstin erkannte auch in ihrem eifrigen Streben

nach den Wissenschaften einen gewissen Stolz. Es wurde ihr nicht leicht, ihre Bücher unbenutzt, ihre Schriften unvollendet liegen zu lassen und mit Ruhe ihren gelehrten Freunden antworten zu können: „Ich weiß das nicht, das habe ich nicht gelesen.“ Sie brachte es jedoch dahin.

Wie sie über den Genuß des Zusammenseins mit geliebten Personen dachte, zeigt eine Stelle in ihrem Tagebuch: „In Beziehung dieser Verhältnisse ist es oft schwer zu unterscheiden, ob leidenschaftliche menschliche Absichten mitunterlaufen oder nicht, weil Neigung und Eigenliebe uns oft in der Berechnung unserer Kräfte irre führen und Eigennutz uns oft über unsere Kräfte verblendet. Widerstehen will ich nie, wenn ein Mensch meiner oder ich ihn zu bedürfen meine, oder wenn in mir Triebe und Kräfte rege werden, einem sonst Hülflosen zu helfen, allein ich will fortfahren wie bisher, erstens kein neues Verhältniß anzutreten ohne Gebet, daß mir, sei es auch durch das tiefste Leiden, Gott bald zu erkennen gebe, ob es aus ihm sei oder nicht. Zweitens, sobald ich merke, daß es Keinen von uns besser, fröhlicher, glücklicher mache und bloß zeitverderbend sei, geschweige wenn ich merke, daß es für einen aus uns einschränkend, Laster oder Fehler ausbrütend sei, will ich, es koste welche Ueberwindung des Herzens oder Kopfes es wolle, es als ein Werk der Menschen unterbrechen und zerstören.“

Neben dieser ernsten Achtsamkeit auf sich selbst, studirte die Fürstin eifrig weiter in der heiligen Schrift.

Im Jahre 1785 traf Goethe die Fürstin in Weimar. Bemerkenswerth ist das Urtheil, welches dieser über sie fällte. Er, der nach den Worten Schillers sich selbst noch nie hingegeben, schrieb der Fürstin unmittelbar nach ihrer Abreise: „Sie allein hätte den Schlüssel seines lange verschlos-

senen Herzens gefunden; ihr möchte er sich ganz öffnen, nach ihrem gegenseitigen Vertrauen verlange ihn." Die Fürstin ließ sich jedoch auf die gewünschte Correspondenz nicht ein.

An ihrem Geburtstage, 24. August 1786, ging sie seit langer Zeit zum ersten Male wieder zur Beichte. Dann verging noch eine Zeit, bis sie sich entschließen konnte, zum Tisch des Herrn hinzutreten. Sie kämpfte lange zwischen ihrer Sehnsucht nach dem Empfange Gottes und einem tiefen Gefühl ihrer Unwürdigkeit. Endlich nahte sie sich vertrauensvoll und beschreibt den Eindruck, den sie durch die heilige Communion empfangen, in ihrem Tagebuch: „Meine Kinder und Freunde, ohne den Grund zu ahnen und zu wissen, fanden mich von diesem Tage an so sehr verändert an leiblicher und geistiger Gesundheit, so wohl aussehend, heiter und ruhig, daß ich mich bald mit dem Genuß ihrer Freude zu sehr beschäftigt hätte, so daß ich Gefahr lief, daß der Zweck, mir den Genuß ihrer Freude zu erhalten, über den Zweck, die große fühlbare Gnade zu benutzen, siegen, oder doch diesem das Gleichgewicht halten möchte."

In einem Briefe an Hemsterhüys gab sie schon vor dem Empfang der heiligen Sacramente Andeutungen über den bevorstehenden Abschnitt ihres Lebens.

„Da finden Sie mich endlich wieder in der Stadt, lieber Sokrates*); aber ohne den großen Mann wäre ich gewiß nicht hier; so wahr ist es, daß nicht die äußern Gegenstände unser Glück ausmachen. Denn in der That, die ganze Einrichtung meines Hauses, der schöne Saal, in

*) Sie nannte Hemsterhüys im Verkehr immer Sokrates und Fürstenberg le grand homme.

welchem ich eben schreibe, sitzend unter Ihrer Büste, zwischen Alexander dem Großen, Goethe und Herder, gegen mir über Homer; das Alles verhält sich ungefähr zu meiner Hütte und meinem Saale in Angelmodde wie die Propyläen von Athen zu einer Amsterdamer Schenkbude. Mit allem dem esse ich dort lieber mein trockenes Brod; ja, mein trocken Brod ist mir lieber."

Sie spricht nun über ihre Gründe hierfür und kommt auf ihre große Sehnsucht nach innerm Frieden und Seelenruhe. — „Aber ich habe mich lange getäuscht über die Art von Glückseligkeit, deren der Mensch fähig ist, weil ich die Liebe, oder vielmehr das Lieben überhaupt als objectiven Zweck betrachtete, anstatt daß es hätte bloß als Mittel genommen werden sollen."

Weiter entwickelt die Fürstin, wie sie allmählich darauf gekommen sei, daß Glück nur dann empfunden werden könne, wenn man den eigenen Willen in vollkommenen Einklang mit dem göttlichen Willen gebracht habe. Sie spricht näher über ihre Erfahrungen und ihre daraus erwachsenden Grundsätze: „Sie sehen, theurer Freund, daß Freundschaft ein so unvertilgbares Uebergewicht über alle meine Begierden, Gesinnungen und Vorstellungen erworben hat, daß der Zügel nach dieser Seite hin durchaus strenge gehalten werden muß.

Es ist mir gelungen, und zwar durch treuen und pünktlichen Gehorsam gegen meine Grundsätze, den sehnlich gewünschten innern Frieden in mir dadurch zu befestigen, daß ich mich stets auf den gegenwärtigen Augenblick beschränke, wie es das tiefe Wort des schönsten aller Gebete ausspricht. „Gib uns heute unser tägliches Brod." Aber das ist nicht ohne Schweiß und Arbeit geschehen, d. h. ohne die beharrlichste Aufmerksamkeit, um mich festzuhalten

an diesem kostbaren Gut, welches die Quelle aller übrigen ist.

Gott befohlen, theuerster Sokrates."

Hemsterhüys stimmte bei der Rückkehr der Fürstin in die katholische Kirche nicht ihren Ansichten bei, es machte jedoch seinem Charakter Ehre, daß das Freundschaftsverhältniß zwischen Beiden nicht im geringsten dadurch beeinträchtigt wurde. Der Briefwechsel und seine jährlichen Besuche in Münster wurden ununterbrochen fortgesetzt.

Die Fürstin verstand es wie Wenige, sich die allerverschiedensten Menschen als Freunde zu erhalten. Sie wurde durch die Reichhaltigkeit ihres Geistes der Mittelpunkt, in dem sich selbst ein strenger Philosoph wie Hemsterhüys und ein kindlich frommer Katholik wie Stolberg, ein wahrer protestantischer Christ wie Hamann und ein ebenso wahr katholischer wie Fürstenberg berühren konnten, ohne sich abzustoßen.

Um ihr kindliches Verhältniß zu Overberg zu verstehen, muß man einige Stellen aus einem Brief hervorheben, worin sie ihn bittet, sie als sein Beichtkind aufzunehmen.

„Ich fühlte nämlich jetzt, so schreibt die Fürstin, daß ich eines geistlichen Vaters und Freundes bedarf, dem ich nicht allein meine Sünden beichten, sondern dem ich mein ganzes Herz öffnen, das Gute sowohl als das Böse darin frei zur Beurtheilung und Aufsicht aufzuheben geben, von dem ich zu meinem Wandel Verhaltungsbefehle mir holen, und der aus christlichem Eifer, ungeachtet meiner Unliebenswürdigkeit, genug mich lieben könne, um auch außer der Beicht und unaufgefordert, wie Väter mit ihren Kindern zu thun pflegen, mich zu beobachten, zu prüfen, zu strafen, zu trösten, zu ermahnen, kurz, für meine Seele wie für die seinige zu sorgen.

Nicht meinem Gefühl und meiner Neigung traute ich allein in dieser wichtigen Wahl dessen, dem ich meinen Willen abzutreten entschlossen bin; ich habe gebetet, gewartet und wieder gebetet und immer denselben Mann im Grunde meiner Seele wieder gefunden.

Findet nun dieser Mann auch etwas in seiner Seele, das ihn zur Uebernahme der Sorge für die meinige geneigt macht? Findet er darin Antrieb, sich zu entschließen, die schwache, bedürftige Seele so ganz, wie sie sich ihm hinzugeben strebt und hinzugeben gedrängt ist, aufzunehmen? die Vortheile des Rangs und des Titels, die Christus nicht kennt, von sich zu werfen, um nur das zum Gehorsam entschlossene Kind in mir zu sehen, und als solches zu behandeln.

Ihre Entscheidung werde ich als Ausspruch und Zeichen des göttlichen Willens in dieser wichtigen Epoche einer neuen geistigen Gährung meiner Seele verehren, und mich ihr, sollte sie auch nicht günstig sein, unterwerfen.

Ewig Ihre ehrfurchtsvolle Freundin, und so Gott will, stets gehorsames Kind — Amalia."

Overberg wurde in der Folge, um es so auszudrücken, ein wirklicher Theilnehmer ihres Gewissens, d. h. aller Angelegenheiten, die sie vor Gott zu besorgen hatte.

Ein Ausspruch in ihrem Tagebuch mag sich wohl auch besonders auf ihn beziehen.

„Das größte und sicherste Kriterium wahrer Freundschaft ist: Wenn zwei in ihrem innersten Herzensgebete zu Gott immer ohne Anstand und Zweifel, ohne Bedenken und Einschränkung sagen dürfen: „Wir."

Im Jahre 1787 machte die Fürstin eine Reise, wo sie sich in Norddeutschland und Sachsen aufhielt; die Bekanntschaften von Goethe, Herder, Lavater u. A. mußten einen

großen Reiz für die geistreiche Frau haben, und nicht ohne Kampf riß sie sich wieder los.

Es war jedoch dieselbe Seelengröße, womit sie früher Alles verlassen hatte, was sich mit dem Vorsatz ihre Kindererziehung selbst zu leiten nicht vereinigen ließ, die sie auch jetzt dazu brachte, alles von sich zu weisen, was ihre Eitelkeit nähren, und ihr Herz von Gott abziehen konnte.

Lavater schrieb an Jacobi: „Die Fürstin Gallitzin ist eine meiner Heiligen, um deren Willen mir Menschheit, Erd' und Himmel lieber ist."

Von den ersten dieser Gelehrten wurden der Fürstin die schmeichelhaftesten Einladungen zur Correspondenz gemacht. Goethe's Anerbieten zurückzuweisen, wurde ihr vielleicht am schwersten. Sie selbst schreibt darüber: „Goethe sagte mir, ich allein habe den Schlüssel seines lange verschlossenen Herzens gefunden, mir möchte er sich ganz öffnen, nach meinem gegenseitigen Vertrauen verlange ihn. Einen ganzen Winter blieb ich im Kampf, solle ich, solle ich nicht. Aber da ich keinen wahrscheinlichen Nutzen, Zeitaufwand und vielleicht zu viel Beschäftigung für mein Herz darin muthmaßte, konnte ich mich zu keiner Antwort entschließen. Aber nun fing ich an, ein besonderes Wohlgefallen an meiner Ehrgeizlosigkeit und an der Verachtung der Gelehrsamkeit zu haben.

Kurz vorher hatte Lavater mir zweimal geschrieben und denselbigen Anlaß einer Verbindung angeboten. Diese unbeantwortet zu lassen, kostete mich nicht einmal einen Kampf, und Herdern, der auch nachher schrieb, dessen Berühmtheit aber meinem Herzen gar nichts anbot, zu antworten, fühlte ich sozusagen einen unüberwindlichen Widerwillen."

Hamann sagte der Fürstin, daß ein gewisser Stolz

in dem übermäßigen Streben sich zu vervollkommnen liege.

„Die Haut riß er mir mit dieser Erklärung von den Knochen," schreibt sie in ihrem Tagebuch, „mich dünkte, man raube mir Lahmen meine einzige Krücke, aber ich liebte und ehrte ihn zu tief, um seine Erklärung nicht in meine Seele aufzunehmen. Ja, ich liebte ihn mehr als jemals für diese väterliche Härte, wälzte daher die Sache ernsthaft in meiner Seele und befand sie wahr."

„Soviel ahndet mir immer mehr, daß Hamann der wahrste Christ ist, den ich noch gesehen habe. — Seine Demuth ist so ungekünstelt als Fürstenbergs Gerechtigkeit; denn sowie dieser selbst seine Feinde so zu vertheidigen pflegt, daß er die Zuhörer wirklich überzeugt, so zeigt jener seine eigenen wirklichen Schwächen oder vielmehr, er verbirgt sie nie und nirgends, so daß sein Zuschauer auch wirklich überzeugt wird, er habe sie. Denn nichts ist ihm abscheulich als Heuchelei, und auch Demuth ist Heuchelei, wenn sie nicht überzeugt, nur feinere, schlauere und daher satanischere Heuchelei."

Daß der Fürstin Stunden tiefer Muthlosigkeit und geistiger Trockenheit nicht erspart blieben, zeigt eine Stelle ihres Tagebuches vom 31. Oktober 1788.

„Es ist in mir eine erstaunliche Leere, die zum Theil von Genußlosigkeit herzurühren scheint. Seitdem ich mich entschlossen habe, nach dem wahren Christenthum zu streben, fallen so viele Zweige des Lebens fort, die mir vorhin Trost gewährten, unschuldiger, herzerhebender Genuß schienen und die mir jetzt nur beständige Gelegenheit zum Kampfe oder zur Reue anbieten. Der Christ soll nur gelehrt sein zu seinem Zweck, nicht zu seinem Genuß, nicht nach Auswahl seines Geschmacks. Er soll kein anderes Wohlgefallen

suchen, als das Wohlgefallen Christi, sich gar nicht mit Mitteln, der Menschen Liebe zu gewinnen, beschäftigen, also auch über keinen Verlust derselben klagen oder trauern, nie seine Ueberlegenheit fühlbar machen, alles von Andern dulden ohne Wiedervergeltung, sich drücken lassen, ohne wieder zu drücken, dem vollen Ausbruch der menschlichen Liebe sich nicht überlassen, bei keiner Beschäftigung fragen: was freuet dich? sondern, was erfüllt am vollkommensten deine Pflicht? Auch klagen ist dem Christen nicht erlaubt, und mir ist oft so weh, so voll .... doch, könnte ich dich nur festhalten, Christus, du mein Heil! wie weit wäre ich entschädigt! — aber das zu hohe Ideal, das mich zuweilen begeistert, entwischt mir mehrentheils — und ich sitze und härme mich ab zwischen unauslöschlicher Begierde nach dir und dem trostlosen Gefühl, daß ich dich nicht festhalten kann. Bist du die Liebe, o, so verlaß mich nicht in diesem grundlosen Elend. Ziehe mich zu dir, da du es zuließest, daß ich von dir begeistert dich erkannte und über Alles liebte."

Wohl muß der Zug der göttlichen Liebe mächtig in ihr gewesen sein, denn alle die Versuchungen, die ihr eigenes Herz, ihr strebsamer, ruheloser Geist, die allgemeine Verehrung all' jener Menschen, auf deren Urtheil sie am meisten hielt, ihr in den Weg legten, vermochten nichts gegen die energische Willenskraft, womit sie jedem Hinderniß, das sich zwischen sie und ihr hohes Ziel der gänzlichen Vereinigung mit Gott stellte, entgegentrat. Schonungslos verfuhr sie mit sich selbst, und wenn sie die schwersten Opfer gebracht, wollte sie nie eine Last darin erkennen: „Menschen, die Mortificationen anstatt der Liebe üben, werden stolz darauf. Der Mensch, der sie aus Liebe übet, betrachtet sie als etwas Kleines, Unbeträchtliches, was weit

unter allen Tugenden des Christen, wie Demuth, Gehorsam, Geduld, steht. Er übt sie nicht als Stellvertretung, sondern als eine Thätigkeit seiner Liebe, die den Drang fühlt, äußerlich hervorzutreten. Wer hat je geliebt, und kennt die, ich möchte fast sagen, kindische Unruhe des Herzens nicht, das immer geben, gehorchen, dienen, sich selbst verleugnen und etwas aufopfern Wollens für den Geliebten, indem jeder dieser Acte sozusagen seine eigene Liebe ihm verdoppelt zu genießen gibt, in sich und Andern?"

Die Begriffe von Freundschaft, welche die Fürstin hegte, erlaubten ihr nicht über die Schwächen und Fehler Derjenigen, die sie am meisten liebte, zu schweigen. Mit Fürstenberg verkehrte sie wie eine Schwester mit einem Bruder, den sie als viel höher stehend betrachtet. Sie nannten sich „du," aber diese äußere Vertraulichkeit wurde vollständig gerechtfertigt durch die inneren Wechselbeziehungen ihrer Seelen. Einst schrieb sie ihm: „Folgendes ward mir hell, daß es eine gewisse Seite in Dir gibt, die mir von jeher und nach meinen gegenwärtigen Gesinnungen mehr als jemals anstößig ist. — Es ist eine gewisse philosophische Koketterie, die ich besser fühlen als beschreiben kann. Sie gebiert eine gewisse Zudringlichkeit des Verstandes im Selbstwohlgefallen unserer Superiorität in den kleinsten, für einen Mann wie Du, unbedeutendsten Dingen, eine Vertheidigungs- und Erklärungssucht — kurz, eine feuerwerksartige Activität, die der einfältigen, stillerhabenen, so unabhängigen christlichen Größe so ganz zuwider ist. Ich bin unendlich weiter von dieser seligen Stimmung der Fähigkeit selbst noch entfernt, als Du, lieber Franz; aber in keinem Zeitpunkte meines ganzen Lebens habe ich die göttliche Gestalt so lebhaft und fest in's Auge gefaßt, als in dieser für mich ewig merkwürdigen Epoche meines Le-

bens. Wäre sie mehr in mir, so würde ich selbst das, was ihr widerspricht, ganz anders tragen, oder so zu rügen wissen, daß Liebe darin Liebe erkennen würde. Aber weil die göttliche Gestalt nicht sowohl in als vor mir steht, so bin ich wie das Kind, das den Mond erhaschen will, sich härmt und grämt, daß man ihn ihm nicht darreicht; ich kann eine andere Gestalt, am wenigsten an Dir, nicht ausstehen.

Siehe, Liebster, so wird meine Stimmung gegen Dich Ungeduld, gegen Hemsterhüys, der weit mehr abweicht, bei Weitem nicht so, meine Stimmung gegen ihn ist mehr negativ."

Den andern, von ihr so hochverehrten Freund Hamann sollte die Fürstin nicht lange besitzen. Derselbe war von Königsberg nach Münster gekommen, um sich zu erholen. Er wohnte bei Buchholtz, aber die Fürstin pflegte ihn während seiner Krankheit mit der aufopferndsten Liebe einer Tochter. Er hatte trotz seiner großen Schwäche nach Düsseldorf abreisen wollen. Die Fürstin besorgte Alles für ihn und sah selbst zu, daß jede erdenkliche Erleichterung für ihn geschaffen war. Die Abreise konnte jedoch nicht stattfinden, und die Fürstin schreibt: „Als ich Freitag Abend von Angelmodde kam, erfuhr ich, er sei krank und noch hier; ich erschrack, eilte, so müde ich war, zu ihm und fand ihn röchelnd, sehr schlecht, er sprach beschwerlich. Noch immer wollte er heute noch reisen, reichte mir sehr liebreich mehrmals die Hand. Ich ging mit schwerem Herzen von ihm zu Druffel, seinem Arzt, schickte noch Abends zehn Uhr eine Estafette nach Düsseldorf, schrieb von seinem Zustand, doch noch ohne Ahnung eines so nahen Todes. — Ich konnte früh nicht aus dem Bette, weil ich sehr müde erst gegen halb sechs Uhr erwachte und ihn so schlecht nicht

glaubte und mich stärken wollte, den Tag bei ihm bleiben zu können. Dennoch trieb mich eine gewisse innere Bangigkeit eher aus dem Bett, als ich mir vorgenommen. Indem ich mich präparirte, kam Fürstenberg und meldete mir, er sei schlechter, um vier Uhr habe er ihn gesehen. — Ich war wie erstarrt und bereitete mich vor, den ganzen Tag dort bleiben zu können. Druffel kam mir auf der Treppe entgegen und sagte, ich möchte lieber nicht hineingehen, es wäre so gut wie vorbei. Ich konnte aber nicht umkehren, mußte den lieben Heiligen wenigstens noch anblicken.

Mein letzter Trostgedanke war, er erbittet dir vielleicht die Kraft, zu werden, was er dir durch sein Leben dargestellt und durch Worte gelehrt hatte. Ein unbeschreiblich süßer Gedanke war mir die Asche dieses Seligen, Großen, so wenig Gekannten in meinem Garten zu verwahren, einst meinen Kindern vielleicht bei diesem Grabe etwas von dem Geist des Verstorbenen einzuhauchen — mir selbst eine beständige Erweckung. Ich erhielt es mit Mühe, man drohte mir mit üblen Nachreden, Mißvergnügen der Geistlichkeit u. s. w. Nach vielem Hin- und Herlaufen erhielt ich's gegen das Versprechen, es in die öffentlichen Papiere einfließen zu lassen, daß es nicht aus Intoleranz, sondern auf meine ausdrückliche Bitte geschehen sei."

In der That kam die Fürstin durch das Begräbniß Hamanns in ihrem Garten in übles Gerede. Es fanden sich, wie immer bei solchen Gelegenheiten, auch bei ihr Freunde, die ihr getreulich alles hinterbrachten, was die Welt sich bei diesem Vorfall erzählt hatte. Die Fürstin hat sich nun in ihrem ganzen Leben wenig um das Urtheil der Welt gekümmert; bei dieser Gelegenheit that es ihr jedoch weh: „Die Reflexion, daß man nicht einmal ohne das kritische Auge und die Schmähsucht der leeren Welt-

menschen einen Freund begraben könnte, gab mir ein entsetzlich ödes, ekles Gefühl und vermehrte meinen beinahe übertriebenen Abscheu.

Dieser Todesfall verdarb mir die Freude über Hemsterhuysens Ankunft. Ich konnte seinen hochtrabenden Grācismus gar nicht verdauen. Des alten Hamann kindlich erhabene Einfalt umschwebte mich und Hemsterhuys war mir wie einer, der mich diesem seligen Geiste entreißen wollte, und gegen welchen sich mein empörtes Herz jeden Augenblick zur Wehr setzte. Mich dünkt, er muß es gemerkt, aber dem Leiden über den Verlust allein zugeschrieben haben, da ich es nicht lassen konnte, allen andern Unterhaltungen auszuweichen, um ihm stets wieder von diesem Freunde zu erzählen. Ich schloß es auch daher, weil er nach seiner gewöhnlichen Klugheit und Größe meine Eitelkeit über die philosophische Würde, solche Fälle äußerlich zu tragen, rege zu machen suchte, indem er unaufhörlich davon sprach.

Dem guten Manne ahnte gewiß nicht, daß Hamanns verächtlich scheinender, einfältig hoher Wandel mich über innere Würde mehr gelehrt hat, als Hemsterhuysens ganzes Leben und alle seine philosophischen, übrigens schönen Schriften."

Hemsterhuys überlebte Hamann nicht lange. Er starb nach schmerzlicher Krankheit im Jahre 1790, und die Fürstin litt um so empfindlicher unter diesem Verlust, weil ihr Freund ohne Hülfe und Trost von Seiten der christlichen Kirche aus dem Leben schied.

Während seiner Krankheit ließ ihre Liebe sie nicht ruhen. Sie entwickelte in einem langen Briefe an ihn die Gründe für die Wahrheit des Christenthums, und es floß ihr mit solcher Klarheit von der Feder, daß sie sich fast

von Oben geleitet glaubte. Leider kam der Brief jedoch nicht mehr zu seinen Händen.

Hemsterhüys hatte noch seinen Vernunft-Glauben, „er war," wie die Fürstin sagte, „von sanfter Gemüthsart; anziehend und geistreich im Verkehr mit Gleichgesinnten, war er zurückhaltend im Umgang mit der Welt. Einfach in seinem Leben, bescheiden in seinen Sitten, besaß er jene Heiterkeit, die das Streben nach dem Guten begleitet."

Beide Männer, Hemsterhüys wie Hamann, strebten nach dem Guten; von dem Vernunft-Glauben ist jedoch ein gewisser Stolz auf eigenes Vermögen nicht zu trennen. Hamann charakterisirt hauptsächlich ein festes Vertrauen in die göttliche Kraft, nicht in die eigene: „Wenn ich einen Samen in die Erde säe, so bleibe ich nicht stehen und horche und sehe zu, ob er auch wachse, sondern ich säe und gehe von dannen weiter zu säen, und überlasse Gott das Wachsen und Gedeihen."

Wie die Fürstin über die Seligkeit nach dem Tode dachte, setzt sie einmal in ihrem Tagebuch auseinander: „Die beliebte Schuleintheilung in zeitliche und ewige Glückseligkeit hat mir nie gefallen wollen; sie veranlaßt meines Bedünkens den großen Irrthum, als wenn man hier müßte unglücklich, in lauter peinlichen Empfindungen leben, wenn man hoffen dürfte, dort selig zu werden. Es kann aber in Absicht auf Seligkeit keine Abtheilung in Hier und Dort stattfinden, als eine Zeit: Hier, wo sie gar nicht existirt, und eine andere: Dort, wo sie dann mit einmal anfangen soll. Seligkeit ist eine lange, immer wachsende Kette von permanenten Zuständen der Seele, deren Bewußtsein hier durch die Sinnlichkeit und durch die Einschränkung, die diese der Seele gibt, mehr oder weniger unterbrochen wird.

Wer dort ewig selig werden will, muß nothwendig anfangen, hier sich selig zu verspüren. Der Mensch, der, um die ewige Seligkeit einst als Belohnung zu empfangen, handelt, sich kasteit und quält, wird soweit nicht kommen, als derjenige, der diese Seligkeit hier im Wege der Heiligung durch Gehorsam und Liebe sucht."

III.

Nach Hamanns Tode schloß sich die Fürstin immer inniger an Overberg an. Ihr wurde das seltene Glück zu Theil, einen Seelenführer in ihm zu gewinnen, der sie in Allem verstand, und der durch seine eigene große Demuth davor bewahrt blieb, jemals einen Mißbrauch von dem rückhaltlosen Gehorsam zu machen, womit die Fürstin sich immer seinen Entscheidungen unterwarf.

Sie hielt sich ihm gegenüber streng an den Grundsatz der heiligen Theresia: „Entzückungen und Einsprechungen können täuschen, aber der Gehorsam täuscht nimmer."

Overberg erkannte in seiner großen Bescheidenheit an, wie segensreich und bildend die Verbindung mit dieser wahrhaft großen Seele für ihn war. Sein Zartgefühl für Schicklichkeit erleichterte gewiß der Fürstin den Zwang der Unterwerfung, und so gestaltete sich eine Seelenverbindung, wie sie vielleicht unter Tausenden kaum Einem zu Theil wird.

Overberg war ihr eine kräftige Stütze zu Zeiten innerer und äußerer Kämpfe, die jetzt über sie hereinbrachen.

Die Fürstin hatte im Jahre 1792 ihren Sohn Mitri zu einer Reise nach Amerika bis Rotterdam begleitet. Derselbe hatte ihr oft durch eine gewisse Unselbstständigkeit

und Unsicherheit in seinem Charakter Sorge bereitet, und sie wünschte, daß er sich durch diese größere Reise, während welcher er fast ausschließlich auf sich selbst angewiesen war, in seinem Urtheil kräftige, ehe er sich bestimmt über die Wahl seines Berufes ausspreche.

Seine Erziehung war bis jetzt mit Rücksichtnahme auf einen späteren Eintritt in die russische Armee geleitet worden. Nun schien es aber der Fürstin bedenklich, den jungen Mann aus den engen Schranken einer sorgfältig überwachten häuslichen Umgebung plötzlich in das freie Soldatenleben zu versetzen, und sie war daher sehr erfreut, als sich in einem Hauslehrer der Familie Droste-Vischering, Namens Brosius, ein geeigneter Reisebegleiter fand, der Mitri auf der Reise nach Amerika einigermaßen zur Seite stehen konnte.

Mutter und Sohn gingen am Gestade auf und ab, um die letzten Augenblicke des Zusammenseins zu genießen. Ein Boot trennte sich von dem Schiffe, um den jungen Prinzen zu holen. Dieser aber fühlte sich von dem Anblick der schäumenden Wellen und des schwankenden Bootes in seiner angeborenen Furchtsamkeit so übermannt, daß er anfing, seiner Mutter Vorstellungen zu machen, ob die Reise nicht jetzt noch unterbleiben könne. Schweigend ging die Fürstin neben ihrem Sohne her; als sie aber ganz nahe an dem Boote waren, wandte sie sich rasch und mit flammendem Auge zu ihm und sagte: „Mitri, ich schäme mich in deiner Seele.“ Damit ergriff sie ihn am Arm und führte ihn rasch dem Boote zu. Mitri wollte antworten, lag aber im nächsten Augenblick im Wasser, wo ihn die Matrosen sogleich auffischten und lachend mit ihm davonfuhren. Später erzählte der Prinz, daß er nie dahinter gekommen, ob er in jenem Augenblick ausgeglitten, oder

ob seine Mutter absichtlich diese Kur mit ihm vorgenommen habe; nur so viel sei er sich von dieser Wiedertaufe bewußt geblieben, daß er von jenem Augenblicke an ein vollständig umgewandelter Mensch geworden sei.

Der Zweck der Reise, innere Klarheit über sein Wollen und Thun, wurde in dem Prinzen sehr bald erreicht, aber die Entscheidung fiel ganz anders aus, als man sie erwartet hatte.

Schon nach kurzem Aufenthalt in Amerika kam ein Brief von ihm an einen Geistlichen in Münster, worin er diesen bat, seine Mutter auf seinen festen Entschluß vorzubereiten, „wodurch er sich mit Leib und Seele, mit Hab und Gut dem Dienste Gottes und dem Heile seines Nächsten aufgeopfert habe. Dieser Entschluß sei von ihm gefaßt worden, hinsichtlich des dringenden Bedürfnisses nach Arbeitern im Weinberg des Herrn, indem die Geistlichen in diesem Lande oft 40—50 Stunden Wegs und oft noch mehr reisen müßten, um den Gläubigen die Heilsmittel zu bringen. Er zweifle nicht, daß in Rücksicht auf die schwere Arbeit, welche ein solcher Beruf fordere, die Wahrheit dieses Berufes nicht werde verkannt werden können."

Die Fürstin gehörte jedoch zu den Personen, welche jeden raschen Entschluß mit einem gewissen Mißtrauen betrachten. Sie kannte auch die von ihrem Sohne erwähnte schwere Arbeit eines Missionärs zu genau, um nicht große Bedenken zu hegen; außerdem sah es ja gerade aus, als hätte sie ihrem Sohne durch diese Reise eine Gelegenheit geben wollen, mit einem bisher verheimlichten Beruf nun vorzutreten. Sie hatte die volle Verantwortlichkeit für die Erziehung ihres Sohnes übernommen, ihr Gemahl hatte ihr den größten Beweis seines Vertrauens gegeben, als er seinen Sohn ihrer Leitung allein überließ, wie konnte sie

ihm diese Nachricht mittheilen? Anderseits konnte sie selbst ihren Gesinnungen nach ihrem Sohne gewiß keinen schöneren Beruf wünschen, als den von der Welt vielfach verachteten eines Missionärs; aber sie zweifelte wirklich, ob hier nicht eine Uebereilung vorliege, und trat deßhalb mit fast männlicher Energie seinem Entschluß entgegen. Sie verlangte, daß ihr Sohn sich doch wenigstens für ein Jahr von allen theologischen Studien fern halte und sich den Staatswissenschaften hingebe. Er solle reisen, Welt und Menschen kennen lernen, dann erst könne von der Wahl eines Berufes die Rede sein.

Der Bischof von Baltimore und der Regens Nagot traten wegen dieser Angelegenheit in Correspondenz mit ihr, und über ein Jahr ging in den Prüfungen hin, die dem jungen Prinzen auferlegt wurden. Zuletzt bat Nagot die Fürstin, ihrem Sohne doch ein Wort des Trostes von seiner Mutter sagen zu dürfen, denn: „Er verdiene es."

Die Fürstin mußte übrigens auch anerkennen, daß ihr Sohn berechtigt sei, sich seinen Beruf selbst zu wählen, und als sie schließlich zu der Ueberzeugung kam, daß in der That alle Anzeichen vorhanden waren, ihr Sohn habe seinen eigenen und wahren Beruf erkannt, da trat sie offen auf seine Seite und vertheidigte ihn muthig gegen die heftigen Widersprüche, die jetzt von allen Seiten sich erhoben. Mit ihrem Gemahl und ihrem Bruder, dem General von Schmettau hatte sie einen schweren Stand, so schwer, daß ihre ohnehin angegriffene Gesundheit ernstlich darunter zu leiden begann. Sie antwortete ihrem Gemahl auf eine vorwurfsvolle Bemerkung hinsichtlich des wenig geachteten Standes eines Missionärs: „Es könne durchaus nicht die Rede von einer Schmach sein, denn er würde doch anerkennen, daß ein Charakter groß sei in dem Maße, als er fähig wäre,

Opfer zu bringen für das Wohl Anderer; nun aber wäre schwerlich ein größeres Opfer denkbar, als dasjenige, wozu ihr Sohn entschlossen sei."

Einer andern Drohung, daß man dem Prinzen die Geldunterstützung entziehen könne, begegnete sie mit der Frage: „Was könnte dadurch über einen jungen Mann gewonnen werden, der schon seine Gleichgültigkeit gegen Reichthümer, sowie gegen die Bequemlichkeit des Lebens ausgesprochen hat, und überdieß nach einem Stande sich sehnt, in welchem er auf alle diese Dinge Verzicht zu leisten entschlossen ist?"

Im Jahre 1795 empfing Prinz Mitri die erste Weihe und Nagot schrieb der Fürstin, daß er nie einen angehenden Geistlichen zum Empfang der heiligen Weihe an den Altar begleitet habe, von dessen Beruf er so versichert gewesen sei, als von dem ihres Sohnes.

Es dauerte noch fast drei Jahre, bis sich der Vater des Prinzen über die Standeswahl seines Sohnes beruhigte und ihm die mehrfach gestellte, kindliche Bitte um Versöhnung gewährte.

Auch die eingetretene Spannung mit seiner Gemahlin löste sich mit der Zeit und er kam wieder jeden Sommer auf mehrere Wochen zu ihr nach Münster.

In den neunziger Jahren verkehrte die Fürstin viel mit der Familie Stolberg theils in Münster, theils in Eutin. Dazwischen war sie sehr leidend. Sie litt ihr ganzes Leben mehr oder weniger an rheumatischen Hüftschmerzen, welche eine oft recht drückende hypochondrische Stimmung im Gefolge hatten.

Als diese Leiden öfter wiederkehrten, lernte sie bald physische Hypochondrie von geistigem Trübsinn unterscheiden. Es gelang ihr mehr und mehr, ihre schmerzhaften

Empfindungen für sich allein zu tragen, und wurden sie dennoch bemerkt, so sagte sie wohl: „Nicht ich bin traurig, sondern meine körperliche Umgebung ist es bloß.“ Oft vermochte sie gerade hypochondrische Personen, die weniger litten als sie selber, zu trösten.

Schwerer als diese körperlichen Leiden wurde ihr geistiger Schmerz, den ihr gekränkte Liebe bereitete. Bei all' ihrer Aufopferung für Andere wurde ihr oft schlecht gelohnt, ihre Ansichten wurden verkannt, ihre Handlungen mißdeutet. Sie betrachtete diese Leiden als ein Kreuz, das Gott ihr um ihrer Seele Heil auferlegte und hielt sich streng an ihren Grundsatz, die Leiden jedes Augenblicks niemals durch trübsinniges Erinnern an alles bereits Ertragene, oder durch furchtsame Ahnungen zu erschweren. Sie untersagte sich streng alles, wie sie es auszudrücken pflegte „Monologiren“ mit den Personen, welche ihr Unrecht gethan oder sie gekränkt hatten, indem ihr das sinnliche Mitleid mit sich selbst die Ursache zu sein schien: „Wir können nicht auf Gottes Beistand rechnen, wenn wir uns selbst ein Kreuz auflegen, das er uns nicht zugedacht hatte.“

Wie sehr die Fürstin jede Art von Leiden als Mittel zu größeren Vollkommenheiten betrachtete, zeigt eines ihrer kurzen Gebete: „Im Dornbusche zeigtest du dich Moses und allen deinen Lieblingen. O, stärke meine noch junge Neigung zu den Dornen, daß ich nimmermehr aufhöre, sie zu umfassen. Leiden und Leiden, bis ich reif werde ewig zur Liebe, das ist zum Leben!“

Gott erhörte ihre Bitte und sandte ihr Leiden der verschiedensten Art, aber zugleich auch eine Fülle von Gnaden, um dieselben zu ertragen.

Im Jahre 1803 erhielt sie ganz unerwartet die Nachricht von dem plötzlichen Tode ihres Gemahls, der zu Braun-

schweig gestorben war, und nun begann eine Reihe anderer Unannehmlichkeiten für sie.

Die Fürstin theilte den Verwandten in Rußland die Todesnachricht mit, erhielt jedoch nur durch eine Zeitung die Aufforderung, nach Rußland zu kommen, um die Nachlassenschaft ihres Gemahls in Empfang zu nehmen. Vorläufig hatten die Verwandten dieselben mit Beschlag belegt, trotzdem der Fürstin zufolge ihres Ehecontractes die Nutznießung und ihren Kindern das Eigenthum zustand. Die Sache zog sich fast während zweier Jahre hin, und die Fürstin sah sich genöthigt, ihre rechtskundigen Freunde um Rath und Hülfe zu bitten. Für sich selbst fürchtete sie die Armuth nicht, wie sich aus einer Aeußerung entnehmen läßt: „Wenn ich und meine Tochter ohne unsere Schuld verlieren, was uns rechtmäßig zukommt, so wird Gott, der die Raben speist und die Lilien kleidet, für unsere standesmäßige Nothdurft schon sorgen.“ Ihrem Sohne wollte sie jedoch die Entscheidung über das Erlangen seines Vermögens selbst überlassen. Die Rechtskundigen hielten eine Reise des Prinzen nach Petersburg für unabweislich, und so sandte die Fürstin drei Briefe an den Bischof von Baltimore, an Nagot und an ihren Sohn nach Amerika, worin sie gewissenhaft die Lage der Geschäfte auseinandersetzte, ohne jedoch eine eigene Ansicht auszusprechen.

Ihr Sohn kannte jedoch seine Mutter zu gut, um nicht gerade aus diesem Verschweigen der eigenen Ansicht herauszufühlen, daß sie diese Reise von ihm nicht verlange. Er schrieb deßhalb zurück, daß er sich nicht von seiner eben in's Leben tretenden kleinen Pfarrei trennen könne, alles, was er im besten Falle an zeitlichen Gütern gewinnen könne, komme ihm nicht in Vergleich mit einer einzigen Seele, die durch seine Abwesenheit verloren gehen möchte.

Er könne sich seine Gegenwart in Petersburg auch kaum von Nutzen denken, da er der russischen Sprache und der Landesgesetze ganz unkundig sei. Er wolle bei seinem Berufe bleiben, und es der Vorsehung überlassen, für seinen Unterhalt zu sorgen.

Die Fürstin antwortete: „So wehe es meinem Mutterherzen thut, der nahen Hoffnung, den geliebten Sohn zu umarmen, entsagen zu müssen, so kann ich doch mit Wahrheit sagen, daß Dein Brief, der mir diese Nachricht ankündigt, mir den größten Trost gewährt hat, den ich auf Erden zu finden wünsche."

Schließlich that die Fürstin in dieser Angelegenheit einen aus Schonung gegen die Verwandten ihres Mannes so lange als möglich hinausgeschobenen Schritt. Sie wandte sich an den Kaiser von Rußland, und dieser setzte sie wieder in den Besitz der Güter, welche ihr von Rechtswegen zukamen.

In den beiden letzten Lebensjahren der Fürstin 1805 und 1806 litt sie fast unausgesetzt an ihrem alten Uebel. Sie brauchte gewissenhaft nach dem Rath ihrer Aerzte die vorgeschriebenen Arzneien, welche die Schmerzen und Krämpfe lindern sollten. War aber alles geschehen, was geschehen konnte, um das Uebel zu mildern, und es dauerte dennoch fort, so sah sie nur den Willen Gottes darin und unterwarf sich mit einer Freudigkeit, die ihre Umgebung oft auf das Tiefste rührte.

Eines ihrer kurzen Gebete aus jener Zeit drückte ihre Gefühle bei diesen Leiden am besten aus: „Ich will nicht erlöst sein aus meinen Leiden, nicht einen Augenblick früher, als Gott es will; er ist die Liebe, und kann es nur wollen, weil es mich näher mit ihm vereinigt, und das will ich."

Im Mai 1805 mußte Herr von Fürstenberg eine nothwendige Reise nach Hildesheim unternehmen. Das Wetter war rauh und kalt und die Fürstin konnte sich trotz ihres eigenen, leidenden Zustandes nicht entschließen, ihren fast achtzigjährigen, kränklichen Freund diese Reise allein machen zu lassen. Sie wußte, daß sie durch Erfahrung und genaue Kenntniß all' seiner kleinen Bedürfnisse dem hochverehrten Manne manche Erleichterung schaffen konnte, und fand in diesem Bewußtsein Muth über ihre eigene Schwäche hinwegzusehen.

Die Anstrengung war jedoch zu viel für ihre schwachen Kräfte. Sie kam ganz erschöpft zurück, fand widrige Geschäfte, die abgemacht werden mußten, und bald darauf die Nachricht der bedenklichen Erkrankung einer von ihr sehr geliebten Freundin, der Aebtissin von Vreden, Gräfin von Truchseß.

Ohne Zeitverlust reiste die Fürstin, von Overberg begleitet, nach Vreden und pflegte ihre Freundin während drei Wochen bei Tag und bei Nacht. Dann schien die Gefahr vorüber, die Fürstin reiste ab und empfing bald darauf die Nachricht, daß ein Rückfall eingetreten und die Aebtissin dem Herrn entschlafen sei.

Diese Trauerbotschaft traf die Fürstin in sehr leidendem Zustand, und der Schrecken mag wohl mit dazu beigetragen haben, daß auch bei ihr jetzt ernste Symptome zum Vorschein kamen.

Anfangs konnte sie trotz ihrer Schmerzen noch lesen oder nachdenken. Sie zehrte zu erschreckender Magerkeit ab, nur das Auge blieb heiter und blickte mit klarem Bewußtsein dem Tode entgegen, den sie während längerer Leiden jeden Augenblick erwarten konnte. Die Aerzte traten oft verlegen zu ihrem Lager, weil sie kein Mittel finden

konnten, um ihre Lage zu erleichtern. War dann die Fürstin freier von Schmerzen, so erheiterte sie dieselben durch ihre Unterhaltung. Ebenso sorgte sie mit der zartesten Aufmerksamkeit für die Personen ihrer Bedienung. Ihre Tochter, die Fürstin Marianne, und ihre Nichte, Gräfin Schmettau, hatten es sich als eine Gunst erbeten, daß sie abwechselnd Tag und Nacht bleiben durften. Mehr als zwei Personen konnten nicht bei ihr im Zimmer sein, die andern zu ihrer Bedienung nöthigen Personen waren im Nebenzimmer, und oft fragte die Fürstin, ob dieselben auch genügende Bekleidung und Erfrischungen hätten.

Von ihrer Tochter und Nichte ließ sie sich gern vorlesen und wählte dann die Lectüre so, daß sie für die Vorlesende besonders anziehend war.

Am 26. April 1806 hatte die Fürstin Abends eine heitere Unterredung mit ihrem Arzt, Herrn von Druffel. Derselbe verließ sie unbesorgt um bedenkliche Vorfälle um zehn Uhr, wurde aber bald nach Mitternacht gerufen. Als er zu ihr in's Zimmer trat, fand er die Fürstin mit den schrecklichsten Schmerzen ringend, die heiligen Namen: O Jesus, Maria, Joseph! in höchster Angst ausrufend. Ihre Hand stützte sich auf eine neben ihr knieende Magd. v. Druffel nahm sogleich die Stellung derselben selbst ein.

Gegen ein Uhr ließen die Angst und die Schmerzen etwas nach. Overberg, der die Fürstin in ihren innersten Wünschen kannte, bereitete sich, wie er es bereits öfter gethan, im Nebenzimmer die heilige Messe zu lesen. Die Fürstin drängte etwas zur Eile, denn sie fühlte die Nähe ihrer Auflösung. Es war eine feierlich wehmüthige Stunde, als sich dieses Leben dem Sterben neigte. Jeder fühlte es und harrte lautlos dem Ende.

Overberg wiederholte das Evangelium des Sonntags

Jubilate in lateinischer Sprache, weil die Fürstin am liebsten in dieser Sprache die heilige Schrift las, als er mit der heiligen Communion zu ihr trat.

„Ueber ein Kleines werdet ihr mich nicht sehen; und über ein Kleines sehet ihr mich. Wenn das Weib im Gebären begriffen ist, hat sie Trauer; aber wenn die Geburt vollendet ist, freut sie sich, weil ein neues Leben hervorgegangen."

Die Sterbende genoß die heilige Communion mit vollem Bewußtsein. Herr v. Druffel und ihre Tochter stützten sie. An den Thränen des erstern fühlte die Tochter, daß die Seele ihrer Mutter zu Gott zurückgekehrt sei.

Ein einfacher Grabstein dicht bei der Kirche zu Angelmodde bezeichnet die Stelle, wo die Ueberreste der frommen Fürstin ruhen.

Der Staub mußte vermodern, aber die Spuren, die ein hoher Geist und eine starke Seele hinterläßt, treiben immer neue Blüthen, weil sie selbst Theile des ewig Unveränderlichen sind.

In der Unterzeichneten sind ferner erschienen:

Baumstark, R., Don Francisco de Quevedo. Ein spanisches Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert. 12°. (XI u. 257 S.) 27 sgr. — fl. 1. 30 kr.

„Dieses Buch ist eine herrliche Frucht der Studien, welche der reich begabte Verfasser bei seinen Reisen in Spanien über die große Vergangenheit in Politik und Wissenschaft des spanischen Volkes gemacht hat. Er gestattet uns in diesem Lebensbild einen tiefen Blick in die politischen Zustände Spaniens im 17. Jahrhundert, und entwirft ein erfreuliches Bild von der hohen Blüthe der spanischen Literatur. Quevedo selbst ist ein gewaltiger Geist. Sein wechsel- und thatenreiches Leben ist fesselnd wie ein Roman."

(Augsb. Postzeitung. 1871. Nro. 55.)

Bibliothek deutscher Classiker für Schule und Haus. Mit Lebensbeschreibungen, Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von **W. Lindemann. Zweite Serie.** Vollständig in 10 Lieferungen oder 3 Bänden. 12°. (LIV u. 1724 S.) Thlr. 2. 15 sgr. — fl. 4. Elegant geb. in Leinwand: Thlr. 3. 6 sgr. — fl. 5. 12 kr.

Preis einer Lieferung $7\frac{1}{2}$ sgr. — 24 kr.

Inhaltsübersicht der einzelnen Lieferungen der vollständigen zweiten Serie:

1te	Lieferung:	Göthe's Prosa. Klopstock.
2te	„	Romantiker: I. A. W. Schlegel, Fr. Schlegel, Novalis, Tieck, Brentano, Arnim, Schelling.
3te	„	Romantiker: II. Körner, Arndt, Schenkendorf, Fouqué, Werner, Schulze, Eichendorff, Sailer, Görres.
4te	„	Schwäbische Dichter: Uhland, Schwab, Kerner, R. Mayer, G. Pfizer, Mörike, Fröhlich, W. Müller, Chamisso.
5te	„	Lehr- und Gedankendichter: Rückert, Platen, Schefer, Bodenstedt, Hammer, Mosen, Hebbel, Brunner, Schrott.
6te	„	Oesterreicher: A. Grün, Lenau, Vogl, Seidl, Zedlitz, Ebert, Halm, Feuchtersleben, Pyrker, Grillparzer, Stifter, Hartmann.
7te	„	Dichter der Neuzeit: I. Heine, Freiligrath, Hoffmann v. Fallersleben, Kinkel, Prutz, Gaudy, Dingelstedt, Wackernagel, Strachwitz, Simrock, Müller, Kaufmann, Reinick, Pape.
8te	„	Dichter der Neuzeit: II. Geibel, Kopisch, Redwitz, Koch, Schack, Lingg, Roquette, Hamerling, Scheffel, Heyse. — A. Stolz.
9te	„	Dichterinnen. Dialect-Dichtung.
10te	„	Religiöse Dichtung.

Die 1.—3. Lieferung bildet den ersten, die 4.—7. den zweiten, die 8.—10. Lieferung den dritten Band.

Jeder Band und jede Lieferung wird einzeln abgegeben.

Früher ist erschienen die:

Erste Serie in 3 Bänden oder 10 Lieferungen. 12°. (XX u. 1904 S.) I. Band: **Göthe.** 22½ sgr. — fl. 1. 12 kr. II. Band: **Schiller.** 22½ sgr. — fl. 1. 12 kr. III. Band: **Lessing, die Göttinger, Claudius, Jean Paul und Herder.** Thlr. 1. — fl. 1. 36 kr.

Beide Serien vollständig in 6 Bänden oder 20 Lieferungen: Thlr. 5. — fl. 8; elegant gebunden in Leinwand: Thlr. 6. 12 sgr. — fl. 10. 24 kr.

Bougaud, Em., Geschichte der heiligen Johanna Franziska von Chantal und der Ursprung des Ordens von der Heimsuchung. Nach der dritten Ausgabe aus dem Französischen in's Deutsche übersetzt. Mit dem Bildniß der Heiligen. Volksausgabe. 8°. In 10 Lieferungen à 6 sgr. — 18 kr. Preis vollständig: Thlr. 2. — fl. 3.

Dupanloup überhäuft dieses Werk mit den größten Lobsprüchen, nennt es geradezu eine vollendete Lebensbeschreibung der Heiligen und schreibt an den Autor u. A.:

„Einer der Hauptvorzüge Ihrer Lebensbeschreibung der hl. Jo„hanna Franziska von Chantal besteht darin, daß man sich bei dem „Lesen derselben in der Atmosphäre eines heiligen Lebens fühlt und, „wenn ich so sagen darf, in den vollen Gewässern des reinsten Christen„thums. Nein, Sie versetzen uns nicht aus dieser Welt hinaus, aus „den Kämpfen und Anfechtungen des menschlichen Lebens. Und ge„rade das ist noch ein gewöhnlicher Hauptfehler der Hagiographen, daß „sie uns den Heiligen von allem Menschlichen beraubt darstellen, so daß „man sich oft fragen muß, ob das denn wirklich ein Mensch, ein Sohn „Adams, ein Wesen sei von Fleisch und Bein wie wir. Die große „Anziehungskraft und die große Wahrheit Ihres Buches liegt im Ge„gentheil darin, daß die übernatürliche Seite in diesem Leben seine „natürliche Seite nicht verschlingt, daß das Weib, die Tochter, die Gat„tin, die Mutter, die Wittwe, die Klosterfrau und Ordensstifterin uns „nach einander in der Heiligen erscheinen, daß der Kampf der Natur „und der Gnade, sowie die Fortschritte in der Tugend fortwährend dar„in sichtbar sind."

Freiburg.

Herder'sche Verlagshandlung.

Sammlung historischer Bildnisse. 12°

Zweite Serie.

Vollständig broschirt *M.* 15.; einzeln geb. in Leinwand *M.* 25.; geb. in 3 Leinwandbände mit Goldpressung *M.* 18.

I. Daniel O'Connell. Von R. Baumstark. Mit Titelbild. Zweite Auflage. (VI u. 232 S.) *M.* 1.80.

II. Charitas Pirkheimer, Aebtissin von St. Clara zu Nürnberg. Von Franz Binder. (VI u. 195 S.) *M.* 1.50.

III. Kaiser Leopold I. Von R. Baumstark. (VII u. 213 S.) *M.* 1.50.

IV. Eberhard im Bart, der erste Herzog von Wirtemberg. Von Anton Schneider. (VIII u. 203 S.) *M.* 1.50.

V. Kaiser Friedrich I. (V u. 180 S.) *M.* 1.20.

VI. Julian der Abtrünnige. Von Dr. Fr. J. Holzwarth. (VI u. 105 S.) 90 *Pf.*

VII. Reginald Pole, Cardinal der hl. römischen Kirche und Erzbischof von Canterbury. Ein Lebensbild von M. Kerker. (VI u. 132 S.) *M.* 1.

VIII. Joseph II. Von Sebastian Brunner. (VIII u. 304 S.) *M.* 2.10.

IX. Sandwirth Andreas Hofer. Von P. Cölestin Stampfer. (XII u. 248 S.) *M.* 2.80.

X. Isabella von Castilien und Ferdinand von Aragonien. Von R. Baumstark. (VIII u. 212 S.) *M.* 1.80.

Diese Sam